









838

K650

S8h

# Heinrich von Kleist's Berliner Kämpfe

von

Reinhold Steig



Berlin und Stuttgart  
Verlag von W. Spemann  
1901.

Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei in Stuttgart.

## Vorwort.

---

Dies Buch habe ich geschrieben, weil es mir, in meinem Sinne, nothwendig war. Es behandelt das Emporkommen, Kämpfen und Unterliegen der Berlinisch-Märkischen Romantik vor den Freiheitskriegen. Nicht eine Person, die geistig herrscht, vielmehr eine geschlossene Vereinigung von Männern, die in Einem Sinne thätig sind, erscheint vor unseren Blicken. Mitten unter ihnen an sichtbarster Stelle aber steht Heinrich von Kleist. Von ihm, als dem Vorzüglichsten, nimmt das Buch seinen Namen.

Es war eine Zeit voll Kampf und Leben vor den Freiheitskriegen. Welch ein Zusammenstrom bedeutender Männer in Berlin, die der Eine Gedanke nur beseelte, ihr engeres und das allgemeine Vaterland einer neuen Entwicklung entgegen zu führen. Schon haben Stein und Hardenberg, Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz, Boyen und andere ihre Biographen gefunden, die für die Aufgabe gerüstet waren. Die für die Königin Luise zu liefernde Arbeit liegt in den Händen, die sie leisten werden. Treitschke's Geschichte der ganzen Zeit bleibt das Buch, in welchem das preussische Volk sein Leiden und Ueberwinden, sein Hassen und Lieben historisch wiederfindet. Treitschke empfand, daß politische und militärische Kraftentfaltung bei uns nicht ohne die Parallelwirkung von Glaube und Phantasie, Kunst und Wissenschaft möglich sei. Er hat das Allgemein-Geistige beim Aufbau des Politischen nicht entbehren können. Wie sind Heinrich von Kleist und andere preussische Dichter aus dem Bücherdasein frei gemacht und als

149767

handelnde Personen auf die Bühne der vaterländischen Politik gestellt worden. Auch die litterarhistorische Arbeit muß, das ist meine Ueberzeugung, dieselbe enge Fühlung mit der allgemeinen Geschichte suchen. Sie empfängt die Aufgabe, in dem Drama der Jahre 1806 und 1813 die Rollen zu ermitteln, die den preussischen Dichtern zugewiesen waren, und von der litterarischen Seite aus an der historischen Erkenntniß der geahnten Zusammenhänge mitzuwirken.

Kleist lebte seine beiden letzten, reifsten und arbeitvollsten Jahre in Berlin. Welche folgenschweren Ereignisse drängen sich gerade in diese Jahre 1810 und 1811 zusammen. Hardenberg wurde an die Spitze aller Geschäfte berufen. Seine Reformen gestalteten Preußen um. Jeder bedeutende Mensch damals war genöthigt, für oder wider sie Parthei zu nehmen. Davon hingen Lebensschicksale ab. Wir haben zu fragen: wie stand Kleist in seiner Zeit? wie seine Freunde? welche Folgen ergaben sich daraus für sie? Die Antwort schien mir noch zu fehlen: aus Gründen, die verständlich sind.

Die rege und verdienstliche Beschäftigung mit Kleist ist auf dem Wege fortgeschritten, den Ludwig Tieck ihr vorgezeichnet hat. Tieck wollte Kleist als Dichter neu erscheinen lassen. Er wußte wohl, welche Stellung Kleist in den politischen und geistigen Berliner Kämpfen eingenommen hatte. Aber ein Jahrzehnt war seitdem erst vergangen. Die meisten derer lebten noch, denen sein und seiner Freunde Kampf gegolten hatte. Wollte Tieck dem Andenken Kleist's jetzt schon einen Dienst erweisen, gegen den nicht sofort die alten Gegnerschaften sich erhöben, so blieb nichts übrig, als sie, wie wenn sie nie vorhanden gewesen wären, gänzlich aus dem Spiel zu lassen. Tieck versetzte die Dichtungen Kleist's gleichsam auf neutralen Boden. In diesem Sinne sind seine Ausführungen zu Kleist's Leben und Werken meisterhaft.

Das Verfahren, welches in Tieck's Hand sich segensreich erwies, verlor jedoch in der litterarischen Tradition allmählich

seine Kraft. Aus Gründen äußerer Vollständigkeit wurde zwar eine Ergänzung der Schriften nach der politischen Seite hin angestrebt. Viel mehr Material, als Tieck besaß, kam mit der Zeit zusammen. Aber die Verflüchtigung des eigentlich Kernhaften in Kleist's Wesen, Person und Poesie ging weiter. Er blieb ausgehoben aus dem Erdreich seiner mit Staat und Freunden unauflöslich verbundenen Existenz, und als Einzelwesen in eine bloß litterarische Atmosphäre gerückt, in der er nie mit vollem Zug geathmet hat. Wir aber wollen Kleist, wie er fest an seiner Stelle stand und wirkte, wieder haben. Keine Empfindelei, wie die der Verse auf seinem Grabstein, soll uns den kräftigen Widerhall der Schritte verdrängen, mit denen er durch die Straßen der preussischen Hauptstadt schritt. Es ist eine irrige Geschichtsconstruction, als gleiche die Reihe seiner Berliner Tage einem stäten Absinken zur allerletzten Stufe, von der nur noch der Absturz in die Tiefe übrig blieb. Nicht als ein dem Verhängniß bereits verfallener Mann, nein, frisch und gesund erschien er unter den Seinigen in Berlin, kindergut, arm und fest.

An der Seite gleichgesinnter Freunde trat er in die Berliner Kämpfe jener Tage ein. Sie vertheidigten das historische Princip gegen den ungeschichtlichen Geist der Revolution. Sie bekämpften die alte Berliner Aufklärung, die sich den neu-französischen Ideen ergab. Sie stellten christliche Frömmigkeit und christlichen Glauben als die Mächte hin, ohne die kein Heil möglich sei. Sie forderten den Krieg wider Napoleon als Nationalangelegenheit, um der geschichtlichen Bestimmung der preussischen Monarchie freie Bahn zu schaffen. Die christlich-deutsche Tischgesellschaft, zu welcher Adel und höheres Bürgerthum die Mitglieder lieferten, wurde die Vereinigung der neuen Patriotengruppe. Als publicistisches Kampforgan setzten sich gegen alle Widerstände die Berliner Abendblätter durch.

In diesen Blättern, aber nicht in ihnen allein, spielten sich die Berliner Kämpfe Heinrich's von Kleist und seiner

Freunde ab. In der Politik kämpften sie gegen Hardenberg, im Theater gegen Iffland, in der Kunst gegen die Berliner officiële Kunst. Einzelne Capitel sind dazu bestimmt, diese Bewegungen darzustellen. Universität, Schul- und Erziehungs- wesen behandelten die Freunde gleichfalls im altpreußischen Sinne. Die gesammte, das Reformwerk Hardenberg's Schritt auf Schritt begleitende Oppositionsthätigkeit veranlaßte den Staatskanzler, die Berliner Abendblätter zu erdrücken.

Zwischen und neben dem Politischen schoß das Litterariße auf. Dies fordert jetzt seine Darstellung. Erst betrachte ich allgemeine Erscheinungen, wie die Anekdoten, das Epigramm, Berichterstattung und Nachrichtendienst auf Inhalt, Herkunft und Verfahren Kleist's. Nun treten seine Freunde und Mitarbeiter einzeln hervor. Ich erörtere den Zusammenhang ihrer Arbeiten unter einander wie mit denen Kleist's, und suche die Spuren aufzuweisen, die Kleist's eigenwilliges Eingreifen in den meisten hinterlassen hat. Nun darf auch Kleist's eigene litterarische Arbeit, die während der Berliner Jahre von staunenswerthem Umfang war, aufgerollt werden. Der geistige Besißstand der Freunde verschiebt sich und nimmt zu. Den Schriften Kleist's, aus denen manches Unehle wieder auszuscheiden ist, kommt schon jetzt eine beträchtliche Reihe Neuerwerbungen zu.

Die Kämpfe dauerten fort, auch nachdem die Abendblätter zu Grunde gerichtet worden waren. Brentano's Philister- abhandlung, aus der christlich-deutschen Tischgesellschaft hervorgehend, entfachte sie von neuem. Auf Achim von Arnim fielen heftige Angriffe, öffentliche und heimtückische, die in der damaligen dramatischen Litteratur sich abdrückten. Dann auf Kleist und die ganze in ihm vertretene Richtung.

Inzwischen kündigte sich der französische Krieg gegen Rußland an und lenkte den Blick von den inneren Zuständen ab. Die Berliner Patriotengruppe ging aus einander. Kleist ließ sich reactiviren in der Hoffnung eines preußischen Waffen-

ganges gegen Napoleon: das Bündniß mit Napoleon kam zu Stande. Fast einsam sitzend in Berlin, knüpfte Kleist die Freundschaft mit der Familie Vogel eng und enger. Vogel war Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft. Die zwischen Kleist und seiner Freundin gewechselten Blätter, welche erhalten sind, erscheinen als die Zeugen eines schöngeistigen Verkehrs im Rahmen der damaligen Litteratur. Unfägliche Schmach ergoß sich aus gegnerischer Feder über den todtten Kleist. Mit dem Nachweis, wie und wo Adam Müller, Arnim, Fouqué für den Freund, dem sie die Treue hielten, öffentlich oder in ihren Werken vertheidigend eintraten, schließe ich. Es fällt ein Blick auf Heinrich von Kleist's menschliche Unsterblichkeit.

Zum Kampfe gehört Gegnerschaft. Deshalb kommen Kleist's und seiner Freunde Gegner auch zu Worte, um Inhalt und Werth des Kampfes selber mitzubestimmen. Das Buch möchte nicht bloß einen Theil, sondern die Gesamtheit der Bewegung fassen. Es will ein Stück vom geistigen Leben Berlins darbieten. Verschiedene Ausgangspuncte sind für den Eintritt in die Vergangenheit möglich. Indem ich vom Litterarischen ausging, empfand ich die Hinzunahme des Politischen als eine Unerläßlichkeit für mich. Wer umgekehrt vom Politischen ausginge, würde nicht ohne das Litterarische fertig werden. Deswegen wendet sich das Buch nicht an den Litterarhistoriker allein, sondern auch an den politischen Historiker, an den Historiker schlechthin: an Den, der geschichtlichen Sinn hat für die nationale Entwicklung unseres Volkes und Vaterlandes.

Berlin-Friedenau, 27. April 1901.

Reinhold Steig.

## Inhalt.

---

	Seite
<u>Vorwort . . . . .</u>	<u>III</u>
<u>Erstes Capitel: Preussische Patrioten . . . . .</u>	<u>1</u>
<u>Zweites Capitel: Politik . . . . .</u>	<u>52</u>
<u>Drittes Capitel: Theater . . . . .</u>	<u>166</u>
<u>Viertes Capitel: Berliner Kunst . . . . .</u>	<u>249</u>
<u>Fünftes Capitel: Universität, Schul- und Erziehungswesen . . . . .</u>	<u>289</u>
<u>Sechstes Capitel: Anekdote, Epigramm, Berichterstattung . . . . .</u>	<u>339</u>
<u>Siebentes Capitel: Heinrich von Kleist's Freunde und Mitarbeiter . . . . .</u>	<u>416</u>
<u>Achstes Capitel: Heinrich von Kleist als Autor in den Abendblättern . . . . .</u>	<u>511</u>
<u>Neuntes Capitel: Die letzten Kämpfe . . . . .</u>	<u>607</u>
<u>Zehntes Capitel: Auflösung der Patriotengruppe und Kleist's Tod . . . . .</u>	<u>649</u>
<u>Abschluß: Kleist's menschliche Unsterblichkeit . . . . .</u>	<u>694</u>
<u>Register . . . . .</u>	<u>697</u>

---

## Erstes Capitel.

### Preussische Patrioten.

Goethe's Tod hat der deutschen Litteraturgeschichte lange als das Ziel gegolten, bis zu dem sie wissenschaftlich vorzudringen habe. Bereits aber faßt sie jetzt in immer weiterem Umfange die neben Goethe hergehende und nach Goethe folgende Entwicklung ins Auge, deren erste, noch nicht verflungene Phase die romantische Culturbewegung ist, die die Kunst, die Litteratur, die Politik um die Wende des 18. Jahrhunderts ergriff.

Die Romantik wuchs aus der Goethischen Epoche heraus, mit derjenigen Nothwendigkeit, die in der allgemeinen politischen Veränderung Europas begründet lag. Die Goethische und die romantische Epoche schließen sich nicht aus, doch sie decken sich auch nicht. Was beiden an geistigen Tendenzen gemeinsam war, lebte mit gesteigerten Effecten in der Romantik fort, die, so betrachtet, daher als die Fortsetzerin, ja als die Vollenderin Goethischer Culturgebanten gelten darf. Die grundsätzliche Verschiedenheit trat auf dem politischen Gebiete ein. Goethe, als der Repräsentant seiner Alters- und Zeitgenossen angesehen, hatte als Jüngling und Mann mit politischen Zuständen Deutschlands zu thun, die unzulänglich waren und geändert werden mußten. Wer aber besaß in Deutschland die Macht dazu? Niemand konnte die Gewalten vorhersehen, die hereinbrechen würden; Niemand, ohne Preusse zu sein, die

deutsche Mission Preußens ahnen. Die Goethische Cultur erschuf sich selber eine deutsche Welt, die schöner war, als die politischen Zustände in der Wirklichkeit. Sie nahm sich die ideale Einheit vorweg, die spätere Generationen sich erst erringen mußten. Da aber, wo die classische Cultur zu Ende war, begann ihr Werk erst die romantische. Aus der Humanität wurde Nationalität, aus der Abkehr von der Politik die thätige Theilnahme an derselben.

Goethe saß einsam in Weimar, herrschend wie ein Gewaltiger; nur ganz Wenige, die wie er zu fühlen vermochten, bildeten seinen Stab; alles Uebrige war beherrschtes Volk. Die Romantik dagegen hatte viele Centren und viele Führer zugleich. In Jena, in Göttingen, in Heidelberg, in Berlin und an anderen Orten blühte sie neben und nach einander auf. Ueberall aber wehte ihr scharfe Luft entgegen, die schärfste in Berlin.

Die brandenburgisch-preußischen Herrscher hatten Jahrhunderte lang ihre Thatkraft auf die politische und militärische Festigung ihres Staates verwandt, zu der sie die besten Elemente der Nation als Mithelfer sich beriefen. Die übrigen Erfordernisse eines höheren geistigen Lebens konnten vorläufig Nebensache bleiben, die auf eigene Hand treiben mochte, wer die Lust dazu verspürte. Friedrich der Große, auf der Höhe seiner militärischen und politischen Macht, mußte, bei seinem Interesse für alles Geistige, zuerst den Abstand empfinden, in dem die litterarischen Leistungen unter ihm standen. Was in der Pitteratur lebendig war, hatten seine Thaten mit hervor gebracht. Lessing's Tellheim hat nationales Blut. Ohne Lessing sank die eingeborene altberlinische Pitteratur auf die unterste Stufe dessen, was möglich war. Die Humanität, die man noch zu besitzen wähnte, trocknete zu einem unfruchtbaren, unduldsamen Rationalismus ein, der für Religion, Volk und Vaterland kein Organ mehr hatte. Der Sebaldus Noth-

anter ist ein einziger Beweis dafür, von Anfang bis zu Ende. Der alte Berliner Nationalismus erlag an demselben Tage, an dem die Schlacht von Jena verloren ging. Er wäre damals aus der Geschichte ausgetilgt worden, hätte er sich nicht in die frische Lebenskraft der französischen Revolution geflüchtet. Wie eine verlorene Schildwacht hielt Nicolai thatenlos auf seinem Posten von ehemals aus, während ringsherum schon die neuen Mächte ihre Stellungen bezogen hatten; und in öffentlichen Blättern wurde nach alter Façon weiter geschrieben, wie wenn die Welt seit zwei Jahrzehnten still gestanden hätte.

Der Rückschlag aber begann in Berlin noch im 18. Jahrhundert. Nächst Wackenroder war Ludwig Tieck, dem der Schlegel'sche Kreis anhing, der erste in Berlin, der die Bekämpfung des alten Berlinerthums und die Schaffung neuer geistiger Werthe ins Auge faßte. Trotz der von vielen Seiten freudig bekannten Anregungen, die von Tieck ausgegangen sind, war doch seine productive Kraft nicht bedeutend genug, um in Berlin Wandel zu schaffen. Das Bürgerthum, dem er entsprossen war, blieb ihm unzugänglich, das Theater unter Jffland verschlossen, und der in Regierung und Militär maßgebende Adel hielt sich außer theilnehmender Verbindung mit ihm. Er ging fort von Berlin. Andre nach ihm begannen sein Werk wie von Neuem.

### 1. Neue Bewegung in Berlin.

Des Knaben Wunderhorn steht an dem Anfang dieser neuen Berliner Bewegung. Es erschien in zwei Hälften vor und nach der Schlacht bei Jena, die innerlich ganz verschieden sind. Vor dem Unglück galt es, Muth zu machen; nach dem Unglück, Trost zu spenden. Ein geborener Berliner, ein märkischer Edelmann, der durch die bürgerliche Bildung einer

Berliner Gelehrtenſchule hindurchgegangen war, erkannte hier und ſprach es aus, daß das, was ſeinem Staate noth thue, die hiſtoriſche Kräftigung und hiſtoriſche Vertiefung des Volkscharakters ſei. Ehe noch die Gelehrten gleicher Richtung auf dem langſameren Wege bedenkender Forſchung zum Wiederaufbau des hiſtoriſchen Verlaufes großer geiſtiger Maſſen gelangen konnten — genannt ſeien Savigny, Creuzer, Boeckh, Jacob Grimm, Wilhelm Grimm — gab der Dichter friſch und unmittelbar dem deutſchen Volke wieder, was ſich im Wechſel der Jahrhunderte bewährt hatte. Das Wunderhorn iſt eine politiſche That. Die Poeſie trat hier in den Dienſt der Politik, ohne dieſe aufzudrängen. Die Liebe zum hiſtoriſch Gewordenen ſollte dem geſchichtsloſen Princip der franzöſiſchen Revolution, dem unhistoriſchen Neumachen in Deutschland eine Schanze entgegenwerfen.

Arnim brachte ſein Werk nicht einſeitig als Berliner, auch nicht in Berlin ſelbſt, zu Stande. Er hatte, ehe er es angriff, in Göttingen, der Stätte Bürger's, die entſcheidende Hinlenkung auf das Volkslied empfangen, zu der dort die Weimar-Jenaiſchen Anregungen, die Clemens Brentano mitbrachte, hinzuſtießen. Durch Weimar, Jena, Göttingen wurde Arnim's Berlinerthum veredelt gleichſam, und in Heidelberg trat das Wunderhorn hervor. In Arnim regte ſich bereits, ihm bewußt oder unbewußt, die Ahnung der politiſchen Miſſion Preußens in Deutschland. Berlin war zu eng für ihn: Deutschland würde der Boden der künftigen Kämpfe und Siege ſein.

Der Adlige verband ſich mit dem Bürgerlichen zur Arbeit: wieder ein Zeichen, daß etwas in natürlicher Umbildung anders geworden ſei: das Eingeständniß Arnim's, daß der Adel nicht mehr allein auf ſich beruhen könne, ſondern daß er der Gemeinſchaft mit der Bildung, mit dem gebildeten Bürgerthum bedürfe. In die neue Berliner Bewegung kommt

von Hause aus ein Zusammenwirken adliger und bürgerlicher Kreise hinein. Ein politischer Gegensatz von Adlig und Bürgerlich schwindet, und es bildet sich hier zum ersten Male etwas wie eine conservative Parthei, nicht genau im heutigen Sinne, sondern in der Art etwa, wie jetzt allen (staats-)bürgerlichen Partheien dem radicalen Umsturz gegenüber etwas Conservatives inne wohnt.

Wie das Wunderhorn in Berlin vorbrang, läßt sich in den Hauptzügen wohl erkennen. Eine Anzahl junger Dichter und Litteraten, die sich als Nordstern, τὸ τοῦ πόλου ἄστρον, bezeichneten und, halb studentisch noch, ihren Namen die Anfänge der vier griechischen Wörter bezusetzen pflegten, begrüßten das Wunderhorn wie ein erstes sichtbares Zeichen ihrer eigenen Bestrebungen. Es waren mit ihrem Anhang Chamisso, Neumann, Barnhagen, von denen der letztere 1806 ein so begeistertes Sonett an Arnim gelangen ließ, daß nicht einmal Chamisso es verstand. Aber aus diesem Kreise ging, unter der Theilnahme de la Motte Fouqué's, 1808 der Berliner Roman „Die Versuche und Hindernisse Karl's“ hervor, der, mit vertheilten Rollen geschrieben, eine deutsche Geschichte aus neuerer Zeit sein sollte, und, wenn man den Ueberschwang des Ausdrucks nicht zu wörtlich nimmt, in gewissem Sinne wirklich ist. Wie Wilhelm Meister geräth Karl, der Held, in eine Reihe ihn wunderbar verwickelnder Verhältnisse. Die Reigungen und Abneigungen, die dabei zur Sprache kommen, sind im Wesentlichen die, um welche es sich beim Wunderhorn handelte. Aber neu und romantisch ist der frohe, preussische Soldatenmuth, der die von Fouqué verfaßten Capitel erfüllt: „Bei Gott, rief der junge preussische Offizier, es muß noch dahin kommen, daß es wie in den heiligen Kreuzzügen eine Schande wird für jeden deutschen Edelmann, der zu Hause bleibt, und nicht auftritt, um Gut und Blut dran zu wagen, den kranken

Feind aus Deutschlands Gränzen zu vertreiben. Wir haben uns schon oft mit den Franzosen gemessen und brauchen uns der alten Schlachten nicht zu schämen. Aber es sei nur jeder brav, und jeder denke, auf ihn allein komme es an. Wohl- an Freunde! rief er freudig, das Glas erhebend: Deutsche Treue und deutscher Muth! Denn das sei das erste; zwar ich selbst bin ein Preuße, und Preußen ziehen ins Feld, aber dieser Krieg gilt Deutschland: Sieg den Deutschen durch deutsche Kraft!“ Und da „auf einmal schallte von dem Dorfe her ein lauter Gesang, eine Anzahl Reiter sangen jubelnd folgende Strophen, die in ihrer Unscheinbarkeit eine Art von Zauber- gewalt auszuüben schienen, so herzlich wurden sie gesungen:

Wir Preußischen Dragoner durchstreifen die Welt,  
Wir jagen wie Sturmwind ins weite Feld,  
Wir wollen marschiren dem Feind entgegen,  
Damit wir ihm heute den Paß noch verlegen —

und der preussische Offizier: „Sie hören, die Leute sind munter und singen ein altes Lied aus dem siebenjährigen Kriege. Schön . . . daß die Soldaten sich selber ihre Poesie schaffen, und nicht die neuen Lieder sich aufdrängen lassen. Es ist doch ein wahres Kernleben in ihren Gesängen.“ Das ist der Geist des Wunderhorns, in dem (1, 188) dies flotte Soldaten- lied als Husarenbraut nach einem fliegenden Blatte aus dem siebenjährigen Kriege gedruckt worden war: das Arnim noch 1806 in seinen Göttinger Kriegsliedern an die durch Göttingen ziehenden preussischen Truppen vertheilt hatte. Als Arnim zu Anfang, Brentano im Herbst des Jahres 1809 in Berlin eintraf, wurden sie beide von diesem Dichterkreise enthusiastisch aufgenommen. Trotzdem aber war die persönliche Nähe eher geeignet, eine Entfremdung, als ein Einvernehmen zu Wege zu bringen. Gesellschaftlich und dichterisch bedeuteten die Leute zu wenig. Sie hatten den Kopf noch voll von unreifen poli-

tischen Gedanken. Chamisso reizte bald durch seine Sonderheiten Brentano's Spottlust an. Und welchen Eindruck Varnhagen damals schon auf unbefangene Menschen machte, dafür gebe ich aus einem (ungedruckten) Briefe Wilhelm Grimm's an Brentano 1810 die folgende Stelle: „Wir haben in diesen Tagen durch Steffens' Empfehlung einen Berliner zum Besuch gehabt, den Varnhagen: ein Mensch, der mir aus allen Kräften zuwider ist und auf dem Leben mit einer matten, geistlosen Frechheit steht. Es scheint, nach dem was er spricht, als ob er seinen Lebensbaum, an dem auch nicht ein einziges frisches grünes Blatt hängt, mit allen möglichen Erfahrungen auspuken wolle.“

Ernster war, dem inneren Gehalte nach, der romantische Anlauf, den die Berliner Schriftsteller- und Gelehrtenwelt in dem Pantheon nahm. Es war dies eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst, die, obwohl sie in Leipzig erschien, ausschließlich von Berlinern geschrieben wurde. Die Herausgeber waren Büsching und Rannegieser, der letztere dadurch noch bekannt, daß seine Auslegung der „Harzreise im Winter“ sich Goethe's Dank erwarb. Sie zählten zu ihren Mitarbeitern von der Hagen, Jffland, Fichte, Girt, Friedrich von Raumer (damals in Potsdam), Fouqué; auch „Heidelberger“ hatten zugesagt: Arnim, Brentano, Wilhelm Grimm, Boeckh, Brentano's Schwägerin Henriette Schubert, und Steffens in Halle. Es kamen jedoch vom Pantheon nur zwei Theile, 1810, heraus. Brentano's und Arnim's Beiträge fehlen. Aber für das Pantheon war ursprünglich die Geschichte der Gräfin Dolores bestimmt gewesen, die sich unter der Arbeit zu dem zweibändigen Roman auswuchs, der uns späterhin beschäftigen wird.

Im Pantheon veröffentlichte nun zuerst Adam Müller eine seiner Vorlesungen über Friedrich den Großen. Müller nahm damals eine viel bemerkte und angefeindete Stellung

als Schriftsteller ein. Seinen Ruf hatte er durch sein 1809 erschienenenes großes Werk über „Die Elemente der Staatskunst“ begründet, dem 1810 die Vorlesungen „Ueber König Friedrich II. und die Natur, Würde und Bestimmung der Preussischen Monarchie“ nachfolgten. Er war Berliner von Geburt und stammte mütterlicherseits von protestantischer Pfarrersfamilie ab. Selbst zum Geistlichen bestimmt, ging er aber schon auf der Universität Göttingen zu allgemein litterarischen und historisch-politischen Studien über. Seine theologische Grundlegung der Staatswissenschaft verband er mit der von Friedrich Genz damals publicistisch verbreiteten Gegnerschaft Edmund Burke's gegen die französische Revolution. Burke's „Betrachtungen über die französische Revolution“ erschienen deutsch von Genz, zusammen mit politischen Abhandlungen von diesem, 1793 zu Berlin. Liest man vergleichend Arnim's zehn Jahre später verfaßte Nachschrift zu des Knaben Wunderhorn, so empfindet man mit Staunen die Aehnlichkeit, ja Gleichheit, der an beiden Stellen vorgetragenen Grundanschauungen. Nicht von Lehrer und Schüler kann bei Genz und Arnim die Rede sein; sondern was bei Genz gelehrt oder litterarisch durchdrang, das war bei dem märkischen Edelmann die Macht Jahrhunderte alter Tradition. So mußte auch bei Adam Müller im Wesentlichen Uebereinstimmung mit Arnim und dessen adeligen Gesinnungsgeossen herrschen.

„Ich habe,“ sagt Müller in der Einleitung zu seinen Elementen, „für mein Zeitalter geschrieben, und so wird man es billigen, daß ich mich der gerade jetzt unterdrückten geistlichen und feudalistischen Elemente des Staates wärmer annehme, als der in diesem Augenblicke triumphirenden.“ Und so bildet das Fundament der „Elemente“ der Satz, daß alle wahre menschliche Freiheit in der Hingebung an Christus und an das Vaterland liege. Dieser Satz enthielt zugleich

eine feste Absage an alle die, denen Christenthum und Vaterland keine Güter waren. Das Vaterland befand sich damals in der Noth, und darum fordert Müller im Sinne der preussischen Kriegsparthei: „Der Krieg muß zur Nationalangelegenheit werden.“ Er wendet sich polemisch gegen Adam Smith und die von ihm behauptete „sonderbare Disposition des Menschen zum Tausch und Handel“. Die absolute Scheidewand zwischen Personen und Sachen sei ein in seinen Folgen gefährlicher Wahn, der den persönlichen Charakter, den ein Familiengut im Laufe der Jahrhunderte annehme, völlig ignore. Der Theorie und Praxis glücklich in sich vereinige, sei Edmund Burke: der in der Mißbilligung der französischen Revolution und in der Protestation dagegen mit den jetzigen Machthabern von Europa übereinkomme. Müller erklärt sich gegen die Aufhebung der Majorate, gegen die Abschaffung des Adels, gegen jedes leichtfertige Neubilden und Abweichen vom Alten. Nach seiner Auffassung lebt die Idee der uralten Mosaikischen Verfassung, die Christus zu universalisiren und zu ergänzen kam, in Geistlichkeit und Adel, oder Kirchenrecht und Feudalismus, fort: während der Entstehung des tiers-état und der Ausbildung des Handels in Europa nichts so sehr zu Hülfe gekommen sei, wie der jenen Mächten widerstreitende Geist des römischen Rechtes. Smith' System habe einen einseitig bürgerlichen Charakter; denn dadurch, daß Smith auf die Frage, welche Arbeit im Staate eigentlich productiv und wirklich bereichernd sei, die Antwort gebe: „die welche ein Object hervorbringe, das Tauschwerth habe“ — würden der Adel, die Geistlichkeit und die Staatsbeamten, ebenso z. B. die Schauspieler, Musiker und Domestiken, aus dem Kreise der productiven Arbeiter ausgeschlossen. So vertrete Smith den Anspruch des Beweglichen gegen das Unbewegliche, des Erwerbs gegen den Besitz, des Materiellen gegen das Geistige.

Als Bundesgenossen kämen die Juden hinzu, denen die alte Mosaische Idee der Auserwähltheit durch eigene Schuld verloren gegangen sei, so daß sie nur noch am Begriff derselben kleben: „und so ward“, sagt Müller, „aus dem uralten gerechten und edlen Stolz nunmehr ein widerwärtiger, unerträglicher Hochmuth, der uralte entwichene Adel ward nunmehr zu einem Fluch, wie aller entweihete Adel nothwendig zur äußersten Verworfenheit wird.“ So müsse das Judenthum der auf uralter Tradition beruhenden Idee des Staates feindlich gegenüberreten; und daraus folgt die ablehnende Haltung Adam Müller's und seiner Gesinnungsgenossen gegen die staatsbürgerliche Reception der Juden. Es gelte endlich wieder den Kampf für die geistlichen und feudalistischen Kräfte der Nation; denn: „Noth, Verzweiflung und Entbehren haben die Besseren unter uns das Wesen des geistlichen Besizes und Capitals der Menschheit reiner und kräftiger kennen gelehrt.“ Dem preussischen Volke sei es ergangen, wie dem auserwählten Volke, das Moses durch die Wüste führte „bis es (mit Goethe gesprochen!) im Feuer und in der Noth die himmlischen Mächte kennen lernte und deutlich ihre Stimme vernahm.“ Ja, Adam Müller steigert sich zu dem kühnen Ausspruche: „Hätte Adam Smith die große Schule unserer Zeit erlebt, die revolutionäre Richtung seines Wertes hätte er zuerst verdammt; er wäre ein göttlicher Apostat geworden, wie Burke.“ Die Vermittelung zwischen dem Individuum und der ewigen Menschheit sei der besondere Staat, die Nationalität: gleichwie ein Mittler sein müsse im Verkehr der Menschen mit Gott. So schließt sich bei Müller die christliche und die nationale Idee zu Einer Gesamtwirkung zusammen.

Die drei Bände der Elemente kann man so auffassen, daß in dem ersten die Grundgedanken, in dem zweiten und dritten die Begründung und Ausführung der hauptsächlichsten

Positionen enthalten sind. Ja selbst die Grundlinien für die Schrift „Ueber König Friedrich II.“ werden bereits in den Elementen sichtbar. Vornehmlich behandelt Müller in dieser das Wesen, die Bedeutung und die Nothwendigkeit des wahren, der Idee seiner Bestimmung treu gebliebenen Geburtsadels. Der Bauernstand sei, der ewigen Natur der Dinge nach, nichts anderes als die erweiterte Familie des Adels. Noch habe die herrschende, staatswirthschaftliche Anglomanie das heilige Princip der monarchischen Construction aller Continental-Landwirthschaft bei uns nicht umstoßen können. Müller redet einer neuen ständischen Verfassung nationaler Natur das Wort. So lange sie fehle, hänge es allein von dem Talente des Staatsmannes ab, wie er sich stellen wolle: ob unten in der Masse; ob etwas weiter hinauf, wo die Geschäfte nur mit der Sorge um die Stunde abgemacht würden; oder ganz oben, wo keine Gebrochenheit und Zerbrochenheit mehr stattfindet und alles ideenweise und im Zusammenhange erscheine: „So stand Friedrich, ob durch sein Schicksal, ob durch sein Genie, ist gleichgültig. — Das was an der Administration Friedrich's zuerst ins Auge fällt, ist, daß es keinen Premierminister giebt, daß Friedrich sein eigener Premierminister ist.“ Mit welchem Gefühle mußten Adam Müller und sein politischer Kreis die Ernennung Hardenberg's zum Premierminister, zum Staatskanzler, aufnehmen!

Adam Müller kam im Frühjahr 1809 von Dresden nach Berlin zurück, mit vom Minister Altenstein ihm eröffneten Ausichten, im preussischen Staatsdienste Verwendung zu finden. Die bevorstehende Rückkehr des königlichen Hofes aus Königsberg, die Neuordnung des erschütterten Staates, die geplante Gründung der Universität lockte ihn und viele andere Männer in die Hauptstadt. Weihnachten 1809 hielten die königlichen Majestäten in Berlin ihren Einzug. Und nun erschien auch

plötzlich bei Adam Müller, Ende Januar 1810, Heinrich von Kleist, ging auf ein paar Tage „auf's Land“ (wie Brentano berichtet), d. h. wohl zu seinen Verwandten nach Frankfurt, und siedelte sich Anfang Februar 1810 dauernd in Berlin an.

Adam Müller und Heinrich von Kleist galten, seit der Phöbus ihre beiden Namen auf seinem Titelblatte vereinigt hatte, als unzertrennliche Freunde und Gesinnungsgenossen. Und das war richtig. Von dem Ringen und Irren, Verlieren und Gewinnen des jugendlichen Kleist, das, an sich Niemandem erspart, bei Kleist uns heute durch den Einblick in seine Briefe übermäßig vergrößert erscheint, wußte damals Keiner etwas. Abgerechnet die Familie Schroppenstein, kannte man nur Kleist's Amphitryon nach Molière, herausgegeben und bevorwortet 1807 von Adam Müller. Man hatte eindrucksvoll gesehen, wie beide Männer im Phöbus 1808 dieselben Grundanschauungen, der eine als ästhetisch-politischer Schriftsteller, der andere als Dichter, bethätigten. Organische Fragmente aus der Penthesilea, dem Zerbrochenen Krüge, Robert Guiskard und dem Rätchen ließen ahnen, in welcher Welt der Dichter Kleist zu Hause sei. Seine Poesie machte da nicht Halt, wo der Verstand zu Ende war, sondern schweifte kühnen Fluges in das Reich des Unbegreiflichen empor. Seit dem Tage von Jena war er ein nationaler Dichter. Er hatte, wie er 1810 in Berlin eintraf, die Herrmannsschlacht fertig bei sich, diese romantische Abspiegelung der schlimmen Zustände Deutschlands 1809, deren Folgen ihm auf dem mährischen Kriegsschauplatze so schmerzlich nahe getreten waren, und aus denen sein Herrmann der Nation den Ausweg zeigen sollte. Im Prinzen von Homburg wollte er den Geist erscheinen lassen, der den preussischen Staat erschaffen hatte, überzeugt daß er per aspera ad astra bringen werde. Das war der Glaube Adam Müller's und Arnim's auch: dafür kämpften sie und litten sie. Arnim

hatte, als er in Heidelberg die ersten Hefte des Phöbus las, sofort das Tüchtige derselben durchgeföhlt, und während der allzeit spottlustige Brentano ein paar Witze über den „steifen sächsischen“ Phöbus machte, wies Arnim ehrenvoll in seiner Einsiedlerzeitung auf des Herrn von Kleist „Organische Fragmente“ hin. Nun sie alle in Berlin vereinigt waren, gehörten sie als Gesinnungsgenossen zusammen. Kleist nahm in derselben Straße, wie Arnim und Brentano, Wohnung: er Mauerstraße 53, sie beide Mauerstraße 34 beim Geheimen Postrath Pistor, dem Schwiegersohne Reichardt's. Tagtäglich konnten sie sich treffen und besuchen. Als Junggesellen hielten sie gemeinschaftlichen Mittagstisch, an dem jeder Zeit Theil nehmen konnte, wer durch Talente oder gesellschaftlichen Rang ausgezeichnet war. „Unsre Tischgesellschaft,“ berichtete Brentano Anfang 1810 (ungebruckt), „hat sich jetzt sehr vermehrt: der Poet Kleist ist frisch und gesund unser Mitesser.“

Nach kurzer Zeit bereits gewährte diese Vereinigung den Anblick einer eigenen Partheigruppe mit gleichen politischen, litterarischen und künstlerischen Absichten, die bei ihren vor-  
trefflichen Beziehungen zu bedeutenden Männern, zum Militär, zur Regierung, zum Hofe auf Erfolge rechnen durfte. Der Minister Altenstein war Kleist's unwandelbarer Gönner. Ihm und Adam Müller und Arnim und Brentano öffnete sich der Salon des ihnen befreundeten Geheimen Staatsraths Stägemann. In das Palais des Fürsten Radzivil, des Gemahls der Schwester des bei Saalfeld gebliebenen Prinzen Louis Ferdinand, stand ihnen der Zutritt frei: Arnim hat dem Fürsten als dem Schutzgeiste, der ihn aus dunkler Zeit erhoben, seine Gräfin Dolores zugeeignet, und Kleist's Prinz von Homburg wurde der Ehre gewürdigt, auf dem Privattheater des Fürsten Radzivil aufgeführt zu werden. Einen anderen aristokratischen Vereinigungspunkt bildete der Salon der Gräfin Voß, geb.

von Berg, der schwesterlichen Freundin der Gräfin Marie Brühl, die Clausewitz' Gemahlin wurde. Bei der Gräfin Voß war bis kurz vor seinem kühnen Zuge Schill mit seinen Offizieren täglich Gast gewesen, und ab und zu kamen dahin die beiden Brüder Carl und Achim von Arnim, „besonders der Dichter, der im gesellschaftlichen Umgange so einfach und angenehm sei, daß man ihn gar nicht für den Autor so toller Schriften halten sollte,“ ferner der Graf Arnim, Wilhelm von Humboldt u. a. (Schwarz, Clausewitz 1,396); „wir haben da,“ schrieb Arnim Bettinen, „fast immer von Saragossa und niemals von Schlegel oder Kotzebue gesprochen.“ Frau von Berg, die Mutter der Gräfin Voß, war die bekannte Freundin der Königin Luise. Des Schutzes der Frau von Berg hatte sich auch Kleist zu erfreuen (unten S. 181). Sie wird die vermittelnde Persönlichkeit gewesen sein, durch die Kleist jetzt von neuem der Königin Luise empfohlen wurde, so daß er an ihrem Geburtstage, den 10. März 1810, bei Hofe erscheinen und ihr sein Gedicht überreichen durfte, das sie, vor den Augen des ganzen Hofes, zu Thränen rührte. Man plante eine Hofcharge für ihn zu schaffen. So glücklich war Kleist's Lage viele Jahre nicht gewesen, wie in den ersten Monaten des neuen Berliner Aufenthalts. Der einzige Brief an Ulrike aus dieser Zeit athmet die Beruhigung, die über ihn gekommen war.

Diese aristokratischen Circle wirkten in der Stille und in eng geschlossener, exclusiver Geselligkeit. Es war politische Höhenluft, die da geathmet wurde, fern ab vom derberen Getriebe des gewöhnlichen Tages. Aber es gab noch eine andre patriotische Vereinigung, die kraftvoll ihre Wirkung in die neue Berliner Bewegung warf, und das war Zelter's Liedertafel, an der sich Männer aller Schichten der vornehmeren Berliner Einwohnerschaft zur Pflege des Gesanges und des nationalen Gedankens zusammenfanden.

Die Anfänge der Berliner Liedertafel reichen bis in das Jahr 1807 hinaus. König Friedrich Wilhelm III., durch den Gesang eines russischen Männerchors erfreut, ließ Zelter in Berlin bedeuten, auf eine Hebung des deutschen Männergesanges zu denken. Aus dem December 1808 liegen in den Acten\*) der Liedertafel die ersten Statutenentwürfe vor. Die Gegenstände des Vaterlandes und des allgemeinen Wohles, heißt es da, seien in ihrem ganzen Umfange Dichtern und Componisten empfohlen. Die Liedertafel sehe sich als eine Stiftung an, welche die ersehnte Zurückkunft des königlichen Hauses feiere und verewige. Das Lob des Königs gehöre zu ihren ersten Geschäften. Am 24. Januar 1809, dem Geburtstag Friedrich's des Großen, wurde die neue Vereinigung errichtet. Je mehr sich die Rückkehr des Königs hinausshob, desto dringender erschien den Mitgliedern der Zweck der Liedertafel: „die singen solle dem Könige, dem Vaterlande, dem allgemeinen Wohl, dem deutschen Sinn, der deutschen Treue.“

Mit Zelter, als dem Meister, und mit 24 ordentlichen Mitgliedern fand am 2. Mai 1809 — einem Dienstage, auf den hinfort die Sitzungen immer fielen — die Eröffnung Statt. Bei klingenden Gläsern sang man Gleim's Lied auf den König, von Zelter componirt:

Der König soll leben, soll leben ein Held!  
Gegeben dem Throne, gegeben der Welt!  
Gegeben dem Lande zum deutschesten Mann,  
Der König soll leben, soll leben, stoßt an!

Der König soll leben, soll streben, sich freun,  
Der Deutschheit und Freiheit Geleitsmann zu sein.  
Der König soll leben, der deutscheste Mann!  
Der König soll leben, soll leben, stoßt an!

---

\*) deren Benutzung ich Herrn Professor Dr. Martin Blummer, dem heutigen Meister der Liedertafel, verdanke.

das von jetzt ab immer zum ersten Male eines jeden Abends bestimmt wurde. Aeltere Lieder von Matthias Claudius und von Schiller kamen gleichfalls zum Vortrage. Bald stellte sich die Geselligkeit der Liedertafel unter den Einfluß Goethe's und der jüngeren ihm zuneigenden Dichter. Zelter, ein in seiner Gegenwart mit thätigen Kräften wirkender Mann, bedurfte immer neuer Menschen und Eingänge, um frisch zu bleiben. Den großen Meister in Weimar mußte er dergestalt für die Liedertafel einzunehmen, daß er Lieder der Freude, des Frohsinns und der Weinlaune lieferte. Das Ergo bibamus, die Generalbeichte, die Rechenchaft, das Bundeslied, das Tischlied, die Welterschöpfung, der Canon, die heiligen drei Könige, das Kophitische Lied, die Versus memoriales und die Schneidercourage sind an der Zelter'schen Liedertafel mit immer neuer Lust gesungen worden.

Goethe's Berliner Freunde steuerten gleichfalls bei. Friedrich August Wolf aus dem Sueton den herb anspielenden Cantus Martialis Romanus:

Gallias Caesar subegit, Nicomedes Caesarem.  
 Ecce Caesar nunc triumphat, qui subegit Gallias.  
 Nicomedes non triumphat, qui subegit Caesarem —

den Zelter componirte. Man versteht den Enthusiasmus der den Cantus Singenden nicht, wenn man nicht annimmt, daß unter Cäsar Napoleon gedacht wurde, dem man so den heißesten Spott anhängen durfte. Bettinens Brief an Goethe vom December 1810 (Ausgabe von Herman Grimm, S. 376) scheint auf den Cantus hinzudeuten, wenn sie schreibt: an der Liedertafel sei Zelter Cäsar und freue sich seiner Siege.

Wie Wolf, Arnim's Lehrer von Halle her, wurde auch Zelter von Goethe, 1806, auf das Wunderhorn, als auf eine musikalische Fundgrube, hingewiesen: „Sie haben doch das Wunderhorn im Hause und lassen Sich dadurch wohl manch-

mal aufregen? Theilen Sie mir ja die Melodien mit, die gewiß dadurch erweckt werden.“ Die Anregung wirkte. 1809 in der Juli-Sitzung wurde in Zelter's Composition „Ein Musikant wollt' fröhlich sein“ aus dem Wunderhorn gesungen; das Lied „Zu Klingenberg am Maine“, die Fischpredigt des heiligen Antonius und einiges Andere kam hinzu. All das ist in die gedruckten „Gesänge der Liedertafel“ vom Jahre 1811 und vom Jahre 1818 aufgenommen worden; Arnim hat Zelter 1818 für die neuen Melodien, mit denen die kräftigen Trinklieder von ihm ausgestattet seien, einen „herzlichen“ Dank gesagt.

Die Zahl der Theilnehmer einer Sitzung war unbegrenzt, da Gäste von den Mitgliedern eingeführt werden konnten. Zum bleibenden Ruhme der Liedertafel sei gesagt, daß damals kein Name von Klang, kein Name von Bedeutung ihr fern geblieben ist. In der Sitzung, die am 16. Januar 1810 die Rückkehr des Königs feierte, waren allein 43 Gäste anwesend, die sich in das Fremdenbuch eingeschrieben haben. Darunter die Minister von Altenstein, Beyme, Graf Dohna; der Geheime Staatsrath Saß, der Kammerherr Graf Brühl, der Polizeipräsident Gruner; von Gelehrten und Künstlern Wolf, Schleiermacher, Schmalz, Schadow, Hofrath Parthey. Die nächsten Sitzungen fanden am 6. Februar und am 13. März 1810 Statt, die letztere, nach den Protokollen, „zur Feier des Geburtsfestes unserer geliebten Königin“. Aus den Gastlisten hebe ich Stägemann, Fürst Radziwil, Wilhelm von Humboldt, Nicolovius und Staatsrath Alberti hervor; Wilhelm von Humboldt schrieb am 13. März 1810 an Wolf: „Ich war heute bei Zelter in der Liedertafel, wo man aber für Gesang zu ernsthaft ist“ — Worte Humboldt'scher Diplomaten-sprache, die uns noch anzudeuten scheinen, welche Dinge da, neben dem Gesange, behandelt wurden. Und wenn ich noch weiter

greife, so sind zu nennen Reichardt und Carl Maria von Weber; Beuth, Schinkel, Rauch; Wolfart, Niebuhr, Savigny, Ringseis, Gneisenau, Graf Dohna-Wundlachen (des Majors von Lüchow Schwager), Ernst Moriz Arndt, Wilken und — August von Goethe, der letzte am 11. Mai 1819 von Zelter eingeführt. Sie alle haben an Zelter's Liedertafel gefessen.

Und nun auch Achim von Arnim und Clemens Brentano und Heinrich von Kleist.

Leider fällt, zu großem Verlust für die Geschichte der Liedertafel, das Fremdenbuch, weil es verlegt war, von Mitte 1810 bis 1812 gänzlich aus. Die Sitzungsprotokolle bieten nur sehr spärlichen Ersatz dafür. In diesen wird Brentano wenigstens mehrmals als anwesend aufgeführt, am 9. April 1811 z. B., wo sein von Flemming componirtes Lied „Der Musikanten schwere Weinzunge“ (Gesänge der Liedertafel 1811, S. 236) gesungen wurde. „Der Dichter,“ berichtet das Protokoll, „laß es selbst vor, der Componist hatte jeden Vers zu einer besonderen Soloparthie gemacht, und den Refrain in Doppelchören bearbeitet. Die Gesellschaft war durch mehrere hiesige und auswärtige Gäste vermehrt, zahlreich, und schienen die Auswärtigen vorzüglich mit Liebe und Theilnahme aus der Liedertafel zu scheiden.“ In diesem ausgelassenen Liebe bekam auch Zelter einige anzügliche Späße zu hören:

Einer.

Ich lob den Zelter mir,  
Der zu dem vollen Faß (Wein)  
Von melner Kelter hier  
Trabt einen tollen Paß.

Ein Andern.

Ja unser Zelter hier  
Singt einen vollen Paß.

Auch eins von Arnim's eigenen Gedichten „Raß ist nicht zu Haus“ (1811, S. 246) neckt sich mit Zelter herum:

Heida, der Meister ist fort!  
 Heute sind wir Alle Meister!  
 Und ärgert ihn das Wort,  
 So spricht, warum wohl reißt er?

Es ist gedichtet und von Flemming componirt, als Zelter im Sommer 1810 seine Babereise nach Töplitz angetreten hatte, um auch mit Goethe dort zusammen zu treffen. Später kam von Arnim's Gedichten noch der „Christmarkt im Felde“ hinzu (Gefänge von 1818, S. 310), und in den Acten der Liedertafel finden sich noch zwei eigenhändige Niederschriften Arnim's, die ein Trinklied bei verschlossenen Thüren, und zweitens den auch sonst bekannten Becherklang

Seit nun Gott die Welt durchschnitten  
 Mit der Allmacht tausend Schwert zc.

enthalten, der in den sämtlichen Werken Arnim's (22, 72) gedruckt ist.

Und Kleist? Nun, wo seine Freunde waren, da wird er sicherlich auch zu finden sein. Freilich die Sitzungsprotokolle und die Acten bewahren uns seinen Namen nicht, aber dennoch kommt uns auch für ihn erwünschte Kunde. Einer der treuesten Mitglieder der Liedertafel war Wilhelm Bornemann, der Vater des Preussischen Justizministers, der durch seine plattdeutschen Gedichte litterarisch wohl bekannt ist. Bornemann hat 1851 ein Buch über „Die Zelter'sche Liedertafel, ihre Entstehung, Stiftung und Fortgang nebst einer Auswahl von Liedertafel-Gefängen und Liedern“ veröffentlicht. Er druckt auf Seite 31 die schon genannte Fuge aus dem Wunderhorn

Ein Musikant wollt' fröhlich sein,  
 Es thät ihm wohl gelingen zc.

ab und bemerkt dazu, wie seiner Zeit Ludwig Hellwig die Fuge humoristisch vortrug, während der fugirte Chor überraschend einschlug. „Da vertraute mir Zelter,“ fährt Bornemann fort, „eines Montag Abends 1810: ‚Morgen zur Liedertafel will ich den Achim von Arnim, von Kleist, Brentano und den Friedrich Wolf einladen. Die sollen mal Augen reißen, wenn sie meine Wunderhorns-Fuge hören.‘ So begab es sich denn auch in der That, und ein endloses Sturm-da capo brach aus. Aber auch ich entwarf sogleich im Stillen ‚die fortsetzende Zugabe‘

Der Kaiser hoch vergnügt ward  
Als er das Lied thät hören zc.

und legte diese, nach vorgängiger Einverständigung mit Hellwig, seinem Stimmbuche bei. Mit dem Chor bedurfte es keines Vorbesprechens, denn nur die letzten zwei Zeilen jedes Verses wurden von diesem wiederholt. Nun erst, nach ausgestürmtem da capo! entstand das rechte und allgemeine Augenreißen, als der Sänger noch einen dritten und vierten Vers, ganz neuen Inhalts, vernehmen ließ, dem ein fast unaufhörliches da capo folgte. Einige Zeit war vergangen; Zelter hatte abermals jene vier Gäste eingeladen, die Fuge wurde von Neuem gewünscht, zu welcher ich im Stillen bereits einen andern, gegensätzlich vierten Vers eingelegt hatte, der kein da capo fand, denn es spielte sich darin das erfahrungsmäßige Musikantenleben ab, mit 1000 Kronen in der Tasche und einem Fuder Wein im Keller.“ So weit Bornemann. Nun fand, nach den Protokollen der Liedertafel, am 11. December 1810 eine außerordentliche Sitzung, zur Feier des Geburtstages Zelter's, mit geladenen Damen Statt: zu den letzteren gehörte Bettina, und die Eindrücke dieses Abends liegen ihrer Schilderung Zelter's in dem Briefe an Goethe (oben

S. 16) zu Grunde. Als das vierte Lied wurde, nach den Protokollen, gesungen: „Fuge von Zelter mit ganz neuen Strophen von Bornemann.“ Hier also haben wir die Sitzung, die Bornemann's Erzählung meint. Mithin erhalten wir das bestimmte Resultat, daß auch Heinrich von Kleist sowohl im December 1810, wie vorher und nachher, an Zelter's Liedertafel gefessen hat; und es steigt vor unserm Auge ein neuer, erweiterter Kreis von Freunden und Bekannten auf, innerhalb deren die Kleistische Gruppe heimisch war.

Bald konnte sie sich sogar stark genug fühlen, mit der Gründung einer eigenen Gesellschaft hervorzutreten.

## 2. Die christlich-deutsche Tischgesellschaft.

Gegen Ende des Jahres 1810 schrieb Achim von Arnim seinen Freunden Jacob und Wilhelm Grimm nach Kassel, er sei damit beschäftigt, eine deutsche Tischgesellschaft zum 18. Januar, dem Krönungstage der preussischen Monarchie, zu errichten: „Adam Müller ist Mitunternehmer, ich bin Gesetzgeber. Das weiseste der Gesetze bestimmt, daß jeder leberne Philister ausgeschlossen ist.“ Die Tischgesellschaft kam glänzend zu Stande, und auf die Acten derselben stütze ich mich, indem ich das Nachfolgende schreibe.

Auf Grund vorausgegangener Vorbesprechungen ließ Arnim ein Circular umlaufen, enthaltend den

### Vorschlag zu einer deutschen Tischgesellschaft.

Es wird mit dem Anfange des Jahres 1811 eine, so Gott will, fröhliche deutsche Tischgesellschaft alle vierzehn Tage Dienstags zum Mittagessen zusammenkommen; der Ort (beim Wirth des Casino) soll der Zahl dieser Gesellschaft angemessen ausgewählt werden, der Preis des Mittagessens ist auf einen Thaler festgesetzt.

Den 18. Januar am Ordnungstage ist die erste Versammlung dieser Gesellschaft angeordnet, dieser Stiftungstag soll alljährlich wiedergefeiert werden.

Niemand ist verpflichtet an jedem Versammlungstage zu erscheinen, als der Sprecher, oder einer der Gesellschaft, dem er sein Geschäft übertragen hat, welches darin besteht, die Ordnung der Tafel, das Verhältnis zum Gastwirth und das Gastbuch zu halten.

Die Umfrage, wer jedesmal erscheinen wird, geschieht einige Tage vor jeder Versammlung, der Diener erhält dafür von jedem Mitgliede jedesmal einen Groschen.

Jedes Mitglied ist befugt Fremde mitzubringen, doch muß dem Gastwirth davon Nachricht gegeben werden.

Bei künftig aufzunehmenden Mitgliedern findet kein Ballotieren statt, weil es die Ehre des Einzelnen bei einem Vergnügen aufs Spiel setzt; wer von zehn Mitgliedern als der Gesellschaft wohlständig und angemessen eingeführt wird, ist dadurch ordentliches Mitglied.

Die Gesellschaft versteht unter dieser Wohlständigkeit, daß es ein Mann von Ehre und guten Sitten und in christlicher Religion geboren sei, unter dieser Angemessenheit, daß es kein lederner Philister sei, als welche auf ewige Zeiten daraus verbannt sind. Jedes Mitglied ist zu jeder Zeit berechtigt, ohne Angabe der Gründe aus der Gesellschaft zu treten. Die Erklärung von zehn Mitgliedern mit ihres Namens Unterschrift, daß jemand ein Philister geworden, bestimmt dessen Trennung von der Gesellschaft, was nimmermehr hoffentlich der Fall sein wird.

Gesang ist willkommen, Frauen können nicht zugelassen werden.

Durch meist eigenhändige Unterschriften unter dem Circular bekannten sich als

#### Mitglieder der deutschen Tischgesellschaft:

Lud. Achim von Arnim

L. Beckedorff

Pistor

Kleist

v. La Roche

Pr. Weiß

Graf Arnim

Adam Müller

W. von Voh

Cl. Brentano

G. v. Bülow

v. Dalwigk

v. Savigny

v. Röder

v. Clausewitz	Möllendorff
v. Bop	Otto
Staegemann	Dr. Heint. Meyer
Wollant	Fr. Schulz
Zelter	Reimer
C. v. Arnim	Eichhorn
Schwint	Reichardt
Alberti	v. Gerlach
v. Röber	v. Hedemann
Bogel	Graf v. Brühl
Wigmann	Grapengießer
Hermensdorff	Pfuel
Götschen	Prinz Lichnowski
Genelli	Büry
v. Bschod	v. Symmen
Siebmann	Fichte.

Und diese Reihe von 46 Namen erhält durch eine spätere Liste (unten S. 39) noch beträchtlichen Zuwachs, den ich gleich hier in meine Betrachtung der vereinigten Gruppen mit hineinziehe.

Man sieht: die Tischgesellschaft setzte sich aus den vornehmen Kreisen Berlins, denen des Geburtsadels, des Militärs und der bürgerlichen Aristokratie des Gelehrten-, Künstler-, Schriftsteller- und Beamtenhums, zusammen. Voran Prinz Radzivil, Prinz Lichnowski und andere Vertreter des hohen Adels, die die Stützen der preussischen Kriegsparthei waren. In dem Hause des Grafen Arnim (=Boitzenburg) fanden sich Scharnhorst, Gneisenau, Grolmann, Boyen und eine ganze Familie Röber zu patriotischen Berathungen zusammen (Marwitz' Nachlaß 1, 316), und so finden wir auch Zwei des Namens Röber, wohl Ferdinand von Röber, damals Offizier im Garde-

Jäger-Bataillon (das noch in Berlin stand), begeisterter Verehrer von Clausewitz, 1813 gefallen, und Wilhelm von Röder, der gleichfalls 1813, bei Culm, als Major fiel, unter den Mitgliedern der Tischgesellschaft. Ebenso Clausewitz selbst, seit kurzem als Lehrer an die Kriegsschule nach Berlin berufen und mit der Gräfin Marie von Brühl vermählt. Zu Clausewitz' Freunden zählten ferner die Offiziere von Hedemann, nachmals der Schwiegersohn Wilhelm von Humboldt's, Hauptmann von Tiedemann, der von Wit und Humor sprudelnde junge Leopold von Gerlach, den Clausewitz als den drolligsten und liebenswürdigsten Menschen, den er je gesehen, schildert. Ferner der ebenso geistig angeregte wie rücksichtslos drauflosgehende Major von Möllendorff; und von der Berliner Garnison der Capitän von Horn, von Dalwigk, von Bardeleben, und Major von Bülow, Gouverneur des Prinzen Friedrich von Hessen, im königlichen Schlosse wohnhaft. Und schließlich Ernst von Pfuel, der treue Freund Heinrich's von Kleist.

Den Uebergang vom Adel zum Schriftstellertum bildeten Heinrich von Kleist und Achim von Arnim, zu denen Adam Müller und Clemens Brentano gehörten; neben Achim auch sein älterer Bruder Carl, Pitt-Arnim genannt, der sich als Schriftsteller, und dann als Theaterintendant einen Namen machte. An Adam Müller empfohlen war von Frau von Berg und ihrer Tochter, der Gräfin Voss, der Hofrath Dr. Rudolph Bede dorff, Begleiter eines mecklenburgischen Grafen Voss: „ein Gentleman in jeder Nerve“ (Adam Müller an Genz S. 256), „ein durchaus klarer, besonnener, unterrichteter Mann, keine Art Phantast, aus dem Kreis Adam Müller's, von Schück' (=Lacrimas), des Heinrich von Kleist“ (Brentano an Görres 3, 284). Bede dorff und Schück wurden nachmals die gesinnungsverwandten Mitarbeiter Adam Müller's an dessen seit 1816 erscheinenden Staatsanzeigen; in den zwanziger Jahren

war Beckedorff vortragender Rath im preussischen Cultusministerium und nahm den Abschied, als er zum Katholicismus übertrat. Gesellschaftlichen Rang unter ihnen hatte der Verlagsbuchhändler Georg Reimer, nicht Hitzig oder Sander, mit denen der Verkehr ein geschäftlicher blieb.

Als Dichter betrachtete sich auch der Geheime Staatsrath Stägemann, mit dem sein Studiengenosse, Hausfreund und Hilfsarbeiter Friedrich Schulz, der sog. Theater-Schulz, unzertrennlich zusammengehörte. Stägemann hatte schon in Königsberg, als dort die Staatsregierung war, viele von den jetzigen Mitgliedern der christlich-deutschen Tischgesellschaft in seinem Hause gesehen, aus dem bürgerlichen Beamtenthum wie aus der adligen Gesellschaft. Wir wissen es von Kleist. Wir erschließen es von Arnim, der nachher, 1808, mit Stägemann wegen des Silberedictes correspondirte, und über den Reichardt der Frau Elisabeth Stägemann immer wie über einen guten Bekannten Nachricht gab (Erinnerungen von E. von Stägemann 1846). Frau Stägemann war eine geborene Königsbergerin und Jugendfreundin Reichardt's, der, als er 1810 auf längere Zeit nach Berlin kam, um seine neue Oper „Der Taucher“ einzustudiren, sich sofort wieder in seine alte Freundschaft und Verwandtschaft zurückversetzt sah. Seine Stieftöchter Mine und Lotte Hensler waren die Frauen des Staatsraths Alberti und des Geheimen Postraths Pistor, bei dem Arnim und Brentano wohnten; Pistor's Schwager wurde, als Gatte seiner Schwester von Seegebarth, der nachmalige Geheime Finanzrath von Zischel in Berlin. Mit Stägemann verschwägert war der Bankier Schwink in Königsberg, dessen schöne Tochter Auguste einst Arnim verehrt hatte, und die die Gattin des Regierungs-Präsidenten Wischmann geworden war: beide, Schwink und Wischmann, weilten 1810 in Berlin, der letztere um sich einer Verdächtigung seiner Amtsführung beim

Staatskanzler zu erwehren. Brentano's mütterlicher Oheim Carl von Baroche lebte als preußischer Bergrath in Berlin, ein Freund des Humboldt'schen Hauses. Von weiteren Beamten der Kriminalrath A. Otto, die Kammergerichtsräthe von Hermensdorff und Joh. Albrecht Friedrich Eichhorn, 1810 zum Syndikus der Universität berufen und späterer Cultusminister, Fr. W. von Bärensprung, der Prediger Grell von der Garnisonkirche, die Kammergerichtsassessoren Wollank und Friedr. Siegesmund Siebmann, der letztere damals unter dem Namen von Grunenthal geadelt, bis hinauf zum früheren Minister von Red. Wir bemerken besonders den Rentanten Louis Vogel, Adam Müller's Schul- und Jugendfreund.

Siebmann und Wollank hatten sich auch schon schriftstellerisch bethätigt. Von Siebmann war 1810 ein Band Novellen und im Pantheon ein Zwischenpiel, beides aus Cervantes übersezt, erschienen. Wollank, der den Ruf eines trefflichen Musikers und Componisten genoß, schrieb die im Pantheon mit der Chiffre -k versehene Besprechung einer Oper Mozart's. Er war ein getreuer Freund der Singakademie und der Liedertafel, die die meisten Mitglieder der christlich-deutschen Tischgesellschaft an sich gezogen hatte. Daher finden wir auch Belder zunächst in der neuen Vereinigung; von akademischen Künstlern nur Genelli und den aus Hanau stammenden Maler Fritz Bury.

Ganz neue Mitglieder stellte die soeben gegründete Universität. Unter den einheimischen Gelehrten war Fichte durch seine Reden an die deutsche Nation eine markante Berliner Persönlichkeit geworden. Die Professoren Grapengießer und Wolfart, der letztere ein überzeugungstreuer Anhänger des Mesmerismus, galten als die wissenschaftlichen Aerzte. Von Naturwissenschaftlern treffen wir den zum Director des königlichen Mineralienkabinetts berufenen Professor Christian Samuel

Weiß und den Zoologen Lichtenstein, den Begründer und ersten Director des Zoologischen Museums der Universität. Carl Friedrich von Savigny hatte den Ruf nach Berlin angenommen und sah mit Arnim und Brentano häufig auch Heinrich von Kleist bei sich zu Gaste. Savigny's Verehrer war der Jurist Göschen, der, um zu studiren, promoviren und dociren damals an die Universität kam, und sich, bei seinem Fortgange nach Göttingen, noch 1822, in Arnim's Stammbuch unmittelbar hinter Savigny folgendermaßen einschrieb: „Herzlichen Dank, theurer Freund, für gar Manches, insbesondere aber dafür, daß ich denjenigen, dessen Namen auf dem nächst vorhergehenden Blatt steht, meinen Freund nennen darf.“

Diese Männer traten also am 18. Januar 1811 zum ersten Male zur christlich-deutschen Tischgesellschaft zusammen. Man sang zur Eröffnung das

Stiftungslied der deutschen Tisch-Gesellschaft  
am  
Krönungstage dem 18ten Januar 1811  
vom Stifter L. A. v. Arnim.

Berlin, gedruckt bei August Wilhelm Petsch.

Unsre Krone ward erstritten  
Durch der deutschen Ritter Blut,  
Als die Heiden mußten bitten  
Um des ew'gen Friedens Gut;  
Seit die Heiden sind belehret,  
Kam die gnadenfrohe Zeit,  
Und der Adel währt und lehret  
Freiheit in Ergebenheit;  
Freiheit christlich deutscher Treue  
Uns mit deinem Segen weihe!  
Ew'ger Glaube lebe hoch!

Chor.

Unser Glaube lebe hoch!

Als am ersten Krönungstage  
 Friedrich setzte auf die Stirn  
 Unsre Krone, daß er trage  
 Unsres Reiches Glanzgestirn,  
 Giebt uns mit höherer Krone,  
 Zu dem großen Weltgeschick,  
 Gott der Herr auf seinem Throne  
 Mit der Hoffnung Segensblick,  
 Ließ dem Könige zum Zeichen  
 Seine heil'ge Salbung reichen,  
 Daß die Krone lebe hoch.

Chor.

Unsre Krone lebe hoch!

Unsres Volkes alte Rechte  
 Halten beide Kronen fest,  
 Schützt sie kommendem Geschlechte,  
 Schützt die Adler in dem Nest,  
 Bis sie auf den jungen Schwingen  
 Ueber uns in hohem Flug  
 Zu dem Glanz der Sonne dringen,  
 Im vereinten Heldenzug;  
 Schwört dem alten Herrscherhause,  
 Bei der Krönung Jubelschmause,  
 Ruft dem König Lebehoch!

Chor.

Unserm König Lebehoch!

Nimmer sollen Fremde herrschen  
 Ueber unsern deutschen Stamm,  
 Allen wilden Kriegesmärschen  
 Setzt die Treue einen Damm.  
 Unsres Volkes treue Herzen  
 Bindet eine Geisterhand,  
 Und wir fühlen Sie in Schmerzen,  
 Sie, die uns von Gott gesandt,  
 Daß sich Glaub' und Liebe finde,  
 Und in Hoffnung sich verkünde,  
 Ewig lebt die Königin.

Chor.

Ewig lebt die Königin!

Steigt der Wein uns in die Krone  
 Bei der Krone frohem Fest,  
 Freudegeber schone, schone,  
 Daß uns Demuth nicht verläßt;  
 Ernstes Leben muß uns weihen,  
 Was der Einzelne vermag,  
 Soll er dienend Allen leihen,  
 Viele Strahlen machen Tag.  
 Schwört, daß keiner will vor allen,  
 Jeder treu mit allen schallen,  
 Hier zu Preußens Lebehoch.

Chor.

Alle Preußen leben hoch!

Den Gesetzgebenden Ausschuß der Gesellschaft bildeten fortan Achim von Arnim, Adam Müller, Hauptmann von Röder I und Professor von Savigny.\*)

Das Stiftungslied spricht die Gedanken aus, für welche die in der Christlich-deutschen Tischgesellschaft vereinigten Patrioten einzutreten entschlossen waren: Christenthum, Königstreue, Schutz historisch gewordener Rechte, Befreiung des Vaterlandes von der fremden Herrschaft. Wie Arnim die Königin Luise einführt, ist ganz im Geiste der Schriften, die der Tod der Königin in den Reihen der Berliner Patrioten hervorgerufen hatte. Im ersten Schmerze empfand man nur, daß (wie Adam Müller es formulirte) mit ihrem Tode gewisse unsichtbare Bande zerrissen seien, in den öffentlichen Angelegenheiten Jeder gegen seinen Nachbar anders gestellt erscheine als vorher. Eine unwiederbringliche Fülle von auferbauender Liebe sei mit ihr fortgegangen und habe dem öden Mechanismus neuer bloß sinnreicher Gesetze Platz gemacht. Aber schon erhebt

---

\*) Das Stiftungslied ist in schönem Quartformat gedruckt; beim Wiederabdruck in Arnim's Schriften ist ihm jedoch im Gedichtbände, den Barnhagen besorgte, jede Beziehung auf Anlaß, Zweck und Zeit genommen worden.

die mystisch-religiöse Verehrung der Patrioten ihre „verklärte“ Königin zu einer höheren Macht, deren Auge die Geschichte Preußens triumphirend leiten werde. Seine Nachtfeier auf den Tod der Königin hatte Arnim ausklingen lassen in die Verkündigung einer Stimme vom Himmel:

Sie lebt, Sie wachet über Euch,  
Wird Euer Schutzgeist sein.

Von diesen Berliner Patrioten ist die Luise-Verehrung geschaffen worden, die sich unverwundbar in das Herz des preussischen Volkes eingenistet hat.

Die Versammlungen der christlich-deutschen Tischgesellschaft nahmen ihren Fortgang. Es ging darin äußerst lustig zu, so ernst die Ziele waren, die man zu fördern suchte. Heinrich von Kleist sagt in der Hermannsschlacht, als beim Einrücken der Cohorten noch Hermann sich mit seinem Thuschken neckt:

Warum soll sich von seiner Noth  
Der Mensch auf muntre Art nicht unterhalten?

So dachten die hoffnungsrohen Männer der Tischgesellschaft alle. In der zweiten Sitzung wurde beschlossen, Alles was sich zu guter Unterhaltung bei Tische eigne, aufzuschreiben. Clemens Brentano, mit seiner klaren Handschrift, sollte der Schreiber, Ludolph Beckedorff, mit seiner klaren Stimme, der Sprecher sein. In ein Foliobuch mit grünem Schnitt ist eingetragen worden:

### V o r r e d e.

Verehrte Genossen der deutschen Tischgesellschaft!

In der zweiten Versammlung unsrer Gesellschaft ist der Vorschlag einstimmig angenommen worden, daß jeder der einen unbekannteren Zug vaterländischer Treue und Tapferkeit oder überhaupt tüchtiger Gesinnung, oder einen guten ehrbaren Schwank wisse, solchen der Gesellschaft zu allgemeiner Ergözung kürzlich mittheile, und es dem Herrn Sprecher anzeige, welcher, ist es ein Ernstes, mit der Messerklinge an das Glas

schlagend, ist es ein Scherzhaftes, mit dem Messerstiele auf den Tisch schlagend die gehörige Aufmerksamkeit erbitte. — Sollten aber sechs Tischgenossen die Geschichte bereits kennen, so melden sie es nach ihrer Erzählung dem Herrn Sprecher und der Erzähler erlegt die Strafe von . . in die Kasse.

Weiter ward beschlossen, ein großes Buch anzulegen, in welches immer die beste Geschichte eingetragen werde, zu eigner und der Nachwelt Ergötzlichkeit, und zur Führung dieses Buchs dem Herrn Sprecher einen Schreiber zuzuordnen. Durch die Annahme dieses Vorschlags nun ist vorliegendes Buch angeschafft und dem Unterzeichneten das Amt des Schreibers verliehen worden. Ich fordere daher alle Tischgenossen und Gäste zur Freude des Ganzen auf, was ihnen an guten Geschichten, oder Schwänken, bekannt geworden, dem allgemeinen Vergnügen nicht vorzuenthalten, es sei die Geschichte aus eigener Erfahrung oder Mittheilung der reichen Zeit ihm zugekommen, es sei die Erinnerung an dieselbe durch den Augenblick in dem Erzähler angeregt, oder sie sei ihm zu Hause schon eingefallen, und er habe seinen guten Willen, die Gesellschaft durch ihre Erzählung zu erfreuen, sich durch einen Knoten in das Taschentuch, oder durch ein Papierchen in der Schnupftabakdose sich angemerket.

Durch solche allgemeine Mittheilung wird eine Tischgesellschaft erst recht zu einer Tischgeselligkeit, und entgeht der Gefahr, nur eine Reihe neben einander essender Menschen vorzustellen. Welch reiche Fundgrube des ernsten und fröhlichen Lebens thut sich uns nicht in Luthers Tischreden auf? Sollten wir nicht aus dem Unsrigen auch einen Schatz der Erinnerung unsrer Geselligkeit zu sammeln versuchen? So laßt uns dann die Brosamen unsrer Tafel sammeln, sei es der ernsten Weisheit, sei es der lebenswürdigen Thorheit, und ich spreche die folgenden Worte einem altteutschen Schreiber, dem gekrönten Poeten Michael Lindener, nach:

Gute Geschichten und kurzweilige Schwänke geben einen guten Nuth, der ist uns nit verboten, und allen wohl zu Ruh, denn ein guter Nuth ist ein halber Leib, und macht ein grünendes Alter. Die Leut aber trinken ihren Wein vergebens, die bei guten Gesellen sitzen, als wären sie vor den Kopf geschlagen, oder als hätte ihnen der Türk abgesagt, und sie marterten sich selbst mit ihren übrigen Gedanken, gleich wie eine hölzerne Latern, welcher der Tod aus den Augen guket und luget, was die Deutschen sehen nennen. Da nun ein fröhlicher Nuth gut und gesund ist, denn die Melankolia durch die Aerzte verboten wird, da sie ein schwer Geblüt und traurigen Geist und greulichs Gesicht macht, so sind zu solchem gute Geschichten und Schwänke dienlich, welche, wie

Hypocrates schreibt, die Leber erfrischen und das Geblüt erquiden, und gleichsam erneuren, worauf ein Trünklein aus einem weißen Benedischen Glas, da ein Maasß rothen oder weißen Weins eingehet, wohl und natürlich schmedet. Ich wünsche, daß es wohl bekommen möge

Clemens Brentano.\*)

### I. Ernst.

Bürgermeister Jochim Appelman zu Stargard läßt seinen ungehorsamen Sohn köpfen im Jahr 1576.

Es hatte Bürgermeister Appelman einen Sohn Jochim genannt, welcher in seiner Jugend ein freches und wildes Leben geführt und den Eltern, von denen er unterschiedliche mahl austaffteret und in den Krieg geschickt worden, in vielen Wegen ungehorsam gewesen: deswegen ihn auch der Vater etliche Wochen in Custodia zu halten genöthigt worden. Dieser, wie er etwa von fremden Orten wieder angelangt und von seinem Vater Geld begehret, aber nach seinem Willen nicht erlangen können, hat demselben einen Absagebrief zugeschrieben, des Inhalts: er solle ihm hundert Thaler schicken, oder er wolle ihm einen rothen Hahn auf seine Schäferei oder Scheune setzen, und sollte vor ihm nicht sicher sein. Als nun solche gefährliche Diffidation in der Stadt Stargard lautbar worden, haben die Bürger und zumahl diejenigen, so nächst an dem Ort ihre Höfe und Scheunen liegend hatten, diese besorgliche Gefahr einem ehrbaren Rathe daselbst geklagt, justitiam requirirt und cautionem indemnitatis gefordert. Worauf ein ehrbarer Rath besagten Bürgermeister Appelman, so damahlen in Senatu zugegen gewesen, mit höchstem Fleiße und Ernste ermahnet, dahin zu denken, daß sein ungerathener feindseliger Sohn Angesichts abgeschafft, die Stadt und Bürgerschaft aus der Gefahr gesetzt, und durch genugsame Caution diesfalls versichert werden möchte: auf den widrigen Fall müßten sie ihres Amtes gebrauchen und wider seinen Sohn vermöge Rechtens verfahren. Er wollte es aber dahin nicht reichen lassen, sondern solchem Uebel bei Zeiten zuvorkommen und seiner uralten löblichen Familie kein Makel oder Schandfleck den dahero zuwachsen lassen. Ob nun wohl diese scharfe und gleichwohl nöthige Erinnerung, auch eventual commination, dem Vater sehr durchs Herze gegangen, so hat er doch bei sich erwogen, daß ihm als einem Bürgermeister gemeiner Stadt Bestes zu wissen obliegen müsse; daß er auch die geforderte Caution nicht wohl leisten könne, und dahero allerhand zudringliche Gefahr von der Bürgerschaft zu erwarten

---

\*) Ich bemerke: die Stelle ist Lindener nachgezählt, nicht wörtlich citirt aus dessen Ragipori.

haben müßte; und weil *periculum in mora*, auch nach geschehener That nicht wohl Rath zu schaffen, so hat er beschlossen, unter zween Bösen das geringste zu erwählen und mit schleuniger Execution allem Unheil vorzukommen, als den kläglichen Fall zu erwarten und anzusehen, daß sein Sohn öffentlich zur Straf gezogen und jederman zum schmähhlichen Exempel und Spektakel dargestellt werden sollte. Hat sich darauf mit kurzen Worten erklärt: Sie sollten nur ein wenig Geduld haben, er wollte die Sachen also richten, daß sein Sohn keinen Schaden thun sollte. Ist demnach sofort mit einem Prediger ins Dorf Brodhufen gefahren, die Diener aber und Scharfrichter vorausgeschickt, und seinen Sohn daselbst unvermuthlich überfallen, fangen und folgendes mit Gott berichten lassen, ihn aber selbst mit herzhaftigem Gemüth angerebet, zum Sterben ermahnet, gesegnet und getröstet. Ob nun wohl der Sohn ihn ganz flehentlich gebeten, ihm das Leben zu schenken, mit hochbetheuerlicher Verpflichtung, daß er sich bessern, und in fremde Lande ziehn und nimmermehr wiederkommen wollte, so hat er doch solches, weil er dasselbige schon oft angelobet und nie gehalten, nicht erbitten können, sondern es hat der Vater endlich dem Scharfrichter die Execution anbefohlen, welcher auch nach des Bürgemeisters Abzug sein Amt verrichtet, und ihm bei dem Kirchhof daselbst das Haupt abgeschlagen, da er dann sofort auch im Kirchturm begraben worden.

Als die vorhergehende rührende vaterländische Begebenheit auf Antrag Herrn L. N. von Arnim's, des Stiflers, von Herrn Hofrath Bededorf, dem Sprecher, aus Paul Friedeborn's Stettinischen Geschichten andern Buch pag. 113 Stettin 1618. 4.<sup>o</sup> vorgelesen worden, fiel dem Schreiber ein ähnliches Verhältniß zwischen Vater und Sohn aus neuerer Zeit ein, welches sich zu obigem ganz parodirend anschließt, und würde Bürgemeister Appelmann, dieser herrliche vaterländische Gegenstand, jemahls für die Bühne bearbeitet, so könnte folgender etwas freche Scherz etwa einer lustigen Person aus des Sohnes Gefellen zu gelegt werden.

#### Scherz.

Der Professor N. N. in Gießen läßt seinen ungehorsamen Sohn nicht köpfen.

Es hatte Professor N. N. in Gießen einen Sohn N. N. genannt, der in seiner Jugend in akademischem Muthwill und einiger Ueberlichkeit zu viel gethan, sein Vater hatte ihn oft austaffiert, und in die Fremde geschickt, er ist aber immer wieder in die Gegend zurückgekehrt, wenn er den Grund seines Sedels gesehen, und hat den Vater ersuchet, und ge-

Steig, S. v. Aleth's Berliner Kämpfe. 3

genöthiget, ihm diesen verhaßten Anblick des Sedelgrundes zu entnehmen, um sich selbst des verhaßten Anblicks seines lidelen Sohnes zu entleiben. Als aber der Sohn gar nicht ausbleiben wollte, und in kurzer Frist immer wieder von neuem des Vaters Aerger und Galle nicht sowohl aus dem Magen desselben als sein Geld aus dessen Geldsack mit dem Brechweinstein seiner Erscheinung ausleerte, ließ der Vater ihm auf das Dorf hinaus, wo er sich in einer Kneipe niedergelassen, durch seinen Boten zurücksagen, er sei entschlossen, ihm nichts mehr zu geben, worauf der Sohn ihm zurückschrieb: er möge ihm nur diesmal noch 100 Thaler senden, so wolle er ihm schriftlich auf alle Erbschaft resigniren. Als ihm der Vater hierauf durch den Pedell insinuiren ließ, daß Alles umsonst sei, daß er nichts mehr von ihm wissen wolle, und daß er sich als ein relegatus aus dem Bann der Universität begeben solle; ward der Sohn betrübt, und jugendlich unwillig, besonders da er wohl wußte, er sei nicht ganz eigentlich ein Herumstreicher und Vagant von seinem Vater zu nennen, da er als Apfel nicht weit vom Stamme gefallen; er verkaufte darum seine silberbeschlagene Tabakspfeife, die er noch von seinem Vater selbst hatte, an den Pedell um einen französischen Thaler, und schrieb seinem Vater folgenden Brief zurück, in welchen er den Laubthaler einsegelte: Herr Professor, da Sie sich durch den Pedell N. N. gänzlich von mir als Ihrem Sohne lossagen lassen, will ich auch von meiner Seite nicht länger in Ihrer Schuld bleiben, und übersende Ihnen daher hiebei einen Laubthaler oder 2 Gulden 45 Kreuzer Macherlohn für meine Person, ich bitte Sie die Quittung meiner Mutter zuzustellen, ich habe von Ihnen selbst vernommen, daß diese Summe der courante Preis gewesen, als sie noch ihre Köchin war.

Der Professor las diesen Brief den andern Tag selbst seinen Zuhörern im Collegium vor. Uebrigens lebt der Sohn noch, und ist ein tüchtiger und rechtschaffener Beamter geworden.

Hierher gehört auch jener Sohn, dem die Mutter immer vorwarf, sie habe ihn neun Monate unter ihrem Herzen getragen, und der ihr endlich unwillig antwortete: Wenn ich gleich glaube, daß ihr mich keine 4 Wochen länger getragen hättet, wäre es gleich in eurem Willen gestanden, so will ich euch doch einen Esel miethen, der euch ein ganzes Jahr trägt, um eurer Vormürfe los zu sein. —

## II. Ernst.

Herrliche Treue deutschen Ritters Dieß von Schauenburg gegen seine Knechte bis jenseits des Richterschwertes.

Kaiser Ludwig der Bayer hatte im Jahr 1387 Dießen von Schauenburg darum, daß er den Landfrieden gebrochen, sammt vier Knechten

gefangen zu München eingebracht und mit Urtheil und Recht zum Schwert verdammen lassen. Wie nun diese Verbrecher zur Richtstatt kamen, hat Diez von Schauenburg den Richter gebeten, er möchte ihn und seine Knechte in eine Reihe, und jeden acht Schuh weit von dem andern stellen, hernach an ihm anfangen, die Execution zu verrichten, wofern er nun nach geschener Execution aufstehen und an allen seinen so stehenden Knechten vorüberlaufen würde, so möge der Richter die, welche er vorübergelaufen, begnadigen, welches ihm der Richter lachenden Mundes und gleichsam im Spotte zugesagt, und ihm die Hand drauf gegeben, wohl wissend, daß man sein Verthagen keinen Menschen ohne Kopf habe laufen gesehen. Hierauf hat Diez von Schauenburg seine Knechte, nehmlich die Liebsten am nächsten vor sich, in obgemeldeter Ordnung gestellt, und er ist selber der hinterste gewesen, ist demnach auf erhaltene Zusage getrost niedergekniet und sich enthaupten lassen, darauf ohne Haupt in heftiger Eile und aus kräftigem treuen Willen aufgesprungen, und alle vier Knechte vorbeigelaufen, dann erst niedergesunken und liegen geblieben. Seine Knechte aber von seinem treuen Blute bezeichnet, konnten vor Liebe, Angst und Freude nicht weinen, und nicht rufen Gnade! Gnade! Gnade! Sie stürzten über den Leichnam ihres Herrn und bedeckten ihn mit ihren Küßen. Der Richter entsetzt über dieses Wunder der Treue, hat sein Wort gehalten und die Sache dem Kaiser berichtet, der nicht weniger gerühret, die Knechte des Diez von Schauenburg für diesmal mit dem Leben begnadigte. Die Knechte aber haben das Blut des Diezen nicht von ihren Wämfern gewaschen, sondern es getragen bis in ihren Tod, den sie als brave Landsknechte endlich auf grünem Felde gefunden; und ich sage nur noch: Wo ist ein solcher Herr, daß ich ihm diene, außer Gott!

Das war kein Philister, der hätte höchstens sich noch eine Pfeife Taback nachher ausgebeten. (E. B.\*)

### Scherz.

An einem Wälschen Hahne läßt sich eine ähnliche Gegenwart des Geistes in dessen zwar zweibeinigten aber doch gefiederten kopflosen Person beobachten, wenn du ihn vorher etwas hungern läßt, dann mit der einen Hand Futter ausstreuest, während deine andre Hand mit einem scharfen Hiebe dem heranlaufenden heftigen Kerl den Hals durchhaut, die Figur läuft dann, ohne sich stören zu lassen, nach dem Futter fort und bemerkt erst da mit großem Schrecken, daß ihr der Kopf und also das Maul zum

\*) Bis hierher alles von Brentano's Hand, das Folgende von der Arnim's.

Fressen fehlt. Auch an den Ohrwürmern bemerken wir die Klugheit nach ihrer tödtlichen Verwundung, wenn wir ihnen den Bauch abschneiden, daß die Kopfhälfte das liebe Gut im Magen, was ihm schon einmal gut geschmeckt hat, noch einmal genießt, ungeachtet kein Apotheker dabeigeschrieben hat, auf zweimal zu nehmen. Auch an einem Räucherkerzchen bemerken wir, daß, wenn es auf einem Papiere über Wasser ausbrennt und durch das Papier hineinfällt, es nach diesem seinen Tode seine vorige Gestalt aus der Asche wieder annimmt, der Geruch ist freilich verloren, aber das ist sehr klug von ihm, denn des Geruches wegen hat es sterben und verderben müssen.

Ähnlich dieser Bestimmung des Räucherkerzens und für die Theorie des Bewußtseins und der Unsterblichkeit nicht minder wichtig, war der bekannte Entschluß eines in der Revolutionszeit zur Guillotine verdamnten Antirevolutionärs, der nicht sowohl gegen die Menschen welche die Mordmaschine in Bewegung setzten, sondern gegen diese Maschinerie selbst einen grimmigen Haß gefaßt hatte. Da ihm nun diesen auszulassen keine andre Zeit und Gelegenheit einfallen wollte, so beschloß er seinen Schwur, das Guillotinemesser zu verderben, folgender Gestalt zu erfüllen. Er hatte ein kleines Messerchen von der Art, wie unsre Bauern sie ein Knief nennen, sich bewahrt, das steckte er sich in seine Westentasche vor der Hinrichtung wohl zurechte und in dem Augenblicke, wo ihm die Hände auf den Rücken gebunden werden sollten, um ihn rasch in die Münze zu schieben, da steckte er das zusammengelegte Messer sich durch den Schlund in die Kehle, schluckte herunter und im Augenblicke schlug das harte Guillotinemesser durch seinen Hals auf das Messer, das sich gegen die unteren Eisen der Maschine drängte, und sprengte eine so tiefe Scharte hinein, daß es nie wieder gebraucht werden konnte. Wo hat es aber noch je den Henkersknechten und Tyrannen an Eisen gefehlt? Acht Tage später war ein neues Eisen fertig, doch waren in der Zeit die Brüder des Hingerichteten losgesprochen, die in der Eile mit ihm, des Namens wegen, verdammt worden waren.

L. A. v. A.

Hiermit endigen die Eintragungen in das Buch der Christlich-deutschen Tischgesellschaft, offenbar weil der Sommer und die Abwesenheit vieler Mitglieder die Versammlungen aussetzen ließ. Die eingetragenen Stücke stehen in bemerkenswerthem Zusammenhange mit Arnim's und Brentano's Schriftstellerei. Die ergreifende Erzählung Paul Friedeborn's hat Arnim in der nächsten Zeit bereits zu einem vielgenannten Puppen-

spiele verarbeitet, das 1813 in seiner Schaubühne erschien. Arnim verknüpfte hier die Begebenheit mit dem Ausblick auf den Freiheitskampf der Niederländer gegen die spanische Unterdrückung, womit er in romantischer Beziehung die bevorstehenden Freiheitskämpfe unseres Volkes gegen die französische Herrschaft meinte. In der Zerrüttung aller hergebrachten Verhältnisse findet der junge Appelman keine Stelle in bürgerlicher Bethätigung. Der ideale Drang, an der Befreiung eines edlen Volkes Theil zu nehmen, reinigt das Gemüth des Jünglings von den Thorheiten eines ausgelassenen Lebens. Die streng beschränkte Weltanschauung des Vaters versteht die Begeisterung des eigenen Sohnes nicht mehr, zumal da — ein feiner, gewiß aus Arnim's eigenem Leben geschöpfter Zug — die ausgleichende Liebe der früh verstorbenen Mutter fehlt. Der Sohn wird auf Befehl des Vaters mit dem Schwerte gerichtet, aber die neue Idee muß siegen. In seltsamer, von Arnim innerhalb der Darstellungsmittel eines Puppenspieles nicht für unmöglich gehaltener Heilung kehrt der Jüngling ins Leben zurück, Vivigenius ist sein Name, und sein Freiheits Traum wird nun zu beglückender Wahrheit für ihn. Die Arnim verübelte „Kopfanleimung“, ein der Sagenpoesie übrigens entnommenes Moment, wird in Arnim's Sinne nur erklärlich, wenn man die vaterländische Tendenz des Puppenspieles ins Auge faßt. Arnim wünschte, wie er es ausdrückte, manchen scheinbaren Widerspruch in dem Gemütthe der Menschen zu wohlthuender, befriedigender Einheit zu bringen.

Die wunderbare Geschichte des feinen Knechten bis über den Tod hinaus getreuen Diek von Schauenburg, oder Schwimburg, die man auch in Grimm's Deutschen Sagen findet, hatte längst schon auf Arnim tiefen Eindruck gemacht. Er wollte den Stoff sogar in Volksliedgestalt, die er schüfe, in das Wunderhorn einführen. In seinen Briefen an Clemens

Brentano ist oft davon die Rede; und schon dort (S. 235) bringt er Dieß mit dem zur Guillotine Verurtheilten in Verbindung. Ein solches Beispiel deutscher Treue des Herrn gegen seine Knechte — das war die Meinung der Patrioten — würde nicht mehr möglich sein, wenn durch die neuen Gesetze das uralte Treuverhältniß zwischen Herrschaft und Gesinde aufgehoben würde. So leiten wieder die Fäden aus der Heidelberger in die Berliner Romantik hinüber.

Ein weiteres Zeugniß für das Fortbestehen der Tischgesellschaft ist ein Circular Arnim's aus dem Frühling 1811. Liebe, Frühling und patriotische Hoffnung athmet uns entgegen:

Fort ins Freie, in die Luft,  
Da der Frühling uns erschienen  
Und mit tausend Stimmen ruft  
Zu den grünen Lebensbühnen;  
Seht das neue Haus geschmückt  
Mit dem hellen Himmelblau,  
Seht das Volk so hochentzückt  
Ueber den erhabnen Bau.

Alles glänzt in neuer Zeit,  
Alles schwebet im Verlangen,  
Welches Schauspiel giebt man heut,  
Da der Vorhang aufgegangen?  
Soll ein Heldenspiel beginnen,  
Rüstet sich die frische Kraft?  
Soll sich Lieb in Lieb gewinnen,  
Daß sich neues Volk erschafft?

Herz an Herz und Baum an Baum,  
Alles drängt sich nah zusammen,  
Flammend einer Liebe Traum,  
All aus einer Erde stammen,  
Und des frischen Laubes Kränze  
Decken all mit gleichem Grün,  
Jenen, daß er siegend glänze,  
Diese, daß sie drunter blühen.

Ferne Landsleut, die im Streit  
 Für die gute Sache fechten,  
 Scheinen uns nicht mehr zu weit,  
 Daß wir ihnen Kränze flechten;  
 Was sie thun und was sie leiden,  
 Ist für uns auch mitgethan,  
 In des Frühlings Siegesreuben  
 Stoßt zu ihrer Ehre an!\*)

Die geehrten Mitglieder werden gebeten, über die Verlegung der Gesellschaft nach dem Thiergarten während der Sommerzeit ihre Meinung zu unterzeichnen.

Demgemäß stimmten durch eigenhändige Namensunterschrift für die Verlegung: Redt, Reimer, Otto, v. Horn, Staegemann, Bury, v. Bärensprung, v. Gerlach, Graf Chasot, v. Arnim I, Dohna, Beckedorff, Grell, Lichtenstein, G. Meyer, Tiedemann, Schulz, Siebmann, Kleist, v. Bardeleben, Weiß, v. Pfuell, v. Hedemann, Achim v. Arnim; gegen die Verlegung: Radziwill, v. Hermensdorff, Wichnowsky, Clausewitz, Wolfart, Alberti, Reichardt, Eichhorn, Graf Nesselrode, Wollant, Graf Larisch, Brentano, Müller.

Daß Arnim die Seele der Gesellschaft war, wie die Acten bezeugen, bestätigt August Boeckh in seinem Briefe an den Buchhändler Zimmer in Heidelberg, 1. Mai 1811 (Zimmer S. 303): „Brentano und Arnim gefallen sich ganz ausnehmend. Arnim ist der Stifter einer großen Tischgesellschaft, welche sich die Christlich-Deutsche nennt, und keine Juden, keine Franzosen und keine Philister duldet. Ich habe neulich auch darin gegessen, und es geht recht Arnimisch darin zu.“ Crabb Robinson erfuhr damals und notirte in sein Diary (8. October 1811): „Arnim and Clemens Brentano are at Berlin and the

\*) Am Rande entlang sind die Worte geschrieben: „Dieser Erinnerung gemäß allen Deutschen, die für die gute Sache unter allen Himmelsstrichen streiten, ein Lebehoch!“ Gemeint ist natürlich: die in Spanien kämpfen.

head of the Deutsche Gesellschaft.“ Als Arnim von seiner Reise mit Bettinen nach Frankfurt im Februar 1812 in Berlin eintraf, war er wieder ein paarmal sehr vergnügt in der Tischgesellschaft, wo aber (wie er an Brentano schrieb) außer dem Seinigen gar nichts zur allgemeinen Unterhaltung beigetragen wurde. Der Stiftungstag, dem Arnim nicht beiwohnte, sei feierlich begangen worden: „Stägemann hat tapfere Verse mit einer geringen Begirung alter Mythologie verfertigt.“ Es war das Gedicht „Zur Secularfeier des 24. Januars (dem hundertjährigen Geburtstage Friedrich's des Großen)“, das wir in Stägemann's Kriegs-Gefängen finden, und das daselbst die Notiz trägt, es sei in der Deutschen Tischgesellschaft gelesen worden: ebenso wie ein andres Gedicht Stägemann's, das „bei dem feierlichen Leichenbegängniß des Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen“, im März 1811 in derselben Tischgesellschaft mitgetheilt worden ist.

Von Arnim ging am 11. Februar 1813 der Vorschlag aus, dem alle Mitglieder zustimmten, den Baarbestand der Kasse, 180 Thaler, zur Ausrüstung eines freiwilligen Reiters zu verwenden, und die an 250 Thalern fehlende Summe — denn so viel kostete die Equipirung eines Reiters — wurde durch eine gemeinsame Umlage unter den Mitgliedern aufgebracht. So ging die christlich-deutsche Tischgesellschaft in die große Bewegung der Freiheitskriege auf, die sie mit ganzer Seele herbeigesehnt hatte.

### 3. Die Gründung der Berliner Abendblätter.

Wir würden Wesen und politische Bedeutung der zur christlich-deutschen Tischgesellschaft zusammengefaßten Patrioten-gruppe nicht recht verstehen können, wenn uns das journalistische Organ, das sie sich schuf, nicht Aufschluß gäbe. Aus diesen

Kreisen nämlich gingen die Berliner Abendblätter hervor, deren Redaction in die Hände Heinrich's von Kleist gelegt wurde. In den Abendblättern und um die Abendblätter spielten sich die Kämpfe ab, die Kleist und seine politisch entschiedenen Freunde um ihrer Gesinnung willen zu bestehen hatten.

Die ersten Versuche zur Gründung des Blattes reichen in die Zeit zurück, ehe Hardenberg die Kanzlerschaft des Staates übernahm. Man sah in Regierungskreisen ein, daß die politische Neubildung Preußens, die erfolgen müsse, nicht mehr allein das Werk der berufenen Staatsmänner, oder wie man damals sagte: Geschäftsmänner, sein könne. Die Tagespresse und die politische Litteratur begann bereits an der Lösung der Zeitfragen mitzuarbeiten. Ein Organ aber, in dem mit Verstandniß, Geist und Liebe die neuen Maßnahmen hätten mitgetheilt oder besprochen werden können, fehlte der Hauptstadt wie den provinziellen Centren der Monarchie gänzlich. Die Bossische und Spenersche Zeitung in Berlin, die Königsberger und die Breslauer Zeitung waren ungeeignet für diesen Zweck. Sie hatten zwar für ihr königliches Privilegium titulo oneroso die Verpflichtung, Kundgebungen der Regierung aufzunehmen. Indessen sämmtlich dem Banne der alten Aufklärung und städtisch-liberalisirender Tendenz verfallen, leisteten sie nur ungern, was sie nicht von sich abwenden konnten. In Berlin stand die Sache am schlimmsten. Der Bossischen Zeitung zumal war, nach den Acten des Geheimen Staats-Archivs, ihre franzosenfreundliche Haltung während der Unglücksjahre in den preussischen Ministerien unvergessen. Man erwog den Gedanken, ein neues Regierungs- oder wenigstens regierungsfreundliches Blatt zu begründen, und unter dem Ministerium Altenstein wäre kein Bedenken gewesen, Adam Müller mit der Redaction zu betrauen.

Die Verhandlungen waren 1810 bereits so weit ge-

diehen, daß der journalistische Niederschlag derselben in auswärtige Zeitungen überging. Bschoffe's Miscellen, 1810 Nr. 46, brachten eine offiziöse Berliner Mai-Correspondenz, des Inhalts, man verspreche sich viel in Berlin von einem neuen Regierungsblatte, welches künftig unter der Redaction des als Schriftsteller rühmlich bekannten Herrn Adam Müller erscheinen solle, und dessen Zweck wäre, auf die neuen Verfügungen, Maßregeln und Gesetze der Regierung die Unterthanen des preußischen Staates vorzubereiten, oder nach der Publication diese Verordnungen zu erläutern und ihre Zweckmäßigkeit zu zeigen. Ausführliche Angaben über dieselben Dinge finden sich in der Allgemeinen Zeitung 1810 Nr. 170. Kürzlich, 1899, ist auch das von Adam Müller dem Könige überreichte Memoire, die Gründung des Preussischen Regierungsblattes betreffend, von Rühl veröffentlicht worden. Dies und andere Schriftstücke fanden sich im Nachlasse Stägemann's, durch dessen Hände die Verhandlungen mit Müller gingen. Zur Ausführung kamen sie indessen damals nicht. Im auswärtigen Ministerium lagen die Schwierigkeiten, die durch den Systemwechsel, bei Uebernahme der Staatskanzlerschaft durch Hardenberg, erhöht wurden. Erst sehr viel später ist die Idee verwirklicht worden. Am 2. Januar 1819 erschien, unter Stägemann's Aufsicht, die erste Nummer der Allgemeinen Preussischen Staats-Zeitung, aus der der heutige Reichs- und Preussische Staatsanzeiger hervorgegangen ist.

Adam Müller und seine Freunde verfolgten jedoch den Plan einer ihren Gesinnungen entsprechenden Zeitungsgründung auf eigne Hand weiter. Ihr Einfluß reichte hoch hinauf. Er ging, auch nach dem Tode der Königin, durch die Hände der Frau von Berg bis zum König selber. Man setzte schließlich das Unternehmen gegen alle persönlichen Widerstände und gegen jedes Hinderniß bestehender Staatseinrichtungen durch.

Das größte Hinderniß lag bei der staatlich verordneten Censur. Keine Regierung damals, ob noch von „alt-europäischen“, von „aufgeklärten“, oder „neufranzösischen“ Anschauungen erfüllt, wäre ohne die Censur der Druckschriften fertig geworden. Napoleon's erste Sorge, als er Berlin besetzte, war, alles zu Druckende und Gedruckte unter verschärfte Censur-Vorschriften zu stellen. Als mit dem 5. December 1808 die französische Militär- und Civil-Autorität in Berlin endete, sah sich die „Königliche zur Vollziehung des mit Frankreich abgeschlossenen Friedens angeordnete Inmediat-Kommission“ veranlaßt, der Staatsregierung in Königsberg Vorschläge zu einer in der Hauptstadt zu errichtenden Censurbehörde einzureichen. Unter Benutzung älterer Formen trat diese 1809 ins Leben. Die Censur der Bücher erhielt der Bibliothekar Biesler. Die periodisch in Berlin erscheinenden Druckschriften wurden, nach scheinbar fester Norm, an zwei Ministerien zur Censur vertheilt: die politischen Zeitungen gelangten an das Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten (Minister: Graf Goltz), die litterarischen, eigentlich nichtpolitischen Blätter an das Ministerium des Innern (Minister: Graf Dohna). Im auswärtigen Ministerium war unter dem Sectionschef Küster der Kriegsrath Gimly, im Ministerium des Innern unter dem Sectionschef Sack der Polizeipräsident Justus Gruner amtlich bestellter Censor. Gimly hatte die sogenannte politische, Gruner die polizeiliche Censur. Im allgemeinen maßgebend für die Behandlung der Druckschriften blieben die im Edict des Jahres 1788 ausgesprochenen Grundsätze: von denen jedoch Wilhelm von Humboldt, der als Sectionschef für den öffentlichen Unterricht an der Bildung der Censurbehörde mitbetheiligt war, in autoritativem Tone wünschte (Königsberg, 21. Juli 1809), „daß sie auf eine liberale Art angewendet werden mögen“.

Welche Schwierigkeiten zwischen den zu Rathe gezogenen

Refforts zu überwinden gewesen waren, drückt sich in der complicirten Gestaltung der neuen Censurbehörde aus. Die Absicht war die beste: jedem Reffort sollte eine gebührende Einwirkung auf die Presse erhalten bleiben. Aber bei der Ausführung stellten sich, was die Dinge und die Personen anlangte, unvermeidbare Reibungen ein. Die politischen Zeitungen waren nicht bloß politisch, und die litterarischen Blätter griffen gar zu gern auch auf das politische Gebiet hinüber. Die Verschiedenheit der die politische und die polizeiliche Censur ausübenden Beamten machte sich noch schärfer geltend. Der Polizeipräsident Bruner handhabte, als ein gebildeter, wohlwollender und gesellschaftlich geachteter Mann, die Censur aus natürlichem Bedürfniß in dem von Humboldt empfohlenen Sinne, gab aber, weil er auch Carriere machen wollte, höheren Winken willig nach. Himly dagegen war ein Beamter allerengsten Gesichtskreises, bureaukratisch eifrig, überlastet und allem neu sich Bildenden feind, der aber, in dem Gefühl seiner unentbehrlichen Arbeitskraft und Geschäftskunde, den Vorgesetzten gegenüber seine Ansichten mit Nachdruck vertrat. Die Censoren Bruner und Himly, und im weiteren Instanzenzuge Sack und Küster, ja die Grafen Dohna und Goltz, geriethen daher in nicht endende Censurfehden. Die Acten der beiden Ministerien legen Zeugniß dafür ab. Heillos wurde die Verwirrung, wenn gelegentlich der Staatskanzler kraft seines Obergaufsichtsrechtes eingriff. Den Schaden hatte der Censurpflichtige, die Censur wirkte unberechenbar.

Wie Kleist und seine Freunde bei Begründung der Abendblätter sich hindurchwanden, wissen wir im Einzelnen nicht. Ueber die Vorverhandlungen besitzen wir bis jetzt kein einziges geschriebenes oder gedrucktes Wort. Der Hergang aber bei einer anderen Concessionsbewerbung wird dafür lehrreich sein.

Kleist hatte, wohl ohne es zu wissen, einen Concurrenten

an dem gewesenen Regiments-Quartiermeister Curths bei dem vormaligen Regiment vacant Prinz Heinrich. Diesem wissenschaftlich gebildeten und litterarisch thätigen Manne steht die sonderbare Bedeutung zu, daß er auf seine Art Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande fortgesetzt hat. 1810, im Mai, kam er für Berlin um die Concession einer neuen politischen Zeitung strengpatriotischer Haltung ein. Er that den Schritt nicht ohne hohe Protection. Der König ließ sich von den Ministern des Auswärtigen und des Innern Bericht erstatten. Während Graf Dohna sich für die Bewilligung aussprach, weil die Vossische Zeitung zur Franzosenzeit eine unpatriotische Haltung eingenommen habe, erklärte sich Graf Goltz, auf Simly's Gutachten gestützt, im entgegengesetzten Sinne. Die Staatsregierung habe, seitdem zuerst die Vossische Zeitung und dann unter König Friedrich II., des vermehrten Lesebedürfnisses wegen, die Haude-Spenerische Zeitung privilegiert worden sei, nie mehr ein neues Privileg ertheilt; die beiden Zeitungen seien zugleich titulo oneroso Staatsanzeigen. Curths, abschläglich beschieden, kam aber wieder. Er überreichte dem König den vierten Theil des Abfalls der Niederlande. Der König wünschte in einer Cabinets-Ordre an Graf Dohna (22. Juni 1810): „daß Curths bei einer schon vorhandenen oder noch zu errichtenden litterarischen Anstalt in Berlin angestellt oder ihm die Redaction eines officiellen Blattes, wovon mehrmals schon die Rede gewesen sei, übertragen werde.“ Wieder dasselbe Spiel zwischen den Ressorts; wieder abschlägiger Bescheid. Sack macht dem auswärtigen Departement den Vorwurf, daß es seine Weigerung auf ein gar nicht vorhandenes Widerspruchsrecht der beiden privilegierten Berliner Zeitungen gründe. Simly geräth in Wuth über diesen „unangemessenen“ Ausdruck. In einem Gutachten an Küster (8. October 1811) faßt er nochmals seine

Meinung zusammen und erklärt: „Sieht man aber auch darauf, ob dem Ansuchenden wahrscheinlich ein reeller Gefallen mit der Bewilligung geschehe oder nicht, so scheint mir das letztere fast gewiß. Die unter bedeutender Protection begonnenen Abendblätter dienen u. a. zum Beispiele; und wenn auch dem Herrn Curths ein geschickter und beharrlicherer Versuch zuzutrauen ist, so wird das Resultat vielleicht um etwas besser, dennoch aber immer noch nicht genügend für die Subsistenz des Mannes ausfallen.“ Simly drang mit seiner Gegenvorstellung durch. Ein rücksichtsloser Bureaukrat erwies sich stärker als alle Protection und selbst als das Wohlwollen des Königs.

Sehr bemerkenswerth ist das amtliche Eingeständniß, daß die Berliner Abendblätter „unter bedeutender Protection“ begonnen wurden. Wie widerwillig und verärgert aber kommt die Aeußerung heraus! Gegen die Abendblätter war Simly's Widerstand offenbar umsonst gewesen. Ich denke mir sogar, daß Hardenberg selbst, aus kluger Berechnung, die amtlichen Widerstände ausgehoben haben könne. Im August und September 1810, wo die Concession betrieben wurde, war sein ganzes Reformwerk noch in der Schwebe. Er brauchte, wenn er damit hervorträte, Federn, die es in der Presse vertheidigen würden. Vielleicht konnte das neue Blatt sogar eine Stütze für ihn werden, hatte sich doch Adam Müller ihm gegenüber im Allgemeinen bereit erklärt, die Politik des Kanzlers, wie er sie sich dachte wenigstens, publicistisch zu vertreten. Darüber sind sichere Zeugnisse vorhanden; deswegen ließ Hardenberg ihm ein Wartegeld von 1200 Thalern jährlich auszahlen, mit diplomatisch vorsichtigen Bertröstungen auf Verwendung im preussischen Staatsdienste. Wenn sich Hardenberg einen Saul Ascher einfieng: warum hätte er nicht versuchen sollen, die viel, viel wichtigere Kraft Adam Müller's sich dienstbar zu

machen. Dann aber durfte er es nicht von vornherein mit denjenigen Kreisen verderben, denen Adam Müller angehörte.

Kurz: Kleist und seine Freunde drangen durch; aber es war ihnen von der Staatsregierung auch nur gerade Soviel gewährt worden, als nothdürftig gewährt werden mußte. Ein politisches Blatt durfte nicht ausdrücklich angekündigt werden. Die Anzeige, die die Boissische Zeitung Ende September 1810, trotz ihres Privilegiums anstandslos, veröffentlichte, besagte nur, daß unter dem Titel „Berliner Abendblätter“ sich mit dem 1. October in Berlin ein Blatt etabliren werde, welches das Publicum, insofern dergleichen überhaupt ausführbar sei, auf eine vernünftige Art unterhalten wolle: „Rücksichten, die zu weitläufig sind, auseinander zu legen, mißrathen uns eine Anzeige umständlicherer Art. Dem Schluß des Jahrgangs wird ein weitläufiger Plan des Werks angehängt werden, wo man alsdann zugleich im Stande sein wird, zu beurtheilen, in wie fern demselben ein Genüge geschehen ist.“ Man schiebt also in einem gewundenen Compromißstille, der dem Anschein nach von Kleist herrührt, alle nicht entschiedenen Punkte vorläufig auf weitere Zeit hinaus. Noch ungeklärte, fast wie abgezwungene Verhältnisse scheinen durch und lassen Verwickelungen ahnen. Es unterzeichnet noch collectiv „Die Redaction“; erst drei Wochen nach dem Erscheinen der Abendblätter tritt Heinrich von Kleist, mit Nennung seines Namens, als der allein verantwortliche Herausgeber vor. Den Verlag übernahm der sehr geschäftsgewandte Buchhändler Eduard Hitzig, der ohne freilich an der Gesinnung des Blattes innerlich sich betheiligte zu fühlen, was auch nicht verlangt wurde, den zu erhoffenden Gewinn sich nicht entgehen lassen mochte.

Kleist und seine Freunde waren der Meinung, daß unter den obwaltenden Verhältnissen möglichst unauffällig und un-

aufdringlich vorgegangen werden müsse. Arnim lud schon am 3. September 1810 die Brüder Grimm zur Mitarbeit ein: „Kleist ist der beste Kerl, er giebt jetzt ein Abendblatt im Hitzigschen Verlage heraus; es soll sich vorläufig gar nicht auf Belehrung oder Dichtungen einlassen, sondern mit allerlei Amüsantem die Leser ins Garn locken; lächerliche Briefe und dergleichen sind ein besonderer Fund.“ Die Berliner Freunde wollten also nicht, wie die großen officiellen französischen und die ihnen nachgeäfften Rheinbunds-Blätter, auf die obersten Schichten wirken; sie wollten sich auch nicht, wie die alten Berliner Blätter, bloß an ein eng-städtisches Mittelpublikum wenden; sondern das „Volk“, im romantischen Sinne, schwebte ihnen vor als diejenige Macht, die sie zum Kampfe gegen das moderne Unheil aufrufen und organisiren mußten. Dem „Volke“ wollten sie tagtäglich die geistige Speise, die es brauche, zuführen.

Montag Abend den 1. October 1810 erschien die erste Nummer der Berliner Abendblätter: die alten Berliner Zeitungen wurden Morgens ausgegeben. Von da ab folgte allabendlich, mit Ausschluß der Sonn- und Feiertage, eine neue Nummer: die alten Berliner Zeitungen kamen nur dreimal in der Woche heraus. Jede Nummer einen Viertelbogen von vier Seiten stark, das Format ein handliches Octav wie das des Beobachters an der Spree; der Preis so gering wie möglich. Man wollte es durch das Format und durch die fortlaufende Paginirung der Seiten möglich machen, daß ein Quartalsgang zu einem Buche zusammengefaßt werden könnte, das als solches einen Fortbestand in den Familien hätte.

Die Verlagsbuchhandlung des Herrn Wilhelm Spemann macht sich ein Vergnügen daraus, mit den ausgezeichneten Mitteln ihrer Technik eine Reproduction der ersten Nummer dem Leser vorzuführen:

# Berliner Abendblätter.

11tes Blatt. Den 1sten October 1810.

## Einleitung.

### Gebet des Zoroaster.

(Aus einer indischen Handschrift, von einem Reisenden in den  
Ruinen von Poimora gefunden.)

Gott, mein Vater im Himmel! Du hast dem Menschen ein so freies, herrliches und üppiges Leben bestimmt. Kräfte unendlicher Art, göttliche und ichterliche, spielen in seiner Brust zusammen, um ihn zum König der Erde zu machen. Gleichwohl, von unsichtbaren Geistern überwältigt, liegt er, auf verwundernswürdige und unbegreifliche Weise, in Ketten und Banden; das Höchste, von Irrthum geblendet, läßt er zur Seite liegen, und wandelt, wie mit Blindheit geschlagen, unter Jämmerlichkeiten und Nichtigkeiten umher. Ja, er gefällt sich in seinem Zustand; und wenn die Vorwelt nicht wäre und die göttlichen Lieder, die von ihr Kunde geben, so würden wir gar nicht mehr ahnden, von welchen Gipfeln, o Herr! der Mensch um sich schauen kann. Nun lässest du es, von Zeit zu Zeit, niederfallen, wie Schuppen, von dem Auge Eines deiner Knechte, den du dir erwählst, daß er die Thorheiten und Irrthümer seiner Gattung überschauet; ihn rüstest du mit dem Köcher der Rede, daß er, fürchtlos und liebevoll, mitten unter sie trete, und sie mit Pfeilen, bald schärfer, bald leiser, aus der wunderlichen Schlassucht, in welcher sie befangen liegen, wecke. Auch mich, o Herr, hast du, in deiner Weisheit, mich wenig Würdigen,

zu diesem Geschäft erkoren; und ich schicke mich zu meinem Beruf an. Durchdringe mich ganz, vom Scheitel zur Sohle, mit dem Gefühl des Elends, in welchem dies Zeitalter darnieder liegt, und mit der Einsicht in alle Erbärmlichkeiten, Halbheiten, Unwahrhaftigkeiten und Gleisnereien, von denen es die Folge ist. Strähle mich mit Kraft, den Sorgen des Urtheils rüstig zu spannen, und, in der Wahl der Geschosse, mit Besonnenheit und Klugheit, auf daß ich jedem, wie es ihm zukommt, begegne: den Verderblichen und Unheilbaren, die zum Ruhm, niederwerfe, den Lasterhaften schrecke, den Irrenden warne, den Ehoren, mit dem bloßen Geräusch der Spitze über sein Haupt hin, necke. Und einen Kranz auch lehre mich winden, womit ich, auf meine Weise, den, der dir wohlgefällig ist, kröne! Ueber Alles aber, o Herr, möge Liebe wachen zu dir, ohne welche nichts, auch das Geringfügigste nicht, gelingt: auf daß dein Reich verherrlicht und erweitert werde, durch alle Räume und alle Zeiten, Amen!

x.

### Fragment eines Schreibens aus Paris.

Den 6ten Septembet.

Als des Kaisers Maj. den 4ten d. 7 Uhr Morgens nach Paris kam, um das Monument auf dem Platz Vendôme zu besehen, traf sich's, daß mich die Wanderungen, die ich bei Tagesandruch gewöhnlich, um mich zu belustigen und zu unterrichten, durch die Stadt zu machen pflege, gerade auch auf diesen Platz geführt hatten. Der Monarch, der so nahe an mir vorbeiritt, daß ich den Hut vor ihm rücken konnte, sieht wohl und heiter aus; obschon, wie mehrere bemerkt haben wollen, nicht mehr ganz so stark und wohlbeleibt, als im Frühjahr. Derselbe hat auch noch;

an diesem Morgen, mehrere andere Monumente und öffentliche Arbeiten, die ihrer Vollendung nahe sind, in Augenschein genommen; besonders hierunter sind die in der Rue Sein und am Hôtel Dieu wo eine große Anzahl von Häusern demolirt wird, merkwürdig; und ich werde vielleicht in einem meiner nächsten Briefe, Gelegenheit haben, Dich näher davon zu unterrichten.

Wenn man in den Straßen von Paris, den Verkehr, den Kaufleute, Handwerker, Schenkwirthe, u. s. w. treiben beobachtet: so zeigt sich ein Charakter an demselben, der, auf die sonderbarste Weise, absteht gegen den Charakter unsers einfältigen deutschen Verkehrs. Zuvörderst muß man wissen, daß der Kaufmann nicht wie bei uns, eine Probe seiner Waare zur Schau stellt: die Waare selbst, das Beste und Kostbarste, was er besitzt, wird an Riegeln und Haken, auf Tischen, Stühlen und Bänken, auf die wohlgefälligste und ruhmredigste Weise, ausgebreitet. Aushängeschilder, die von beiden Seiten in die Straße hineinragen, geben, in langen Tarifen, zudringliche und schmeichlerische Auskunft über die Wohlfeilheit sowohl, als über die Vortrefflichkeit der Waaren; und bei der unüberwindlichen Anlage der Nation, sich dadurch täuschen zu lassen, ist nichts lustiger, als das Spiel zu sehen, das getrieben wird, um sich damit zu überbieten. In der That, man glaubt auf einem Theater zu sein, auf welchem, von höherer Hand gedichtet, ein satyrisches Stück, das den Charakter der Nation schildert, aufgeführt wird: so zweckmäßig, ich möchte sagen, schalkhaft und durchtrieben, sind die Züge, aus denen er, in allen Umrissen, klar wird, zusammengestellt und zur Anschauung gebracht. Der Caffetier zum Beispiel, der am Eingang einer Straße wohnt, affichirt vielleicht, auf einem bloßen schwarzen Brett, mit weißen Lettern: Caffé; einige Artikel führt er, auf einfache Weise, mit ihren Preisen an; er hat den Vortheil, er ist der Erste. Der Zweite, um ihm den Rang abzulaufen, fügt schon überall bei der Enumeration seiner Leckereien hinzu: du plus exquis; de la meilleure qualite; und: le tout au

plus modique prix; sein Brett ist bunt gefärbt, es sei nun gelb, roth oder blau, und er schiebt es, um die Aufmerksamkeit damit zu fangen, noch tiefer in die Straße hinein. Der Dritte schreibt: *Caffé des Connoisseurs*, oder *Caffé des Turcs*; er hilft sich noch, indem er sein Schild, um noch einen oder zwei Fuß tiefer in die Straße reckt; und seine Lettern, auf schwarzem oder weißem Grunde, sind, auf sonderbare und bizarre Weise, bunt gefärbt in sich. Des Vierten Säge scheint verzweifelt; gleichwohl durch die Verzweiflung selbst wichtig gemacht, überbietet er noch alle seine Vorgänger. *Caffé au non plus ultra*, schreibt er; seine Lettern sind von Mannsgröße, dergestalt, daß sie in der Nähe gar nicht gelesen werden können; und sein Schild, das den ganzen Regenbogen spielt, ragt bis an die Mitte der Straße hinaus. Aber was soll der Fünfte machen? Hoffnungslos, durch Charlatanerie, Selbstlob und Uebertreibung etwas auszurichten, fällt er in die Ureinfaßt der ersten Patriarchen zurück. *Caffé* schreibt er, mit ganz gewöhnlichen (niedergeschlagenen) Lettern, und darunter: *Entrés et pris jugés*.

(Die Fortsetzung folgt.)

### Tagesbegebenheiten.

Stadtger. U. d. r. Von dem Preussischen Generalm. im Berg. Marschall, mit Anschluß der Dank, Seebandl. und Wirtm. Caffé, ist der Sequester aufgehoben worden. — Melbarnachrichten. Der Hr. Gottorf soll in Riga angekommen sein.

Von diesem Blatte erscheint täglich, mit Ausschluß des Sonntags, ein Viertelbogen, und wird in der Stunde von 5 — 6 Uhr Abends in der Expedition desselben, hinter der katholischen Kirche Nr. 3, zwei Treppen hoch, ausgegeben. Das Abonnement beträgt vierteljährig, also für 72 Bld., achtzehn Groschen klingendes Courant, das einzelne Blatte dagegen, kostet 8 Pf. Den Interessenten des Herrn Buch als k. kann es durch diesen in 8 Haus geschickt werden; Nächstwärtige, die es mit den Zeitungen zugleich zu erhalten wünschen, belieben sich an das hiesige Königl. Hof Postamt zu wenden. Die Expedition an die Buchhandlungen, jedoch nur in Monatsheften, hat der hiesige Buchhändler, J. E. H. H. übernommen.

Berlin den 1. Decbr 1810.

Die Redaction.

Gleich das erste Abendblatt erregte ungeheures Aufsehen in Berlin. Eine so tiefere, feierlich-religiöse Sprache, wie sie Heinrich von Kleist in dem einleitenden „Gebet des Zoroaster“ rebete, war im aufgeklärten Berlin ganz unerhört. Der Rationalismus hatte längst religiöse und göttliche Dinge aus der öffentlichen Discussion verbannt. Eigentlich hätte die Ueberschrift „Gebet an Gott“ lauten müssen, aber das wäre für das Publicum auf einmal zuviel gewesen. Kleist griff zu dem einzigen Mittel, das ihm blieb, die Wahrheit romantisch zu umhüllen. Er nannte sein Gebet ein „Gebet des Zoroaster“ und thut, als sei es eine Uebersetzung, die geliefert werde.

Das nun folgende „Fragment eines Schreibens aus Paris“ gehört zu den bloß amüsanten Zugaben, mit denen man den Leser ins Garn locken wollte. Paris war damals „actuell“, wie heute etwa Prätoria oder Peking; daher vernahm man gern etwas Neues. Und je äußerlich correcter die Form, auch gegen Napoleon, den man haßte, gewahrt wurde, desto weniger lockte man das gefährliche Interesse der französischen Aufpaffer an. Das Schreiben kann echte Grundlage haben, es kann aber auch ganz fingirt und in Berlin verfaßt sein: jedenfalls trägt es den Charakter des Kleistischen Stiles, den Kleist — wie sich später an ungezählten Beispielen zeigen wird — Allem aufzudrücken pflegte, das, gedruckt oder geschrieben, ihm zur Ausnahme in sein Blatt geeignet schien.

Den Beschluß machen Tagesbegebenheiten, redactionelle Mittheilungen oder sonstige Notizen, bei denen, wollte der knapp gewordene Raum nicht zulangen, kühn zu kleinen, ja zu den aller-kleinsten Typen gegriffen wurde. Niemals eine Annonce. Immer nur Inhalt, vom ersten bis zum letzten Worte jeder Nummer.

Einen ganz neuen Artikel bildeten vom Beginn der Abendblätter die Polizei-Rapporte, die der Polizei-Präsident Justus Gruner selber lieferte. Kleist bemerkte über sie

in einem „Extrablatt zum ersten Berliner Abendblatt“: „Durch den Königl. Präsidenten der Polizei, Herrn Gruner, der jedes Unternehmen gemeinnütziger Art mit so vieler Güte und Bereitwilligkeit unterstützt, sind wir (!) in den Stand gesetzt, in solchen Extrablättern, als hier das Erste erscheint, über Alles was innerhalb der Stadt, und deren Gebiet, in polizeilicher Hinsicht, Merkwürdiges und Interessantes vorfällt, ungesäumten, ausführlichen und glaubwürdigen Bericht abzustellen: dergestalt, daß die Reihe dieser, dem Hauptblatt beigefügten Blätter, deren Inhalt wir auch mit statistischen Nachrichten aus den Provinzen zu bereichern hoffen dürfen, eine fortlaufende Chronik, nicht nur der Stadt Berlin, sondern des gesammten Königreichs Preußen, bilden werden.“ Gruner, wiewohl ein auf Carriere bedachter Beamter, hielt doch freundschaftlichen und gesellschaftlichen Verkehr mit Kleist und seinen Freunden und saß öfters vergnügt mit an der Tafel der christlich-deutschen Tischgesellschaft (an Görres 8, 415). Welcher ungemeine Vortheil für Kleist, daß Gruner, der der polizeiliche Censor der Abendblätter war, zugleich diesen officielle Berichte zuwandte!

Im Wesentlichen ist die Einrichtung des ersten Abendblattes für die späteren Nummern beibehalten worden, nur daß die Polizei-Rapporte doch nicht in Extrablättern, sondern als ständiger Artikel am Schlusse jeder Nummer erschienen. Jedes einzelne Abendblatt enthielt einen durch größere Lettern ausgezeichneten Artikel, der grundsätzlich die Anschauungen der Partheigruppe zur Geltung zu bringen suchte. Man zog allmählich alle bedeutenden Fragen des geistigen und staatlichen Lebens in den Kreis der Betrachtung: die Gründung und den Ausbau der Universität, die Erscheinungen auf der Bühne, in der bildenden Kunst, in der Litteratur, die politischen Maßregeln der Regierung zur Neugestaltung der öffentlichen Ver-

hältnisse. Ein Geist durchdrang die sich folgenden Artikel. Religion, Königthum, Vaterland wurden als die heiligen Güter, ohne die kein Heil möglich sei, der preussischen Nation wieder vor das Auge gestellt. Die Bossische und die Spenersche Zeitung waren wie im Spiele überflügelt. Jedermann las die Abendblätter, selbst der König. Der Andrang des Publicums zur Ausgabe, hinter der Katholischen Kirche 3, war so außerordentlich, daß schon nach acht Tagen ein größeres Local in der Jägerstraße No. 25 beschafft werden mußte. „Kleist giebt mit ungemeinem Glück Berlinische Abendblätter heraus und hat schon viel Geld verdient,“ schrieb Adam Müller um Mitte October an ihren gemeinsamen Freund Rühle. Arnim bezeugte ebenfalls (an Görres 8, 415), daß Kleist sein Blatt mit recht viel Nutzen in Berlin herausgegeben habe. Und selbst Hardenberg ließ um Mitte November den König in einer Cabinets-Ordre (unten S. 75) aussprechen, daß „das Abendblatt allgemein vom Publicum gelesen werde“.

Der Absatz der Berliner Abendblätter aber beschränkte sich nicht auf Berlin allein. Sie drangen aber freilich nur in Monatslagen, auch nach Königsberg und Breslau durch. Ja sie überschritten die preussischen Grenzen und gelangten nach Hamburg, Cassel, Dresden, Wien. Ich entnehme diese Thatfachen aus dem Wiberhall, den sie dort überall bei Personen oder in der Tagespresse hervorriefen. Von der Wirkung der Abendblätter auf die Presse wird noch oft die Rede sein. Auch die französische Aufmerksamkeit befaßte sich bald sehr genau mit ihnen. In der Staatskanzlei beobachtete man den anschwellenden Einfluß der Abendblätter, von dem sich bald zeigen mußte, ob er für oder gegen die neuen Reformen sich einsetzen würde. Von der politischen Haltung Kleist's und seiner Freunde hing das Wohl oder Wehe der Berliner Abendblätter ab.

## Zweites Capitel.

### Politik.

---

Im Einverständniß mit Heinrich von Kleist begann Adam Müller die Erörterung der politischen Fragen; und sogleich plakten auch die Anschauungen der Abendblätter und die Absichten der Staatskanzlei unverföhnlich aufeinander.

Die Abendblätter gingen durchaus auf dem Wege vorwärts, der in dem Phöbus vorgezeichnet und in den „Elementen der Staatskunst“ eingehalten worden war. Für die Elemente traten Adam Müller's Berliner Freunde mit voller Ueberzeugung ein. Arnim empfahl das neue Werk, das umfassender sei, als die meisten anderen Bücher der Art, seinem Freunde Görres (S. 104) zur Lectüre. Kleist schrieb (an Fouqué), dies Buch sei eins von denen, welche die Störrigkeit der Zeit langsam, wie eine Wurzel den Felsen, sprengen könnten, par explosion. So legte bald Leopold von Gerlach und sein Kreis für Haller's Restauration der Staatswissenschaften Zeugniß ab. Wenn in Adam Müller's Wesen und in seinem Stile Manches gelegen hat, das Fernerstehende mit Unbehagen erfüllte: Kleist und Arnim und Müller sind sich fest und treu geblieben in den Kämpfen, die sie Schulter an Schulter durchzufechten hatten.

In Berlin, wo jetzt das Herz der preussischen Politik

schlug, nahmen alle politischen Erörterungen naturgemäß eine preussische Formulirung an. Die Freunde von den Abendblättern stellten die Fragen so: Welche geistige Macht soll in Preußen nach dem nationalen Zusammenbruche zur Herrschaft kommen, die principielle Anerkennung der Revolution oder die principielle Gegnerschaft gegen dieselbe? der Bruch mit der „alteuropäischen“ Verfassung der Staaten, oder die Staatsanschauung Edmund Burke's? die Reform der wirthschaftlichen Zustände Preußens in der durch Adam Smith' Werk vom Nationalreichthum vorgeschriebenen Richtung, oder die wesentliche Erhaltung Preußens als eines Agriculturstaates? Im Phöbus hatte Müller immer von Neuem ermahnt: „Leb den Burke!“, gegen den Eggers, Villers, Buchholz, und wie sie alle heißen, gar nichts wären: gegen den „selbst das größte, das herrlichste Handbuch der Staatswirthschaft, der Adam Smith“ zurücktreten müßte. Da Müller's Gruppe für den historisch gewordenen Staat Friedrich's des Großen kämpfte, den sie „organisch“ weiter bilden wollten, so waren sie im Princip nicht gegen den Freiherrn von Stein, mochten sie im Tageskampfe auch einzelnen seiner Maßnahmen widerstrebt haben. In Hardenberg's Kanzlerschaft aber verspürten sie immer bestimmter die Wirksamkeit des entgegengesetzten Princip's, dem sie principiellen Widerstand leisten müßten, unbeschadet der Achtung, die ihm als dem ersten Diener des Königs zukäme, und unbeschadet ihrer Zustimmung zu einzelnen praktischen Einrichtungen desselben. Als königstreue Männer waren sie überzeugt, auch in die Opposition gegen Hardenberg eintretend das Heil der Krone zu befördern. Wie Bismarck, nach seinen Gedanken und Erinnerungen, 1848 das preussische Königthum, Trotz dem König, in echt Marxwischer Junkertreue retten wollte.

Nach der Ansicht der Berliner Patrioten wurde den Adam Smith'schen Ideen ein zu breiter Eingang in die innere Ver-

waltung Preußens verstattet. Eine rechte Cult- und Verbreitungsstätte des Smith'schen Systems war im Anfang des Jahrhunderts Königsberg in Preußen gewesen, wo Christian Jakob Kraus es vom Lehrstuhl der Universität herab einem vollen Auditorium junger Studenten und gereifter, zum Theil schon beamteter Männer verkündete: Kraus, der Freund Kant's und seiner Tafelrunde, der Freund des alten Kriegsraths Scheffner, welcher in wunderbarer Verquickung den mystisch-kosmopolitischen Bestrebungen Hamann's und Herder's einst zugestimmt hatte. Kraus, wie beschränkt auch und unproductiv in eigener Erfindung, beruhte doch mit seiner Thätigkeit auf einer großen, Achtung heischenden geistigen Tradition, und daraus erwuchs sein gewaltiger Einfluß auf die zur Führung des preußischen Staates berufenen Männer: um so mehr, als die Hofhaltung in Königsberg den Adel und das höhere Beamtenthum in den unmittelbaren Bann seiner Lehre führte. Kleist selbst, und unabhängig von ihm Arnim hatten persönlich diese Erfahrung gemacht. Aber während sie sich diesem Einflusse wieder entzogen, verbanden sich die echten Anhänger von Kraus oder Adam Smith mit dem ihnen innerlich verwandten System Hardenberg's, der seine Anschauungen von Hannover und England mitgebracht hatte. Diese so vorbereiteten Staatsmänner nahmen thatsächlich die Neubildung der preußischen Monarchie in ihre Hände. Sie übertrugen jetzt auch an der Universität Berlin die Vorlesungen über Politik und Nationalökonomie einem unverdächtigen Krausianer, dem Staatsrath Hoffmann, der eben noch Kraus' Nachfolger in Königsberg gewesen war. Selbst der wegen seiner den preußischen Staat beschimpfenden „Feuerbrände“ gehaftete, von Hardenberg in seine Kanzlei wieder aufgenommene Kriegsrath von Cölln beklagte es (im Frühjahr 1811), daß die Finanz-Section in Berlin ganz und gar aus Schülern von Adam Smith und

Kraus gebildet sei, die in der Idee nach England sich versetzten und die wirklichen Verhältnisse des preussischen Staates außer Acht ließen. Niebuhr's unauslöschlicher Haß gegen Hardenberg war in letzter Linie doch grundsätzlicher Natur. Niebuhr hing damals durch seine wissenschaftliche und persönliche Freundschaft mit Savigny, wovon dessen Lebensnachrichten so vielfach zeugen, auch mit Arnim, Kleist und ihren Gesinnungsgenossen zusammen. Die altpreussischen Patrioten wollten sich nicht das Smith'sche System aufzwingen lassen. In den Elementen hatte sich Adam Müller schon deutlich genug gegen die „deutsche Nachbeterei“ des Adam Smith und gegen seine „Bearbeiter“ ausgesprochen.

### 1. Die Fehde um Christian Jakob Kraus.

Saß also die Smith-Kraus'sche Lehre an der höchsten Verwaltungs- und an der höchsten Unterrichts-Stelle Preußens concurrenzlos fest, so wuchs ihr gerade in diesen Jahren ein neuer Vortheil zu.

Kraus war den 25. August 1807 gestorben. Seine nachgelassenen Werke wurden sofort von seinen Schülern und Freunden gesammelt. Kriegsrath Scheffner hatte zu Kraus' Lebzeiten noch die Unternehmung angeregt. An die Spitze der Herausgeber trat der ostpreussische Kammerpräsident Hans von Auerzwald. 1808 erschien in vier Bänden die „Staatswirthschaft“, und im selben Jahre begannen noch die „Vermischten Schriften“ hervorzutreten. Auerzwald verfaß diese Werke mit Vorreden, die von Verehrung für Kraus getragen sind. Mit dem gleichen Respect sprechen andre Ostpreußen, wie Theodor von Schön, Auerzwald's Schwiegersohn, oder Nicolovius, 1810 Humboldt's Nachfolger in Berlin, von ihrem Lehrer. Während also Kraus, bei seinem Widerwillen gegen Druckenlassen, nur auf erwählte Männer gewirkt hatte, wurde jetzt für die

Verbreitung seiner Lehre auf publicistischem Wege gesorgt. Auerzwald war es wohl selbst, der zu den Werken in der Jenaischen Litteratur-Zeitung das Wort ergriff. Das Lob der Hallischen Litteratur-Zeitung klang nicht minder voll. Die kritischen Journale eiferten um die Wette, Kraus' Schriften ihren Lesern zu empfehlen.

Der Berliner Gruppe Kleist's schien es an der Zeit, dieser schrankenlosen Verbreitung Adam Smith'scher Ideen entgegenzutreten. Adam Müller schrieb in das elfte Abendblatt, vom 12. October 1810, einen Artikel mit der neutralen Ueberschrift „Ueber Christian Jakob Kraus“.

Ist der Autor eines Werkes todt, so setzt sich der Kritiker leicht dem Vorwurf der Pietätlosigkeit aus. Adam Müller mußte das, er begann und schloß deswegen seinen Artikel mit dem Ausdruck der Verehrung für Kraus' Person. Er hebt Kraus' Bearbeitung des Adam Smith unvergleichlich weit über Soben, Lüders, Sartorius und Jakob, aber er charakterisirt Kraus doch im Ganzen als einen „etwas langsamen und unfruchtbaren“ Kopf. Smith' Werk sei jetzt, dreißig Jahre nach seinem Erscheinen, reif für die Geschichte und ein gründliches Urtheil, und daher müsse er auch die Positivität und Tyrannei der Kraus'schen Bearbeitung für etwas nicht mehr Zeitgemäßes erklären. Die Wissenschaft der Oekonomie könne nicht zu so absoluten Principien und unbedingter Präcision gelangen. Von den Talenten, denen Kraus' Bearbeitung die erste Richtung gegeben, fürchte er die Herbeiführung eines unheilbaren Zwiespaltes zwischen den Gerichtshöfen und der Administration. Müller warnte geradezu, nicht vor der Kraus-Bearbeitung selbst, aber vor der verführerischen Bestimmtheit derselben. Und wenn er, entgegen der überschwellenden Dankbarkeit seiner Anhänger, Kraus eine Gesetzgeberrolle absprach, für die er nicht geboren sei, so erkannte er damit den maßgebenden Männern

in Preußen den Beruf zur Gesetzgebung und zur Neuformirung des Staates ab. Diese furchtlose Freimüthigkeit hatte etwas Aufreizendes für die Machthaber in Preußen. Ein Schriftsteller und ein Redacteur, von der Erfahrung Müller's und Kleist's, konnten sich von vornherein darüber nicht im Ungewissen sein.

Dieser mit der Chiffre Ps gezeichnete Artikel brachte denn auch sofort die Regierungskreise in Berlin und Königsberg gegen sich auf. Inhalt und Sprache desselben sowie sonstige Information ließ Keinen, der die Personen und Dinge übersah, daran zweifeln, daß Adam Müller der Verfasser sei\*). Schon zwei Tage später, am 14. October, wurde eine „Antwort auf den Aufsatz im Abendblatt Nr. 11“, und wiederum am 17. eine „Antikritik“ auf der Redaction der Abendblätter abgegeben, und Kleist versprach in einer vorläufigen Notiz den beiden „unbekannten Herren Mitarbeitern“ die Aufnahme ihrer Artikel, sobald der Raum der Abendblätter es gestatte. In beiden Artikeln meldeten sich Berliner Anhänger von Kraus-Smith zum Worte. Der erste längere Artikel, den Kleist in Rücksicht auf die Dekonomie seines Blattes brechen mußte, begann im 19. Abendblatt, vom 22. October 1810 an, zu erscheinen und zog sich durch die folgenden beiden Nummern durch.

Die Erregung der Regierungskreise muß sofort eine für das Abendblatt bedrohliche und gefährliche geworden sein. Man verlangte zu wissen, wer für eine derartig ausgreifende Kritik formell die Verantwortung zu tragen habe. Mit Berufung auf die Ankündigung in der Vossischen Zeitung erklärte Heinrich von Kleist nunmehr, daß er mit dem 19. Blatte, 22. October 1810, aus der Masse der anonymen Institute heraustrete, und bekannte sich als den verantwortlichen Heraus-

---

\*) Ps wird Anfang und Ende von Phöbus sein. Adam Müller sagt übrigens brieflich selbst (unten S. 528), daß Ps in den Abendblättern sein Zeichen sei.

geber, um dann „dem unbekanntem Herrn Mitarbeiter, der ein gründliches Gespräch über die Beförderung der Nationalfache eingehe“, gegen Adam Müller das Wort zu ertheilen.

Diese erste ebenfalls „Christian Jacob Kraus“ überschriebene Entgegnung ist äußerst erregt und bissig gegen Müller. Ihr Verfasser vertritt den Standpunct der Regierungsmänner. Er benützt amtliches Material, eine Skizze der Thätigkeit der Separations-Commissarien in Ostpreußen. Mit Adam Smith' und Jacob Kraus' Lehre identificirt er sich; es gebe schwerlich eine praktische Aufgabe, welche sich durch die Smith'sche Theorie nicht lösen ließe. Zu Kraus und Königsberg verräth er ein unmittelbares Verhältniß. Seine sentimental-erhabene Schilderung der durch Kraus angeblich vorbereiteten Verwandlung der ostpreußischen Schaarwerksbauerndörfer in zinsbäuerliche Dörfer geht in einen wüthenden Ausfall gegen Müller über, dessen Schriften schlimmer seien, als die berüchtigten Feuerbrände des Herrn von Cölln, der sein Vaterland in helle Flammen setzen könnte, wenn die politischen Verhältnisse seinen Bewohnern nicht täglich zuriefen: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.

Die zweite anonyme Berliner Entgegnung, die „Antikritik“, gezeichnet mit der Chiffre  $\Delta_{**}$ , ist viel ruhiger und sachlicher gehalten, als die erste. Sie steht im 24. Abendblatt vom 27. October 1810. Der Verfasser erkennt an, daß Müller's Artikel sich eigentlich nicht gegen Kraus, sondern gegen seine „Schüler“ richte, und daher wolle er „im Namen aller übrigen (Schüler), die gemeint seien“ und als Jemand, der Kraus' „Umgang“ und seinen „Unterricht“ genossen, eine Antwort geben. Er nennt Kraus den Freund des unsterblichen Kant, preist ihn als einen die schwierigsten Lehren der höheren Mathematik schnell ergreifenden und entwickelnden Mathematiker, der daneben ein Gebiet der disparatesten Wissenschaften bebaute. Als Freund des Mannes, der in Preußen

siegreich die der Dienst-Aufhebung entgegen stehenden Hindernisse durchbrochen habe, d. i. des Freiherrn von Stein, habe auch Kraus an seinem Theile zur Vernichtung der Frohndienste beigetragen. Denn — mit einer Wendung gegen Müller's Feudalismus — „Kraus war entschieden gegen alle Positivität und Tyrannei“ und „um die absoluten Principien der Obscuranten und der Barbarei zu vernichten, mußte er sie auf eine präcise Weise angreifen“.

Die Anonymität dieser beiden Entgegnungen wird in den Abendblättern nicht gelüftet. Wahrscheinlich aber wußten Kleist und die Seinigen recht gut, mit wem sie es zu thun hätten. Nach dem sachlichen Inhalte der Aufsätze und den in ihnen sich darthuenden persönlichen Verhältnissen spreche ich die Vermuthung aus, daß Staatsrath Hoffmann der Verfasser des ersten, Geh. Staatsrath Nicolovius der des zweiten gewesen sei. Dieselbe Sprache für Kraus und gegen Adam Müller führt Hoffmann 1810 in einem amtlichen Gutachten über die Besetzung der Berliner Professur für Staatswissenschaften. Wie Nicolovius, dem damals der biographische Schlußband der Vermischten Schriften Kraus' anvertraut war, kannte Niemand in Berlin die Lebensumstände Kraus'; seine Briefe an Schön lehren, wie er alles Kraus Betreffende verfolgte und im Auge hielt.

Jedenfalls ließen die beiden Entgegnungen hören, wie oben der Wind gegen Müller pfiß. Da trat Achim von Arnim mit seiner Namensunterschrift im 27. Blatte (vom 31. October 1810) treu und ritterlich für den verdächtigten Freund ein und erklärte sich mit ihm „ganz einig in der Charakterisirung von Kraus als Schriftsteller“. Ein Verdienst im höheren Sinne erkannte er Kraus insofern zu, als er „in einem Volke, wie die Deutschen, wo das Wissen von dem Thun so ganz geschieden sei, durch eine lange Reihe von Jahren ein Beispiel

gegeben habe, wie ein Lehrer und Gelehrter mit Geschäftsmännern zum allgemeinen Nutzen thätig verbunden, sich ihnen deutlich und nützlich machen könne“. Zur Widerlegung Hoffmann's (?) betonte er, daß die Separationen und Dienstaufhebungen schon viel früher von Friedrich II. gefordert wurden, ehe Kraus lehrte. Ein würdiger Geschäftsmann, den er jedoch nicht zu nennen das Recht habe — Arnim meint, wie ich glaube, Stagemann — versichere, daß jenes Geschäft in Neupreußen ganz allein durch Herrn von Knoblauch (sic!) zu Stande gebracht sei, der mit Kraus in keiner Verbindung gestanden. An Gründen schwach, habe der Gegner Adam Müller, den Andersmeinenden, der Regierung als gefährlich darzustellen gesucht. Arnim schließt mit den nicht mißzuverstehenden Worten: „Bessert euch selbst, ehe ihr Staaten verbessern wollt, werdet erst selbst frei, das heißt edel in Gedanken und Charakter, um zu wissen, was Freiheit eines Volkes sei, und wie sie zu erreichen“. \*)

Wen Arnim bei seiner Mahnung ins Auge faßte, dafür vermag ich seine eigne Erklärung beizubringen. Der Artikel war am 31. October erschienen. Am 2. November schrieb er an Grimm's (ungedruckt): „ich bin noch immer ein thätiger Mitarbeiter am Abendblatte, unerachtet es mir im Ganzen nicht gefällt, bloß um hin und wieder meine Gesinnung über allerlei Minister zu sagen.“ Kein Zweifel, daß Arnim's Briefbemerkung auf seinen eignen Artikel sich bezog, der Hardenberg hauptsächlich treffen sollte. Die Mißstimmung hatte sich

\*) Der Geheime Oberfinanzrath von Knobloch — die flüchtige Schreibung des Namens wird Arnim von seinem Gegner aufgemüpft — war Mitarbeiter an den von Albrecht Thaer herausgegebenen Annalen des Ackerbaues (z. B. 1810. 12, 384), in denen (1810. 11, 455) ich auch einen Beitrag, die Aufbewahrung des Kornes ohne Magazine während der Kreuzzüge, von Achim von Arnim fand.

gerade in diesen Tagen verschärft, da am 27. October der große Finanzplan des Staatskanzlers erschienen war, der die bisher nur Unzufriedenen in offene Opposition trieb.

Nummehr wandte sich Müller's Gegner mit blinder Wuth gegen Arnim: im 34. Abendblatte, vom 8. November 1810. Arnim wird als Ignorant behandelt, seine Einmischung in den Streit als eine unberufene bezeichnet. Worauf Arnim am 10. November unter der Frage: „Wer ist berufen?“ seinem Gegner energisch zu Leibe ging. Berufen sei er gewesen, weil die Angriffe allgemein auf einen geachteten, kenntnißreichen Freund geübt würden, dem die Verläumdung unberufener Leute schon vielfach geschadet habe; den der Artikel gefährlicher schildere, als den Verfasser der Feuerbrände, welcher doch wegen dieser Feuerbrände zur Festungsstrafe verdammt worden sei. Zweierlei versteckt sich in diesen Worten: daß Hoffmann (?) innerhalb der Regierung Adam Müller discreditirt habe — wie thatsächlich in dem amtlichen Gutachten geschehen — und daß es zweitens schmähsch sei, wie Hardenberg den auf Initiative des Königs seiner Zeit verurtheilten Kriegsrath von Cölln in die Staatskanzlei — eines persönlichen Dienstes wegen, wie wir wissen — zu Gnaden wieder aufgenommen habe.

Aber schon am 22. November 1810, im 46. Abendblatte, erschien ein neuer anonymer Aufsatz gegen Adam Müller. In seiner vorgeschickten Erklärung verrieth Heinrich von Kleist, daß der Aufsatz „von der Hand eines höchst achtungswürdigen Staatsmannes aus Königsberg sei, der sich berufen gefühlt habe, die Sache seines Freundes, des verewigten Christian Jakob Kraus, gegen den Angriff (11tes Blatt) zu vertheidigen“: offenbar Worte, dem Begleitbriebe des Artikels an Kleist entnommen. Kleist versicherte zugleich, daß er selbst über die Frage, ob es zweckmäßig oder unzweckmäßig war, die Grundsätze des Adam Smith'schen Systems der

preussischen Staatsverwaltung einzuverleiben, seine Parthei genommen habe: eine feste Wendung, mit der er sich an die Seite seiner Freunde Müller und Arnim stellte.

Was wir höchstens nur als wahrscheinlich erschließen könnten, erfahren wir aus einem Briefe Arnim's an Reichardt's Schwesterohn Wilhelm Dorow in Königsberg, vom 30. Januar 1811\*): nämlich daß der greise Kriegsrath Johann George Scheffner der Verfasser des Artikels war. Arnim und Kleist kannten ihn persönlich als Königsberger Localautorität, den selbst die Königin Luise in ihre Nähe gezogen hatte. Arnim betrachtete ihn noch 1810 als diejenige litterarische Instanz in Königsberg, der er seine Gräfin Dolores und Halle und Jerusalem überreichen müsse, um ihnen in Preußen Eingang zu schaffen; Arnim ermunterte auch, in seiner Vorliebe für Selbstbiographien origineller Menschen, den greisen Mann „Sein eignes Leben“ zu beschreiben. Nach diesem Werke (S. 237), das in einzelnen Parthien um die Freiheitskriege geschrieben ist, war auch Heinrich von Kleist 1805 oft in Scheffner's Hause gewesen, nachdem er, wie es dort heißt, nach Verlassung des Kriegsdienstes in Begleitung seiner pyladischgesinnten klugen Schwester in Frankreich und Italien gewesen und von seinem Gönner, dem Minister von Hardenberg (richtig: Altenstein), zur Ausbildung im Finanzfach nach Königsberg geschickt worden war: eine Erinnerung, mit der sich eine briefliche Angabe Kleist's an Ulrike (S. 110) sehr gut verbindet. Es konnte deshalb für Kleist sowohl aus persönlichen wie aus allgemeinen Gesichtspunkten nur erspriesslich sein, wenn er diesen einflußreichen Mann in seinem Blatte, für unter-

\*) Es wird in diesem Zusammenhange sofort ersichtlich, daß das an der Druckstelle (Dorow's Reminiscenzen 1842, S. 101) angegebene Jahr 1810 irrig und die dort danach getroffene Abfolge der Briefe zu ändern ist.

richtete Leser genau genug bezeichnet, zu Worte kommen ließ. Wie Scheffner sich 1807 in der Königsberger Zeitung mit beißendem Witz für die Aufhebung der Erbunterthänigkeit und der Patrimonialgerichtsbarkeit erklärt hatte, so wandte er sich jetzt in Kleist's Abendblättern gegen diejenige Berliner Parthei, die sich gegen die Smith Krausischen Ideen zur Wehre setzte. Sein Artikel vertheidigt weniger Kraus, als er Adam Müller, ohne ihn zu nennen, mit witzigen Anzüglichkeiten zu Leibe geht. Müller, der Gorgias-Müller (wie Scheffner ihn titulirt), kommt auch in Scheffner's Lebensbeschreibung sehr schlecht weg. Man sieht daraus, wie gründlich verhaßt Müller bei den ostpreussischen „Liberalen“ war.

Eine sachliche Förderung über Kraus' Bedeutung und Lehre brachte Scheffner's Aufsatz nun freilich nicht, nachdem schon, was er bei der weiten Entfernung nicht berücksichtigen konnte, Kraus' Berliner Freunde inzwischen die Abwehr aufgenommen hatten. Scheffner erwähnt diesen Artikel in seiner Lebensbeschreibung nicht, obwohl man wörtliche und inhaltliche Aehnlichkeit (auf S. 252 und an anderen Stellen) finden kann. Die Berliner verschmupfte Scheffner's Art denn doch; Arnim, wie er Dorow gesteht, verdachte es Scheffner, einen im Augenblicke damaliger Staatsverhältnisse so ernsten Gegenstand, wie das leichtsinnige Umwälzen der ältesten inneren Staatsverhältnisse einer Theorie zu Gefallen, bloß mit Persönlichkeiten gegen Adam Müller, der sie in keiner Art verdiene, beantwortet zu sehen.

Ruhig und nachdrücklich wahrte Adam Müller noch einmal, im 48. Blatt vom 24. November 1810 („Ps zum Schluß über C. J. Kraus“) seine Stellung nicht bloß dem rechtschaffenen Kraus gegenüber, dessen Schatten er nichts abzubitten habe, sondern vor allem der deutschen Secte des Adam Smith gegenüber, der er aus Liebe zu unsern alten Continental-

Einrichtungen in den Weg trete, da er es für unanständig halte, sich der ersten besten, über das Meer hergelaufenen Weisheit sogleich auf Discretion zu ergeben. Er achte die vielerlei kleinen Unwürdigkeiten und unziemlichen Persönlichkeiten, die er nebenbei eingefangen habe, nicht; und er werde ehestens wieder eine andre gelehrte Autorität einer solchen kurzen und strengen Betrachtung unterziehen: eine Absicht die jedoch unterblieben ist.

Dies sollte der Schluß der Debatte sein. Doch folgten noch persönliche Bemerkungen nach. Auf Arnim's scharfe Entgegnung: „Wer ist berufen?“ sandte Hoffmann (?) eine beschwichtigende und zugleich, wie es scheint, neu angreifende Erklärung ein. Heinrich von Kleist, der die Aufnahme lange verweigerte, muß das Manuscript Arnim vorgelegt haben. Dieser richtete daraufhin an Kleist das folgende (nur handschriftlich erhaltene)

#### Schreiben an den Herausgeber dieser Blätter.

Sie versichern mir, daß Sie Sich aus einer späteren zum Abdruck eingesandten Erklärung vom Verfasser des zweiten Aufsatzes über Kraus völlig überzeugt haben, daß der Ungenannte dem Verfasser des ersten, durch die Zusammenstellung mit dem Verfasser der Feuerbrände nicht habe schaden wollen, daß Sie aber ohne Störung Ihrer Leser diese weiteren Verhandlungen, die ohne Beziehung auf den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung, nicht mittheilen können und doch allen Theilen gerecht sein möchten. Da die beiderseitigen Aufsätze gedruckt vor jedermanns Augen liegen, so kann jeder entscheiden, auf wessen Seite die Ursache des Mißverständnisses gelegen; der Wunsch sich zu rechtfertigen beweist in jedem Falle, daß die Absicht des Ungenannten dem Mißverständnis seiner Worte nicht unterworfen gewesen. Ich glaube durch diese Erklärung jene öffentliche Verhandlung, an welcher nur wenige Theil nehmen können, billig und gerecht zu schließen, indem ich dem Ungenannten durch rücksichtslose Nennung meines Namens, Gelegenheit gebe, alle etwaigen Gegenerinnerungen unmittelbar an mich zu senden.

Ludwig Achim von Arnim.

Dieses Schreiben scheint nicht befriedigt zu haben, so daß der Abdruck in den Abendblättern unterblieb. Aber „auf wiederholtes und dringendes Verlangen“ Hoffmann's (?) mußte sich Kleist doch dazu verstehen, wenigstens ein „Fragment“ der Erklärung, worin der persönliche Angriff gegen Arnim und Müller zurückgezogen wird, im 52. Abendblatt, vom 29. November 1810, dem Wortlaut nach abzudrucken. Den weiteren Inhalt der Erklärung kennen wir nicht. Denn, bemerkt Kleist: „der Rest dieser Erklärung betrifft nicht mehr die Sache, sondern Persönlichkeiten; und da er mithin das Mißverständniß, statt es aufzulösen, nur vermehren würde, so schließen wir den ganzen Streit, den der Aufsatz C. J. Kraus (11tes Blatt) veranlaßt, mit dieser Berichtigung ab.“

## 2. Lotterie und Bombenpost.

Kleist hatte sich in der Fehde um Kraus Reserve aufgelegt und nicht mit eingegriffen. Sein künstlerisches Gefühl sträubte sich überhaupt dagegen, rein politische Artikel zu schreiben. Ihn verlangte stets nach einer allgemeineren Form für das, was er zu sagen hatte. Mit großem Geschick ist von ihm die Form des humoristischen Briefes angewendet worden.

Kleist nahm sich in seinen Abendblättern das staatliche Lotteriewesen vor. Stets hat platte Nüchternheit sich theoretisch am Lotteriespiel geärgert und nachgewiesen, daß es widersinnig sei, den Hang zum Spiel im Volke aber niemals beseitigen können. Kleist empfand zu tief des Volkes Regungen, um nicht mit überlegenem Humor zu entschuldigen, worüber selbstgerechte Tabler sich entrüsteten. Sein Epigramm im Phöbus 1808 vom Bauer, der, als er aus der Kirche kam, zu seinem Pfarrer sagte:

Ach, wie ermählet ihr heut, Herr Pfarr, so erbauliche Lieder!

Grabe die Nummern, seht her, die ich ins Lotto gesetzt!

lachte den Klugmeiern und Bureaukraten in das hochbesorgte Angesicht. Allein die platte Nüchternheit blieb oben, und das Denkmal, das sie sich errichtete, war ein neues Lotterie-Edict, das unter Hardenberg's Kanzlerschaft, im August 1810, publicirt wurde. Es beseitigte das bis dahin gültig gewesene Zahlen-Lotto wegen „seiner nachtheiligen Einwirkungen auf die Moralität der minder begüterten Klassen, die es bei den so sehr geringen Einsätzen, und indem es Veranlassung zu Traumdeuterei und anderm Aberglauben gebe, auf eine verderbliche Art zum Spiele reize“. Dafür sollte jetzt eine neue Lotterie, die sog. Quinenlotterie, eingeführt werden, der das Edict nachrühmte, sie biete nicht nur die Vorzüge der früheren Zahlenlotterie in höherem Grade, sondern „begünstige auch keinerlei Art von Aberglauben“. Saul Ascher rührte rasch in Bschoffe's Miscellen die empfehlende Feder und verrieth, daß der Urheber der Quinenlotterie — der Professor und Staatsrath Hoffmann sei, der nationalökonomische Gegner Müller's! Ueber die technische Einrichtung verliere ich kein Wort; nöthig ist zum Verständniß des Folgenden nur, daß unter den öffentlich benannten Lotterie-Collecteurs sich eine Anzahl befanden, die, ihrem Namen nach zu urtheilen, Juden waren. Die neue Lotterie machte aber schmähhliches Fiasco. Die Regierung sah ein, daß sie nicht dabei auf ihre Kosten komme, und bald meldete derselbe Saul Ascher, daß die Quinenlotterie wegen schlechter Erfolge fortan ganz unterbleiben werde.

Dies wirklich komische Mißgeschick ihres Gegners ließen sich die Abendblätter natürlich nicht entgehen. Sie brachten am 23. October 1810, in Nr. 20, die „Zuschrift eines Predigers an den Herausgeber der Berliner Abendblätter“, die „F. . . b. 15. Oct. 1810“ datirt und F. . . gezeichnet ist:

alles fingirt, da Kleist selber der Verfasser war. „Der Erfinder der neuesten Quinen-Lotterie (heißt es im Eingang) hat die aufgeklärte Absicht gehabt, die aberwitzige Traumdeuterei, zu welcher, in der Zahlen-Lotterie, die Freiheit, die Nummern nach eigener Willkühr zu wählen, Veranlassung gab, durch bestimmte und feststehende Loose, die die Direction ausschreibt, niederzuschlagen.“ Ich unterstreiche das höhnisch gemeinte Wort „aufgeklärt“ und weise auf den oben mitgetheilten Wortlaut des Lotterie-Edictes hin. Aber mit Bedauern mache man jetzt die Erfahrung, daß der Aberglauben trotzdem auf eine unerwartete Weise wieder zum Vorschein komme: „Es ist wahr, die Leute träumen jetzt keine Nummern mehr; aber sie träumen die Namen des Collecteurs, bei denen man setzen kann. Die gleichgültigsten Veranlassungen nehmen sie, in einer Verkettung von Gedanken, zu welchen kein Mensch die Mittelglieder errathen würde, für geheimnißvolle Winke der Vorsehung an.“ Zum Beispiele: „Verwichenen Sonntag nannte ich den David, auf der Kanzel, einen gottgefälligen Mann, nicht den Collecteur dieses Orts, wie dieselben leicht denken können, sondern den israelitischen König, den bekannten Sänger der frommen Psalmen. Tags darauf ließ mir der Collecteur, durch einen Freund, für meine Predigt, scherzhafter Weise danken, indem alle Quinenloose, wie er mir versicherte, bei ihm vergriffen worden waren.“ Man bemerke die Bspöttelung der jüdischen Geschäftsbetheiligung an der Quinenlotterie, weil sie für die Herausbildung immer schärferer Gegensätze wichtig ist. Die fingirte Zuschrift des Predigers schließt: „Ich bitte Sie, mein Herr, diesen Vorfall zur Kenntniß des Publicums zu bringen, und durch Ihr Blatt, wenn es möglich ist, den Entwurf einer anderweitigen Lotterie zu veranlassen, die den Aberglauben auf eine bestimmtere und so unbedingte Weise, als es der Wunsch aller Freunde der Menschheit ist,

ausschließe.“ Beißende Ironie gegen Hoffmann, und gegen die neue Gesezmacherei, die von den wirklichen Bedürfnissen des Volkes und des Staates keine Ahnung habe.

Auch den mit komischem Ernste behandelten „Entwurf einer Bombenpost“ benutzte Kleist, um die wirtschaftliche Nothlage zur Sprache zu bringen. Damals war von dem Münchener Akademiker Sömmerring der elektrische Telegraph erfunden worden, von dem man sich geradezu Wunderdinge versprach. Kleist, Arnim und andere Freunde verstanden zu viel von naturwissenschaftlichen Dingen, als daß sie nicht auch die Grenzen der neuen Erfindung gesehen hätten. Darum regte Kleist, in Nr. 19 vom 12. October 1810, die Einrichtung einer Bombenpost an, die nicht bloß kurze, lakonische Mittheilungen wie der Telegraph, sondern auch Briefe, Berichte, Beilagen und Pakete in hohlen Bomben vorwärts-schöffe. Dies schien wie ein amüsanter Spaß für die Leser, die politischen Spizen kamen aber erst in einem neuen Schreiben, das an jenes anknüpfte, zum Vorschein. Auf die telegraphisch zu beantwortende Frage: „wie geht's dir?“ laute die Antwort leider nicht: „recht gut!“ — sondern nur: „so so! oder mittelmäßig! oder die Wahrheit zu sagen, schlecht; oder gestern Nacht, da ich verreist war, hat mich meine Frau hintergangen; oder: ich bin in Processen verwickelt, von denen ich kein Ende absehe; oder: ich habe Bankerot gemacht, Haus und Hof verlassen und bin im Begriff in die weite Welt zu gehen.“ Sehr geschickt und unverfänglich wird auf die ökonomische Bedrängniß des Einzelnen, auf die schwierige Lage der Guts-höfe und die Langsamkeit der Rechtspflege angespielt. Da nun von je hundert Briefen neunundneunzig Anzeigen von der besagten Art enthielten, die immer noch früh genug ankämen, so könne sowohl die elektrische Donnerwetterpost als auch die Bomben- und Granatenpost vorläufig noch auf sich

beruhen. Was noth thue, sei vielmehr: eine Post zu Wege zu bringen, die, gleichviel ob sie mit Ochsen gezogen oder von eines Fußboten Rücken getragen würde, „auf die Frage: wie geht's dir? von allen Orten mit der Antwort zurückkäme: je nun! oder: nicht eben übel! oder: so wahr ich lebe, gut! oder: mein Haus habe ich wieder aufgebaut; oder: die Pfandbriefe stehen wieder al pari; oder: meine beiden Töchter habe ich kürzlich verheirathet; oder: morgen werden wir, unter dem Donner der Kanonen, ein Nationalfest feiern — und was dergleichen Antworten mehr sind.“ Das waren aber die Wünsche der Grundbesitzenden und der Kriegs-Parthei. Und wenn Kleist dem fingirten Brieffschreiber gegenüber zum Schlusse ablehnend erklärt: „daß wir uns mit der Einrichtung seiner Ochsenpost oder seines moralischen und publicistischen Eldorados\*) nicht befassen können“ — eine Wendung, in der das wir und das nicht zu betonen ist — so war damit gemeint, die Regierung solle durch ihre Gesetzgebung die angedeuteten Mißstände abstellen. Es war dieser Wunsch eine Art von Mißtrauen, das man in Hardenberg's von Tag zu Tag erwartete Reformen setzte, ehe sie noch erschienen.

Lotterie- und Bombenpost-Artikel hat man bereits in Kleist's Schriften aufgenommen, wo sie aber die Rubrik „Gemeinnütziges“ auszufüllen haben, als ob Kleist allen Ernstes mit diesen Vorschlägen hätte die Welt beglücken wollen. Nein, sie hatten politische Tendenz, die man in der Staatskanzlei sehr wohl merkte; und sie vermehrten das Unbehagen, das durch die Krausfehde hervorgerufen worden war. Ein Conflict, wenn er eintrat, konnte leicht für Kleist üble Folgen haben.

\*) Hier soviel wie: staatlichen Eldorados.

### 3. Kleist's erster Zusammenstoß mit den Staatsbehörden.

Der erste Zusammenstoß mit den Staatsbehörden kam schneller, als Kleist ahnte, aber nicht mit der Staatskanzlei, sondern gänzlich unerwartet mit dem Auswärtigen Ministerium.

In allmählicher Erweiterung des ursprünglichen Programms stattete Kleist jede Nummer der Abendblätter mit einem Ueberblick über die neuesten Weltbegebenheiten aus. Die Wahl der Zeitungsnachrichten geschah nicht immer unter politischem Gesichtspunkt, indessen es konnte doch der Fall sein. Weil die preussischen Patrioten den spanisch-portugiesischen Kampf mit ihren Sympathien begleiteten, nahm Kleist in das 30. Abendblatt, vom 3. November 1810, sehr gern eine Nachricht über französische Verluste in Portugal auf, die er in den Schweizer Nachrichten vom 19. October fand. „Laut Particularberichten aus Paris (heißt es bei Kleist) soll das Armee-Corps des Generals Reynier, an den portugiesischen Grenzen, von einer großen Uebermacht und mit ansehnlichem Verlust zurückgedrängt worden sein. Der Herzog von Abrantes soll dieses Corps zu spät oder gar nicht unterstützt haben, worauf er in Ungnade gefallen und zur Verantwortung gezogen sein soll.“ Die Nachricht stand im krassen Widerspruche zu der officiellen Berichterstattung im Moniteur, die bloß von Siegen in Spanien zu melden wußte; und um seine Notiz möglichst harmlos erscheinen zu lassen, hatte Kleist unmittelbar an sie eine zweite Nachricht gerade entgegengesetzter Tendenz angerückt, des Inhalts, daß der Moniteur vom 24. October zwei Briefe vom Divisionsgeneral Drouet und vom General-Intendanten der portugiesischen Armee, Lambert, über die glücklichen Fortschritte der französischen Armee in Portugal enthalte.

Doch die Franzosen waren auch schlau und ließen sich so leicht nichts vormachen. Sie merkten die Absicht. Sofort erhob der französische Gesandte beim Grafen Goltz Beschwerde; dieser wies die Sache zu censuramtlicher Remedur an Küster, durch den sie an den Censor Himly kam. Wie Himly, der unzuständig war, verfuhr, ist seinem Bericht an Graf Goltz vom 5. November 1810 zu entnehmen: „Ew. Hochgräflichen Excellenz durch Herrn Geh. StaatsRath Küster erhaltenem Befehle, einen anstößigen Artikel der Abendblätter betreffend, habe ich, da dieselben täglich erscheinen, einstweilen am sichersten zu genügen gesucht, indem ich dem Präsidenten Gruner davon unmittelbar sofort Kenntniß gegeben, und um gänzliche Supprimirung aller politischen Artikel von igt an ersucht habe.“ Die helle Genugthuung darüber, an Gruner seinen Unmuth ausgelassen zu haben, drückt sich weiter in dem amtlichen Schriftstück aus. Himly stellt dem Minister ehrerbietigst anheim, ob er deshalb noch eine besondere officiële Verfügung an Gruner erlassen wolle.

Unverzüglich erhielt Kleist, wahrscheinlich durch Gruner, Wind von der Sache. Ehe noch eine ministerielle Action eingeleitet wurde und durch die Instanzen laufen konnte, rückte Kleist, um schlimmen Folgen vorzubeugen, schon in das aller-nächste 31. Abendblatt vom 5. November — der 4. November war ein Sonntag, an dem kein Blatt erschien — die Erklärung ein: „ein französischer Courier, der vergangenen Donnerstag (1. November) in Berlin angekommen, solle, dem Vernehmen nach, dem Gerücht, als ob die französischen Waffen in Portugal Nachtheile erlitten hätten, widersprochen, und im Gegentheil von Siegesnachrichten erzählt haben, die bei seinem Abgang aus Paris in dieser Stadt angekommen wären.“ In Gruner's Polizei-Acten, auf dem Geheimen Staatsarchiv, ist auch der Name des französischen Couriers aufbewahrt: es war

der Cabinets-Courier Garlet, der in eiliger Mission von Paris kam und sofort dahin zurückging.

Schien nun auch der Zwischenfall für Kleist äußerlich mit der freiwilligen Berichtigung abgethan, so mußte er doch von jetzt ab sehr auf seiner Hut sein. Im auswärtigen Ministerium sah man sein Blatt mit scheelen Augen an. Es blieb ein übler Vermerk in den Acten zurück, der jeden Augenblick hervorgelangt und gegen Kleist ausgenutzt werden konnte.

#### 4. Opposition gegen das Finanzedict vom 27. October 1810.

Die Fehde um Christian Jakob Kraus war gleichsam nur ein Vorgefecht gewesen, bei dem noch keine Parthei ihre ganze Kraft entwickeln mochte. Der offene Kampf entbrannte erst um das große Finanzedict Hardenberg's vom 27. October 1810. Zwei sich formell gleichende Paare schärfster Kampfartikel markiren in den Abendblättern die neue Frontaufstellung, in der die Berliner Patriotengruppe und die Staatskanzlei sich gegenübertraten.

Dies die Geschichte Preußens für weite Zukunft neu bestimmende Edict gab die Ideen an, die, verwirklicht, die Kraft besitzen würden, die Finanzen der Monarchie emporzubringen und die Kriegsschuld zu tilgen. Die Urschrift, von der Hand Hardenberg's, bewahrt das Geheime Staatsarchiv. Staunend steht man vor diesem Actenstück, vor der unbegreiflichen Schaffenskraft eines Mannes, der zur selben Zeit von tausend Tages-Geschäften in Anspruch genommen, ganze Spalten des Schriftstückes wie aus einem Gusse niederschrieb: in dem jedes Wort, recht gewählt oder falsch gesetzt, Folgen unberechenbarster Art nach sich ziehen mußte. Hardenberg war wahr-

haftig des Wortes mächtig: zu bemerken, wie seine leichte Eleganz die Concepte der fähigsten Rätthe zu bessern verstand, ist entzückend für sprachliches Empfinden. Sein Finanzedict ist ein Meisterstück der Sprache. Sachlich stellte es Consumtions- und Luxus-Steuern, Gewerbefreiheit und Domänenverkäufe in Aussicht. Eine Reform des Abgaben-Systems wurde nach gleichen Grundsätzen für die ganze Monarchie angejagt. Bei der Grundsteuer sollten alle Exemptionen wegfallen, die weder mit der natürlichen Gerechtigkeit, noch mit dem Geist der Verwaltung in „benachbarten Staaten“ länger vereinbar wären. Es ließ den König feierlich erklären: „Wir behalten Uns vor, der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation sowohl in den Provinzen als für das Ganze zu geben, deren Rath Wir gern benutzen und in der Wir nach Unsern landesväterlichen Gesinnungen gern Unsern getreuen Unterthanen die Ueberzeugung fortwährend geben werden, daß der Zustand des Staats und der Finanzen sich bessere, und daß die Opfer, welche zu dem Zwecke gebracht werden, nicht vergeblich sind.“

Man bemerkt, wie in den Text neufranzösische Ideen und Forderungen der Smith-Kraus'schen Lehre hineingewirkt worden sind. Selbst ihre Schlagwörter fehlen nicht. Den Zusammenhang mit Kraus' 1807 über die Tilgung der Kriegsschuld erstattetem Gutachten (in den Vermischten Schriften 2, 50) deckte denn auch sofort Achim von Arnim am 31. October in seinem ersten Kraus-Artikel auf. Die Bekämpfung des Edictes in den Abendblättern eröffnete wieder Adam Müller.

Am 15. November nämlich, im 40. Abendblatte, erschienen von ihm nationalökonomische Fragmente über den Credit der General- und Specialhypotheken. Er führt aus, der Staat müsse mehr Credit haben als der Privatmann. Die Staatskunst möge daher die Stände und die Corporationen

stärken, anstatt ihre Rechte mit Flüchtigkeit bei Seite zu werfen, und dagegen die Privilegien und Rechte einzelner Menschen mit höchster Gewissenhaftigkeit zu schonen. Schneidend verhöhnt er die aufklärenden Freiheitsapostel aus der Schule des Adam Smith, die auf der einen Seite durch kosmopolitische Aufklärung die geistigen Bedürfnisse der Nation steigern und auf der anderen alle nationalen ethischen Werthe zerstören, um dafür nichts als materielle Güter darzubieten.

Und gleich darauf im 41. Abendblatte, vom 16. November 1810, ein Ps gezeichneter Artikel Müller's „Vom Nationalcredit“. Er enthält die stärksten Vorwürfe gegen Hardenberg als Gesetzgeber, der natürlich nicht genannt ist. Die Gesetzgebung eines bedeutenden Staates könne niemals die Sache eines einzelnen guten Kopfes sein, sondern sie gehe nur aus dem Conflict und der Berathung der bei der Existenz dieses Staates am meisten interessirten Stände hervor. Den Credit eines Staates mache nicht sein materieller Reichthum, sondern die Heilighaltung des edlen patriotischen Geistes aus, mit dem er gestiftet worden sei. Respect von seinen Enkeln könne nur verlangen, wer selbst Respect vor den Sagen seiner Vorfahren hege. Den Schluß machen die äußerst scharfen Sätze: „Keine Verschlagenheit irgend eines noch so genialischen Administrators kann ein Surrogat erfinden für den Credit, der durch Treue gegen die Verfassung erworben und aufrecht erhalten ist. Ein Administrator kann Geld, aber ewig keinen Nationalcredit machen.“

Das war also die Antwort der Berliner Patrioten-Gruppe auf Hardenberg's Finanzedict, die erstaunlicher Weise Gruner's Censur passirt hatte. An eine Ausgleichung der Gegensätze war nicht zu denken. Der Opposition der Abendblätter wollte der Staatskanzler unter allen Umständen Herr werden. Sie drang, wie er wußte, auf stillen, sicheren Pfaden

bis zum König durch. Sie mußte ihm an der allerhöchsten Stelle Schwierigkeiten schaffen, die zu überwinden Kraft und Arbeit kostete. Entschlossen machte er von Anfang an die Krone zur Theilnehmerin seiner Abwehr. Schon zwei Tage nach Erscheinen des Artikels der Abendblätter erließ der König die folgende, von Hardenberg selbst verfaßte, Cabinets-Ordre an Bruner's vorgesezten Chef (die ich hier zum ersten Male aus den Acten des königlichen Geheimen Staats-Archivs producire):

Mein lieber Geheimer StaatsRath Sacé. Ich finde den Aufsatz: vom National-Credit in dem Berliner Abendblatt vom 16ten d. M. gar sehr am unrechten Orte. Er enthält, wie es mir scheint, einen Ausfall gegen das neue Finanz Edict; es ist vom Heilighalten alter Einrichtungen und vormaliger Zusicherungen die Rede, und dieses wird als die Basis des National-Credits nach dem Beispiele Englands aufgestellt. Außerdem spricht man in den ersten Zeilen nicht un deutlich den Wunsch nach einer allgemeinen Versammlung von Ständen aus, der in erhitzten Köpfen vorherrschend sein soll und der auf jeden Fall einer großen Modification bedarf. Absichtlich oder aus gegenseitiger Ueberzeugung, im Effect einerlei, kann jetzt nichts Nachtheiligeres geschehen, als wenn man Mißtrauen gegen die getroffenen großen Maaßregeln der Regierung in den Gemüthern der Menge erweckt, und dies geschieht durch dergleichen hingeworfene ganz unreife Aufsätze in einem Blatte, welches so allgemein vom Publicum gelesen wird. Es ist daher von der äußersten Wichtigkeit, dergleichen Blätter der strengsten Censur zu unterwerfen, und da dem Censor des Abendblattes eine diesfällige richtige Beurtheilung zu mangeln scheint; so will Ich, daß Ihr selbst Euch diesem Geschäft unterziehet und diesen Auftrag auf alle für das große

Publicum bestimmte Flugschriften ausdehnt, weil Ich dann nur sicher sein kann, daß kein unreifes Urtheil über die neuen so vielfältig geprüften und von Mir sanctionirten Einrichtungen stattfinden werde. Wer sich zu begründeten Ausstellungen berufen fühlt, kann Mir selbige in einem bescheidenen Tone, wie die Gesetze es vorschreiben, vortragen, und Meine Prüfung und Entscheidung erwarten. Ich bin Euer wohlgeneigter König

Potsdam, den 18ten November 1810.

Friedrich Wilhelm.

Was an der Cabinets-Ordre auffallen muß, ist die ungewöhnliche Ausführlichkeit, mit der der Abendblatt-Artikel widerlegt wird. Der König befiehlt sonst, er begründet nicht. Nur die noch nicht bezähmte Erregung Hardenberg's konnte dem König dies Schriftstück zur Vollziehung unterbreiten.

Die Wirkung der Cabinets-Ordre auf die Berliner Abendblätter blieb nicht aus. Denn schon zwei Tage später, gleichfalls in zwei sich folgenden Nummern, 44 und 45, erschienen die regierungsseitigen Entgegnungen auf Adam Müller's Artikel, und zwar in formell genauer Anlehnung an deren Wortlaut. Ein paar Proben mögen dies Verhältniß anschaulich machen. Aus dem ersten Artikel, den „Fragmenten“:

A. M.

15. November 1810:

Wenn doch diese aufklärenden Freiheitsapostel aus der Schule Adam Smith's, diese Philosophen vom reinen Ertrage merken möchten, wie sie ihr eignes Werk zerstören &c.

a. u.

20. November 1810:

Wenn doch diese verfinsternenden Apostel der Knechtschaft und des Feudalismus aus der Schule Burke's, diese Philosophen von keinem Ertrage, merken möchten, wie vergeblich sie gegen den besseren Zeitgeist ankämpfen &c.

Aus dem Artikel über den „Nationalcredit“:

Pa

16. November 1810:

Laßt uns voraussetzen, daß die Gesetzgebung eines bedeutenden Staates niemals die Sache des einzelnen guten Kopfes seyn könne, sondern zc.

Anonymus

21. November 1810:

Laßt uns voraussetzen: daß die organische Gesetzgebung eines bedeutenden Staates, wenn sie eine wahre Gesetzgebung d. h. consequent in allen ihren Theilen sein soll, nur die Sache eines einzigen Kopfes sein könne zc.

Es ist nach den Umständen selbstverständlich, daß  $\alpha$   $\mu$  und der Anonymus dieselbe Person sind.\*)

Diese Art gegensätzlicher Meinungsvertretung, bei der die ideale Forderung einer die Partheien fördernden oder gar überzeugenden Discussion brutal aufgegeben wird, ist für jede Zeitung ein Ausnahmezustand. Und war es auch für Kleist's Abendblätter. Was sollte das Publicum davon denken. Wir müssen fragen, welche Personen, Einflüsse, Erwägungen Das zu Wege brachten? Die Antwort geben, soweit Papier das Leben ersetzen kann, die Briefe und die sie begleitenden Erinnerungen Friedrich's von Raumer, zu denen aber be-richtigend und ergänzend andere Zeugnisse hinzuzutreten haben.

##### 5. Kleist's Compromißverhandlungen mit Friedrich von Raumer und der Staatskanzlei.

Als Friedrich von Raumer 1861 seine „Lebenserinnerungen“ als Commentar seiner Briefwechsel herausgab, war er achtzig Jahre alt. Niedergeschrieben wird er sie nicht

\*) Ich bemerke, daß in den Abendblättern  $\alpha$   $\omega$  steht. Die griechischen Typen sind aber im Original so wenig markant, daß  $\omega$  und  $\mu$  sich kaum unterscheiden. Ich halte  $\alpha$   $\mu$  für beabsichtigt und richtig, so daß auch in der Signatur  $\alpha$   $\mu$ , zu A. R., die gegensätzliche Bestimmung der beiden Artikel zum Ausdruck käme.

sehr viel früher haben. Sie umspannen nicht den ganzen Raum seines Lebens, sondern reichen etwa bis an Goethe's Tod. Um die Zeit war Raumer zwei Jahrzehnte Professor gewesen.

In die Professur trat er 1811 aus der preußischen Regierungscarriere über, in die ihn Hardenberg gezogen hatte. Als junger Regierungsrath an des Staatskanzlers Person attachirt, durfte er 1810 und 1811 in Folge seiner Kenntniß und Brauchbarkeit eine über seine kaum dreißig Jahre weit hinausgehende Rolle spielen. Sein 1810 erschienenenes System der Britischen Besteuerung mit Vorschlägen für Finanzreformen in Preußen läßt ihn als einen durch Reflexion, nicht durch Erfahrung gewonnenen Anhänger Adam Smith' erscheinen. Er war für Hardenberg eine willkommene Beute. In den Regierungsdienst berufen, handelte er ganz im Sinne des Staatskanzlers. Aber nicht er, sondern Hardenberg trug für das, was durch seinen jungen Rath geschah, die Verantwortung. Der Unwille und Haß, der gegen Hardenberg um sich griff, ergoß sich auch über Raumer, während das Verdienstliche seiner Thätigkeit vor der Oeffentlichkeit verschwand. Hardenberg gab reichlich, was ihm zu geben nicht schwer ward; er nahm aber dafür Alles, was Raumer besaß, und ließ ihm nur das Odium. Eine äußerlich glänzende und innerlich unglückliche Stellung für Raumer, die erklärt, weshalb er die Regierungscarriere aufgab und 1811 eine Breslauer Geschichtsprofessur für sie eintauschte.

Die Verhandlungen mit Heinrich von Kleist, die die Cabinet's-Ordre nach sich zog, wurden von Hardenberg in Raumer's Hände gelegt. Dieser hatte verwandtschaftliche und freundschaftliche Verbindung mit Herren der jetzigen Opposition, und war auch aus diesem Grunde der geeignete Mittelsmann. Was er aber in dieser Zeit durchzumachen hatte, ist gewiß

für ihn stets eine peinliche Erinnerung gewesen. Peinlich, weil er amtlich und pflichtgemäß zu Maßnahmen mitwirken mußte, die die Zugrundrichtung der Abendblätter und am letzten Ende doch auch die Zugrundrichtung Kleist's zur nothwendigen Folge hatten. Peinlich, weil er die Freundschaft seiner Jugendgenossen darüber verlieren mußte. Peinlich, weil er, vielleicht auch gegen sein Gefühl, Hardenberg zu decken hatte und nicht durch freie Aussprache sich von diesen drückenden Dingen losmachen konnte. Und kaum waren 1861 seine Erinnerungen mit den traurigen Briefen von und an Kleist erschienen, so traf ihn das Loos, daß ihm zum sechzigjährigen Amtsjubiläum, 8. 12. 61., Rudolf Köpfe seine Studie über die Schriften Kleist's zueignete: „der wie Raumer für die Wiedergeburt des Vaterlandes gestritten habe!“

Raumer selbst nennt den Streit einen ihm noch in der Erinnerung unangenehmen Streit. Sehr zu bemerken ist die Art, wie Raumer bei der Darstellung desselben verfährt. Kleist, den unglücklichen Kleist, sucht er jetzt möglichst zu schonen, in viel höherem Grade, als es in seinen Briefen und amtlichen Maßnahmen einst geschah. Adam Müller wird dafür um so schärfer behandelt und als der Verführer seines Freundes Kleist hingestellt, wofür man wiederum in den Briefen und in den wirklichen Vorgängen keine Unterlage findet. Kaum daß Raumer für Müller's bedeutendes Talent ein anerkennendes Wort übrig hat. Mischt sich doch das Gefühl der späteren Entfremdung selbst in die Schilderung seines studentischen Verkehrs mit ihm in Göttingen, wo Müller z. B. ein Kartoffelfeld für eine Anlage von Rienbäumen angesehen haben solle! Raumer hat Adam Müller aus den Differenzen heraus, die der Abendblätter wegen entstanden, tief gehaßt und dies Gefühl nie im späteren Leben überwinden können. Ebenso heillos war sein Verhältniß zu Achim von Arnim geworden.

Arnim und Raumer hatten in jugendlichem Wettstreit glänzend neben einander die Klassen des Joachimsthalschen Gymnasiums in Berlin durchgemacht. Beide gingen zum gleichen Termin nach Halle, wo sie schwärmten und strebten in einem eigens von ihnen gestifteten Studenten-Vereine. Dann studirten sie wieder gemeinschaftlich in Göttingen. Ihre Jugendfreundschaft war verflochten in einander. Noch in Berlin dauerte der Umgang fort, der in natürlichem Laufe der Dinge Raumer's Bekanntschaft mit Heinrich von Kleist und anderen Freunden zur Folge hatte: Raumer bezeichnet noch zu Anfang des Conflictes sein Verhältniß zu Kleist als Freundschaft. Und was enthalten nun seine Erinnerungen über Arnim?

Nichts als zwei Ausfälle gegen ihn. Zur Hallenser Zeit bemerkt Raumer nur, Arnim habe sich vorzugsweise dort mit Physik beschäftigt, dagegen seinen Eifer für Geschichte verspottet: „doch (fügt er bitter hinzu) bin ich meiner Vorliebe getreuer geblieben, als er der seinigen.“ In Göttingen erzählt er von sich eine kleine Liebelei, um dann fortzufahren: „Mehr Einfluß hatte auf Achim von Arnim seine Zuneigung zur — —. Sie fand, daß seine physischen und chemischen Studien einen zu unangenehmen Einfluß auf seine Atmosphäre hatten. Deshalb warf er alle bisherigen Beschäftigungen zur Seite, erneute seine Garderobe, versorgte sich mit wohlriechenden Essenzen und schrieb „Golly's (sic!) Liebeleben“. Nun, wir wissen heut aus reichlich fließenden Quellen und merken dem Tone Raumer's an, daß so der Uebergang bei Arnim von einer Beschäftigung zur andern nicht gewesen sein kann. Eine Zeitlang trieb Arnim beides sogar neben einander. Das von Raumer angegebene Motiv hat noch weniger Werth. Er deutet in etwas verfänglicher Weise eine „Zuneigung“ zu Frau Jeanette Dietrich an, der Gattin des Göttinger Buchhändlers, in

dessen Verlage „Hollin's Liebeleben“ 1802 und „Ariels Offenbarungen“ 1804 erschienen. Kein anderer von den Freunden, die als junge Leute bei dem Buchhändler Dietrich auch verkehrten, hat das so darzustellen gewagt; und eigentlich hätte auch Friedrich von Raumer es nicht thun dürfen, weil er selbst ja „seinen zahlreichen Briefwechsel mit Frauen und Jungfrauen fast ganz gestrichen hat, da derselbe, wie die Erfahrung lehre, fast immer mißverstanden, mißgedeutet und beklatscht werde“. Wie warm dagegen sprechen seines Bruders, Carl von Raumer's, Lebenserinnerungen von der Freundschaft mit Arnim und wie fest sind sie sich bis zuletzt gewesen. Der Grund der Entzweiung und nie ausgeglichenen Verstimmung zwischen Friedrich von Raumer und Achim von Arnim liegt eben in den politischen Kämpfen der Berliner Abendblätter.

Nun bietet Raumer in seinen Erinnerungen keine directen Zeugnisse über die Vorgänge unmittelbar nach und infolge der Cabinets-Ordre, die doch einst vorhanden waren. Ueber die Cabinets-Ordre besaß er noch Notizen, ob er sie gleich nicht am rechten Platze verwerthete (und dadurch selbst den Schein hervorrief, als habe sie garnicht existirt). Indessen läßt sich doch aus der Art, wie Raumer, Kleist und Hardenberg in späteren Schriftstücken immer wieder auf die Dinge zurückkommen, eine Vorstellung des Herganges gewinnen.

Kleist, von Sack oder Bruner halbamtlich über den Erlaß der Cabinets-Ordre verständigt, begab sich sofort zur Audienz bei Hardenberg. Es lag darin nichts Außerordentliches. Hardenberg gewährte regelmäßig in der Woche Audienzen, zu denen allen Leuten der Zutritt frei stand. Er zeigte sich, nach Raumer's eigener, nicht ohne Hinblick auf den Streit mit Kleist geschriebenen Schilderung, im persönlichen Meinungsaustrausch denen gegenüber, die Gesuche vortrugen, meist liebenswürdiger und gefälliger, als seine Rätbe bei der amtlichen Erledigung

verfahren durften. In der Audienz kam Kleist gegenüber die Gesammthaltung der Abendblätter zur Sprache. Von des Kanzlers Seite fielen allgemeine, vorsichtige Andeutungen, die Gutes zu versprechen schienen. Die Frage, ob den Abendblättern, wenn sie nicht regierungsfeindlich blieben, ein officieller Charakter beigelegt werden könne, muß gestreift worden sein. Jedenfalls versprach Hardenberg staatliche Unterstützung, wenn Kleist ein „zweckmäßiges“ Blatt schriebe. Auf Befehl des Staatskanzlers führte Raumer die Verhandlungen mit Kleist mündlich und schriftlich weiter. Auf (wenigstens bis jetzt) für uns verlorene Briefe nimmt Raumer's Schreiben an Kleist vom 12. December 1810 ausdrücklich Bezug.

Raumer war, wie es scheint, mit bestimmt lautenden Instructionen versehen worden: einerseits den nicht vertrauenswerthen Abendblättern einen officiellen Charakter nicht zuzugestehen; andererseits beliebiges Geld für Vertheidigung der Maßregeln des Staatskanzlers anzubieten. Dieselben Eröffnungen hinsichtlich des Geldes machte auch Gruner Heinrich von Kleist. Man sieht, daß in dieser Bearbeitung Kleist's System lag. Kleist wies aber jede pecuniäre Zuwendung, als Pension oder welcher Art immer, standhaft zurück: Raumer gegenüber mündlich in einer Weise, die die Empfindlichkeit desselben scharf gereizt habe, Gruner gegenüber schriftlich in einem bisher noch nicht wieder aufgetauchten Briefe vom 8. December 1810.

Ueber Bedeutung und Tragweite des Geldangebots haben später zwischen Kleist und Raumer, nicht auch mit Gruner, erregte Auseinandersetzungen Statt gefunden. Kleist's sichere Behauptung suchte die andere Seite zwar nicht wegzuleugnen, aber doch bis zur Wesenlosigkeit abzuschwächen. Jedenfalls gab Raumer (12. 12. 1810) schriftlich zu, gesagt zu haben: „daß Se. Excellenz, sobald der Charakter der Abendblätter sich als tüchtig bewähre, für dasselbe, wie für alles Mögliche im

Staate wohl gern etwas thun würde;" und Hardenberg selber räumte (18. 2. 1811) ein, zu Kleist geäußert zu haben: „daß der Staat verdienstvolle Schriftsteller, wenn es seine Kräfte erlauben, gern unterstützen würde.“ Danach scheint mir der Streit, welche Seite formell im Rechte sein möge, heute für unsere Auffassung ziemlich belanglos zu sein. Eine mündliche Verhandlung und ihre schriftliche Fixirung sind zwei verschiedene Dinge, aus denen nichts Entscheidendes gefolgert werden kann. Aber wie das wirkliche Leben nun einmal beschaffen ist: man darf es keiner Regierung verdenken, wenn sie mit Mitteln, die gewöhnlich verfangen, eine ihr unbequeme Zeitung sich verpflichtet oder zu einer leiseren Tonart nöthigt. Was für Folgen könnte Gruner's, Raumer's, Hardenberg's Angebot praktisch denn gehabt haben, als materielle Unterstützung aus staatlichen Fonds? Günstig schien, daß Kleist arm war. Aber Kleist war ein Ehrenmann, auch in seiner Armuth. Wäre er den Absichten der Staatskanzlei zugänglich gewesen, er hätte sich wahrlich, geachtet oder verachtet von Hardenberg, seinen Lohn bestimmen können. Sachlich also besteht Kleist's Behauptung durchaus zu Recht.

Dagegen mußte sich Kleist, um die Existenz seines Blattes zu retten, nothgedrungen auf ein Arrangement einlassen. Das sehr werthvolle Zugeständniß, das Raumer Kleist entwand, war: daß die Staatskanzlei selbst in den Abendblättern die Gegner bekämpfen und ihre eigenen Maßnahmen vertheidigend dem Publicum empfehlen könne. Ohne seine Gesinnung principiell zu verleugnen, that Kleist der Staatskanzlei doch den Willen, worauf er sich in späteren Verwickelungen berief. Er glaubte in seinem Blatte redactionelle Unpartheilichkeit üben zu dürfen. Zu dem von ihm angekündigten Zwecke seiner Zeitung, die National Sache in ihrem ganzen Umfange zu befördern, konnte allerdings eine Discussion von entgegengesetzten

Standpunkten aus beitragen. Immerhin waren die Dinge damals noch im Flusse, nicht fest und geschlossen, wie sie heute unserem historischen Rückblicke sich darstellen. Leuten von Kleist's königstreuer Gesinnung galt die Regierung doch immer als die höchste, von des Königs Vertrauen getragene Einrichtung des Staates. Nach dem jetzt getroffenen Abkommen druckte Kleist ohne Bedenken die beiden staatsofficiösen, Adam Müller's Fragmente und Artikel vom Nationalcredit neutralisirenden Entgegnungen (oben S. 76) ab: in den Nummern vom 20. und 21. November 1810\*). Es ist nach den Umständen sehr wahrscheinlich, daß Raumer, der auch sonst in der Tagespresse für die Reformen des Staatskanzlers wirkte, der Verfasser der beiden Entgegnungen war. Wie er selbst von jetzt ab seine officiële Mitarbeit weiter an den Abendblättern in Aussicht stellte.

#### 6. Umänderung des gesammten Geistes der Berliner Abendblätter.

Nun erst wird die Nachgiebigkeit ganz verständlich, mit der Kleist den Streit um Kraus, bei gleichzeitiger Wahrung seines politischen Standpunktes, in den Abendblättern sich fortspinnen ließ. Wir durchschauen es, weshalb er im Vorwort zu Scheffner's Eingefandt, 22. November 1810, die ganze Reihe der Kraus-Artikel als ein „wissenschaftliches Gespräch“ bezeichnet, dem er freien Lauf lassen wolle. Demgemäß beantwortet eine Anzahl weiterer Artikel die innere Politik der Regierung. Im 51. Abendblatte, vom 28. November 1810, wurde Hardenberg's Finanz-Edict in einem Leitartikel, betitelt

\*) Den Ausdruck „neutralisiren“ braucht zuerst von diesen Dingen von Ompteda, über dessen Mitarbeit an den Abendblättern weiterhin die Rede ist. Ich las das Wort wieder, ebenso von Lothar Bucher gebraucht, in Moritz Busch' drittem Bande.

„über den Geist der neueren preussischen Gesetzgebung“, der sich als „ein Fragment aus einer noch ungedruckten größeren Abhandlung“ darstellte und Ih gezeichnet ist, mit officiösem Eifer vertheidigt. Ob Ih wirkliche Initialen eines Namens oder bloße Chiffre sind, ob die „größere Abhandlung“, nach der ich in Journalen und Büchern damaliger Zeit gesucht habe, thatsächlich erschienen ist oder nicht, weiß ich nicht zu sagen. Von Kleist — nur um ihn vor Verdacht zu schützen, bemerke ich es — sind die Sätze nicht geschrieben und ihr Inhalt nicht erdacht worden. Es wird ausgeführt, daß der frühere Gebietsumfang des preussischen Staates, seine frühere „extensive Macht“ verloren sei. Die Wiederherstellung derselben brauche eigentlich auch nicht erstrebt zu werden, wofern das Wichtigere und Reellere, seine „intensive Macht“, sich vermehre. Als Beispiel dient nicht nur der Kampf der kleinen Republik Athen gegen das zahllose Heer des Perserkönigs, sondern auch der — unter damaligen Verhältnissen gewiß schmerzliche und tactlose — Hinweis darauf, daß „noch vor wenigen Jahrhunderten die furchtbare mit Stahl bedeckte Macht des deutschen Kaisers an dem Heroismus eines Häufleins nackter Schweizer scheiterte“. Also nicht auf den Ersatz der verlorenen Quadratmeilen und Seelen komme es der Regierung an, sondern auf die Eröffnung aller Wege, die zu einem allgemeinen Wohlstande führen können. Das Edict vom 27. October nehme dieses Ziel ins Auge: „Noch steht (so schließt der Artikel) das Werk des erhabenen Gesetzgebers, der unter uns aufgetreten ist, nur unvollkommen vor den Augen der Welt da; gleichwohl werden wir bereits auf das Fundament, auf welchem es ruht, und auch vielleicht schon auf den Zusammenhang mehrerer Theile, im Laufe dieser Blätter erläuternde Blicke werfen können.“ Der „erhabene Gesetzgeber“ ist der Freiherr vom Stein, als dessen Diadoche und Vollender

Gardenberg natürlich vom Leser erkannt werden soll. Man empfindet, wie der officiöse Verfasser, nur in vergrößerter Form, mit den Gedanken wirthschaftet, die in Gardenberg's Denkschrift über die Reorganisation Preußens vom Jahre 1807 ausgesprochen sind: was auch beweist, daß der Artikel aus Gardenberg's Umgebung stammte. Damals 1807 war die Meinung, daß die „intensive Macht“ den alten Umfang der Monarchie unzertrümmert wieder herstellen solle; jetzt wird die „extensive Macht“ als gleichgiltig und als keines Strebens werth behandelt. Der Artikel mußte dem Kleist'schen Freundeskreise als unpatriotisch, ja feig erscheinen. Und war es auch: es sei denn, daß dies scheinbare Aufgeben der preußischen Größe nur ein taktisches Manöver sein sollte, den Argwohn der Franzosen zu beschwichtigen.

Die im Finanz-Edict versprochene Gewerbefreiheit wurde am 2. November durch ein Special-Edict eingeführt. Diese Maßregel vertheidigte jetzt derselbe Ih in dem 55. Abendblatte vom 3. December 1810. Sätze aus Adam Smith und ein paar Gedanken der französischen Revolution leihen die Gründe her. Die historische Entwicklung der Verhältnisse kümmert den Verfasser nicht. So würde noch heute jede Zeitung, die die Gewerbefreiheit „beweisen“ wollte, schreiben müssen. Die mannigfachen Vortheile der Gewerbefreiheit könne man in Adam Smith, Kraus &c. nachlesen. Es sei ein natürliches Menschenrecht, auf beliebige Art seinen Unterhalt zu gewinnen. Dem Mißbrauch beuge man mit Polizei-Anordnungen vor. Doch verschwinde dies Bedenken, denn: „Mißbrauch ist nur ein Product der Beschränkung. Wer keinen Zwang kennt, dem fällt es selten ein, von seiner Freiheit Gebrauch zu machen. Jünglinge, die im elterlichen Hause am beschränktesten waren, überlassen sich nachher gewöhnlich den größten Ausschweifungen.“ In dieser Weise vertheidigt der Verfasser noch eine Seite lang

weiter, um mit dem Resultat zu schließen: „Aus diesen Gründen ist die in Preußen proclamirte Gewerbefreiheit ein sehr wesentlicher Schritt, um diesem Staate, das was er verloren, zu ersetzen.“

Das war aber auch Alles, was Kleist an politischen Artiteln zu bringen vermochte. In auffälligem Gegensatz gegen früher sind die Abendblätter der nächsten Wochen, bis in den December hinein, äußerlich unpolitisch. Die Typen werden größer, der Inhalt kleiner. Die Nummern müssen gefüllt werden, aber der Stoff mangelt dem Redacteur in der bisherigen Weise. An die Stelle rein politischer Leitartikel tritt von Kleist eine „Geographische Nachricht von der Insel Helgoland“, ein Artikel „Ueber eine wesentliche Verbesserung der Klaviatur der Tastinstrumente“, die Paradoxe „Von der Ueberlegung“, die Hans Sächsische Legende „Der Welt Lauf“, ein Bericht über englische Parlamentsverhältnisse, und durch vier Nummern bis zum 15. December die wunderbar spielenden und anspielenden Ausführungen „über das Marionettentheater“. Dazwischen Anekdoten und zwei Aufsätze Fouqué's: „Das Grab der Väter“ und „Ueber Schwärmerei“.

Man sieht die Umänderung des Geistes der Abendblätter. Die politische Opposition der Kleistischen Gruppe ist stumm gemacht. Bruner's Censur thut jetzt, unter Obacht Sad's, die von ihr erwartete Schuldigkeit. Ein Schlußwort Adam Müller's in der Kraus-Fehde (am 24. November 1810) war freilich unvermeidlich; und desgleichen konnte eine den Mißcredit der österreichischen Banken besprechende Miscelle von ihm, weil sie preußische Dinge nicht anrührte, durchgelassen werden (am 7. December 1810). Sonst aber kommt Müller in den Abendblättern auf Monatsstrecke hin nicht mehr zu Worte. Auch von den anderen Freunden Niemand. Der Zweck der Staatskanzlei war mit scheinbar loyalen und zulässigen

Mitteln erreicht. Der Officiosus hl aber verspürte jetzt keine Lust mehr, dem Herrn von Kleist politische Artikel zu schreiben.

Daß es im Regierungslager von Anfang an auf die Ausschaltung des Müller'schen Einflusses aus den Abendblättern abgesehen war, verrathen abgerissene Stellen des Briefwechsels, den Raumer damals mit seinem Freunde Solger in Frankfurt a. O. führte. Zu diesem scharfsinnigen und trotz noch junger Jahre schon nach vielen Richtungen vorgebrungenen Gelehrten, der philologische und ästhetische und politische Dinge neben einander und mit Erfolg betrieb, muß sich Raumer im November 1810, als die Oppositionsartikel der Abendblätter die Staatskanzlei ärgerten, sehr scharf gegen Adam Müller und dessen Elemente der Staatskunst ausgesprochen haben. Damals fingen die „Elemente“ erst an ein weiteres Publicum zu ergreifen, und Recensionen kamen in den öffentlichen Journalen heraus. Raumer scheint nun Solger eine bekämpfende Kritik des Werkes angetragen oder eine gemeinschaftliche Besprechung vorgeschlagen zu haben, die dann schon den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden hätte. Darauf antwortete Solger den 2. December 1810 (nach Solger's nachgelassenen Schriften und Briefwechsel, herausg. von Tieck und Raumer 1826. 1, 205): „Ich habe das neue Werk von A. Müller gelesen und auch schon angefangen meine Glossen zu machen. In kurzem schicke ich Ihnen einen Aufsatz darüber. Dieses neue Auftreten des Mannes fordert auf, diesem rhetorischen und wahrhaft sophistischen Geschwätze einen Damm entgegenzustellen. Es ist ein rechter moderner Sophist, und seine Schreibart gehört recht zur *κολακελα* im attischen Sinne. Ich halte mich dabei hauptsächlich an seine philosophischen Ingredienzien, thun Sie dasselbe in Hinsicht der praktischen. Schon diese untreue Vermischung beider Arten, die ich überall in ihm finde, ist recht in der Art der *δημοκόπων*.“ Man

empfindet: wie es in den Wald hineinschallte, so hallt es nun zurück. Sehr zu bemerken finde ich, daß Raumer diese Worte Solger's, jedoch gekürzt und vorn abgeändert, so daß für den gutgläubigen Leser die Elemente der Staatskunst ganz verschwinden, den Actenstücken über seinen Streit mit Kleist (in den Lebenserinnerungen 1, 227) wie zur Hilfe und Bestätigung vorangestellt hat. Man erhält fast den Eindruck, als fühle sich Raumer allein nicht stark genug. Ueber Kleist selber dachte jedoch der ästhetisch feingearbete Solger anders, als der politisch, und auch schon persönlich mit ihm gespannte Rath der Staatskanzlei. Mitte December muß Raumer wieder auf die Abendblätter, ihren Rückgang und Heinrich von Kleist zurückgekommen sein. Worauf Solger am 31. December 1810: „Die Abendblätter gehen also zurück? Ich muß Ihnen sagen, daß ich Kleist sehr liebgewonnen habe, seitdem ich seine Erzählungen und Räthchen von Heilbronn gelesen habe. Besonders in dem letzten steckt ein großer Fonds von poetischem Geist. Manches darin kann ich geradezu vortrefflich nennen. Ich bin gewiß nicht zu freigebig mit solchen Urtheilen, aber ich muß ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ Wie ehrenvoll für Solger. Aber auch wie bedauerlich, daß man aus Solger's Schlußworten nicht umhin kann herauszulesen, an anderer Stelle lasse man Kleist nicht volle Gerechtigkeit widerfahren. Diese Antwort Solger's hat Raumer nicht in seine Lebenserinnerungen eingesetzt.

Offiziöse Federn beeilten sich, auswärts die Abendblätter in Mißcredit zu bringen. Den Nordischen Miscellen (Extrabl. Nr. 49) ging eine Correspondenz vom 6. December zu, die zuerst bedeutende Theilnahme an den Abendblättern verliere sich, da sie mit dem Ende des Jahres nicht mehr erscheinen würden. Dasselbe berichtete, am 7. December, Saul Aicher in Zschokke's Miscellen Nr. 104. So rasch und leicht wurde die Staatskanzlei denn doch nicht mit Kleist fertig.

## 7. Censurverbote gegen Ompteda, Arnim, Müller.

Von dem Umfange, in welchem Gruner als Censor von nun an oppositionelle oder der Regierung anstößige Artikel verbot, können wir uns in der Weise eine Vorstellung bilden, daß wir einzelne bestimmte Fälle betrachten und allgemeine Angaben damit verbinden. Bestimmte Fälle liegen mir vor vom Oberstlieutenant von Ompteda, von Achim von Arnim und von Adam Müller.

Zu den freiwilligen, selbst Kleist längere Zeit unbekanntem Mitarbeitern der Abendblätter gehörte der Oberstlieutenant von Ompteda, ein Bruder des vormaligen hannoverschen Gesandten am Berliner und Dresdener Hofe Ludwig von Ompteda, aus dessen (von seinem Sohne 1869 herausgegebenem) Politischen Nachlasse Material für das, was ich mit Hilfe der Abendblätter darzustellen versuche, zu entnehmen ist. Die Einleitung bringt dies Material jedoch nicht in die rechte Verbindung, was um so begreiflicher ist, als damals die nöthigen Mittel zum Verständniß fehlten. Der Gesandte und der Oberstlieutenant waren eingefleischte Feinde Napoleon's. Ihr deutschnationales Bewußtsein wie ihre politisch bedingte Vertretung der englischen Staatsinteressen und treue Hingebung an das englische Königshaus fanden im stillen, erfolgreichen Kampfe gegen Napoleon gleichmäßig Befriedigung. Der Gesandte hatte mit richtigem Blicke 1809 in Dresden den Anschluß an Adam Müller, Kleist, Buol und andere Freunde dieser Gruppe gesucht. Durch ihn war der Oberstlieutenant von allem, was zwischen diesen Männern hin und her ging, unterrichtet. Im September 1810 erhielt er, infolge andauernder Kränklichkeit, gegen die kein Bad und keine Erholung helfen wollte, vom Chef der deutschen Legion, dem Herzog von Cambridge, ehren-

voll den Abschied. Menschenscheu verbarg er sich damals in einem Gasthose der Königstraße, nur von Scharnhorst, seinem ehemaligen Kriegskameraden, in aller Heimlichkeit besucht. Allmählich besserte sich jedoch sein Zustand, er gewann wieder Lust zu litterarischer Arbeit und schrieb für die Spenersche Zeitung einige aufgenommene oder des „Großmoguls“, d. i. Napoleon's, wegen nicht aufgenommene Artikel.

Nun fand der Oberstlieutenant von Ompteda in den Berliner Abendblättern unerwartet und freudig überrascht den Geist sich regen, für dessen Ausbreitung er selber aus innerem Drange thätig war. Er las Adam Müller's Werk über Friedrich II. und die Natur, Würde und Bestimmung der preussischen Monarchie, dessen Grundideen er als wahr und richtig anerkannte, und das er seinem Bruder als nothwendige Lectüre empfahl. Aus den Grundsätzen und dem Stil der Ps gezeichneten „Freimüthigen Gedanken bei Gelegenheit der neuerrichteten Universität in Berlin“, die vom 2. Abendblatte an hervortraten, schloß er richtig auf Adam Müller als den Verfasser. Lebendig und kraftvoll fühlte er sich von Kleist's Ode auf den Wiedereinzug des Königs in Berlin, im 5. Abendblatte, ergriffen, deren erschütternder Patriotismus ihm die gältige Zusammengehörigkeit ihres Dichters mit Ewald von Kleist bekundete. Dieser Blätter gedachte Ompteda sich selber zu bedienen. Er schrieb einen (nicht erhaltenen) Brief an die Redaction, ohne noch den Redacteur oder einen der Mitarbeiter zu kennen, und bot einige Mittheilungen dar: was vor dem 22. October 1810 muß geschehen sein, weil Kleist sich in der Nummer dieses Tages erst mit seinem Namen als Herausgeber bekannte.

Diese Mittheilungen des Oberstlieutenants Ompteda waren nun die „Fragmente (aus den Papieren) eines Zuschauers am Tage“, über deren Eingang, als von unbekannter Seite vor

acht Tagen schon erfolgt, eine Redactions-Anzeige des 16. Abendblattes, vom 18. October, vorläufig quittirte. Das Manuscript war demnach ungefähr am 10. oder 11. October eingereicht worden. Es muß ziemlich umfangreich gewesen sein, da die Redaction zugleich für künftige die Bitte aussprach, man wolle auf die Oekonomie des Blattes Rücksicht nehmen und ihr die Verlegenheit ersparen, die Aufsätze brechen zu müssen. Aber da die Mittheilungen in Fragmentenform gehalten waren, so konnte Kleist das ihm gerade Passende nach Bedarf und Belieben auswählen.

Das erste Stück der Mittheilungen Dmpteda's erschien im 21. Abendblatt, vom 24. October 1810, und betraf englische Dinge. Während der Continentsperre gehörte zu den französischen Kampfmitteln England gegenüber eine fortgesetzte Pressefehde gegen die monarchischen, politischen und bürgerlichen Zustände jenseits des Canals. Im Moniteur wurde der Ton angeschlagen, den die abhängigen europäischen Zeitungen weiter trugen. Die Berliner Zeitungen machten davon keine Ausnahme. Daß nun Kleist eine zu Gunsten englischer Zustände geschriebene Bemerkung Dmpteda's zuerst aus dem Fragmenten-Manuscript hervorzog und zum Abdruck brachte, war ein Zeichen des neuen, antifranzösischen Geistes, der in den Abendblättern sich bethätigen wollte. Das Schriftstück Dmpteda's war äußerst schlau, vorsichtig und doch fest auf das Ziel gerichtet.

Er knüpfte an die 1806 erschienenen *Mémoires d'un voyageur qui se repose en*. Verfasser des sehr interessanten Werkes war der französische Schriftsteller Dutens, der sich aber als Gelehrter und Diplomat in England acclimatirt hatte und gegen die französische Revolution schrieb. Schon früher war in Rom von ihm eine kleine Schrift unter dem Titel *le Toscin*, d. h. Sturmglocke, veröffentlicht worden, in der

er die Ungläubigkeit und falsche Philosophie Voltaire's, Rousseau's und Anderer bekämpfte. Die Mémoires, die werthvolle Züge aus dem Leben Friedrich's des Großen enthielten, waren dem Kleist'schen Freundeskreise sehr wohl bekannt. Ich bemerke ihren Einfluß bei Arnim. Dieser schrieb damals Familienerinnerungen über seine Vorfahren nieder. Was er über den ersten Mann seiner Großmutter, den in Friedrich's Correspondenz genannten Frederksdorf, erzählt, daß er vom Könige, der ihn liebte und nicht gern aus seiner Nähe lassen wollte, nur schwer die Erlaubniß zur Heirath erlangen konnte, entspricht sachlich und mit wörtlicher Aehnlichkeit dem, was Dutens von Friedrich's Verhalten seinem Günstling Quintus Scilius gegenüber zu berichten weiß. Der dritte Band der Mémoires, der nicht zusammenhängend plaudert, sondern in Fragmentenform, als Dutensiana, eine Reihe von geistreich pointirten Aperçus über philosophische, ästhetische, diplomatische, historische, religiöse Fragen in antirevolutionärem Sinne verstreut, war recht nach dem Geschmack des Oberstlieutenants von Ompteda. Dieser Form bediente er sich selber für das, was er zu sagen hatte.

Nach Dutens (3, 44) gab Ompteda im ersten, von Kleist abgedruckten Fragment den Streit zwischen einer Französin und einer Engländerin wieder. Auf den Vorwurf: „Mais vous êtes bien orgueilleuse!“ antwortet die Engländerin: „Vous vous trompez, Madame, je ne suis que fière,“ und auf die Frage, was das denn für ein Unterschied sei, erklärt die Engländerin: „C'est que l'orgueil est offensif, et que la fierté est défensive.“ Und nun wird den „trügerisch-einschmeichelnden äußeren Formen“ anderer Völker, ihrer „Sucht zu glänzen“ und ihrer „stets unruhigen, kleinlichen Eitelkeit“ der defensive Stolz als der allgemeine Charakterzug der Engländer gegenübergestellt, der sich in einer kalten, ruhigen,

gleichgültigen Zurückhaltung äußere und auf leidenschaftliche Neigung zur Independenz gegründet sei. Die in die Schleichsprache jener Zeit eingeweihten Leser verstanden natürlich sofort, was gemeint sei: die Franzosen und Französlinge in Berlin aber hatten keine Möglichkeit, dem Artikel beizukommen.

Die nächste Gabe aus Ompteda's Fragmenten-Manuscript bringt, wieder anonym, das 29. Abendblatt, vom 2. November 1810: zwei Gedankenpähne, höchst sonderbar in ihrer Art und höchst charakteristisch für Ompteda's grimmigen Widerwillen gegen den modernen Schwindel, wie er ihn ansah. Er lehnte sie beide an Aufsätze Adam Müller's und Heinrich's von Kleist an.

Müller hatte im 7. Abendblatte, vom 8. October, gegen den „hemmenden Einfluß der Systeme und Principien, welche die letzte Zeit ausgegohren“ sich ausgesprochen, und es folgten darauf im nächsten Abendblatte die mit z gezeichneten „Betrachtungen über den Weltlauf“, die sich in gleichem Sinne der hergebrachten Schulanficht über die Culturentwicklung entgegen stemmten.

Diese z-Betrachtungen sind nach Inhalt und sprachlichem Aufbau Kleist's Eigenthum. Wie eine Pyramide steigen sie zur Spitze auf: um mit sich stärkendem Gewicht auf den Boden der Dinge zurückzukehren. Um die Bestimmung der Epochen, in welchen die Bildung einer Nation fortschreite, handelt es sich. Den Aufstieg zur Spitze stellt die rationalistisch-stubengelehrte Auffassung dar: den Abstieg die romantisch-heroische Thatenlust der Patrioten vom Schlage Kleist's. Nach jener käme erst bei den Menschen thierische Rohheit, dann mit dem Bedürfniß der Sittenverbesserung die Wissenschaft von der Tugend, dann die Aesthetik, die Kunst, zur Emporführung des Volkes auf die höchste Stufe menschlicher Cultur. „Diesen

Leuten“, fährt Kleist fort, „dient zur Nachricht, daß Alles, wenigstens bei den Griechen und Römern, in ganz umgekehrter Ordnung erfolgt ist. Diese Völker machten mit der heroischen Epoche, welches ohne Zweifel die höchste ist, die erschwungen werden kann, den Anfang; als sie in keiner menschlichen und bürgerlichen Tugend mehr Helden hatten, dichteten sie welche; als sie keine mehr dichten konnten, erfanden sie dafür die Regeln; als sie sich in den Regeln verwirrten, abstrahirten sie die Weltweisheit selbst; und als sie damit fertig waren, wurden sie schlecht.“ Man empfindet, wie hier gegen die flache Litteratenwirthschaft, die der Ausbreitung der Napoleonischen Herrschaft Vorschub leistete, nun mit leidenschaftlich-patriotischer Einseitigkeit die Rückkehr zur alten Zeit als das Eine, das Noth thue, verkündigt wird.

Diese Artikel Müller's und Kleist's waren es, die Ompteda's Aperçus — das eine mehr biblisch-religiös gefärbt, das andere historisch-speculativ gehalten — entstehen ließen. Sie gehen weit noch über das hinaus, was die Weltanschauung der Kleistischen Gruppe ausmachte. Ompteda begnügt sich nicht damit, ganze Strömungen und Zeiträume menschlicher Cultur in ihren Wirkungen und Folgen zu bekämpfen: nein, er möchte sie ungeschehen machen, wenigstens als ungeschehen betrachten dürfen, und die Weltgeschichte umredigiren. Man höre den Wortlaut der nur kurzen Stücke, da eine Umschreibung nicht gelingen will:

I. Die Sündfluth philosophischer und moralischer Systeme hat stark zum allgemeinen Verderben eingewirkt. Je mehr man Prinzipien vervielfältigt, die feinsten und tiefsten Falten der Seele zu entwickeln versucht hat, desto unwirksamer ist die Kraft der einfachen, aber großen und starken Hebel menschlicher Handlungen geworden.

Eine zu allgemein verbreitete, und doch oft nur trügliche oder halb wahre, Kenntniß der Anatomie des menschlichen Körpers, erzeugt eine Menge ängstlicher, eingeübeter Kranken, aus denen wirkliche werden.

Ein zu fein zugerittenes, zu zärtlich gewartetes Schulpferd, ist für die wesentlicheren Bedürfnisse der Reise, des Feldzuges oder der Arbeit untauglich.

So mit dem Menschen im Moralischen.

kehrt zu den einfachen Grundgesetzen zurück. Ihr habt sie in den zehn Geboten. Aber in Allen.

Man bemerke nebenbei, wie der Militair und der genesende Kranke seine Vergleiche aus der eigenen Erfahrung wählt. Der allgemeineren folgt nun eine besondere Betrachtung:

II. Wenn — drei sehr denkbare, natürliche, und, so wie die Sachen lagen und liegen, nicht ungerichte Fälle, — Voltaire sehr früh in die Bastille gesetzt und darin vergessen, Rousseau von Frau von Warens in einem Narrenhospitale versorgt; und Basedow von seinen Gläubigern, bevor und so, daß sein Elementar-Werk nicht hätte an Tageslicht kommen können, im Schuldthurme festgehalten worden wären, so sähe es höchstwahrscheinlich in Frankreich, Deutschland und dem übrigen Europa ganz anders, und besser, aus.

Und Dmpteda sucht Basedow ganz um seinen Credit zu bringen, indem er behauptet, daß  $\frac{99}{100}$  des Effects auf die Kupfer des Elementar-Werkes, und nicht auf sein Genie, zu setzen seien. Der Haß gegen die Vorbereiter und Träger der französischen Revolutionsideen, der sich hier überschlägt, war der anfänglichen Haltung der Abendblätter nicht unwillkommen. Ähnlich steht es mit einem weiteren anonymen Fragment Dmpteda's im 31. Abendblatt, vom 5. November. Es betrachtet Frankreich unter Katharina von Medici, als die Blüthe alles florentinischen Geisteslebens mit ihr in das neue Land gezogen war. Trotzdem sei der Verfall gekommen, unaufhaltsam. Ein Gegengift wäre allein die wahre Geschichte gewesen: „Allein damals, wie jetzt, redete Erfahrung umsonst.“ Der eine Satz zeigt wieder die Tendenz, die gegen das Napoleonische Frankreich gerichtet war.

Inzwischen hatte die Einwirkung Hardenberg's den Geist

der Abendblätter ungeändert, und auch die englischen Verhältnisse mußten darin plötzlich in einem anderen Lichte erscheinen. Die Continentsperre war proclamirt worden, der zufolge auch in Berlin alle Colonialwaaren verbrannt wurden. Am 19. November, in Nr. 43, brachten die Abendblätter nach französischen Zeitungen die „politische Neuigkeit“, daß der König Georg III. von England durch den Tod seiner Tochter Amalia in die alte Geisteskrankheit von 1790 zurückgestürzt worden sei. Die große Krise, die das Genie Napoleon's über Großbritannien zusammenziehe, gehe einer entscheidenden Wendung entgegen. Der Sturz der Constitution und die Revolution stehe bevor. England müsse alsdann, unfähig den Continental-Verhältnissen gegenüber, zu Grunde gehen. Die „Neuigkeit“ kam Kleist erst in letzter Stunde zu, so daß er, um sie noch am Ende des Blattes unterzubringen, sich der allerkleinsten Typen bedienen mußte. Tags darauf, im 44. Abendblatt vom 20. November, handelte noch einmal ein eigener Leitartikel „über die gegenwärtige Lage von Großbritannien“. Durch die Kaiserlich französischen Decrete sei der britische Handel in der Ostsee völlig vernichtet. Die reichsten Kauffahrteiflotten kehrten unverrichteter Sache aus der Ostsee und von Helgoland zurück. Amerika sei den Engländern nur ein elendes Surrogat für Europa. Dazu jetzt des Königs Krankheit. Sein Premierminister Lord Wellesley werde dem Ansturm der Opposition nicht trotzen können, wie Pitt 1790. Die englischen Krisen von 1790 und 1797, wie schauderhaft sie gewesen, seien mit der heurigen gar nicht zu vergleichen.

Man tröste sich, Kleist hat die beiden Artikel nicht geschrieben. Sprache und Geist sind ihm fremd. Aber beide Artikel müssen von Einem (uns unbekanntem) Verfasser angefertigt sein, da die Gedanken und die Ausdrucksweise sich gleichen. Sie verhalten sich wie vorläufige Anzeige und nach-

träglische Ausführung zu einander. Kleist müssen sie aufge-  
nöthigt worden sein. Es stehen auch, merkwürdiger Weise,  
diese regierungs-officiösen Auslassungen in demselben Abend-  
blatte wie die (oben S. 76 besprochenen) *αμ*-Fragmente  
gegen Adam Müller. Das 44. Abendblatt dient somit vom  
ersten bis zum letzten Worte den Zwecken der Staatskanzlei.

Dmpteda war empört darüber, „wie wenig diese elenden  
Kannengießereien den Geist der englischen Politik zu ahnden  
vermöchten“. Er schrieb einen Gegenartikel mit gleichem  
Titel und schickte ihn anonym an Kleist. Kleist und die  
Seinigen versetzte der „meisterhafte“ Aufsatz in einen Zu-  
stand von triumphirender Freude und Rührung. Obgleich  
uns nur der Schluß erhalten ist, unternehme ich, nach einer  
Notiz bei Dmpteda (2, 34), die Reconstruction des übrigen  
Inhalts. Es war nämlich von William Spence eine kleine  
Schrift unter dem Titel „Britain independent of Commerce“  
erschienen, die, im Ganzen von physiokratischer Grundanschau-  
ung aus, gegen das Mercantilsystem, den Beweis zu liefern  
suchte, daß England nichts von den Drohungen Napoleon's  
für seinen Handel zu fürchten habe, sondern in sich die Mittel  
besitze, auf dem Wege zum Nationalwohlstand ungehemmt  
fortzuschreiten. Spence verfolgte den patriotischen Zweck, seine  
Landsleute gegen alle „panischen“ Schrecken der Continental-  
Sperrre, die er voraussah, Jahrelang im Voraus zu stählen.  
Seiner Beweisführung schloß sich Dmpteda nun an, wodurch  
ohne Weiteres der Gegensatz gegen die franzosenfreundlichen  
Auslassungen in den Abendblättern gegeben war. Der für  
den englischen König voll eintretende Schluß des Artikels  
Dmpteda's lautete: „Zudem scheint der gegenwärtige Augen-  
blick zunächst, selbst für den Neutralen, selbst für den edeln  
Feind, für den tiefen Eindruck geeignet, den der Anblick eines  
ehrwürdigen Monarchen, dessen fünfzigjähriges Regierungs-

jubiläum der dankbar-freie Enthusiasmus eines glücklichen Volkes erst kürzlich (am 25. October) gefeiert hat, dem wenigstens der höchste Inbegriff aller Privattugenden nicht abgesprochen werden kann, wie verschieden auch, nach den Standpuncten, das Urtheil über seine Regenten-Größe und seine Regenten-Güte sein mag, und den — einen ächtköniglichen Vater — der Verlust der inniggeliebten und sehr liebenswürdigen jüngsten Tochter in die schrecklichen Leiden des traurigsten Uebels zurückwirft, hervorzubringen vermag. Wenigstens auf uns, die wir hohen Gefühls voll genug sind, um vor der breitternen Bühne Thränen für den König Lear zu haben, der die todte Cordelia in seinen Armen hält.“ Kleist schickte den Artikel sofort in die Druckerei.

Aber das „Neutralisiren der Interessen“, das die Staatskanzlei für sich übte, wollte sie nicht ihren Gegnern gestatten. Die Cabinets-Ordre wegen Verschärfung der Censur wirkte bereits. Kannte Gruner, oder Sack, den staatskanzleilichen Ursprung des ersten Artikels, so konnte für Ompteda's Gegen Ausführungen nur ein Verbot am Platze sein. Noch 1809 hatte ein Professor des Joachimsthalschen Gymnasiums seine Uebersetzung der Spence'schen Schrift dem Könige zueignen dürfen: jetzt strich Gruner einen Zeitungsartikel über Spence durch! So weit war man gekommen! Die beiden Querstriche auf der zurückgewiesenen Censurvorlage kamen Kleist wie zwei Schwerter vor, kreuzweis durch die theuersten und heiligsten Interessen der Nation gelegt. Aber es gab kein Mittel sich zu wehren. In das 48. Abendblatt, vom 24. November, rückte Kleist die trockene Redactionsanzeige ein, er ersuche den Verfasser eines Aufsatzes „über die neueste Lage von Großbritannien, der aus Rücksichten, die hier zu erörtern zu weitläufig wäre, nicht aufgenommen werden könne, ganz ergebenst, ein Schreiben für ihn in der Expedition abzuholen; dasselbe

werde ihm auf Vorzeigung eines Betschafts mit einem Socrateskopf ausgeliefert werden.“ Dmpteda meldete sich jetzt. Kleist schrieb ihm, und Dmpteda antwortete am 28. November 1810. Er freue sich, daß der antienglische Aufsatz nicht Kleist's Gesinnung ausdrücke. Er sei mit ihm also nur in eine anscheinende Feindseligkeit gerathen. Erforderlichen Falls, wenn die cursirenden Abschriften es nöthig machen sollten, würde er sich auch öffentlich zu den Wahrheiten, die sein Aufsatz enthalte, bekennen.\*) Eine von Kleist erbetene Zusammenkunft fand am folgenden Tage, vermittelt durch den zu Besuch eingetroffenen Gesandten, Statt und scheint zunächst einen häufigeren Verkehr zwischen dem Oberstlieutenant Dmpteda und Kleist angebahnt zu haben.

Dmpteda war also mit seinem Artikel der Censur unterlegen. Viel schlimmer noch erging es Kleist mit Aufsätzen Arnim's von Arnim. Ich wähle ein einziges Beispiel aus, das zugleich neue Ausblicke auf die Abendblätter eröffnet.

In Arnim's Nachlaß ist ein handschriftliches Blatt erhalten, das, wer sich in die Menschen und Dinge eingewöhnt hat, nicht ohne Theilnahme anzusehen vermag. Ein an Kleist adressirtes, nicht datirtes Blatt Arnim's. Von einem Boten die Mauerstraße entlang aus Arnim's Wohnung in die Kleist's getragen. Drei kleine Beiträge zu den Abendblättern enthaltend, ohne jedes sie begleitende Wort. Was die Freunde sich zu sagen hatten, konnte jeden Augenblick ja mündlich abgethan werden. Man gewahrt Arnim's frei und sorglos über das Papier eilende, leicht und bläßlich angelegte Feder. Kleist im Dienste seiner Zeitung mit schwarzen Strichen, ohne ein Wort zu ändern, des Freundes Bügen nachhelfend und die

\*) Irriger Weise denkt der Herausgeber des „Politischen Nachlasses“ Dmpteda's (2, 20) hier an einen anderen Artikel, den er nicht gefunden habe.

Redactionsvermerke zufügend. Von Arnim als Reliquie seines nie vergessenen Freundes getreulich aufbewahrt. Es ist, als ob aus diesem Blatte die Freundschaft Kleist's und Arnim's noch heute zu uns spräche.

Von diesen drei Beiträgen ist nur einer, der „Sonderbares Versehen“ überschriebene, benutzt worden: die satirische Rüge eines unpassenden Ballets bei der Aufführung der Oper Iphigenie in Tauris, und steht im Abendblatt vom 3. November 1810 abgedruckt. Hingegen konnte ein in die Form des Scherzes gehüllter Ausfall auf die Continentsperre nicht aufgenommen werden:

#### Neue Religion.

Seit einiger Zeit wird in mehreren Gegenden Deutschlands eine neue Religionssecte bemerkt, sie unterscheidet sich in nichts von anderen Christen und Juden, als daß sie sich des Zuckers und Kaffee's enthält; Kinder hoffen dadurch ihr Leben zu verlängern, um das Alter der Conscriptio zu erreichen.

Wir fragen nach Bedeutung und Zweck dieses Schriftsatzes und gewinnen uns die Unterlagen dafür aus den Abendblättern selbst. Unsren Vorfahren in der Mark hatte die Continentsperre Kaffee und Zucker in einem Maße beschränkt oder vertheuert, daß die mittleren Schichten sich diese Waaren nicht mehr beschaffen konnten. Keine Instanz war da, an die sich unsre mißhandelten Vorfahren offen und öffentlich um Hülfe wenden konnten. Zeitungen versagten erst recht. Und als Gegensatz dazu der blaue Dunst, der in der kaiserlich französischen Presse angemacht wurde, als ob Mangel und Groll dadurch beschwichtigt werden könnten. Französischerseits prahlte man, daß — nach der Zeitungschau der Abendblätter vom 29. October und 2. November 1810 — man in Frankreich beträchtliche Preise auf die Verfertigung des

Traubenzuckers gesetzt habe, ja, daß die Fabrication desselben, mit der sich der Präfect von Rom in seinem eigenen Palaste befasse, die glücklichsten Erfolge versprache. Betreffs des Kaffees hieß es — nach den Miscellen des Abendblattes vom 28. Oct. — daß ein Leinwandfabricant im Seine- und Marne-Departement ohne Glasfenster und Glöden, durch bloße zweckmäßige Bearbeitung des Bodens, in diesem Jahre eine Ernte von 15 Pfd. Kaffee gemacht habe, der, amtlich geprüft, zu der Hoffnung berechtige, daß man vermittelst desselben den Mokakaffee ganz werde entbehren können. Wenn man sich diese französischen Trug-Notizen und die Unmöglichkeit der Erwiderung darauf vergegenwärtigt, dann wird man Arnim's Hohn, die „Neue Religion“, begreifen und zugleich die grimmige Anklage gegen Napoleon darin vernehmen, daß die Jugend für ihn nur heranwache zu dem Zweck, das Alter der Conscription zu erreichen, d. h. als Kriegsmaterial, als Kanonenfutter verwendet zu werden. Kleist brachte die „Neue Religion“, zumal nach den Vorgängen des 3. Novembers, nicht mehr durch. Nur einen anderen Artikel Arnim's gegen die Continentsperre, mit dem närrisch-ernsten Titel „Austern und Butterbrode, die an den Bäumen wachsen“, hat er glücklich eingeschwärzt. Dem, der „bei jetziger theurer Austernzeit“ gern frische Austern mit Citronensaft, und zwar umsonst, einschlürfen möchte, wird gerathen, nach Afrika zum Flusse Serra Liona zu gehen, in dessen Wasser sich die Zweige der Citronenbäume, mit unzähligen Austern belegt, niedersenkten — „ein schönes Bild der Resignation“! Und wer gewohnt sei, Abends auf ein Butterbrod eingeladen zu werden, der möge sich in Amerika zwischen einem Brodbaum und einem Butterbaum anbauen — das sei ein gutes häusliches Leben! Um die Voraussetzungen für solche Artikel muß man sich freilich bemühen, wenn man sie verstehen und nicht verkennen will. Es gehörte mehr Muth

dazu, als heute sich die Leute träumen lassen. Eine ganze Existenz wurde zum Opfer gebracht.

Nach den gegebenen Proben machen wir uns eine Vorstellung davon, wie die von Hardenberg mittelst der Cabinets-Ordre geschärfte Censur arbeitete. Die Zahl der von der Censur gestrichenen Artikel ist außerordentlich groß gewesen. Ich citire aus einem (noch nicht gedruckten) Briefe Arnim's an die Brüder Grimm, für Neujahr 1811, die Kleist betreffende Stelle. Der arme Kerl habe seine bittre Noth mit der Censur, der wegen einiger dem hiesigen Ministerio anstößiger Aufsätze beinahe gar nichts mehr abdrucken dürfe: „Beinahe zehn Aufsätzen von mir ist das Imprimatur verweigert.“ In Einem Quartal zehn Aufsätzen eines Mitarbeiters! Man übertrage dies Verhältniß auf die übrigen Theilnehmer an den Abendblättern, wenigstens auf diejenigen, die in der Politik fest standen: auf Adam Müller, dessen plötzliches Verstummen wir vorher wahrnahmen!

Als ich Müller's 1812 zu Wien erschienene (also 1811 zusammengestellte) Bände Vermischter Schriften durchging, kam mir die Erkenntniß, daß in ihnen sich die einst in Berlin verbotenen Artikel befinden müßten. Diese Artikel gehen von preussischen Staatsverhältnissen aus; sie gleichen an Umfang und an Geist den Beiträgen Müller's zu den Abendblättern; die vom Credit der Grundstücke, von der Gewerbefreiheit handeln, sind Entgegnungen auf die entsprechenden Sätze des Hardenberg'schen Finanz-Edicts. Sie würden, hätte man sie nicht verboten, in den Abendblättern am rechten Platz gewesen sein. Es ist durchaus richtig, was Adam Müller über das Jahr 1810 später an Heeren schrieb (Hoffmann, Findlinge 1, 321): „In dem Kampfe gegen die neuen Lehren der Gewerbefreiheit, der Zerstörung aller Corporationen und gegen das Westphälische Abgabensystem, welches (durch das

Finanz=Edict vom 27. October) auf Preußen übertragen werden sollte, zog ich den Kürzeren.“

Die Verhinderung eines seiner Artikel wenigstens läßt sich noch bestimmt aufweisen. In seinem Schlußwort über Kraus, vom 24. November 1810, hatte Adam Müller in Aussicht gestellt, er werde ehestens wieder eine andre „gelehrte Autorität“ einer solchen kurzen und strengen Betrachtung unterziehen (oben S. 64). Es wurde nichts daraus. Ich glaube, daß Friedrich Buchholz' Schrift über den Geburtsadel, die gegen die „Feudal-Aristokratie“ gerichtet war, auf das Korn genommen werden sollte. Genz drängte damals in Briefen Adam Müller immerfort dazu. Solch eine kurze und strenge Betrachtung über Buchholz findet sich nun in den Vermischten Schriften wieder, den als das „Haupt der gegenwärtigen politischen Litteratur“ Müller mit dem ganzen Gewicht seiner Beweisführung zu erdrücken sucht. Buchholz aber, als Schriftsteller, gehörte damals zu den Leuten, die Hardenberg begünstigte.

So wurde der Geist der Abendblätter, seit dem Arrangement mit Raumer, thatsächlich ungeändert: durch officiöse Betheiligung und durch Censurverbote. Die letzteren aber waren für Kleist das schädigendste und empfindlichste Mittel, das angewendet werden konnte. Die Abendblätter sanken rapid in ihrem Werthe. Für Kleist war der Anfang vom Ende da.

### 8. Erneute Verhandlungen und Verwickelungen mit der Staatskanzlei.

Wie Kleist unter den nun folgenden Verwickelungen litt, und wie er sich mit aller Kraft gegen das Unterliegen anstremte, davon reden uns die zahlreichen Schriftstücke, die als

Briefe, Eingaben oder amtliche Bescheide gerade aus dem December 1810 erhalten sind. Lauter Zeugnisse einer Kleist's freie Thätigkeit fesselnden Leidenszeit. Sie dürfen aber dennoch nicht in ihrem Wortlaute als der exacte Ausdruck der ihn umdrängenden Verhältnisse genommen werden. Unausgesprochene Dinge, empfinden wir, spielen entscheidend mit. Der Streitpunkt wird hin und her geschoben. Dieselbe Sache erscheint behauptet und verneint zugleich. Diplomatisch gewandte Behandlung der Dinge auf der einen Seite: auf der anderen Kleist mit seiner „dummen deutschen Art“ (wie er Fouqué schreibt) von Anfang an einen ungleichen Kampf kämpfend. Das Interesse des Publicums an den Abendblättern fing an zu schwinden. Die Aufnahme der officiösen Artikel hatte sie Vielen gleichgültig, Manchem wegen des politischen Wechsels verächtlich gemacht. Buchhändlerisch konnte ein Mißerfolg nicht ausbleiben.

In dieser ihm aufgezwungenen Lage verlangte nun Kleist, daß die Staatskanzlei ihn nicht fallen lasse. Er verhandelte mit seinem Censor Gruner, der nicht aufhörte mit den Herren von der Opposition freundschaftlich weiter zu verkehren, und den Abendblättern Tagesmittheilungen zu liefern. Gruner war mit amtlichen Instructionen versehen worden und deutete Kleist an, daß der Staatskanzler „nicht abgeneigt sei, dem Blatte irgend eine zweckmäßige höhere Unterstützung angedeihen zu lassen“. Kleist lehnte Geld wieder ab, reichte aber Gruner Vorschläge ein, die im Wesentlichen darauf hinausliefen, daß ihm aus den Bureau der Verwaltungs-Chefs regelmäßig officiële Mittheilungen zugehen sollten, und daß dann zweitens seinem Blatte auch formell der officiële Charakter beigelegt werde. Eine Entscheidung auf die Vorschläge aber erfolgte nicht. Der Zeitpunkt rückte heran, wo eine erneuerte Ankündigung der Abendblätter für das nächste Quartal den

Zeitungen überschickt werden mußte. Da entschloß sich Kleist, am 3. December 1810, zu einer Eingabe an den Staatskanzler. Seine Bruner gemachten Vorschläge würden ohne Zweifel Rücksprachen mannigfacher Art mit den Chefs der dabei interessirten Behörden veranlassen. Hardenberg möge schon jetzt seine Zustimmung zu einer kurzen Ankündigung geben, die sich sichtbar für Jedermann auf die unterstützende „Gnade Sr. Excellenz des Herrn Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg“ beziehen dürfe. Er, Kleist, und mehrere der vorzüglichsten Köpfe der Stadt, mit denen er verbunden sei, sähen dem Augenblicke entgegen, da sie durch nähere Andeutungen oder Befehle in den Stand gesetzt sein würden, die Weisheit der vom Staatskanzler ergriffenen Maßregeln gründlich und vollständig dem Publicum darzulegen. So konnte Kleist nur schreiben, wenn er sich nach Bruner's Informationen überzeugt halten konnte, daß er Hardenberg's Stimmung und Absicht so am besten träfe.

Der Staatskanzler wollte oder konnte weder Ja noch Nein sagen, ehe sich die betheiligten Ressorts geäußert hätten. Raumer fiel inzwischen wieder die geschäftliche Behandlung zu, die mündlich und schriftlich mit Kleist geführt wurde. Das Resultat war, daß staatskanzlerische Artikel, sogar aus Raumer's eigener Feder, Kleist in Aussicht blieben, der officielle Charakter aber seinem Blatte nicht ausdrücklich beigelegt wurde. Andeutungsweise geschah dies letztere freilich doch. Denn anstatt auf den Namen Hardenberg's schlechtthin, durfte Kleist sich in einer veränderten Ankündigung, die die Genehmigung der Staatskanzlei erhielt, allgemein auf „höhere Unterstützung“ berufen, was im Grunde dasselbe besagte. Es lagen also doch Bersprechungen vor, die man nicht gänzlich bei Seite schieben konnte. Ein glattes Zugeständniß des officiellen Charakters scheiterte daran, daß Kleist sich nicht mit Haut und Haar er-

geben, sondern seine Unabhängigkeit bewahren wollte. Man hatte kein sicheres Vertrauen zu ihm.

Aber nur zu schnell kam es, bei schon vorhandener Bestimmung, zwischen Kleist und Raumer zum Conflict. Der Anlaß dazu ging vom politischen Censor Himly aus.

Ich entnehme das Nöthige einem Berichte Himly's an seinen Chef Küster vom 23./24. December 1810. Himly zeigt an, daß in den Abendblättern, soviel ihm bekannt, bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten nichts vorgekommen, als bis sich unter den ohne Genehmigung dieses Ministeriums eingemischten politischen Artikeln ein solcher gefunden, der das Mißfallen des Cabinets-Ministers erregte und die Unterjagung aller Aufnahme politischer Artikel veranlaßte. Himly meint die portugiesische Notiz vom 3. November. „Da indessen (fährt er fort) diese Aufnahme nicht unterblieb, so ist, auf meine Anzeige nach der durch Ew. Hochwohlgeboren mir bekannt gewordenen Absicht Sr. Excellenz des Herrn Cabinetsministers noch neuerlich dem Censor Herrn Polizei-Präsident Gruner nochmals empfohlen auf Entfernung aller eigentlich politischen Artikel zu halten.“ Diese „neuerliche Anempfehlung“ muß Gruner etwa um den 10. December zugegangen sein. Was sie von ihm als Censor forderte, entnehme ich einem (noch ungedruckten) Briefe Kleist's an Meier vom 12. December, in dem es heißt: „Ich bin, wegen der Lage meines Abendblatts, in mancherlei Bedrängniß; die indirecte Zerstörung desselben ist völlig organisiert, man hat mir sogar angekündigt, daß man mir ein für allemal das Zeitungsbülletin, das ich darin aufnahm, streichen würde.“

Bereizt durch den Widerspruch, der in der That zwischen Raumer's amtlicher Zusicherung und der jetzt plötzlich entstandenen neuen Schwierigkeit obwaltete, schrieb Kleist an

Raumer einen (wahrscheinlich vom 11. December datirten, uns aber nicht erhaltenen) Brief, machte ihm wegen der Verfügung des Grafen Goltz unverhüllte Vorwürfe und ließ die Beschwerde an den Staatskanzler durchblicken. Worauf nun Raumer's (in den Erinnerungen 1, 228 erstgedruckter) Brief vom 12. December 1810 die Antwort ist.

Raumer hatte, wie man seiner Erwiderung glauben muß, keine Kenntniß von Graf Goltz' scheinbarer Contre-Action gehabt. Ebenfowenig der Staatskanzler, dem Raumer die Sache vorstellte. Auf Hardenberg's Befehl forderte dieser von Gruner amtliche Auskunft ein und gab Kleist die Antwort (12. 12. 1810), daß die neue Schwierigkeit sich leicht werde heben lassen. Die Staatskanzlei hielt sich also, was die Aufnahme politischer Artikel anlangte, an ihr Versprechen Kleist gegenüber gebunden. Einer weiteren Andeutung Kleist's setzte Raumer den einer Ausflucht ähnelnden Bescheid entgegen, daß es des Kanzlers Wille sei, keinem Berliner Blatte irgendeiner Art den officiellen Charakter beizulegen. Der Ton der Erwiderung muß, wenn man sich Kleist's Angriff vorstellt, als maßvoll bezeichnet werden. Noch am selben Tage sandte Raumer mit einem neuen Briefe (der nicht erhalten ist) Kleist das inzwischen eingelangte Schreiben Gruner's zu.

Für Kleist nahm damit die Sache eine fatale Wendung. Er mußte sich formell überzeugen, daß er zu Unrecht Raumer als den Urheber der Goltz'schen Verfügung vorausgesetzt hatte. Es blieb ihm nichts weiter übrig, als unverzüglich (13. 12. 1810) Raumer für alle ihm in seinem „letzten“ Schreiben ertheilten Nachrichten zu danken und um Entschuldigung zu bitten. Verlegen klingt der Satz, er habe es wohl gemußt, daß die Strenge, die er bei der Polizei erfuhr, von einem Mißverständnis herrührte, indem er dieselbe bei seinem guten und völlig reinen Willen auf keine Weise verschuldet hätte.

Für den Nachmittag sagte er sich zur persönlichen Aufwartung bei Raumer an.

Die Unterredung glich anscheinend die Mißverständnisse aus. Von da begab sich Kleist auch noch zur Audienz bei Hardenberg, über die er am nämlichen Abend Raumer voller Freude und Befriedigung berichtete\*). Hardenberg war gegen ihn, den verärgerten und verbitterten Mann, gütig und freundlich gewesen. Wie Seinesgleichen, als ein ablicher Standesgenosß, nicht wie ein die Bureauy abstreifender Journalist, war er von dem allmächtigen Kanzler empfangen worden. All seine Wünsche wegen der officiellen Beiträge würden ihm erfüllt. Er solle sich zum Grafen Goltz, zum Justizminister von Kirchheim und zum Geheimen Staatsrath Sack persönlich begeben. Der Staatskanzler wolle ihn den Herren empfehlen. Kleist jubelt vor Lust: „Durch diese, die Interessen Sr. Excellenz sowohl als die meinigen aufs glücklichste verbindende Maßregel sind vorläufig alle meine Wünsche für die Abendblätter erfüllt; ich begehre nichts, als eine unabhängige Stellung zu behaupten, deren ich, zu meiner innerlichen Freude an dem Geschäft, dem ich mich unterzogen habe, bedarf.“ Er will fortan dem Staatskanzler für den Geist der Abendblätter mit seiner Ehre einstehen. In überschwelligem Gefühl möchte er nun auch alles Widerwärtige, Kleinliche zwischen sich und Raumer beseitigen; er bittet ihn „innigst und herzlich“ um seine Verzeihung.

Hardenberg hielt sein Wort. Am folgenden Tage (14. 12. 1810) richtete er an die drei Departements-Chefs eine Privatempfehlung Kleist's. Nach dem Vermerk der Acten (18. 12. 1810) erklärte sich Kirchheim im Allgemeinen bereit zu der ihm

---

\*) Die Briefe, um die es sich handelt, wären in Raumer's Erinnerungen (1, 229. 231) in umgekehrter Reihenfolge zu geben gewesen.

nahegelegten Unterstützung der Abendblätter. Auch Saß war erbötig in „Fällen, die jedesmal ihm speciell anzuzeigen seien“, während er eine generelle Anweisung nicht geben konnte, „weil die Abendblätter nicht officiell seien und die Provinzialbehörden zu sehr belästigt würden“. Gefährlich aber sollte für Kleist allein die fortbestehende Abgeneigtheit des Grafen Goltz und seiner nachgeordneten Beamten werden.

Zwar für den Augenblick schien auch hier alles gut zu gehen. Kleist richtete, im Einvernehmen mit der Staatskanzlei, an den auswärtigen Minister unter dem 15. December ein Schreiben. Herr von Raumer sei Willens, in den Abendblättern mehrere Fragen, die Maßregeln des Staatskanzlers betreffend, zu beantworten und zu erörtern. Ein möglichst großer Wirkungskreis sei dafür zu wünschen. Er, Kleist, bäte um Aufhebung des Bruner gegebenen Befehls. Er werde dem Minister persönlich seine Aufwartung machen. Der Erfolg des Schrittes muß der gewesen sein, daß Graf Goltz stillschweigend geschehen ließ, was er nicht hindern konnte. Politische Artikel erschienen wieder in den nächsten Abendblättern unter Zustimmung der Staatskanzlei. Das drohende Ungewitter war glücklich für diesmal an Kleist vorübergezogen, und die Luft über ihm schien leuchtender als vorher zu sein.

### 9. Halbofficielle Aufsicht Friedrich's von Raumer und Opposition des märkischen Adels.

Es wurden um diese Zeit zwei Aufsätze für die Abendblätter eingereicht. Kleist hielt ehrlich sich verpflichtet, sie beide vor dem Drucke Friedrich von Raumer zur Prüfung und Begutachtung zuzusenden. Zu dem ersten schreibt er nur: „Ew. Hochwohlgeboren lege ich folgenden für die Abendblätter be-

stimnten Aufsatz gehorsamt vor“, ohne über Inhalt und Verfasser ein Wort zu verlieren. Der zweite Aufsatz war Kleist mit einem Begleitschreiben von Adam Müller gekommen. Er möge, so wünschte Müller, sofort am selben Tage noch (13. 12. 1810) gedruckt werden; sein Name aber solle dabei verschwiegen bleiben. Indem Kleist trotzdem beide Schriftstücke Raumer einhändigte, that er Etwas, das er seinem eigenen Gefühle nach vor dem Freunde nicht verantworten konnte. Er glaubte aber, Müller einen Dienst zu erweisen. Beide Stücke enthielten Wendungen, die in eine minder scharfe Tonart, als früher, überlenkten. Der ganze Zusammenhang legt diese Auffassung nahe. Aber dennoch war Müller's Brief eine bloß freundschaftliche Ergießung gegen Kleist gewesen, und keineswegs dazu bestimmt, zu officieller Wissenschaft zu gelangen. Kleist hat deshalb Raumer um immerwährendes Stillschweigen über diesen Punkt. Als ob solche Dinge, schwarz auf weiß geschrieben, jemals im Tageskampfe verschwiegen und nicht als Waffe aufgegriffen würden. Kleist schwächte die Position seines Freundes Müller und brachte sich selbst gegen Raumer in eine schiefe Lage.

Raumer hat sich an Kleist's Bitte nicht gefehrt, sondern später den Brief veröffentlicht, und zwar mit dem hinzugesetzten Bemerk (1,231): „Dieser Aufsatz von Müller enthielt jetzt so große Schmeicheleien und Lobpreisungen des Kanzlers, als ein anderer wenige Tage zuvor Angriffe und Schmähungen enthielt.“ Diese Notiz hat nun alle Leute in die Irre geführt. Denn einen schmähenden Aufsatz Adam Müller's wenige Tage vorher giebt es in den Abendblättern nicht. Der lobpreisende Artikel Müller's ließ sich erst recht nicht auffinden. Dennoch führte dieser seine mythische Existenz ruhig weiter: kürzlich hat Jemand den ehrlichen Muth gehabt, ihn, weil er nicht auffindbar schien, auch als nicht vorhanden abzuleugnen. Nichts

desto weniger hat Raumer's, nur ungenau gefasste, Notiz wirklich geschene Dinge zur Unterlage. Er meint mit dem schmähenden Artikel Müller's den früheren „vom Nationalcredit“.\*) Der lobpreisende aber steht im Abendblatt vom 17. December 1810, mit der Ueberschrift: „Schreiben aus Berlin“, und mit der Unterfertigung: „l. v. p.“ Durch diesen trat ein ganz neues Element der politischen Kampfbewegung in die Berliner Abendblätter ein.

Dies Neue war: daß der märkische Adel als solcher nun auch öffentlich in die Oppositionsstellung gegen Hardenberg einrückte und Adam Müller mit der journalistischen Vertretung seiner Ansprüche betraute. Der Adel als Stand war über das October-Edict und seine Folgen empört, weil ihm bisher besessene Rechte entzogen wurden, ohne Entschädigung. Die neuen Bestimmungen über den erleichterten Grundbesitz, über die Aufhebung der Erbunterthänigkeit verschoben die altpreussische Ordnung innerhalb der Stände. Ohne Befragung der alten Landstände erlassen, beruhten sie bloß auf einem ministeriellen Acte, der freilich von der Krone sanctionirt worden war. Der märkische Adel leistete also Hardenberg 1810 staatsrechtliche Opposition und Standes-Opposition. Bis dahin hatten die Wünsche des Adels unmittelbar an den Thron gelangen können, Königthum und Adel waren wie unter vier Augen miteinander fertig geworden. Unter Hardenberg änderte sich dies Verhältniß, da jede Vorstellung an den König auch

---

\*) Die Möglichkeit der ungenauen Anmerkung war darin gegeben, daß Raumer in seinem Briefe vom vorhergehenden Tage (12. 12. 1810, in den Erinnerungen 1,229) auf den „Nationalcredit“ als auf den unglücklichen Zufall, der dem Abendblatte Verdruß bereitet habe, anspielt; ein weiterer Irrthum Raumer's war der, daß er (1,231) der auf den „Nationalcredit“ ergangenen Cabinets-Ordre an unrechter Stelle Erwähnung that.

zur Kenntnißnahme, Kritik und Gegenwirkung des Staatskanzlers gelangte. Jetzt wurde für den Adel die litterarische und journalistische Vertheidigung seiner Rechte nothwendig. Der Adel verstand aus langer Tradition den Krieg, die Administration, die Landwirthschaft, aber nicht das Schreiben. Darin war ihm durch lange Gewohnheit der bürgerliche Stand überlegen. Derjenige bürgerliche Litterat, der sich durch seine in Werken und Vorlesungen bekundete Gesinnung sowie durch seinen gesellschaftlichen Umgang dem Adel empfahl, war Adam Müller. An ihn wandte man sich. In ähnlicher Weise ist bekanntlich auch später noch die Staatsanschauung des Adels von bürgerlichen Männern vor der Oeffentlichkeit vertreten worden, und erst in neuerer Zeit stellt der Adel in Presse und Parlament aus den eigenen Reihen seine Vorkämpfer.

Wir kennen, zuerst aus Klose's Leben Hardenberg's (1851, S. 300), die ausführliche Denkschrift an den Staatskanzler, die, von Adam Müller verfaßt und mundirt, Marwiß im Februar 1811 einreichte. Eine Rückschau auf Hardenberg's politische Gesamtlaufbahn wird gegeben. Keine geflissentliche Abneigung gegen die Person des Staatskanzlers, aber unter mildernder Anerkennung der seinen Absichten entgegenwirkenden Hindernisse eine ziemlich scharfe Kritik seiner Maßnahmen. Und daraus hergeleitet die Forderung: daß in höherem Maße, als bisher, sich die Fürsorge des Gesetzgebers dem Besitze, dem besitzenden Theile des Volkes, insbesondere dem Grundbesitzenden Adel zuwenden müsse.

Dieser Denkschrift an Hardenberg geht nun, sechs Wochen früher, wie eine Einleitung dem Hauptstücke, der Artikel des Abendblattes vom 17. December 1810 voraus. Inhalt, Sprache und Gedankenentwicklung decken sich in beiden überraschender Weise. Der Abendblatt-Artikel ist in der Form eines Schreibens, eines Briefes aus Berlin an einen Herrn

in der Provinz verfaßt, dem über die neuesten Vorgänge in der Hauptstadt Auskunft zu ertheilen sei. Es wird infolge der neuerlich emanirten Verordnungen (so in beiden Schriftstücken!) ein allgemein gesteigerter Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten constatirt, jedoch hinzugefügt: „Wie könnte sich ein solches Interesse anders äußern als im Streit und in der Lebhaftigkeit des pro und contra?“ Die Persönlichkeit des Staatsmannes, den der König — es spricht hier der Royalist! — an die Spitze der Angelegenheiten gestellt, habe auch das Vertrauen der Nation. Es gebe Niemand, der nicht zuletzt um den Preis, diesen Staatsmann erhalten zu sehen, jedes Privatopfer gering geachtet hätte. Vertrauen erwecke die rücksichtslose Hingebung eigener Erfahrungen und Meinungen an das Vaterland, das in einem so kritischen Momente vielleicht wirklich nur durch außerordentliche Maßregeln — d. h. bloß durch von der Krone sanctionirte Edicte, nicht durch ordentliche Vereinbarungen mit den Ständen — möge zu retten gewesen sein; oder, wie die Februar-Eingabe sich über dieselben Dinge ausdrückt: „Das Ganze war zu retten, es war periculum in mora, auf dem Wege der Negotiation und der freien ständischen Bewilligung schien (damals dem Staatskanzler) keine Hülfe zu erwarten.“ Ueber die Vereinigung der Administrationszweige in die eine Hand des Staatskanzlers sei nur eine Stimme des Beifalls und des Segens. Vorläufig halte man sich den einzelnen Verordnungen gegenüber besser zurück; nach Publication der gesammten Geseze sei eigentlich erst ein Urtheil möglich und werde, Seitens des fingirten Brieffschreibers, nicht ausbleiben.

„Indeß (fährt das Abendblatt fort) werden Sie manches hören von den Beschwerden eines Standes, der zunächst herbeigerufen werden muß, wenn das Vaterland große Opfer verlangt.“ Sehr fein wird bemerkt, der Staatskanzler gehe

gerade wegen seiner adeligen Gesinnung und aus persönlicher Resignation gegen den Adel zu weit. Denn: „Wer sich zuerst dem Allgemeinen aufopferte, war der erste Adliche: die Gesetze haben einen der Stände des Staats besonders mit Mitteln ausgerüstet, und für alle kommenden Geschlechter ausgerüstet, um zu den großen Opfern, die das Gemeinwesen in alle Zukunft verlangen wird, fähig, nahe und bereit zu sein. Die Gesetze haben ganze Gütermassen über allen Wechsel menschlicher Sinnesart erhoben, an die Erbfolge geknüpft — damit der Staat in der Stunde der Noth besonders hülfreiche Freunde hat. Wird der Mann, der dieses erkennt und empfindet, wie wenige, vergessen, daß auch die Zukunft solcher Opfer bedarf?“ Lauter Sätze echt Müller'scher Gedankenprägung: wie wenn sie in den Vorlesungen über Friedrich II. stünden. Alles für oder gegen Hardenberg Gesagte wird aber, scheinbar absichtslos, überboten durch den das Schreiben beschließenden Ruf: „Lange lebe der König!“

Nun dürfen wir, denk ich, aus der Betrachtung Schlüsse ziehen. Adam Müller hat das „Schreiben aus Berlin“ freilich geschrieben: aber nicht aus eigenem Antriebe oder in Verfolg eigener Absichten, sondern auf Wunsch und Veranlassung eines märkischen Edelmanns. Darum die Unterzeichnung l. v. p., die wahrscheinlich einen wirklichen Namen andeutet; darum Müller's bestimmter Wille, daß sein eigener Name dabei verschwiegen bleibe. Genau wie die von Müller geschriebene Februar-Eingabe allein von Marwitz unterzeichnet wurde. Adam Müller's Begleitbrief, den Kleist an Raumer weitergab, wird sich über das Zustandekommen des Artikels ausgelassen haben. Wahrscheinlich stand darin, daß Müller die Kraftsprache seines märkischen Hintermannes eher gemäßigt habe. Bei Kleist's und Raumer's Zusammenkunft am Nachmittag des 13. Decembers 1810 muß der Abdruck des

Artikels zugestanden worden sein, sah doch Raumer in ihm hauptsächlich nur Schmeicheleien gegen Hardenberg. Allerdings, eine gewisse Art von Lob ist doch genug aufgestrichen. Aber es galt auch, an der Censur vorbeizukommen. Der Zweck wurde erreicht: Widerspruch des Edelmanns gegen den Staatskanzler. \*)

Der andere von Kleist am 13. December Raumer vorgelegte Aufsatz findet sich gleichfalls in den Abendblättern, und zwar in der Nummer vom 20. December 1810. Er betrifft das von Hardenberg am 27. October verheißene, und Tags darauf schon publicirte Gesetz über die Besteuerung des Luxus. Die Physiokraten verwarfen die Luxussteuer ebenso bestimmt, wie die Smithianer sie forderten. Als ein kleines Mittel zur Tilgung der französischen Kriegsschuld war sie daher schon von Kraus in seinem umfassenden Gutachten vom Juli 1807 (Schr. 2,75) empfohlen worden. Für Bediente, Hunde, Pferde, Wagen stellte das neue Gesetz bestimmte Taxen auf. Wieder fühlte sich der Landadel in althergebrachter Lebens- und Standeseinrichtung belästigt und machte sich zum Widerstande fertig.

Der Kleist eingereichte Artikel sucht, ebenfalls in Briefform, zu zeigen, wie man den Bestimmungen des Gesetzes bei schlauer Anwendung der vom Gesetze selbst zugelassenen Ausnahmen entchlüpfen könne. Nach offenbar fingirten Voraussetzungen hält der Artikelschreiber, der sich als märkischen Edelmann kund giebt, eine Dienerschaft von zwölf Köpfen,

\*) Eine Hindeutung auf diesen Artikel finde ich in Ompteda's Briefwechsel. Der Oberstlieutenant berichtet am 18. December 1810 seinem Bruder über politische Wichtigkeiten. Er hebt „die □ gezeichneten Aufsätze“ hervor, mit denen er die officiösen Artikel in der Bossischen und Spenerschen Zeitung (über die ich später Seite 136 spreche) meint. Und fährt dann fort: „Das Gegengewicht im gestrigen Abendblatte, welches ich hier anschließe“. Ompteda hat also den Artikel richtig als einen Oppositions-Artikel aufgefaßt.

zwei auserlesene Koppeln Hunde, eine schöne Anzahl Pferde und Wagen. Nach dem Gesetze wäre eine sehr beträchtliche Gesamtsomme zu zahlen gewesen. Da nun aber angeblich die Diener nur nebenher oder auch als Knechte dienen, die Koppeln als des Gewerbes wegen gehalten dem Jäger gehören, die Pferde zugleich als Gebrauchspferde bei der Erndte mithelfen, die Wagen auch als Acker- und Lastwagen benutzt werden, so bleibe kaum Etwas von dem ganzen Luxus zu versteuern übrig. Ziemlich deutlich bemerkt der Verfasser: „Die Absicht und die Meinung, in der die Steuern ausgeschrieben sind, lasse ich dahin gestellt sein, sie ist eine Sache für sich: die Auslegung aber kommt dem Publico zu.“ Die hier beliebte Auslegung lief absichtlich auf eine Verpottung des Gesetzes hinaus.

Raumer muß es für rathjam erachtet haben, diesen regierungsfeindlichen Artikel nicht einfach abzulehnen, sondern ihn nach Möglichkeit für seine Zwecke auszunutzen. Er ließ sich leicht als das nichtswürdige Nachwerk eines unpatriotischen Staatsbürgers brandmarken. Man brauchte den Leser nur in den rechten Gesichtspunkt zu bringen. Der Artikel erschien also in den Abendblättern von einer Ein- und Ausleitung umrahmt und mit einer Beantwortung gleichfalls in Briefform beschloffen, worin ihm von Seiten der Regierung herb und herb widersprochen wurde. Die Luxussteuern seien nicht ausgeschrieben worden, um die Hofhaltung eines ausgelassenen Fürsten oder die Tafel seines Günstlings oder den Puz und die Haushaltung seiner Mätressen zu bestreiten. Sie seien vielmehr im festen Vertrauen auf den Edelmut und den Gemeinfinn der Nation, als eine Art von patriotischem Beitrag, in Augenblicken dringender, fast hilfloser Noth, zur Rettung des Staates erfordert worden. Gäbe es der begüterten Staatsbürger, welche so wie der Brieffschreiber dächten,

mehrere, so wäre es allerdings besser, weder die Luxus- noch irgend eine andre Steuer wäre ausgeschrieben. Denn ob ein Staat, der aus solchen Bürgern zusammengesetzt sei, bestehe, oder ob er von den Stürmen der Zeit in alle Rüste verweht werde, das gelte völlig gleichviel. Glücklicherweise aber fehle es an wackern, der Aufopferung fähigen Leuten im Lande nicht. Der Brief sei nur die Verirrung einer einzelnen, isolirten Schlechtigkeit. Zur Rechtfertigung der staatskanzlerischen Maßregel wird nun folgende neutralisirende Antwort auf den Brief gegeben:

Mein Herr!

Wenn die Landesbehörde, welche die Steuer ausschrieb, streng gegen Sie sein wollte, so nähme Sie dieselbe, vermittelst eines eigenen Spezialbefehls, von der Steuer aus. Sie ließe Ihren Namen da, wo er wahrscheinlich früh oder spät noch einmal zu lesen sein wird, anschlagen, und setzte darunter: dieser ist von der Steuer frei. Da jedoch Huld und Güte, seit undenklichen Zeiten, die Eigenschaft aller unserer Landesregierungen gewesen ist: so wird, meine ich, die ganze Maßregel, die sie in Bezug auf Ihre Genossenschaft (falls Sie dergleichen haben) ergreifen dürfte, diese sein, daß sie durch Vergrößerung des Beamten-Personale, die Controlle der Luxussteuer und der Verpflichtung sie zu bezahlen, schärft. Alsdann werden, wie sich von selbst versteht, die Kosten, die dieser neue erhöhte Etat veranlaßt, auf die Steuer geschlagen werden; und statt pro Bedienten 10 Thl. und pro Pferd oder Hund 15 Thl. oder 1 Thl. werden dieselben pro Bedienten vielleicht 12 Thl. und pro Pferd oder Hund 16 Thl. und 3 Thl. zu bezahlen haben. Der ich die Ehre habe zu sein Dero Anonymus.

Sehr geschickt ist diese Antwort nicht. Der eigentliche Groll macht sich im ersten Theile derselben Luft; die finanz-

fiscalische Drohung mit einer Steuererhöhung, als Ausfluß der Guld und Güte der Regierung, steht wie an unrechter Stelle da; bemerkenswerth aber ist die Hindeutung auf eine „Genossenschaft“ hinter dem Einzelnen, der die Luxussteuer angreife. Innerhalb der Abendblätter spielt sich also hier derselbe Vorgang ab, wie früher bei Adam Müller's Fragmenten und seinem Aufsatz vom Nationalcredit, wo gleichfalls regierungsseitig dem Schlag der Gegenschlag folgte. Vom Luxus-Artikel wissen wir durch directes Zeugniß, daß er Raumer vorgelegen hat. Liegt da nicht der Glaube nahe, daß die Zuthaten im Regierungssinne Raumer's Arbeit seien? und stärkt sich dadurch nicht die Möglichkeit, daß Raumer auch die früheren, Müller neutralisirenden Stücke verfaßt habe? Dann wäre also Raumer thatsächlich Mitarbeiter der Abendblätter gewesen. Die Anonymität des ursprünglichen Luxus-Briefes dagegen bleibt hartnäckig bewahrt. Es wird in der Einleitung gesagt, daß der Brief der Redaction von unbekannter Hand mit der Bemerkung, daß er gefunden worden, zugekommen sei. Müller ist nach der Sprache der Verfasser nicht, Arnim gleichfalls nicht. Kleist ganz und gar nicht, wie er überhaupt keinen einzigen, reinpolitischen Aufsatz für sein Blatt geschrieben hat; und es war ein großer Irrthum, dieses journalistische Luxus-Gefüge fremder Autoren in Kleist's Schriften aufzunehmen.

Noch einmal hat sich die Staatskanzlei vor dem Quartals-schluß der Abendblätter bedient. In dem Edict vom 27. October 1810 war die Aufhebung des lastbäuerlichen Verhältnisses angedeutet worden. Die Ausführung aber zog sich bis in den September 1811 hinein. Es erschien nun in dem Abendblatte vom 29. December 1810 anonym ein officiöser Beschwichtigungs-Artikel „über die Aufhebung des lastbäuerlichen Verhältnisses“. Die Maßregel könne, trotz ihrer augenschein-

lichen Wohlthätigkeit, nicht plötzlich und mit Einem Schlage ins Leben gerufen werden. Durch jede Beschränkung der Freiheit trete der Beschränkte in eine Art von Unmündigkeit. Durch Beschränkung geistiger Kräfte noch mehr, als körperlicher Kräfte. Der Leibeigene werde anfangs stutzen, wenn er nicht, wie bisher, zur Zeit der Noth bei seinem Herrn Unterstützung finde. Er müsse erst lernen, von dieser Freiheit Gebrauch zu machen: Wie der Blindgeborene unter der wohlthätigen Hand des Arztes erst allmählig sehen lernen müsse. Schließend: „Diese Betrachtungen sind ohne Zweifel von der Regierung in Erwägung gezogen worden, und wir führen sie hier nur an, um der Ungebuld derjenigen zu begegnen, welche die Publication der Edicte über diesen Gegenstand nicht erwarten können.“ Damit war klar genug die Herkunft des Artikels bezeichnet. Er stimmt in Sprache und Auffassung mit den früheren, die Politik des Staatskanzlers vertheidigenden lh-Artikeln überein. Immerhin eine diplomatische Concession, vielleicht nur Schein-Concession, des Staatskanzlers an den lauter widersprechenden, Grund besitzenden Adel.

Wir sehen: seit dem Arrangement mit Raumer enthalten die Abendblätter nur noch im Interesse der Staatskanzlei geschriebene Artikel. Mit Kleist's ideell festgehaltener Unabhängigkeit war es in Wirklichkeit aus. Der Dessenlichkeit gegenüber erschien er als der Redacteur eines regierungsfreundlichen, halbofficiellen Blattes.

#### 10. Neue Quartals-Anzeige und Verlegerwechsel.

In diese Kleist fortwährend erregenden Wirren mengte sich nun die Sorge, die mit dem Verlagswechsel der Berliner Abendblätter, nach dem ersten Quartal ihres Bestehens, verbunden war.

Der Beifall und der wachsende Absatz, den die feste Haltung der Abendblätter anfänglich erzielte, verlor sich in dem Maße, als durch die Einwirkung der Staatskanzlei die Gesammttendenz der Artikel eine verwirrende Unbestimmtheit für das Publicum annahm. Friedrich von Raumer's Mittheilung an Solger (oben S. 89) bezeugt uns zuerst, daß die Abendblätter im December anfangen, zurückzugehen. Diese Erscheinung konnte dem Verleger Hixig nicht gleichgültig sein, da es ihm in erster Linie auf den Verdienst ankam. Wäre er ein Gesinnungs- oder Standesgenosse Kleist's und seiner Freunde gewesen, so hätte die ganze Angelegenheit für ihn eine andere Bedeutung gehabt. Seiner Herkunft, seinen Anschauungen nach stand Hixig den neuen preussischen Reformen innerlich verwandt gegenüber. Als Schriftsteller und geistige Capacität wurde er von den exclusiv vornehmen Mitgliedern der Kleistischen Gruppe nicht als voll angesehen und mußte sich begnügen, mit der minder vornehmeren Schaar der übrigen Berliner Litteraten mitzugehen. Höchstens Fouqué, der mit allen Leuten briefliche Freundschaftsergüsse empfindsamen Angedenkens wechselte, machte eine Ausnahme, die einem klugen Kopfe wie Hixig kaum genügen konnte. Das Verhältniß zwischen Redacteur und Verleger der Abendblätter wurde sehr bald ein unbefriedigendes. Ein Bruch stand bevor, wenn Kleist keine besseren Garantien, als bisher, bieten konnte. In seinem Schreiben an Hardenberg vom 3. December 1810 betonte daher Kleist, daß eine erneuerte Ankündigung der Abendblätter für den Lauf des nächsten Quartals erscheinen müsse, und unter vorsichtiger Andeutung seines Entgegenkommens bat er, daß seine beigelegte kurze Ankündigung, die sich an der Spitze auf Hardenberg beziehen dürfe, die Genehmigung erhalte. Sie lautete:

## Ankündigung.

Durch die Gnade Sr. Excellenz des S. Staatskanzlers Freiherrn von Hardenberg, werden die zur Erhebung und Belebung des Antheils an den vaterländischen Angelegenheiten unternommenen, und mit dem Beifall des Publicums auf unerwartete Weise beehrten

## Berliner Abendblätter

von nun an officiële Mittheilungen, über alle bedeutenden, das Gemeinwohl und die öffentliche Sicherheit betreffenden Ereignisse in dem ganzen Umfange der Monarchie enthalten. Pränumerationen für das nächstfolgende Quartal müssen vor dem 1. Jan. 1811 in der Expedition der Abendblätter eingehen, indem nur diejenige Zahl von Exemplaren, auf welche sich die Bestellung beläuft, gedruckt werden wird.

Noch ist von einem Wechsel des Verlags nicht die Rede. Aber man kann dieser Ankündigung doch die Bedingungen für die Fortdauer des Verleges entnehmen. Erstens: officiële Berufung auf den Staatskanzler, anstatt der Kleist angeblich privatim eröffneten Aussichten — und Zweitens: Sicherung des Absatzes und der Höhe der Auflage von jetzt ab durch Pränumeration, anstatt des bisherigen freien buchhändlerischen Vertriebes der Abendblätter. Diese Ankündigung vermochte aber Kleist nicht durchzusetzen.

Alles was Kleist von der Staatskanzlei, in Verhandlungen mit Raumer, erlangen konnte, war die in den wesentlichen Punkten verwischte, in ihrer Erweiterung aber den bisherigen Charakter der Abendblätter verschiebende Form der Ankündigung, die lautete:

## Ankündigung.

Durch höhere Unterstützungen werden die zur Erhebung und Belebung des Antheils an den vaterländischen Angelegenheiten unternommenen und mit dem Beifall des Publicums auf unerwartete Weise beehrten

## Berliner Abendblätter

in zwei Punkten, vom 1sten Januar 1811 an, folgende wesentliche Ausdehnung erhalten; nämlich:

1) Werden dieselben in wöchentlichen Darstellungen specielle Mittheilungen über alle, das Gemeinwohl und die öffentliche Sicherheit betreffende interessante Ereignisse, in dem ganzen Umfange der Monarchie, enthalten.

2) Wird das Bulletin der öffentlichen Blätter ausführlicher, als es bisher geschehen ist, einen Auszug der wichtigsten, neu angekommenen, officiellen Nachrichten des Auslandes communiciren, und in so fern, da das Blatt täglich erscheint und der Abgang der Posten zu seiner täglichen Versendung benutzt werden kann, eine Art von Vorläufer der Zeitungen werden.

Alles Uebrige bleibt, wie es ist. Die Veränderungen der vaterländischen Gesetzgebung, zuvörderst der nächste und würdigste Gegenstand der allgemeinen Theilnahme, werden, nach wie vor, mit unbefangenen patriotischen Geiste gewürdigt, die bedeutendsten Erscheinungen der Literatur angezeigt und das Theater, in einem periodisch wiederkehrenden Artikel, einer kurzen und gründlichen Kritik unterzogen werden. Das Ganze wird, wie bisher, zunächst von der Liebe für Vaterland und König, und, in weiterer Beziehung, vom Eifer für alles Gute in allen Ständen und Wirkungskreisen, durchdrungen sein. —

Redaktion der Berliner Abendblätter.

Diese Fassung muß in Kleist's Besprechungen mit Ralmer um den 13. December 1810 vereinbart worden sein. Man fühlt den Unterschied zwischen der ersten und dieser zweiten Fassung. Die ursprüngliche Geschlossenheit des Programmes verläuft sich mehr in die Breite. Auf die alten Zeitungen wird vorbeugend Rücksicht genommen. Und blicken wir auf die thatsächliche Entwicklung der Abendblätter während ihres zweiten Quartals, von Neujahr bis Ostern 1811 voraus, so ist zu constatiren, daß die neu versprochenen „wöchentlichen Darstellungen“ überhaupt gar nie einsetzen; daß die Aufsätze über die Veränderungen der vaterländischen Gesetzgebung fast versiegen; und daß das bisher ja schon vorhandene Bulletin der öffentlichen Blätter aus anfänglich bescheidenem Umfange zu außerordentlicher Masse anschwillt. Theater und Litteratur

finden auch fast keine Pflege mehr, wiewohl noch Heinrich von Kleist am 1. Januar 1811 dem früher schon gelegentlich für sein Blatt recensirenden Friedrich Schulz die förmliche Uebernahme des Theater-Artikels antrug.

Auf dieses Programm hin muß Hitzig die Weiterführung des Verlages abgelehnt haben. Denn unmittelbar darauf sehen wir Kleist nach anderer Seite hin in Verhandlungen eintreten. Es hat sich ein Briefchen Kleist's vom 17. December 1810 erhalten, „lieber Hofrath“ überschrieben (bei Zolling S. CXXV). Der bisher nicht erkannte Adressat ist der Hofrath Römer, mit dessen litterarischer, nicht tief gehender Betriebsamkeit Kleist längere Zeit schon Verbindung hatte. Römer war gerade um diese Zeit Theilhaber der Societäts-Buchhandlung von C. Salsfeld geworden (vergl. Voss. Zeitung vom 10. Januar 1811), in deren Verlage ein von Dr. Rockstroh redigirtes Journal für Kunst und Kunstwerke, Künsteleien und Mode erschien, das auch Kleist für seine Abendblätter benutzte. Aber nicht mit Römer und Salsfeld allein verhandelte Kleist, sondern zu gleicher Zeit auch noch mit August Ruhn, dem Inhaber des Kunst- und Industrie-Comptoirs, in dessen Verlage der Freimüthige erschien. Römer hatte bereits seine Bedingungen gemacht, die Kleist befriedigten, und hatte sich, wie es scheint, geneigt erklärt, das Geschäftliche mit Hitzig zu ordnen. Wahrscheinlich hing Kleist bei Hitzig durch aufgenommene Vorschüsse, die nun beim Wechsel des Verlages und in Folge der verdrießlichen Auseinandersetzungen zurückzahlen waren. Das kleine Schriftstück verstattet keinen sichern Blick in die Dinge, aber ich glaube, daß Römer das Blatt loskaufen und förmlich in Besitz nehmen sollte. Kleist wäre dann nicht mehr Redacteur gewesen, hätte aber, ohne den Censurdruck unmittelbar zu fühlen, freier fortarbeiten können. Immer von dem großen Absatze, den das Blatt im Publicum finden

werde, überzeugt, redete er Römer zu, bei dieser Unternehmung ein 20 oder 30 Thaler nicht anzusehen. Aber die Noth stand hinter ihm. Er bat sich, außer dem Stipulirten (dessen Höhe wir nicht kennen), sogleich 50 Thaler als Vorschuß aus, wofür er persönlich mit seiner Ehre haften wollte.

Ob diese Forderung vielleicht für Römer unannehmbar, oder ob Kuhn's Anerbieten für Kleist günstiger war: wir wissen es nicht mit urkundlicher Sicherheit, da jedes Zeugniß darüber fehlt. Der neue Contract legte Kuhn die Verlagskosten und eine Verbindlichkeit von 800 Thalern jährlichen Honorars gegen Kleist auf, der seinerseits die Verpflichtung übernahm, den von den übrigen Tageszeitungen abweichenden Charakter der Abendblätter durch eigene und officiële Artikel zu erhalten. Mit diesem Einkommen hätte Kleist, wenn alles gut gegangen wäre, als Junggeselle wohl leben können, und seine Dichtungen hätten ihm doch auch einen guten Zuschuß bringen müssen. Der Contract mit Kuhn war auf Grund des mit den Behörden officiël vereinbarten Programms zu Stande gekommen, und demgemäß ließ Kuhn die Ankündigung in der 253. Nummer des *Freimüthigen*, vom 20. December 1810, und zwar an der Spitze des Blattes in recht sichtbaren Lettern abdrucken. Daran schloß Kuhn die Mittheilung an das Publicum, daß seine Buchhandlung nunmehr den Verlag, von Neujahr 1811 an, übernommen habe und die Abendblätter pünktlich werde weiter erscheinen lassen. Die Abendblätter würden nicht bloß für den ganzen preußischen Staat, sondern auch für das Ausland von höchstem Interesse sein. Preis derselbe wie bisher: 18 Groschen Courant für das Vierteljahr. Wöchentlich zweimalige Versendung im selben Packete mit dem *Freimüthigen* nach Leipzig und Hamburg. Dieselbe Ankündigung Kleist's und dieselbe Nachricht Kuhn's

brachte auch das 72. Abendblatt vom 22. December 1810\*). Im Freimüthigen wie im Abendblatt ist die Ruhn'sche Nachschrift „den 17. December 1810“ datirt: ein Beweis dafür, daß Kleist in der That an dem nämlichen Tage, an welchem er dem Hofrath Römer brieflich die Vorschläge Ruhn's meldete, noch mit diesem letzteren abgeschlossen hat.

Gegen Kleist erhoben sich jetzt zwei Gegner: der bisherige Verleger H zig und das Voß-Spenersche Zeitungspaar: H zig öffentlich, Voß-Spener im staatlichen Beschwerdewege. Die beiden Gegnerschaften aber vielleicht nicht ohne Fühlung mit einander.

Ich habe früher schon darauf hingewiesen, daß wir keine Kenntniß von den einzelnen Stufen haben, auf denen die Entfremdung zwischen Kleist und H zig vorwärtsging, und habe die Differenz aus der allgemeinen Verschiedenheit der beiden Charaktere zu erklären gesucht. In H zig's schriftlichem Nachlasse (soweit er gegenwärtig in meine Hände gegeben ist) befindet sich heut kein einziges Blatt, das auf diese Vorgänge, ja auf die Abendblätter überhaupt, auch nur von ferne deutete. Und doch ist nicht denkbar, daß die Dinge keinen Niederschlag irgend welcher Art, schwarz auf weiß, hinterlassen haben sollten. Es müssen also gerade diese Papiere früher vernichtet worden sein. Wir können uns daher nur an dasjenige halten, was beide Partheien öffentlich haben drucken lassen.

H zig hatte nicht verhindern können, daß Kleist in das 72. Abendblatt die neue Ankündigung und die Anzeige des Verlagswechsels einrückte. Ein paar Nummern, vom 22. December bis Neujahr 1811, wären also noch (mit Ausschluß der Sonn- und Weihnachtsfeiertage) von dem alten

---

\*) Hier hat aber Kleist, außer ein paar belanglosen Aenderungen, für das „höchste“ Interesse, das Staat und Ausland an seinem Blatte nach Ruhn haben würden, bescheiden nur ein „bedeutendes“ Interesse eingesetzt.

Verlage zu liefern gewesen. So dachten wenigstens Kleist und Kuhn. Hitzig aber ließ in Format und Typen der Abendblätter ein besonderes (und deswegen nicht miteinpaginirtes) Blatt „An das Publikum“ drucken, welches er als eine Beilage zum 72. Stück mitvertheilte. Es enthielt in scharfer, aber nicht persönlich werdender Sprache seinen Widerspruch und seine sofortige Lossage von den Abendblättern. „Mit dem heutigen 72sten Stücke (vom 22. December 1810) schließt versprochenenmaßen das erste Abonnements-Quartal der Abendblätter“, beginnt Hitzig und verweist den Leser, wie zu seiner Rechtfertigung, auf die Anzeige vom 1. October 1810 hinter dem 1. Stücke der Abendblätter. Man schlage oben vor S. 49 das Facsimile nach. Die „Redaction“ (d. h. Kleist, nicht Hitzig) erklärt: „das Blatt erscheine täglich, mit Ausschluß des Sonntags; das Abonnement betrage vierteljährig, also für 72 Stück, achtzehen Groschen klingendes Courant, das einzelne Blatt dagegen koste 8 Pfennig.“ Was Kleist sagen wollte, ist klar: nämlich daß es vortheilhafter sei, auf das ganze Quartal zu abonniren, weil in dem Falle die Nummer nur 4 Pfennig (d. i. ungefähr 18 gute Groschen =  $22\frac{1}{2}$  Silbergroschen, durch 72), im Einzelkauf dagegen das Doppelte, nämlich 8 Pfennig, koste; auch sonst ist in den Abendblättern nur vom Vierteljahrs-Abonnement und von der Lieferung derselben in Monatsheften die Rede. Indem sich Hitzig also auf Kleist's unbedachte 72 bezog, spielte er eine formelle Finesse, nicht ein sachliches Recht, gegen ihn aus. Kleist war wieder der „Reingelegte“ und seine „dumme deutsche Art“ brauchte für Spott nicht zu sorgen. „Es wird also in diesem Jahre (1810), wenigstens bei mir, kein Stück mehr davon erscheinen,“ fährt Hitzig fort, „und auch für das nächstfolgende hat das Kunst- und Industrie-Comtoir hierselbst den Verlag

übernommen.“ Man bemerke die Sinnwidrigkeit des zweiten, mit „und“ angeknüpften Satzes; da muß zuerst etwas Anderes gestanden haben, das als unhaltbar aufgegeben wurde. Um so mehr, als dann folgt: „An jenes (das Ruhn'sche Comtoir) hat man sich also mit Bestellungen in Hinsicht der Fortsetzung zu wenden.“ Und nun schließt Hitzig mit der Erklärung: „Ich habe keinen Antheil mehr an der Expedition des Blattes, so wie ich ihn an dessen Redaction nie gehabt, was ich hiedurch ausdrücklich bemerke.“ Diese letzte, ganz unverlangte Erklärung ist für die Erkenntniß der bei dem Streite spielenden Motive von Wichtigkeit. Sie bestätigt, die Abendblätter waren suspect. Man compromittirte sich mit ihnen. Hitzig kam es darauf an, sie gänzlich von sich abzuschütteln. Diese Erklärung richtete sich in ganz andere Bureaux, als in die Redactionsstube Heinrich's von Kleist.

Der neue Verleger und Kleist faßten nun Hitzig sofort an den beiden schwachen Stellen seiner Rundgebung. Er galt in Geschäfts- und Geldangelegenheiten als sehr genau auf seinen Vortheil bedacht; man äußerte sich zum Theil im Umgang und in Briefen recht drastisch über ihn. Es war sehr leicht, Hitzig's Weigerung, die paar fehlenden Nummern zu liefern, auf seine Knauferei zu schieben. Im nächsten, 73. Abendblatt, vom 24. December, zeigte also Ruhn für seine Handlung an: „da der vorige Herr Verleger der Berliner Abendblätter nicht die Schuldigkeit gegen das Publicum beobachtet habe, die Blätter bis zum Schlusse des Jahres zu liefern, so habe das Kunst- und Industrie-Comptoir sich für verpflichtet gehalten, diese Schuld abzutragen.“ Und Kleist selbst zieh Hitzig in einer „Berichtigung“ öffentlich der Unwahrheit, indem er ihn auf die Abendblätter festzunageln suchte. Der Erklärung, daß Hitzig an der Redaction keinen Theil genommen, sehe er sich genöthigt zu widersprechen: „Somohl die Ankündigung der

Abendblätter Anfang Octobers, incl. der an den Linden und Straßenecken angeschlagenen Affichen, als auch mehrere, unter dem Strich befindliche, buchhändlerische Anzeigen, im Blatte selbst, rühren von seiner Hand her.“ Dies war richtig und von Hitzig's Seite unbestreitbar. Es enthalten auch wirklich einzelne der buchhändlerischen Anzeigen, zu denen noch zwei besondere litterarische Beilagen mit der Ueberschrift „Interessante neue Schriften aus allen Fächern, welche bei J. E. Hitzig, hinter der katholischen Kirche Nr. 3, zu haben sind“ hinzutreten, ein Urtheil oder eine sachliche Empfehlung Hitzig's. Im ganzen aber ist dessen Einwirkung auf die Redaction nicht erheblich gewesen.

Die beiden Erklärungen müssen Hitzig scharf gebissen haben. Er schien in Sachen der Redactions-Betheiligung nicht ganz correct, in Sachen der 72 Nummern mindestens kleinlich verfahren zu sein, während Ruhn's Buchhandlung der seinigen gegenüber sich einen noblen Anstrich geben konnte. Die Geschichte hatte für ihn eine unerwartete Wendung genommen. Er verlor die Ruhe. Mit der Abfassung zweier Entgegnungen, beide vom 25. December datirt, verdarb er sich den ersten Weihnachtstag, und versandte sie in Berlin an die Bossische und die Spenersche Zeitung, nach Dresden an die Zeitung für die elegante Welt. In der letzteren erschienen sie aber erst in Nr. 2 vom 3. Januar 1811, wo sie lauteten:

#### Öffentliche Dankagung.

An Herrn Heinrich von Kleist, betreffend  
seine Berichtigung in No. 73 der Berliner Abendblätter.

Es geschah häufig im Laufe des ersten Abonnements-Quartals der Berliner Abendblätter, daß man, wenn man ihren Inhalt langweilig, oder boshaft, oder unverständlich fand, mich als Verleger darüber zur Rede setzte: warum ich nicht für anderen Stoff sorgte? — und so mir die Ehre erzeigte, mir einigen Einfluß bei der Redaction derselben zuzuschreiben.

Diese unverdiente Ehre von mir abzulehnen, war der Zweck meiner Anzeige bei No. 72

„daß ich an der Redaktion nie Theil genommen“  
und ich bin also Herrn von Kleist sehr verbunden, daß er mir vor dem Publikum unaufgefordert hat bezeugen wollen, daß nur die Buchhändlerischen Anzeigen des Blattes und in dem Blatte meinen, der übrige Inhalt desselben aber, der jene Beschwerden veranlaßt, seinen Antheil daran ausmachen. Berlin, den 25. Dezember 1810.

J. E. Hitzig, Buchhändler.

Und, in unmittelbarem Anschluß daran, die

#### Erklärung

über die Anzeige des Kunst- und Industrie-Comptoirs  
in No. 73 der Berliner Abendblätter.

Bei dem höchstgeringen Interesse, welches das Publikum in den letzten Monaten des laufenden Vierteljahres an den Berliner Abendblättern zeigte, glaubte ich demselben eben kein sehr dankenswürdiges Geschenk zu machen, wenn ich ihm einige Stücke mehr, als ich versprochen, gäbe. (Ich hatte nämlich 72 Stücke versprochen, weil die Abonnenten den Bogen zu 1 Groschen erhalten sollten, 72 Viertelbogen aber 18 Bogen betragen; — die Extrablätter also sind ohnehin schon unentgeltliche Beilagen). — Der jetzige Verleger will sich, um der Schicklichkeit (?) willen, nach seinem eigenen Ausdrücke, dieß Verdienst erwerben und ich wünsche ihm von Herzen, daß man seine Großmuth erkennen, und daß es ihm gelingen möge, durch seine Liebe zum Schicklichen so zu glänzen, als durch seine Freimüthigkeit. Berlin, den 25. Dezember 1810.

J. E. Hitzig.

Und derselbe Mann, der zuerst zu Invectiven gegen seine sich vertheidigenden Gegner gegriffen hatte, erklärte diesen in einer Nachschrift, daß er über die Invectiven, die sie gegen ihn ausstoßen würden, erhaben sei. Diese „Nachschrift“, wieder unmittelbar hinter den beiden Entgegnungen abgedruckt, lautet:

N. S. Nachdem durch vorstehende Erklärungen Alles Faktische berichtigt worden, bemerke ich endlich, daß ich fernere Invectiven, weder Herrn Heinrich von Kleist, noch seines Freundes, Herrn August Ruhn, aus leicht erklärlichen Gründen, keiner Antwort würdigen werde. Berlin, den 25. Dezember 1810.

J. E. Hitzig.

Hitzig's Feder hatte gar kein Glück mehr. Sich selbst zu beschönigen, daß alles Factische berichtigt sei! Kleist und Ruhn, weil in geschäftlicher Verbindung, nun auch als „Freunde“ auszugeben! Und zuletzt der böse journalistische Fehler, aus einer Discussion, die er doch selbst hervorgerufen hatte, einseitig den Austritt zu erklären! Die drei Schriftstücke, in ihrer sich überstürzenden Reihenfolge, gewähren den Anblick unberathener Kopflosigkeit.

Aber ehe noch die Zeitung für die elegante Welt, in den ersten Tagen des Januar 1811, in Kleist's Hände gelangen konnte, brachten schon die Bossische und die Spenersche Zeitung gleichmäßig am 29. December 1810 eine Gegenerklärung Hitzig's, auch wie jene vom 25. December datirt: Aber die „Danksagung“ an Kleist und die „Nachschrift“ nicht, sondern nur die Erklärung gegen Ruhn, und dazu noch in abgeänderter Gestalt. Hier heißt sie nämlich:

Erklärung über die Anzeige des Kunst- und Industrie-Comptoirs hieselbst in Nr. 73 der Berliner Abendblätter.

Herr Ruhn, jetziger Verleger der Berliner Abendblätter, hat sich erlaubt, in dem oben angegebenen Stück zu behaupten:

er trage eine Schuld für mich ab, indem er fünf Stücke mehr, als die in meinem Verlage erschienenen 72, liefern wolle.

Da nun kein rechtlicher Mann sich gefallen lassen kann, wenn ein anderer sich rühmt, seine Schulden zu bezahlen, so bemerkte ich: daß, vom Anfange der Abendblätter an, nur die Rede war, den Bogen davon für den möglichst wohlfeilen Preis von 1 Gr. zu geben, daß ich diese Bedingung erfüllt, indem ich für 18 Gr. 72 Viertelbogen oder 18 Bogen und dazu noch mehrere Extrablätter unentgeltlich geliefert, und daß ich endlich bei dem Interesse, welches das Publikum in den letzten Monaten an den Abendblättern zeigte, voraussehen mußte, daß es einige Blätter mehr, als ich ihm zugesagt, eben für kein sehr dankenswürdiges Geschenk erkennen würde!

Gegen die angebliche Berichtigung der Redaction in dem nämlichen Stücke, 73, habe ich mich anderweitig erklärt.

Berlin, den 25. Dez. 1810.

J. E. Hitzig, Buchhändler.

Die gleiche Tendenz der beiden Fassungen ist klar. Sie unterscheiden sich so, daß die in die Elegante Zeitung gelieferte die Gegner durch Ironie, die der Berliner Zeitungen aber durch Beweisführung schlagen will. Man fragt sich verwundert: Hat H zigig am ersten Weihnachtstag auch noch dieses vierte Schriftstück, ein schon fertiges umgestaltend, abgefaßt? hat er die Erklärung wegen seiner Vertheiligung an den Abendblättern, die für Berlin viel wichtiger war, freiwillig fortgelassen? Ich glaube Beides nicht. Vielmehr müssen die Bossische und die Spenersche Zeitung, die in diesen Tagen gerade gemeinsame Schritte gegen die Concurrenz Kleist's und seiner Abendblätter bei den Staatsbehörden eingeleitet hatten, aus Gründen der Opportunität für den Abdruck der gesammten drei Schriftstücke nicht zu haben gewesen sein. Geschehen aber mußte Etwas. H zigig gestaltete daher in der reichlichen Zwischenzeit bis zum 29. December die Antwort an den neuen Verleger um. Daß sie, obwohl vom 25. December datirt, doch erst später so zurecht gemacht wurde, beweist meines Erachtens der auf die Erklärung gegen Kleist hinweisende Schlusssatz. Denn wirklich am 25. December geschrieben, hätte es in natürlicher Sprache heißen müssen: „Gegen die angebliche Berichtigung der Redaktion . . . erkläre ich mich anderweitig“ — und nicht: „habe ich mich anderweitig erklärt.“

Sofort rückten die Abendblätter, am 31. December, mit einer Duplik heraus. Die wuchtige und drückende Sprache Heinrich's von Kleist vernehmen wir:

#### Duplik

(auf Herrn H zigig's Replik im letzten Stück  
der Berliner Zeitungen).

Wenn Hr. Buchhändler J. E. H zigig doch, der Wahrheit zu Ehren, gestehen wollte, daß er Unrecht hatte, die Lieferung der Abendblätter bei dem 72sten Stück abzubrechen: die unterzeichnete Buchhandlung fordert ja die Kosten der für ihn bis zum 1sten Jan. 1811 nachgelieferten Blätter

nicht zurück. Der Vierteljahrgang, den er versprach, besteht nicht aus 12 Wochen, woraus er  $12 \times 6 = 72$  Blätter herausrechnet, sondern aus 13 Wochen und 1 Tag, welches 79, oder wenigstens, nach Abzug der beiden Stücke für die Weihnachtsfeiertage, 77 Blätter beträgt. Würde er, wenn der Verlag der Abendblätter bei ihm geblieben wäre, das Abonnement für den nächstfolgenden Vierteljahrgang, statt am 1sten Januar, wie es sich gehört, am 24sten December eingezogen und denselben den 16ten März (wiederum 8 Tage zu früh) geschlossen haben? Erklärungen, wie die von ihm im letzten Stück der Berliner Zeitungen erlassene, geben Stoff zu Randglossen, und kosten ja eben das Geld, um dessen Ersparniß es ihm, bei jener Maasregel, zu thun war. — Uebrigens besagen ja auch seine Quittungen über das Abonnements-Geld deutlich genug: daß er das erste Quartal (nicht 72 Blätter) bezahlt erhalten habe.

Der moralische Sieg neigte sich damit unzweifelhaft auf Kleist's Seite. Kleist hatte den Gegner mit Geringschätzung behandelt, ohne Winkelzüge. Ich glaube nicht fehl zu greifen, wenn ich die allerletzte, das letzte Abendblatt von 1810 schließende, und darum § gezeichnete Miscelle als mit auf Hitzig gemünzt deute. Es heißt da:

Falstaff bemerkt, in der Schenke von Eastcheap, daß er nicht bloß selbst witzig, sondern auch Schuld sei, daß andere Leute (auf seine Kosten) witzig wären. Mancher Sumpel, den ich hier nicht nennen mag, stellt diesen Satz auf den Kopf. Denn er ist nicht bloß selbst albern, sondern auch Schuld daran, daß andere Leute (seinem Gesicht und seinen Reden gegenüber) albern werden.

Das Spiel mit dem Worte „witzig“ soll doch wohl auf den ähnlichen Klang des Hitzig'schen Namens hinlenken. Gewiß nicht ohne Absicht steht auch das doppelstimmige Wort „Kosten“ da. Das „Gesicht“ würde auf die signifikante Form der Nase sticheln. Denn sieht man sich in Shakespeare's „Heinrich dem Vierten“ nach den Unterlagen für die ganze Miscelle um, so findet man, daß Kleist zwei Scenen: die wo Falstaff in Eastcheap Bardolph wegen seines Gesichtes, d. h. wegen der Nase in seinem Gesichte, hänselt (I, 3, 3), und diejenige wo Falstaff auf der Straße in London zu seinem Wagen den

wichtigen Ausspruch thut (II, 1, 2), gedächtnißmäßig in Eins zusammengezogen hat. Auf Hitzig's dreifache Erklärung in der Eleganten Zeitung, die erst nach dieser Auseinandersetzung in Berlin bekannt wurde, ist von Kleist nicht erwidert worden.

#### 11. Die Bossische und Spenersche Zeitung erzielen gegen Kleist ein gänzlichcs Verbot politischer Artikel.

Die Bossische und Spenersche Zeitung waren also in dieser Auseinandersetzung von der Kleist feindlichen Seite befaßt worden. Zu gleicher Zeit hatten sie eigne Schritte gegen Kleist ergriffen. Und das kam so.

Wie die allererste Ankündigung der Abendblätter im September 1810, so übersandte Kleist jetzt auch im December die neue, von der Staatskanzlei genehmigte Ankündigung der Bossischen und Spenerschen Zeitung zu bezahltem Abdruck in ihren Anzeigetheilen: dieselbe natürlich, die im Freimüthigen (20. December) und in den Abendblättern selber (22. December) Gruner's Censur passirte. Jetzt aber stieß sie auf den Widerspruch des politischen Censors Himly im Auswärtigen Ministerium. Ohne von der Art ihres Zustandekommens oder von dem durch Gruner bereits zugelassenen Abdruck zu wissen, merkte Himly doch, daß die Staatskanzlei dahinter stecke. War doch auch Hardenberg's Empfehlung für Kleist am 18. December im Auswärtigen Ministerium präsentirt worden. Himly, dem das gar nicht paßte, konnte es nur erwünscht sein, wenn die Redactionen der Bossischen und Spenerschen Zeitung, scheinbar aus freier Entschließung, mit einer Vorstellung gegen Kleist's Ankündigung hervortraten. Daß die Vorstellung gleich an Hardenberg, und nicht im richtigen Instanzenzuge erst an den Censor Himly gerichtet wurde, ist ein Anzeichen dafür, daß dieser Weg den Redactionen unter den Fuß gegeben worden war.

Die Beschwerdeschrift, vom 22. December 1810 datirt, beginnt: „Das seit drei Monaten täglich allhier erscheinende sogenannte Abendblatt, zu welchem sich Herr Heinrich von Kleist als Redactor und Eigenthümer bekennt, liefert täglich politische Nachrichten, zu deren Bekanntmachung die unterzeichneten beiden hiesigen Zeitungs-Expeditionen durch ein titulo oneroso erlangtes Privilegium privative berechtigt sind.“ Uebereinstimmend also mit Gintly's Auffassung. Dem vorauszu sehenden Einwurfe, warum sie jetzt erst, und nicht schon früher, widersprochen hätten, begegnen die Redactionen mit der schwellenden Wendung: daß sie „das ganze Unternehmen des Herrn von Kleist für eine bloß ephemere Erscheinung gehalten hätten, die gleich einem Meteor bald genug in sich selbst erlöschen würde“. Jetzt aber seien sie durch eine von Herrn von Kleist selbst an sie gerichtete schriftliche Eröffnung positiv benachrichtigt,

„daß das Abendblatt nicht bloß fortbauere, sondern daß es, was den politischen Theil betrifft, vom 1. Januar des bevorstehenden Jahres an sogar noch mehr Ausdehnung als bisher erhalten

selbst von Ew. Hochfroyherrl. Exc. mit diplomatischen und politischen Beyträgen heroichert werden soll.“

Die genaue Wiedergabe der Originalschrift war, auch der Form nach, nöthig hier, weil sie beweist, daß außer der Ankündigung den Redactionen ein (bisher nicht aufgetauchtes) Anschreiben Kleist's vorgelegen hat; die Worte „und politischen“ sind erst nachträglich und mit deutschen Buchstaben zugesügt worden. In seinem die Ankündigung erläuternden Briefe an die Redactionen hatte sich also Kleist auf Hardenberg selbst berufen. Daß positive Recht und die Pflicht der Selbsterhaltung, fahren die beiden Redactionen fort, gebiete ihnen, gegen die unbefugten Eingriffe des Herrn von Kleist in die ihnen verliehene Gerechtsame bei Sr. Hochfroyherrlichen Excellenz

Schutz zu suchen, um „durch die Usurpationen eines bloß tolerirten Blattes nicht noch wesentlicher beeinträchtigt“ zu werden. Also ein neues Eingeständniß, daß die Abendblätter zogen! Und sich gnädiger Erhörung getröstend, ersterben Sr. Hochfrenherrlichen Excellenz unterthänig gehorsame Spenersche und Bossische Zeitungs-Expeditionen.

Dies Vorgehen gegen Kleist wird in den Motiven verständlicher, wenn man beachtet hat, wie die Bossische Zeitung von den Abendblättern fortgesetzt in Theaterangelegenheiten geärgert worden war (worüber unten S. 217). Ein beiden Zeitungen gemeinsamer Beweggrund war wirklich ihre starke Inanspruchnahme Seitens der Staatsbehörden gerade während der letzten Wochen auf Grund des tituli onerosi. Die von ihnen abzudruckenden Edicte der Staatskanzlei und Verfügungen der übrigen Ministerien folgten schnell und umfangreich auf einander. Dazu trat im Monat December, als der Widerstand gegen die neuen Finanzgesetze erwachte, eine officiöse Reihe von zu ihrer Vertheidigung geschriebenen Artikeln.

Diese letzteren erschienen, ein Gegengewicht gegen die Seitensprünge der Abendblätter, immer am selben Tage in den alten Berliner Zeitungen: aber nicht in diesen allein, sondern zugleich in Breslau in der Schlesiſchen privilegirten Zeitung und in Königsberg in der Königlich Preußischen Staats-, Krieges-, und Friedens-Zeitung. Für so wichtig hielt die Staatskanzlei die Bekämpfung der Opposition in den Hauptcentren der Monarchie. Alle diese Artikel sind mit □ gezeichnet. Sie sind ohne Ausnahme geschickt geschrieben; nicht zu lang und nicht zu kurz; verständig und verständlich bis zum Aeußersten; schlagwortartig übertitelt. Z. B. die Frage: „Was verliert, was gewinnt jeder durch die neuen Finanzeinrichtungen?“ wird in der Bossischen und in der Spenerschen Zeitung (die ich fortan allein citire) am 6. December 1810

behandelt. Am 8. December 1810: „Was darf man von einem Staatsmanne nicht verlangen?“ mit dem Endergebniß: das Unmögliche möglich, das Geschehene ungeschehen zu machen. Am 11. December: „Wie muß man die neuen Gesetze betrachten?“ Am 13. December: „Was ist das Leichteste?“ mit der Antwort: „das Tadeln aller Maßnahmen der Regierung“; und zweitens: „Was ist das Schwerste?“ mit der Antwort: „das Bessermachen“. Diese officiösen Artikel hatte Kleist, wie ich denke, im Auge, als er am 13. December 1810 Raumer um die Zuwendung „seiner vortrefflichen Aufsätze, welche er bisher in die Zeitungen habe einrücken lassen“, an die Abendblätter ersuchte; weshalb ich annehme, daß Raumer der Verfasser dieser officiösen Artikel gewesen ist. Wenn nun Kleist öffentlich für sein Abendblatt „höhere Unterstützungen“ oder vertraulich sogar diplomatische und politische Beiträge durch Hardenberg in Aussicht stellen durfte, so mußten die beiden alten Berliner Zeitungen stutzig werden und für ihren Vortheil fürchten. Ihre gemeinsame Vorstellung ging am 22. December 1810 an Hardenberg ab, wurde schon am 24. December im Auswärtigen Ministerium dem Geheimen Staatsrath Küster präsentirt und gelangte nun zur dienstgemäßen Erledigung an Gimly.

Inzwischen durchliefen die Gruner eingereichten Vorschläge Kleist's und Hardenberg's Verwendung für denselben die gleichen Instanzen des Auswärtigen Ministeriums. Es fanden Besprechungen zwischen dem Grafen Goltz, Küster und Gimly Statt. Mit welchem Resultate, erfahren wir aus einem großen Gutachten, das Gimly seinem Departements-Chef am 23./24. December 1810, zur Mittheilung an Hardenberg, erstattete. Er erwähnt Eingang's die beiden (oben S. 70 und 107 behandelten) Maßnahmen seines Ressorts gegen die Abendblätter. Die Frage aber, „ob dem Herrn von Kleist Mittheilungen von

Seiten des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten gemacht werden können?" verneint er gänzlich. Sowohl „eigentlich politische“ Artikel, wie „solche die innere Angelegenheiten betreffen, wobei Beziehungen und Unterhandlungen mit dem Auslande stattfinden“ wiederräth er ihm zu liefern. Principiell fordert er für die Abendblätter, falls sie politische Artikel bringen dürften, dann auch die politische Censur, d. h. diejenige des Auswärtigen Ministeriums: Gruner's Censur wären sie dann entzogen gewesen. Gegen die Zuwendung von Artikeln aber spreche das privilegirte Recht der beiden alten Zeitungen und die aus dem wohlverstandenen Interesse des Staates fließende Nothwendigkeit, den Debit derselben nicht zu schwächen, damit den Veröffentlichungen der Regierung ein weiter Leserkreis nicht fehle, und dem Staate die neue Einnahme aus dem einen Thaler jährlich betragenden Stempel für jedes Exemplar der politischen Zeitungen nicht verkürzt werde. Alle gemischten Blätter aber, auch die Abendblätter, hätten keinen Stempel zu tragen. Von Wichtigkeit ist der Passus am Schlusse des Gutachtens. Es heißt da: „Ob der Staat gutfinde, ein wirklich officiellcs Blatt selbst zu gründen; ob er es mit den alten Instituten verknüpfen wolle oder nicht; sind freilich Fragen von weiterem Umfange als die hier vorgelegte . . . . Wäre es in der That Plan der Regierung, ein officiellcs oder Regierungsblatt in einem völlig neuen Institute zu gründen; so wäre nicht nur erforderlich, das Interesse der alten Institute mit dem neuen auszugleichen, sondern auch das Interesse des Staates selbst, da derselbe sich a) seinen Staatsanzeiger in ungestörtem soliden Gange erhalten muß, und b) eine Stempelabgabe von zwei bedeutend debitirten Zeitungen ziehen will.“ Noch also war die Gründung eines Staatsanzeigers nicht von der Tagesordnung verschwunden, und Himly hatte den Auftrag, sich auch darüber gutachtlich zu äußern.

Er entledigte sich seines Auftrages, fast wie wenn er zum Anwalt der Bossischen und der Spenerischen Zeitung bestellt gewesen wäre.

Aber Himly drang durch, nach Ueberzeugung des Kleistschen Kreises heimlich von Raumer unterstützt, so daß Hardenberg in die Lage kam, Kleist dasjenige wieder zu versagen, was er ihm persönlich und amtlich zu gesagt hatte. Zu rechter Genugthuung durfte denn auch Himly „nach einer, mit Zustimmung Sr. Excellenz des Herrn Staatskanzlers ihm ertheilten Anweisung“, unter dem 29. December 1810, dem Polizeipräsidenten Gruner eröffnen, erstens:

„daß den Abendblättern nur gestattet sein solle, von eigentlich politischen Artikeln solche aufzunehmen, die in den hiesigen Zeitungen mitgetheilt seien,“

d. h. nur solche, die vorher die politische Censur Himly's passirt hatten, eine Eröffnung also, die indirect besagte, daß Gruner's bisherige Censur der entsprechenden Artikel der Abendblätter unzureichend gewesen sei. Und zweitens, in praktischer Folge davon:

„daß die Redaction der Abendblätter in ihrem veränderten Plan in Hinsicht dieser politischen Artikel nur anzeigen könne: „daß sie auch einen Auszug der wichtigsten Neuigkeiten des Auslandes in derselben Art, wie bisher, zu liefern bemüht sein werde.“

Diese beiden Sätze standen in offenem Widerspruch zu der schon seit mehr als acht Tagen mit Gruner's Genehmigung veröffentlichten Ankündigung und zu dem, was Kleist officiell von Raumer und dem Staatskanzler selbst zugesichert worden war. Eine Cooperation von Kleist entgegenwirkenden Einflüssen hatte dies Resultat hervorgebracht. Die Zeitungsredactionen der Bossischen und Spenerischen werden selbst nicht wenig über den günstigen Bescheid erstaunt gewesen sein, den ihnen Himly auf ihr Gesuch mündlich zu eröffnen hatte.

Himly verlangte nun von Kleist, daß er seine Ankündigung abändere. Da dieser sich weigerte, so trug Himly die Abänderung selber in die Censurvorlage ein, und mit der folgenden Variante gegen den oben S. 123 mitgetheilten Text

„Außerdem wird in dem Bulletin der öffentlichen Blätter in derselben Art, als es bisher geschehen, ein Auszug der wichtigsten Nachrichten des Auslandes mitgetheilt werden“

wurde Kleist's Ankündigung der Abendblätter in der Spener'schen Zeitung vom 1. Januar, und in der Bosphischen Zeitung vom 3. Januar 1811 abgedruckt. Sachlich für Nichteingeweihte vielleicht ziemlich bedeutungslos, für eine rechtzeitige Bestellung der Abendblätter natürlich aber viel zu spät. Kleist war jetzt im Unmuth über die Vorgänge nahe daran, die Redaction der Abendblätter förmlich an August Kuhn abzutreten. Doch wieder hoffte er, daß die Schwierigkeiten mit der Censur sich legen würden. Diese in ihm wechselnden Stimmungen sprach er am 1. Januar 1811 seinem Freunde Friedrich Schulz brieflich aus.

Die Schwierigkeiten mit der Censur legten sich aber nicht, sondern drückten immer härter. Keiner von Kleist's Freunden konnte helfen. „Der arme Kerl“, schrieb Arnim auf Neujahr 1811 an Wilhelm Grimm nach Cassel, „hat seine bittere Noth mit der Censur, der wegen einiger dem hiesigen Ministerio anstößiger Aufsätze beinahe gar nichts mehr abdrucken darf. Hättest Du wohl gedacht, daß der Raumer, zu dem ich Dich, wenn ich nicht irre, einmal (1809) führte, einmal den Staat durch den Staatskanzler beherrschen würde?“ Gruner mußte den neuen Censuranordnungen Hardenberg's gehorchen; jede Abweichung würde eine Anzeige des ihm aufpassenden Himly und eine Rüge zur Folge gehabt haben. Zudem wollte er sich seine bevorstehende Beförderung aus dem undankbaren Polizeiamte, das ihm fast täglich, nach Ausweis

der Acten, von seinen vorgesetzten Dienststellen bis zum Königlichen Cabinet hinauf persönlich nicht verdiente Mahnungen, Mißbilligungen, Verweise zuzog, nicht gefährden; er wurde auch unter dem 5. Februar 1811 als Staatsrath in Hardenberg's Kanzlei berufen und gewann sehr bald in Censurangelegenheiten einen Einfluß, durch den er seinen bisherigen Quälern, namentlich Himly und Küster, reichlich heimzahlen konnte. Die Berliner Abendblätter hielt Gruner vom 1. Januar 1811 ab gänzlich unpolitisch. Die polizeilichen Tages-Mittheilungen und Bülletins der öffentlichen Blätter, die bisher als Anhängsel behandelt waren, drängen sich jetzt answellend an die Spitze der einzelnen Stücke; und nur noch mit einer Anekdote, Erzählung oder Betrachtung, meist von sich selbst, seltener von seinen Freunden, sucht Kleist Anfangs noch jedem Stücke Etwas zu geben, das im Sinne seiner Weltanschauung Werth und Wirkung habe. Aus den Ministerien und der Staatskanzlei ging kein einziger Artikel ein. Die Versprechungen, die man Kleist gemacht hatte, sind nicht gehalten worden.

## 12. Die veränderte allgemeine Lage und drei neue politische Artikel in den Abendblättern.

Plötzlich aber tauchen doch wieder drei politische Artikel an drei sich folgenden Tagen auf: am 17., 18. und 19. Januar 1811. Ihr Inhalt sind finanz-technische Vorschläge; allgemeine, zwischen Anerkennung und Tadel durchschlüpfende Betrachtungen über die neuen Gesetze; Aeußerungen über die „Ständische Commission“. Wir fragen: wie erklärt sich diese merkwürdige Erscheinung?

Die Antwort giebt der Umschwung der politischen Lage

von damals und die Berührung der ihn herbeiführenden Männer mit dem Kreise Heinrich's von Kleist.

In den Provinzen und auf dem platten Lande war die Bewegung gegen die neuen Reformen so stark geworden, daß sie sich nicht mehr zurückdrängen ließ. Hardenberg mußte einlenken. Am 27. December 1810 richtete er an sämtliche Regierungen einen von ihm selbst verfaßten Erlaß, in dem es hieß: „obgleich durch die theils erlassenen, theils entworfenen Gesetze die Grundlagen fest ständen, auf welchen künftig die innere Verwaltung und Administration der Finanzen, besonders aber das Abgaben-System beruhen sollen, so erforderten doch die verschiedenen örtlichen Verhältnisse mehrere von hier aus nicht vollständig zu übersehende Modificationen. Deshalb sei beschlossen worden, tüchtige Männer aus den verschiedenen Ständen und Behörden zur Berathung spätestens zum 20. Januar 1811 nach Berlin zu berufen.“ Zu den Berufenen gehörte für die Mark der Geheimrath und Landschafts-director v. Goldbeck auf Blumberg, für Glatz-Münsterberg in Schlesien der Graf Larisch (oben S. 39). Ich nenne nur diese Namen, weil sie im Rahmen meiner Darstellung später wieder erscheinen werden. Im übrigen war auch der Adel aus den Provinzen, seiner gesellschaftlichen und politischen Pflichten wegen, in diesem Winter äußerst zahlreich nach Berlin gekommen. Eine Verbindung mit Heinrich von Kleist und seinen Freunden stellte sich auf ganz natürlichem Wege her. In der christlich-deutschen Tischgesellschaft traf man sich auch mit denen, die vorübergehend in Berlin sich aufhielten. Dabei gab es gar nichts zu verbergen. Die Staatskanzlei und alle Welt mußte das. Als nun der Censur für die Abendblätter wieder politische Artikel vorgelegt wurden, die gewissermaßen eine Erörterung der schwebenden Fragen einzuleiten schienen, muß die Regierung es für opportun gehalten haben, die eben

erst büreaukratisch durchgedrückten Censurbestimmungen außer Kraft zu setzen. So dürfen uns die drei politischen Artikel der Abendblätter als Vorverhandlungen zu den Verhandlungen der Deputirten-Conferenz gelten. Nicht von einem Verfasser und in einem Sinne sind die drei Artikel geschrieben. Sie wollen mehr discutiren, als schon eine feste, regierungsfreundliche oder feindliche Ansicht vertreten.

Der erste Artikel erörtert die Fragen: „Sind die Termine, in welchen jetzt die Zins- und Kapital-Zahlungen der Credit-systeme im preussischen Staat geschehen, für die jetzigen Zeiten noch passend? und können die Zins-Coupons nicht die Stelle des baaren Geldes ersetzen?“ Der Zusammenhang mit den damaligen finanz-politischen Veränderungen liegt klar. Nach dem Edict vom 27. October 1810 sollten die neu zu gewinnenden Einkünfte mit dazu verwandt werden, „um alle laufenden Zinsen, vom 1. Januar 1811 an (mithin zuerst am 1. Juli 1811), sowohl von den ausländischen, als inländischen Staatsschulden, desgleichen von denen der Geld-Institute des Staats, als namentlich von der Bank und der Seehandlung in den ursprünglich bestimmten Terminen zu bezahlen.“ Die Finanz-Section erließ gerade um die Wende des Jahres in der Bossischen und Spenerschen Zeitung eine Reihe von Stagemann allein oder von ihm und Delfsen gezeichneter Ausführungsbestimmungen. Den in der Praxis fühlbaren Schwierigkeiten möchte nun der Autor des ersten Artikels der Abendblätter abhelfen. Da in Schlesien, in Pommern, in den Marken und in Ost- und Westpreußen die Zahlung der Pfandbriefs-Zinsen, ebenso die Realisirung der Pfandbriefe selbst, und alle übrigen Gelbleistungen zu den gleichen Halbjahrsterminen zu erfolgen hätten, so werde dem Verkehr in einem bei den gegenwärtigen Zeitläuften höchst bedenklichen Maße das klingende Courant entzogen. Man

möge daher ungleiche Zahlungsstermine für die einzelnen Provinzen einrichten und die Zinscoupons mehr umlauffähig machen, damit sie die Stelle des baaren Geldes vertreten. Bis dahin könnte man den Artikel eher als einen finanz-technischen, denn als einen finanz-politischen bezeichnen. Es wird auch versichert, daß die Bemerkungen schon im Jahre 1808 geschrieben worden seien. Erst am Schlusse verräth die noch schnell aufgeworfene Frage:

ob es überall nicht rathsam sein dürfte, das Creditssystem jetzt auf alle städtische und ländliche Grundstücke, wenigstens auf Grund und Boden, auszudehnen?

welche einer ernstlichen Untersuchung werth sei, die politische Gesinnung des Artikelschreibers. Der Accent ist auf das Wort „städtisch“ zu legen. Der Autor neigt also den neuen (Adam Smith'schen), das städtische Creditwesen mehr, als bisher im Agrarstaat Preußen geschah, begünstigenden Ideen zu. Wir stehen hier vor den ersten Anfängen öffentlicher Discussion über Dinge, die noch 1899 im Preussischen Abgeordnetenhaus verhandelt worden sind. Die Unterzeichnung in den Abendblättern ist „—e“: ich habe kein sicheres historisches Hilfsmittel in der Hand, die Anonymität der Chiffre aufzulösen.

Auders steht es mit dem zweiten politischen Artikel. Es sei voraus an den schon früher laut gewordenen Widerspruch der ländlichen Grundbesitzer gegen die neuen Finanzgesetze erinnert. Das Staatsarchiv bewahrt eine große Zahl von Eingaben an den König und den Staatskanzler aus allen Theilen der Monarchie. Der Ton, der in ihnen angeschlagen wird, überschreitet das Glaubliche. Die Cabinets-Ordres, die Hardenberg dagegen extrahirte, nahmen bei energisch zurückweisender Sprache doch auch gern den Ton diplomatischer Bertröstung und besänftigenden Zugeständnisses an. Hardenberg verfaßte die Texte so, daß sie gedruckt werden konnten. Eine huldvolle Ant-

wort war auf die „ehrfurchtsvolle aber eindringliche“ Vorstellung der Stolpischen Stände aus des Königs Cabinet unter dem 28. December 1810 ergangen und bekannt geworden. Sie machte großes Aufsehen, da sie dazu bestimmt zu sein schien, den kräftig widersprechenden Adel in Verlegenheit zu setzen. Es kam darauf an, Etwas dagegen zu thun. Dies geschah jetzt im zweiten politischen Artikel der Abendblätter. Er muß unmittelbar nach dem 28. December 1810 verfaßt worden sein, also an drei Wochen in Kleist's Redactionsstube gelagert haben: denn vom Finanzedict des 27. Octobers ist, als vor „acht Wochen“ erlassen, die Rede. Unterzeichnet mit der indifferenten Chiffre  $x y$ , kann der Aufsatz doch von Niemand, als von Adam Müller, verfaßt worden sein. Er fügt sich in eine Reihe mit dem (oben S. 113 besprochenen) „Schreiben aus Berlin“, im Abendblatt vom 17. December 1810. Mit der allergrößten Schlaueit hat Müller auch hier einem im Kerne oppositionellen Artikel das harmlose Aussehen einer nicht-regierungsfeindlichen Aussprache über einen öffentlichen Vorgang zu geben gewußt.

Wieder wendet Müller die Briefform an. Er gewinnt dadurch den Vortheil, Ansichten, zu denen er sich, der Censur wegen, nicht bekennen darf, seinem fingirten Correspondenten, als ob er sie nicht theile, in den Mund zu legen. Die erwähnte Cabinets-Ordre gab keine weitere Auskunft über den Inhalt der Vorstellung, der sie galt. Es bildete sich daher leicht die Meinung, als ob sich die Stolpische Vorstellung für die Finanzgesetze, oder wenigstens nicht gegen sie, ausgesprochen habe. Die Gegner Hardenberg's aber mußten das besser. Adam Müller thut nun in seinem Artikel so, als recapitulire er bloß die aus guter Quelle stammende Wissenschaft seines Correspondenten, wonach der besagte Kreis in der Vorstellung über die indirecte Form der Besteuerung geklagt habe; die

Last der damit verbundenen Controllen lege er auseinander, und bringe am Schluß auf unerwartete Weise den Gedanken zur Sprache, lieber die ganze Quote der Contribution, die auf seinen Theil falle, baar innerhalb des Raums von sechs Monaten entrichten zu wollen. Adam Müller läßt seinen Correspondenten auch der Ueberzeugung sein, daß die directe Besteuerung — ohne die Form der Verfassung, wie geschehen sei, anzurühren — zur Tilgung der Nationalschuld ausführbar und zweckmäßig, mithin die neue Finanzgesetzgebung nicht nöthig gewesen wäre.

Ich habe auf dem Staats-Archiv die Vorstellung der Stände des Stolpischen Kreises, vom 18. December 1810, eingesehen. Sie wendet nichts gegen die Luxussteuer ein, außer daß jedem Gutsbesitzer ein anständiger Wagen frei stehen müsse. Gleichfalls nichts gegen die Gewerbesteuer, nur möge der Umfang des einzelnen Gewerbes nicht zu eng begrenzt werden. Dagegen führt sie gegen die Consumtionssteuer die Kosten ihrer Erhebung, das nicht geeignete Beamtenspersonal, die Recherchen und Hausfuchungen, die von abhängigen Dorfleuten gegen ihren Herrn geübte Controlle, Defraudationen und Meineid an. Der Blasenzins für Branntwein werde auf Viehzucht, Düngererzeugung und Landwirthschaft schädlichen Einfluß haben. Die Bemessung der Grundsteuer müsse nicht nur nach der Fläche, sondern auch nach der Qualität des Bodens sich richten: denn sie, in Hinterpommern, hätten zwar große Güter, aber wenig nutzbares Eigenthum und feindseliges Klima. Nicht so scharf, wie bei Müller, kommt in der Eingabe der Gedanke der baaren Zahlung der Contributionsquote heraus: Müller's Gewährsmann, wohl einer der in Berlin anwesenden Mitunterzeichner der Stolpischen Eingabe, mag hier mehr nach seinem eigenen Geschmacß berichtet haben. Durchgängig sind die Ausführungen sehr

sachlich und ruhig gehalten: „Stände hoffen demnach, Majestät werden abhelfen, wenigstens mildern“\*).

Er wolle, fährt Müller im Artikel der Abendblätter fort, seinem Correspondenten zu Liebe einmal in die Meinung einer directen Besteuerung des Landes zur Abtragung der Nationalschuld eingehen. Aber hätten die Stände damals schon, als die allgemeine Stimmung „auf nichts gestützt“ sich gegen jede Art einer directen Contribution aussprach, auch die Kraft gehabt, eine directe Besteuerung durchzubrüden? Vielleicht habe erst das Vorgehen der Regierung die Stände zu ihrem jetzigen Willen genöthigt. Vielleicht sei gar die Erweckung dieses Willens die Absicht und der Zweck der Regierung gewesen: wie Boerhaave von einem seiner Kräfte lange Jahre nicht mehr mächtigen Holländer erzähle, er habe bei plötzlich einbrechender Feuergefähr die Thüre seines Zimmers eingesprengt. Zwar verwahrt sich Adam Müller, daß er der Regierung „bei so viel preiswürdigen und gesegneten Schritten nichts als eine Absicht dieser secundairen Art unterlegen wolle“, obgleich er ihr doch gerne die sie von der indirecten zur directen Besteuerung zurückführende Brücke bauen möchte. Er schließt mit der Anmahnung, zur Regierung Vertrauen zu fassen und das Urtheil vor der Vollendung des Reformwerkes einstweilen gefangen zu nehmen: genau so, wie er taktisch in dem früheren „Schreiben aus Berlin“ verfahren war.

\*) Aus den Acten des Geh. Staatsarchivs theile ich noch folgendes kleine persönliche Nachspiel mit. Am 12. Januar 1811 meldete dem Staatskanzler der Gutsbesitzer von Kösteritz auf Labehn bei Stolp in Hinterpommern, daß der Inhalt der Vorstellung auf seinen Gedanken und Ansichten beruhe. Er wolle verkaufen und bitte um Anstellung im Staatsdienste. 9. März 1811 dankt Hardenberg, legt Kösteritz ein weiteres Wirken für die neuen Gesetze ans Herz und stellt ihm ein Amt bei passender Gelegenheit in Aussicht.

Die Cabinets-Ordre auf die Vorstellung des Stolpischen Kreises fand ich gedruckt z. B. in der Cotta'schen Allgemeinen Zeitung 1811 Nr. 16.

Der letzte Artikel, der über „Ständische Commission“, ist der „actuellste“ von den dreien. Hardenberg's ursprünglich auf den 20. Januar berufene Deputirten-Conferenz war damals das Ereigniß, um welches sich jedes politische Gespräch drehte. Die entschiedenen Reformfreunde sahen darin die ersten Ansätze zur Entwicklung der von Hardenberg im Edict vom 27. October 1810 der Nation verheißenen „zweckmäßig eingerichteten Repräsentation“, die sie sich nach dem Vorbilde des englischen Parlamentes gestaltet dachten. Die Männer altpreussischer Gesinnung bekämpften überhaupt den Gedanken einer National-Repräsentation neuester Art, da sie nur die Macht der Krone zu verringern geeignet sei. Deshalb bestritten, consequenter Weise, die Vertreter der Kurmark in ihrer Eingabe vom 7. Januar 1811, zwischen deren Unterzeichnern der Name Friedrich's von der Marwitz für Lebus steht, dem Staatskanzler die ministerielle Befugniß, die Stimmung und Wünsche der Kurmark durch andere öffentliche Organe zu vernehmen, als durch die alten kurmärkischen Landstände, die schleunigst zu versammeln seien.

In diese Tagesfrage also geht der dritte politische Artikel der Abendblätter ein. Unterzeichnet ist er L. B. Das bedeutet Ludolph Bedeborff, Kleist's, Arnim's, Müller's Freund. Bedeborff hatte unter dem 8. December 1810 dem Staatskanzler ein Promemoria überreicht, das den Plan entwickelte, wie der preussische Adel wieder zu beleben sei, ein Problem, das in der damaligen Litteratur aus den verschiedensten Gesichtspunkten behandelt wurde. Die Tendenz des Promemorias war eine solche, daß Hardenberg es natürlich spurlos „zu den Acten“ schrieb: 3. Januar 1811.

So ist auch Bedeborff's Abendblatt-Artikel über „Ständische Commission“, trotz aller Milde und Vorsicht des Ausdrucks, im Grunde wieder ein Oppositionsartikel gegen die herrschende

Richtung. Bedeborff lobt zwar die ergangene Ernennung einer Commission zur gutachtlichen Berathung als „eine der weisesten Maßregeln, welche die Regierung habe ergreifen können“, aber eigentlich doch nur zu dem Zwecke, um desto bestimmter der von seinen politischen Freunden befürchteten, von deren Gegnern herbeigesehnten Ausbildung einer vollständigen National-Repräsentation zu widersprechen: „Es werden dadurch die thörichten Erwartungen Derjenigen vollständig zu Schanden, welche sich nichts Geringeres versprochen haben, als eine allgemeine ständische Versammlung mit gesetzgebender Gewalt, einen großen Reichstag gleichsam, wohl gar ein Parlament mit Ober- und Unterhause und mit allem Zubehör von Opposition, Stimmenmehrheit und möglichen Ministerial-Veränderungen.“ Und eine eigene, nach der Sprache wohl von Kleist verfaßte Redactions-Anmerkung verschärfte noch dieses Urtheil, indem eine derartige Einrichtung geradezu für ein „Unding“ erklärt wurde: „Denn eine ächte ständische Verfassung, eine solche, als hoffentlich das Resultat der neuen Einrichtungen sein wird, überträgt die Gesetzgebung dem Souverän, als dem allgegenwärtigen Mittelpunkte des ganzen Staates, den Ständen dagegen, als den gebornen und erwählten Repräsentanten der Staatskräfte, das Geschäft, die Wünsche und Bedürfnisse der Nation, ihr Interesse und ihr Verlangen dem Gesetzgeber immer gegenwärtig zu erhalten.“ Nicht mehr, führt Bedeborff seinen Gedanken weiter, aus dem Kampfe der verschiedenen Stände unter einander und gegen den Oberherrn, sondern aus einem ruhigen, besonnenen Gespräche des Staates mit und über sich selbst müsse der Staat jetzt wachsen. Das Resultat dieses Gespräches sei die öffentliche Meinung: „welche daher ein weiser Staatsmann keineswegs leiten oder beherrschen zu wollen unternehme, sondern mit welcher er sich möglichst zu vereinbaren und zu verständigen bemüht sei.“ Man em-

pfindet, wie diese Anschauungen nur aus dem Glauben an die unumschränkte Macht des Königthums entstehen konnten, und ließ zwischen den Zeilen den Vorwurf gegen Hardenberg, daß er eine so verstandene öffentliche Meinung nicht aufkommen lasse.

Wieder war es die feine Witterung des Oberstlieutenants von Ompteda, die sofort merkte, worauf die Artikel hinaus wollten. Er war mit Kleist bereits auseinander gekommen. Aber auch unabhängig von dieser Discordanz, schrieb er seinem Bruder (24. 1. 1811), würden die Berliner Abendblätter schlimmer und schlimmer; they have an alacrity in sinking: „Doch haben sie einige neuerliche Aufloberungen exhibirt, die ich Dir des Gegenstandes halber mittheile.“

Dies war nun aber auch das allerletzte politische Wort, das den Berliner Abendblättern verstattet wurde. Sie hatten sich im staatskanzlerischen Sinne wieder nicht „bewährt“. Von nun an herrscht in ihnen ein absolutes, nie mehr unterbrochenes politisches Schweigen. Kleist erlag dem Zwange. Die mir bekannt gewordenen Acten enthalten über das, was sich zwischen Regierung und Redaction abgespielt haben muß, auch nicht die geringste Andeutung. Den sich zu Ungunsten Kleist's fortspinnenden bureaukratischen Reibereien innerhalb der Censurbehörden lege ich zwar nur secundären Werth bei. Allein zeitlich traf es doch zusammen, daß in Folge eines Himly aufgetragenen Gutachtens über eine anderweitige Vertheilung der zu censirenden Schriften unter die drei bestehenden Censurbehörden (30. 12. 1810) Küster am 26. Januar 1811 amtlich Sach eröffnete, er könne aus Rücksichten seines Ressorts den Wunsch nicht bergen, daß die Abendblätter für ihren nicht-polizeilichen Inhalt zur Censur des Bibliothekars Biesler kommen möchten. Ersichtlich hatte sich also der politische Censor Himly wieder über die seiner Censur entzogenen drei Artikel der Abendblätter (17., 18., 19. Januar) geärgert. Das zwischen

Rüster und Saß erzielte neue Abkommen, welches noch am 26. Januar durch Circularerlaß allen Buchdruckern und Buchhändlern Berlins kundgegeben wurde, bestimmte, daß sämtliche Druckschriften zunächst zur allgemeinen Censur Viester's zu bringen seien, von dem die Vertheilung der periodischen Schriften an die geeignete, politische oder polizeiliche, Censur auszugehen habe. Viester, dem die Buchcensur verblieb, erhielt dadurch factisch die Stellung eines Generalcensors, wiewgleich dieser Titel ihm, auf Rüster's Einspruch hin, nicht beigelegt wurde. Da in den Abendblättern aber Politisches nicht mehr erschien, hatte Viester keine Veranlassung, sie der Censur Gruner's zu entziehen, den nach seiner Berufung in die Staatskanzlei seit Anfang Februar 1811 der neue Polizeipräsident von Schlechtendahl ersetzte. Diese Dinge liefen, wie gesagt, nebenher. Ausschlaggebend für die Behandlung der Abendblätter war zuletzt doch nur die allgemeine Gestaltung der politischen Lage. Die von Hardenberg in die Commission berufenen Männer zeigten nicht die erhoffte Willfährigkeit gegen die Staatskanzlei. Die Unzufriedenheit der oppositionellen Kreise wuchs immer bedrohlicher. Die Abendblätter wurden ihnen, nach dem kurzen Versuche, von nun an gänzlich und für immer geschlossen. Erreicht war, was die Staatskanzlei von den ersten Frictionen an wollte. Und um den Preßäußerungen der Opposition auch in aller Form Rechtens beizukommen, ließ sich der Staatskanzler durch Königliche Cabinets-Ordre vom 25. Februar 1811 seine schon bis dahin ausgeübten Oberrechte über die Censur formell noch in dem Umfange feststellen, daß alle in Berlin und in der gesammten Monarchie erscheinenden Schriften und Aufsätze, welche die Staatsverfassung und Verwaltung betrafen, oder darauf Bezug hätten, unter Hardenberg's Oberleitung durch den Staatsrath Gruner censirt werden sollten. Dieß war gerade zu der Zeit, wo nach vielen Schwierig-

feiten die Commission, am 23. Februar 1811, endlich eröffnet werden konnte. Kraft dieser Ordre wurden, in Verfügungen der Staatskanzlei vom 8. bis 11. März 1811, alle politischen und gemischten Artikel, sogar die Bossische und Spenerische Zeitung, der „höheren Censur“ Gruner's unterstellt, so daß Gimly, tief gekränkt, seinen Abschied einreichte. Kleist muß daher im März 1811 wieder Gruner zum Censor gehabt haben. Ich glaube, daß Gruner in diesen Dingen mehr der Schiebende, als der Geschobene war, Gimly hegte einen grenzenlosen Groll gegen ihn. Aber auch den bisherigen Freunden, vor allen Kleist, brachte Gruner's Eintritt in die Staatskanzlei nicht den Vortheil, auf welchen von ihnen vielleicht gerechnet worden war. Es scheint fast, daß man ihm Dinge zuschrieb, die man ihm nicht oder anders zugetraut hätte. Nur so erklärt sich, was Arnim 1814 über ihn zu seinem Freunde Görres äußerte. Gruner, damals Generalgouverneur des Mittelrheins, hatte sich schnell Görres' Neigung und Vertrauen erworben, der zum schweren Mißbehagen der Regierung in Berlin seinen Rheinischen Merkur herausgab, bis auch er von Hardenberg unterdrückt wurde. Arnim, ohne Gruner das Menschlich-Liebenswürdiges seines Wesens abzusprechen, warnte doch Görres vor zu rückhaltlosem Zutrauen zu den eigentlichen, Carriere machenden Beamten, denen am Ende doch der Herr Minister über Gott und den Kaiser gehe, und fügte illustrirend hinzu: „Nach Hardenberg's Wunsche brachte Gruner den verstorbenen Heinrich Kleist auf sehr curiose Art um sein Abendblatt, das er mit recht viel Nutzen in Berlin herausgab.“ Es wirkten dabei gewiß die Erfahrungen ein, die Arnim selbst als Mitarbeiter der Abendblätter mit Gruner's Censur gemacht hatte, und wir werden diese Stimmung als die seiner Zeit im Kleistischen Kreise herrschende betrachten dürfen.

### 13. Vergeblicher Versuch, die Abendblätter Kleist's durch Müller's Staatsanzeigen zu ersetzen.

Davon, daß der Opposition der Grundbesitzer und Adelligen Kleist's Abendblätter wieder verschlossen werden sollten, muß man rechtzeitig unterrichtet gewesen sein. Sofort entstand ein Plan zur Gegenwirkung gegen diese Absicht. Adam Müller trat damit hervor. Am 26. Januar 1811 reichte er dem Staatskanzler eine Ankündigung der von ihm im Verein mit politischen Freunden herauszugebenden „Staatsanzeigen“ zur Genehmigung ein. Der Titel war von ihm, glaub ich, nach den „Staatsanzeigen“ seines 1809 verstorbenen Göttingischen Lehrers August Ludwig von Schlözer gewählt worden. Diese, den Bedürfnissen ihrer Zeit entsprechend, hatten einen universalhistorischen Einfluß ausgeübt und europäische Reformgedanken in die Wirthschaft der deutschen Kleinstaaten eingebürgert, während der einer würdigen Freiheit ergebene Carl Friedrich von Moser den Ausschweifungen der herrschenden Schule sich gründlich und erfolgreich widersetzte. Auf diesem immerhin nothwendigen Umwege war durch Schlözer's Staatsanzeigen doch eine tiefere und kräftigere Würdigung des Vaterländischen für die Zukunft vorbereitet worden. Adam Müller wollte jetzt in seinen „Staatsanzeigen“ die vaterländische Aufgabe angreifen und zu lösen suchen. Den Plan trug er gewiß schon lange in sich. „Vaterländisch“ hieß jetzt bei ihm „preussisch“; denn Westphälisch und Rheinbündisch galt ihm und seinen Freunden als antinational. Die letzten Erfahrungen auf dem Gebiete der preussischen Staatsumformung gaben dem Schriftsteller, das Müller Hardenberg einreichte, die Bestimmung des Zieles und die Farbe des Wortes. Es lautete:

## Ankündigung.

Die großen Gegenstände der innern Staatsadministration und Gesetzgebung, welche in diesem Augenblick, zumal in Preußen, jeden Freund des Vaterlandes und der bürgerlichen Ordnung beschäftigen, verdienen, besonders von ihrer rechtlichen Seite, eine fortlaufende öffentliche Erörterung. Die Zeiten haben sich geändert, und erleuchtete Regierungen provociren selbst die freimüthige und bescheidene Untersuchung der Grundsätze, welche ehemals ein Arcanum der wenigen zur wirklichen Herrschaft berufenen waren. Wenn alte und ganz neue Zustände verflochten werden sollen, so wird auch billig keine Stimme verschmäht werden, die aus einem klaren Herzen kommt und die sich in die wirklich bestehende Ordnung fügt.

Unter dem Beistande wahrer, der Rechte des Landes Kundigen werden zu jenen erheblichen Zwecken erscheinen:

Staatsanzeigen  
herausgegeben  
von  
Adam Müller.

Ihrer Ansicht und ihres reinen Willens gewiß werden der Herausgeber und seine Freunde zur Beruhigung und Vereinigung der Gemüther aus allen Kräften wirken. Die auswärtigen Angelegenheiten sind unbedingt ausgeschlossen.

Ueber die künftige Haltung dieser Staatsanzeigen konnte Hardenberg nach dem Wortlaute und den Männern, die sich zusammenthaten, keinen Augenblick im Unklaren sein. Der Hinweis darauf, daß die rechtliche Seite jetzt ein Augenmerk verdiene, ließ durchblicken, daß Rechte in Preußen verletzt worden seien. Wessen Rechte? und von wem? verstand sich von selbst. Dennoch hatte Hardenberg wohl kein Mittel in Händen, das Erscheinen der Staatsanzeigen von vornherein zu verbieten. Wenn auch nicht mit der drängenden Schnelligkeit, mit der er eigenhändig Sach den „Freimüthigen Gedanken über die Verordnung vom 27. October“ von Friedrich Buchholz, „da er gegen den Inhalt derselben nichts zu erinnern habe“, das Imprimatur zu ertheilen befahl (24. November 1810), so gestattete er doch nach einiger Zeit, am 4. Februar 1811, die

Herausgabe der Staatsanzeigen. Am 7. Februar bereits stand Adam Müller's Ankündigung in Kleist's Abendblättern zu lesen.

Die von den nun bald zusammentretenden Deputirten behandelten Gegenstände boten für die Staatsanzeigen Stoff die Fülle. Am 4. April überreichte Müller seinem Censor Gruner einen vom Geheimrath von Goldbeck abgefaßten Aufsatz. Jetzt aber machte Gruner im Verein mit Hardenberg, oder Hardenberg im Verein mit Gruner — denn nach der die höhere politische Censur regelnden Cabinets-Ordre waren zweifelhafte Fälle zur Entscheidung des Staatskanzlers selbst zu bringen — durch dilatorische Behandlung der Dinge das Erscheinen der Staatsanzeigen unmöglich. Die Staatskanzlei rührte sich nicht. Am 5. April bittet Müller um Antwort und stellt Gruner zugleich einen Artikel vom Grafen Larisch in Aussicht. Keine Entscheidung. Am 10. April urgirt Müller: „Ew. Hochwohlgeboren können unmöglich Anstand nehmen, der freien Erörterung eines Gegenstandes, über den sich die Regierung noch nicht ausgesprochen hat, nämlich der Idee einer National-Repräsentation, das schon gestern Mittags versprochene Imprimatur zu ertheilen, ebensowenig, als es vor einem Jahre dem Herrn von Raumer untersagt worden ist, mit ganz andrer Dreistigkeit über die Einkommensteuer seine Meinung zu sagen.“ Man bemerke den Hieb gegen Raumer, der noch als Rath in der Staatskanzlei arbeitete. Wiederum keine Entscheidung. Nach Hardenberg's Eingangsjournal (14. 4. 1811) reichte Müller nunmehr während der nächsten Tage dem Staatskanzler selbst zu seinem bereits übergebenen Anschlag der gegenwärtigen Gutsrevenüen einen ihm für die Staatsanzeigen eingesandten Gegenanschlag ein. Keine Entscheidung. Am 18. April bittet Müller von Gruner alles Manuscript zurück: „Da es zwar für den Herrn von

Cöln, aber nicht für mich eine Censur in diesem Lande giebt, und da ich heute, nach den von Ew. Hochwohlgeboren mir wiederholten und sich auf die Rückkehr des Herrn Staatskanzlers Excellenz von Tempelberg beziehenden Berisprechungen, von Herrn von Raumer den Bescheid erhalte, daß Se. Excellenz nicht Zeit hätten Sich mit meinen Angelegenheiten zu beschäftigen, so bleibt mir nichts übrig, als mein und sehr verehrungswürdiger Männer Eigenthum zurückzufordern.“ Man bemerke den neuen Ausfall gegen Cöln, dem seine eben erschienenen „Materialien für die preußische staatswirthschaftliche Gesetzgebung“, nach den Acten vom 6. April 1811, den „mündlichen Dank“ des Staatskanzlers eingetragen hatten. Auch jetzt noch keine Entscheidung. Da fordert nun Müller am 19. April energisch von Bruner seine Manuscripte, „da ich (wie er sagt) nicht bloß mir selbst, sondern den Herren von Marwitz und Goldbeck deshalb verantwortlich bin.“ Müller mußte in Folge dessen die Staatsanzeigen aufgeben, und da er einseitig von seinem Contracte mit dem Verleger zurücktrat, machte er einen bedeutenden Geldverlust: gerade wie es Heinrich von Kleist mit seinen Abendblättern erging. Eine Anstellung im preußischen Staatsdienste, die man Müller sehr schlau immer in Aussicht ließ, verlor sich in die Unmöglichkeit.

Adam Müller's Staatsanzeigen traten erst nach den Freiheitskriegen, 1816, und nun natürlich als Deutsche Staatsanzeigen, zu Leipzig ins Leben. Wie sie einst Kleist's Berliner Abendblätter ablösen sollten, so setzten sie jetzt den von demselben Staatskanzler verbotenen „Rheinischen Merkur“ Joseph Görres' fort. Neben Müller schrieben in die Deutschen Staatsanzeigen Wilhelm von Schütz (=Lacrimas), preußischer Landrath und bald Ritterschaftsdirector, Professor Krug in Leipzig, der Gatte von Kleist's einstiger Braut Wilhelmine von Zenge, und Hofrath Ludolph Bedeborff,

der das in den Abendblättern angerührte Thema über die Ständische Commission jetzt in sich folgenden Aufsätzen, die repräsentative Verfassung betreffend, wieder aufnahm.

Ich habe die Zeugnisse über die Erdrückung der Staatsanzeigen Müller's 1811 in voller Urfundlichkeit sprechen lassen. Sie gestatten und zwingen, der Theorie und Praxis des Hardenberg'schen Systems bis auf den Grund zu sehen. Welche tiefe Erbitterung mußte königstreue Patrioten, wie Larisch, Goldbeck u. a. ergreifen! Die Erdrückung der Staatsanzeigen hat eine verzweifelte Aehnlichkeit mit der Zugrundrichtung der Abendblätter.

#### 14. Niedergang der Abendblätter und Kleist's letzte Kämpfe mit Hardenberg und Raumer.

Der Niedergang der Abendblätter im zweiten Quartal war nicht mehr aufzuhalten gewesen. Der Absatz deckte die Kosten der Herstellung nicht mehr. Da Kleist officiöse Artikel, wie er versprochen, nicht zur Publication bringen konnte, stand dem Verleger Kuhn das contractliche Recht zu, von dem Unternehmen zurückzutreten. Das bedeutete für Kleist den Verlust von 800 Thalern Redactionsgehalt und 300 Thalern Schadenersatz. Seine bürgerliche Existenz war damit vernichtet. Nachdem die Dinge einmal soweit gekommen waren, gebot sein Vorthheil, das Abendblatt sobald als möglich aufzugeben. Seiner innersten Ueberzeugung nach trug die Staatskanzlei die Schuld an seinem Unglück. Kleist ging jetzt auf Hardenberg selber los.

Die Briefe, die von nun an zwischen den Partheien gewechselt werden, haben einen von den früheren verschiedenen Charakter. Die früheren waren Vorbereitungen auf persönliche Zusammenkünfte, in denen die eigentliche Entscheidung der Dinge

lag. Jetzt aber, nach dem Abbruch directer Verhandlungen, sind die Briefe allein die Unterhändler zwischen Regierung und Redaction. Man kämpft, man sucht sich Zugeständnisse zu entlocken, man will gewinnen. Den Staatskanzler allein betrachtet Kleist als den, mit welchem er zu thun habe: die sich einschiebende Affaire mit Raumer ist dem gegenüber von untergeordneter Art. Kleist's Vorgehen gegen Hardenberg erscheint mir kaltblütig überlegt und mit consequenter Zähigkeit durchgeführt. Dem Tone nach schreibt Kleist immer wie ein Beamter an seinen höchsten Vorgesetzten (das steckte ihm vom früheren Militär- und Civilverhältniß in den Gliedern), Hardenberg dagegen wie ein geärgertes Vorgesetztes an einen unbequemen Untergebenen, dem nicht recht beizukommen ist. Ein im Ausdruck noch so vorsichtiger Angriff eines Untergebenen faßt schärfer an, als schroffsprachige Zurückweisung von vorgesezter Stelle. In solchen Verhältnissen enthalten die gewechselten Schriftstücke niemals das eigentliche Endergebniß: Niederlage oder Sieg besteht vielmehr in dem, was an peinlichen oder genugthuenden Nachempfindungen im Einzelnen übrig bleibt. Wenige Männer in vorgesezter Stellung verfügen über die innere Kraft, trotz peinlicher Rückerinnerung dem untergebenen Gegner in vollem Maße gerecht zu werden. Hardenberg war zwar ein ritterlicher Mann, für diese Größe der Gesinnung aber doch nicht groß genug.

Kleist machte für sich folgende Gedankenschlüsse. Die in ihrer ursprünglichen Freiheit durch Verhandlungen und amtliche Maßnahmen der Staatskanzlei beschränkten Abendblätter haben ministerielle Artikel aufgenommen; also sind sie „halb-ministeriell“. Sie haben als „halb-ministeriell“ ihre Popularität verloren, und die zum Ersatz dafür versprochenen officiösen Beiträge sind ausgeblieben. Die Staatskanzlei hat früher für „zweckmäßige“ Führung des Abendblattes Geld ge-

boten; also mag sie jetzt wenigstens den von ihr verschuldeten Verlust decken. Diese Gedanken formulirte Kleist in seinem Briefe an Hardenberg vom 13. Februar 1811, und ließ durchblicken, daß ein Proceß um die in Streit befindliche Summe, wegen der eidlichen Zeugenvernehmung, der Staatskanzlei unbecquem sein würde. Die von Hardenberg gezeichnete Antwort, vom 18. Februar 1811, verwarf dagegen gänzlich den Anspruch auf Entschädigung. Weitere Schriftstücke gingen zwischen den Partheien hin und her. Natürlich ohne Förderung der Angelegenheit. Jeder Theil verblieb auf seinem Standpunkt.

Wie urtheilen wir heute? Heinrich von Kleist machte Billigkeitsgründe geltend, nicht Rechtsgründe. Sein — menschlich ihm nicht schadender — Irrthum war, daß im politischen Leben, was billig sei, auch recht sei. Der umdrängte Politiker Hardenberg brauchte Billigkeitsgründen kein Gehör zu geben. Er würde es gethan haben, wenn er für Kleist und die Seinigen Sympathien politischer oder gesellschaftlicher Art gehegt hätte, vielleicht auch noch, wenn die Gewährung der Ansprüche Kleist's den Gegnern nicht wie ein Eingeständniß seiner Schuld erschienen wäre.

Es fügte sich für Kleist nicht günstig, daß Raumer die Entschließung des Staatskanzlers von vornherein maßgebend beeinflusste. Wer sich für Hardenberg's wasserhelle, diplomatisch abgerundete und doch mit empfindbarer Wärme vorgetragene Actenprosa ein Gefühl erworben hat, wird mit mir der Meinung sein, daß die erste Antwort (18. 2. 1811) nicht von ihm selbst verfaßt worden ist. Raumer hat vielmehr das Concept geschrieben. Man braucht dazu nur Raumer's Brief an Kleist vom 6. December zu vergleichen, um die Identität der Autorschaft einzusehen. Dadurch aber wurden sogleich Nebendinge, die nur für Raumer wichtig waren, in eine ihnen an sich nicht gebührende Bedeutung gerückt. Der Staatskanzler, heißt es

in der Antwort, habe Kleist nicht im Mindesten beschränkt in der Art, vor dem Publicum aufzutreten, noch in den Mitteln das Blatt interessant zu machen: eine Behauptung, die nicht Stich hält. Das frühere Geldangebot, das zwar nicht bestritten wird, solle anders in der Form gelautet haben: worauf ebenfalls nichts ankommt.

Kleist muß sofort erkannt haben, wessen Geist in dem Schreiben umgehe. Nur unter dieser Voraussetzung wird es verständlich, warum er — scheinbar jetzt ohne Anlaß — von Hardenberg abläßt und, am 21. Februar 1811, auf Raumer losfährt. Jede Zeile des Briefes drückt ihm seine Verachtung aus. Er mißt ihm allein die Zugrundrichtung des Abendblattes bei. Er habe doch, trotz aller Ableugnung, für die Vertheidigung der Maßregeln des Staatskanzlers Geld angeboten. Er solle „Gelegenheit nehmen, Se. Excellenz von der Gerechtigkeit seiner Entschädigungsforderung zu überzeugen“. Sonst werde die ganze Geschichte des Abendblattes im Auslande gedruckt werden. Eine Abschrift schickte Kleist dem Staatskanzler ein, mit dem Ansinnen, Raumer's Meinung in der Sache des Abendblattes nicht mehr zu Rathe zu ziehen. Dem Staatskanzler blieb nichts übrig, als für seinen beleidigten Beamten einzustehen und Kleist durchweg Unrecht zu geben. Dies neue Schriftstück, vom 26. Februar 1811 datirt, hat Hardenberg selbst verfaßt. Es unterscheidet sich in Ton und Sprache erheblich von dem früheren. Es enthielt die Hardenberg entschlüpfsten Worte: „ich versprach Ihnen Unterstützung, wenn Sie ein zweckmäßiges Blatt schrieben“, ein autoritatives Zugeständniß, wie es Kleist sich nicht besser wünschen konnte.

Empört war aber Kleist darüber, daß Raumer seine Auffassung des Geldangebotes als einen „großen Irrthum“ hinzustellen fortfuhr. Nachdem dieser auch nochmals „für oder wider das Abendblatt mit Sr. Excellenz zu sprechen“ rundweg

verweigert hatte, machte Kleist die Sache zu einem Ehrenhandel. In immer schärfer lautenden Billets suchte er aus Raumer ein Ja oder Nein herauszupressen, um im Falle einer unbefriedigenden Antwort ihn um diejenige Satisfaction zu bitten, die ein Mann von Ehre in solchen Fällen fordern könne. Raumer aber sagte nicht Ja oder Nein, sondern berief sich ausweichend auf seine Correspondenz, die die verlangte Antwort schon enthalte: „(26. Februar 1811:) Ich will dieser Antwort weder etwas abnehmen noch zusetzen, sondern ganz dafür officiell und außerofficiell sein und bleiben.“

Welches war der Ausgang des Ehrenhandels? Betrachten wir, was Friedrich von Raumer, erklärend, nach her seinem Billet vom 26. Februar 1811 zusetzte. Er sagt: „Nachdem ich mein Billet vom 26. Februar an Kleist abgesandt hatte, schickte ich ihm einen Freund, Herrn Geheimrath Pistor, auf die Stube. Wäre er hier fest bei seiner Behauptung geblieben, hätte sich das amtliche Geschäft allerdings in eine Ehrensache über wahr oder unwahr verwandelt. Er ließ sich indes gefallen, daß Pistor eine Abschrift meines Briefes vom 13. December nahm, fing an zu weinen, klagte, er sei zu allem inducirt worden, und schrieb mir folgendes Billet: — es folgt aber nicht bei Raumer das richtige Billet, sondern es reiht sich nun unrichtig der Abdruck eines Billets vom 4. April 1811 an.

Raumer's Erinnerung irrt nämlich, wenn sie das ganz andre Dinge betreffende Billet aus dem April mit der Erledigung des Ehrenhandels in unmittelbare Verbindung bringt; es thut höchstens dar, daß — über einen Monat später — der Streit beigelegt war. Die Art der Beilegung aber kann nicht diejenige sein, die Raumer's — im eigenen Interesse einseitige — Darstellung vorträgt. Welchen Anlaß könnte Raumer gehabt haben, nach dem Billet vom 26. Februar noch Pistor

abzuschicken? Raumer mußte doch zunächst abwarten, was Kleist jetzt thun würde. Seine Bemerkungen über das Weinen und Klagen Kleist's (wobei er doch nicht zugegen gewesen wäre!) sind zum mindesten unerfreulich, befremdend aber der Versuch, die Verdächtigung Adam Müller's, auf den er durch den Ausdruck „inducirt“ deutet, Kleist selbst in die Schuhe zu schieben, als ob dieser seinen Freund preisgegeben hätte.

Kleist hat, nach meiner Vorstellung von der zähen Consequenz seines Charakters, Raumer auf die „zweideutige oder unbefriedigende“ Antwort des 26. Februars hin gefordert. Dann hat sich allerdings als Unpartheiischer der Geheime Postrath Pistor (bei dem, in der Mauerstraße 34 wo Arnim und Brentano wohnten, Kleist wie zu Hause war) bemüht, einen Vergleich zwischen den Partheien zu Stande zu bringen. Pistor stand Kleist viel näher als Friedrich von Raumer. Das Duell unterblieb. Natürlich werden sich die Gegner auf einer mittleren Linie vereinigt haben: die noch nicht unerkennbar geworden ist. Kleist nahm die Herausforderung zurück, empfing aber von Raumer die zuerst (oben S. 160) verweigerete Zusage, daß er beim Staatskanzler die Entschädigungssache des Abendblattes mündlich vorbringen werde, in einer Weise, bei der irgend Etwas für Kleist herauskommen solle. Dies steht alles in Kleist's Schreiben an Hardenberg vom 10. März 1811, das wir als den von den Partheien genehmigten officiellen Abschluß der Vergleichsverhandlungen zu betrachten haben, mit klaren Worten zu lesen. Der mündliche Vortrag Raumer's bei Hardenberg fand wirklich und beglaubigt statt. Woraufhin Hardenberg Kleist eröffnete (11. März 1811): daß „nach dieser genügenden Aufklärung der Sache ihm von keiner Seite eine weitere Entschuldigung oder Rechtfertigung nöthig erscheine“. Ich nehme außerdem noch von Hardenberg's Constatirung, daß „die früheren Mißverständnisse weder durch

Schuld eines Dritten, noch durch vorsätzlichen Irrthum entstanden und herbeigeführt worden seien“, deswegen Notiz, weil Raumer's nachträgliche Beschuldigung gegen Adam Müller dadurch entkräftet wird. Kleist faßte den Bescheid als ein Zurückweichen der Regierungsseite auf und sprach das auch im weiteren Verfolg der Entschädigungssache aus. Eine Demüthigung lag für ihn nicht in dem Ausgang des Ehrenhandels, und ebensowenig offenbarte sich damals Etwas wie eine traurige oder verdüsterte Stimmung seines Gemüthes.

Im Gegentheil: ihn stärkte das Gefühl, sich seinen viel mächtigeren Gegnern gegenüber moralisch behauptet zu haben. Seine zuversichtliche Stimmung lesen wir aus seinen an Fouqué gerichteten Zeilen heraus, die von jedem Zwangsstil öffentlicher Eingaben frei sind. Da ergeht er sich ungenirt gegen den ganzen Tisch von Räten und Schreibern, die mit erbärmlicher diplomatischer List alle ihm persönlich und durch die dritte Hand gegebenen Versprechungen abläugneten, weil sie nicht schriftlich mit Wachs und Petschaft abgefaßt seien: „(doch) bin ich, mit meiner dummen deutschen Art, bereits eben so weit gekommen, als nur ein Punier hätte kommen können; denn ich besitze eine Erklärung, ganz wie ich sie wünsche, über die Wahrhaftigkeit meiner Behauptung von den Händen des Staatskanzlers selbst“; er ist überzeugt, daß er die Sache doch ins Reine bringen werde; er fühlte sich also, wenigstens moralisch, nicht unterlegen. Die Abendblätter führte er, um sein öffentlich gegebenes Versprechen zu erfüllen, mit dem ganzen Aufgebot seiner zähen Energie bis an das Ende des Quartals, unterstützt von wenigen Getreuen, die bei ihm ausharrten, unter ihnen Achim von Arnim. Mit Ruhn muß er sich vereinigt haben: als eins der Mittel, mit denen er bezahlte, bezeichne ich die Lieferung der Novelle „Die Verlobung“ (in St. Domingo) in Ruhn's Freimüthigen 1811, wo

sie durch die Nummern vom 25. März bis zum 5. April sich hindurchschiebt, mit dem sichtslichen Zwecke, die Leser des ersten Quartals mit sanfter Gewalt in das zweite hinüberzuleiten.

Als am 30. März 1811 das letzte der Berliner Abendblätter erschien, wandte es sich nicht in üblicher Weise mit dankenden Abschiedsworten an die geneigten Leser. Noch lange nicht gebeugtes Widerstandsgesühl meldete sich vielmehr von neuem in einer kurzen Schlußanzeige an:

### A n z e i g e.

Gründe, die hier nicht angegeben werden können, bestimmen mich, das Abendblatt mit dieser Nummer zu schließen. Dem Publiko wird eine vergleichende Uebersicht dessen, was diese Erscheinung leistete, mit dem, was sie sich befugt glaubte, zu versprechen, sammt einer historischen Construction der etwanigen Differenz, an einem anderen Orte vorgelegt werden.

H. v. R.

Wer Preßzustände kennt, weiß, daß gerade die wirksamsten Rundgebungen, scheinbar an eine unbegrenzte Oeffentlichkeit sich wendend und von Tausenden gelesen, doch nur ganz wenige und bestimmte Personen, von denen sie verstanden werden, ins Auge fassen. So war auch Kleist's Schluß-Anzeige nur auf Wenige, die sie verstehen würden, berechnet und eingerichtet. Zu den Wenigen gehörte Friedrich von Raumer, dem Kleist mit der Veröffentlichung seines Materials im Auslande gedroht hatte. Die Staatskanzlei mußte, nach diesem frisch abgegebenen Alarmschusse, von neuem wieder auf der Wacht sein. Aber in besserer Erwägung unterließ Kleist den öffentlichen Angriff. Ein Kleist durfte sich nicht mit Anderen, die in gleicher Lage so verfahren wären, in Eine Linie stellen. Ja, als er ein Halbjahr später aus eigenem Entschlusse den Kampf abbrach,

---

hat er mit seinen Papieren auch das über seine Abendblätter Angesammelte und etwa Aufgezeichnete vernichtet.

Das Hardenbergische System ist, politisch gefragt und politisch geantwortet, in dem großen Kampfe siegreich gewesen. Was bedeutet daneben das zerbrochene Geschick eines Einzelnen, selbst eines Kleist! Das Hardenbergische System war, wie das Napoleonische, weit entfernt von Preßfreiheit. Ein hauptstädtisches Organ, in dem die märkisch-preußische Opposition, nach der Erdrückung der Abendblätter, noch hätte reden dürfen, gab es nun nicht mehr. In der Oeffentlichkeit, soweit sie wenigstens durch Zeitungen repräsentirt werden kann, war dem Reformwerk der Jahre 1810 und 1811 glatte Bahn geschaffen.

### Drittes Capitel.

## Theater.

---

Zu der Zeit, wo Kleist als dramatischer Dichter um die Bühne warb, gab es nur Ein Theater in Berlin, das das Nationaltheater hieß und Zuschüsse vom König erhielt. Die Direction führte seit 1796 der Schauspieler und Dichter von Theaterstücken August Wilhelm Iffland.

Das Berliner Nationaltheater war, weil es vom königlichen Hofe abhing, in Wahrheit ein Hoftheater. Ein Hoftheater muß in einem geordneten Staatswesen im Einklang mit der allgemeinen Staatspolitik geleitet werden. Es wäre unerträglich, wenn von der Hofbühne Wirkungen in das Publicum hinausgingen, die dem Staatswillen entgegen arbeiteten. Die reinste Form des Hoftheaters hat Weimar besessen zu Goethe's Zeit. Goethe, als der leitende Director des Staates und des Theaters, hielt die Politik und die Bühne im Einklang mit einander. Die Bühne fiel in sein Ressort als Cultusminister, und einen Cultusminister wie Goethe hat es in Deutschland nicht zum zweiten Male gegeben. Darum wurde die Weimarische Bühne die unerreichte Musterbühne Deutschlands. In keinem deutschen Einzelstaate trafen gleich günstige Umstände zusammen, wie in Weimar.

Während der letzten Jahre Kleist's regierte in Berlin Hardenberg den Staat, und dirimirte Iffland das Theater. Iffland war freilich nicht von Hardenberg berufen worden, aber da diesem die Oberaufsicht über alle Zweige des Staatsbetriebes zustand, so hätte Iffland ohne seine Zustimmung die Theaterdirection nicht weiterführen können. Iffland mußte handeln, wie er annehmen durfte, daß es der Regierung genehm wäre. Wer demnach ein Gegner der Politik Hardenberg's war, mußte nothwendig auch mit Iffland's Leitung des Nationaltheaters in Conflict gerathen.

### 1. Die Stellung Iffland's in Berlin.

Es war ein Glück für Iffland, daß ihn die Wahrnehmung seiner Pflichten nicht in Zwiespalt mit sich selber brachte. Er war Hardenberg nicht bloß in redlicher Uezeugung, sondern auch in freundschaftlicher Ergebenheit zugehan. Der Ritter von Lang erzählt in seinen Memoiren, daß Iffland schon 1801 zu den gewohnten Tischgästen des Ministers Hardenberg gehörte und sich dessen ungewählte Umgebung gefallen ließ. Dasselbe berichtet Friedrich von Raumer in seinen Erinnerungen für die Jahre 1810 und 1811. Mag immerhin der von Natur zaghafte Iffland dem starken, und wenn es Noth that sich Respect verschaffenden Autoritätsgeföhle Hardenberg's gegenüber von vornherein im Nachtheil gewesen sein: dieser Verkehr zwischen den beiden je nach ihrer Art hervorragenden Männern hätte sich nicht bilden und hätte keinen Bestand haben können, wenn sie nicht in entscheidenden Ansichten und Grundsätzen eines Sinnes gewesen wären.

Iffland hatte die für seine Lebensanschauung bestimmenden Einflüsse, wie Hardenberg, nicht in Preußen erhalten. Beide

waren Hannoveraner von Geburt. Als Schauspieler bildete sich Iffland in der kosmopolitischen Schule des Mannheimer Theaters. Schiller's die Verkommenheit in herrschenden Kreisen entblößenden Jugenddramen waren die Stücke, für deren vollendete Darstellung er die schauspielerischen Mittel, wie kein Anderer, besaß. Den Zusammenhang mit Schiller's Kunst, die sich neben Goethe zu beruhigter, allgemein menschlicher Höhe erhob, ließ er niemals wieder fallen. Er hat als Theaterdirector in Berlin das classische Drama Goethe's und Schiller's aufgeführt. Daneben aber bevorzugte er die allermäßigsten Bühnentalente, deren Stücke, wie die eigenen die er schrieb, das Publicum unterhielten, ohne es zu einer höheren Idee empor zu tragen. Der nicht-politische Classicismus und der städtisch-bürgerliche, fast antiaristokratische Modegeschmack lieferten die beiden Elemente, aus denen sich Iffland's Theaterleitung zusammensetzte. Es erscheint dies auf den ersten Blick wie ein Widerspruch, der nicht möglich wäre. Gleichwohl liegt diese sonderbare Verknüpfung als historisches Problem in der Geistesgeschichte Berlins klar zu Tage. Die „aufgeklärten“ Kreise Berlins traten noch bei Goethe's Lebzeiten als laute Verkünder seines classischen Genius auf; und wem, der heute in die Zustände blickt, entginge, daß ähnliche Verhältnisse noch bestehen? Iffland war der rechte Theaterdirector nach dem Geschmacke des Berliner Durchschnittsbürgers. Der philiströse Zug in Iffland's Wesen heimelte ihn an. Das war der Grund, weshalb die alten Berliner Zeitungen immer durch Dick und Dünn mit Iffland gingen. Wäre Iffland, als Hardenberg die Kanzlerschaft übernahm, nicht schon lange in Berlin gewesen: er hätte als der geeignete Mann in diese Stelle berufen werden müssen.

Zwischen dem einsamen Classicismus von Weimar und der platten Oberflächlichkeit des Modetons wuchs nun die Ro-

mantik auf, die Kunstanschauung der jüngeren Generation, die Goethe verehrte und das Philistertum bekämpfte. Iffland war schon ein berühmter Schauspieler und in seine Mannesjahre eingetreten, als die neue Bewegung sich geltend machte. Er besaß weder als Schauspieler, noch als Theaterdichter diejenige Fülle geistiger Gaben, die nöthig gewesen wäre, um das Neue fruchtbar zu umfassen. Goethe hielt, mehr als Schiller, Fühlung mit den jungen Talenten. Tieck's, der beiden Schlegel's, Kleist's, Werner's u. a. Dramen führte er auf seinem Theater auf. Er schrieb Werke, die die Romantiker selbst als die Blüthe ihrer eigenen Bestrebungen anerkannten: All das jedoch, ohne sich selbst zu verlieren oder sich als Partheichef der Romantiker proclamiren zu lassen. Iffland dagegen, an diesem Reichthum gemessen, erscheint als ein armer Mann. Für die neuen Tendenzen der Romantiker fehlte ihm das Organ. Seine Theaterstücke blieben, was sie waren, gedankenleichte Unterhaltungsstücke, mit denen Kogebue's auf Einer Stufe. Selbst die uns für die besseren gelten können, die Jäger, der Spieler, Verbrecher aus Ehrsucht, haben keine innere Entwicklung, weder im classischen, noch im romantischen Sinne. Aus etwas Edelmuth und etwas Schlechtigkeit sind die Charaktere seiner Helden zusammengesetzt, und kein höheres Ziel kennt Iffland, als diese Helden „aus der Gesellschaft spielender Müßiggänger in das Leben des thätigen Bürgers“ zurückzuführen. Von der poetischen Erfassung und Erweckung der jedem Stande eigenthümlichen Kraft, worauf die Romantiker hinaus wollten, hatte Iffland keine Ahnung. Seine Natur war antiromantisch. Er hat, außer dem Jon Schlegel's und einzelnen früheren Stücken Zacharias Werner's, keine dramatische Leistung der Romantiker auf die Bühne gebracht. Historisch betrachtet, lastet auf ihm der Vorwurf, daß das patriotisch-romantische Drama jener Lage von ihm nicht

gepflegt worden ist. Die Besseren seiner Zeit tabelten ihn deshalb; die ihm übel wollten, schoben diesen Mangel seiner Theaterleitung niederen persönlichen Eigenschaften zu, weil er den Ehrgeiz habe, im untergeordneten Kreise desto mehr zu glänzen.

Von den Romantikern gingen sehr bald heftige Angriffe gegen Iffland aus, ohne daß sie von diesem, der am liebsten die scharfe Luft des Kampfes mied und nur gezwungen in ihr athmete, je energisch zurückgewiesen worden wären. Tieck und Wilhelm Schlegel haben sich in ihren Schriften bestimmt genug gegen Iffland erklärt. Schlegel schrieb 1797 seine verurtheilende Recension der Iffland'schen Schauspiele, an denen, im Sinne der Goethe-Schiller'schen Xenien, keine Spur mehr vom Begriffe eines freien, echten Kunstwerkes zu entdecken sei. Tieck hat im Phantasmus Iffland's Schwächen gegen seine Vorzüge abgewogen. Wie Schlegel und Tieck in ihren Jugenddichtungen satirisch gegen Iffland vorgingen, so nahm unter ihrem Einflusse Clemens Brentano Iffland's Familienstücke in seinem Gustav Wasa mit. Um 1810, wo Heinrich von Kleist mit seinen Freunden in das geistige Leben Berlins eingriff, war die allgemeine Stellung die, daß die ganze Romantik Iffland als ihren Gegner betrachtete.

Diese Stimmung kam nur hier und da in öffentlichen Blättern zum Ausdruck, herrschte aber, was viel schlimmer war, in den höheren Berliner Gesellschaftsschichten vor, die Iffland, als preussischer Beamter, nicht ignoriren konnte. Der märkische Adel und die Offiziere der Berliner und Potsdamer Garnisonen fühlten sich, nicht ohne Recht, durch Iffland übel behandelt. Seine dramatische Verwerthung des Adels und des Offiziers war auf der Stufe stehen geblieben, auf die ihn Schiller's Jugenddramen gestellt hatten. Für das, was in Preußen der Adel als Staatsstützender Grundbesitzer, als Be-

amter, als Führer und Soldat vor dem Feinde geleistet hatte, fehlte ihm das Verständniß und die Fähigkeit, durch neue Erfahrung sich innerlich zu entwickeln. Wenn Iffland — fassen wir das Theaterjahr 1810 ins Auge — außer seinen und Rozebue's Stücken immer und immer wieder den Pächter Feldkümmel, den Rochus Pumpernickel, den Better Kuckuck und andere solche elenden Machwerke aufführen ließ, so saß der Grundbesitzer, der Offizier im königlichen Nationaltheater da und sah unwillig mit an, wie in dieser Zeit der Umwälzungen gerade die Stände, denen sie angehörten, vor dem Publicum discreditirt wurden. Die Folge war wachsender Ingrimm gegen Iffland, und die Theateropposition, die entstand, machte sich unmittelbar im Theater durch Zischen und Niederpochen oder durch öffentliche Verhöhnung Iffland's Luft. Die Opposition des activen Militärs war in Berlin geradezu eine Theatermisere geworden, gegen die es keine rechte Abhülfe mehr gab. Als 1806 Zacharias Werner's Luther aufgeführt wurde, war man allgemein über die Art der Aufführung betroffen: Wilhelm von Humboldt schrieb noch 1810, als das Stück im Februar gegeben wurde, ärgerlich an Goethe, Iffland habe sich aufs neue die Freude gemacht, auf der Bühne zu predigen, da ihm die Kanzel verschlossen sei. Zelter's Berichte an Goethe schonen ebenfalls Iffland nicht, der „sich wie der leibhaftige Dr. Luther angethan habe“. Man hielt die Aufführung geradezu für eine Parodie einer heiligen Kirchenangelegenheit, und die Offiziere des vornehmen Regimentes Gensdarmen veranstalteten zu Iffland's Verspottung die famöse Schlittenfahrt im heißen Sommer, die Iffland so tief kränkte, daß er sein Verbleiben im Amte von der Bestrafung der übermüthigen Offiziere abhängig machte. Am anziehendsten wird der Hergang in Mostik's Memoiren erzählt. Nur ein Rittmeister, Mostik's Freund, wurde in ein schlesisches Regiment strafversetzt. Während und

erhebend ist es, wie beide Freunde auf dem Schlachtfeld von Saalfeld sich wiedertreffen und in Sorge für den geliebten Prinzen Louis Ferdinand, dessen Adjutant Kostík war, die Pferde wechseln: so daß Kostík, als er sich um den Leichnam des Prinzen mit den Franzosen herumgeschlagen hatte, allein durch die Schnelligkeit seines Rosses dem Tode oder der Gefangenschaft entrann. Noch immer hat der preussische Offizier gelegentlichen Uebermuth im Frieden durch Bravour vor dem Feinde glänzend gutgemacht. Der König wußte wohl, warum er seine Offiziere um einer Komödie willen nicht fallen ließ.

## 2. Kleist und seine Freunde gegen Iffland.

Nach alledem war kaum zu erwarten, daß zwischen Heinrich von Kleist und Iffland's Theaterleitung ein für beide Theile fruchtbares Vertrauen aufkommen werde. Im Gegentheil, alle Keime zum Zwiste lagen dicht schon ausgestreut. Kleist war der adelige Gardeoffizier auch im Civilrock, und ein Verkehr mit den activen Offizieren der Garnison ergab sich von selbst für ihn als Standespflicht. Kleist's eigne Dramen, namentlich die er ungedruckt nach Berlin mitbrachte, seine Hermannschlacht, sein Käthchen, sein Prinz von Homburg, waren von denen Iffland's durch eine Weltenkluft geschieden. Und noch vor Jahresfrist hatten im Phöbus kritische Betrachtungen gestanden, die Iffland nicht angenehm berühren konnten.

In den Phöbus hatten Kleist und Müller sich so getheilt, daß Müller die gemeinsamen ästhetischen Anschauungen kritisch und theoretisch behandelte, Kleist aber in productiver Thätigkeit zeigte, wie ihre ästhetischen Forderungen in die Praxis der Poesie umzusetzen seien. Gewiß können nicht zwei Männer bis in alle Einzelheiten hinein Einer Meinung sein.

Aber es ist ein auf traditioneller Verkennung Müller's beruhender Kniff, die beiden Herausgeber des Phöbus zu trennen, und wo es hapert, Kleist auf Kosten Müller's frei zu machen. Müller hielt in Dresden, zu gleicher Zeit mit Fichte in Berlin, Vorlesungen über allgemein ästhetische, poetische, dramatische Fragen, mit der Tendenz, das vaterländische Wesen zu stärken und es gegen das fremde mobil zu machen. Keins der damaligen Journale würde diese Vorlesungen publicirt haben. Der Phöbus ward mit dazu begründet, sie in sich aufzunehmen, bis sie dann, 1812, den zweiten Theil der Vermischten Schriften Müller's bildeten. Man warf Müller schon auf Grund der Phöbus-Aufsätze das Construirte, das Dunkle, das Zielverschleiende seines Vortrages vor. Es lag dies vielleicht in seinem Wesen, wurde aber über Gebühr durch die politischen Verhältnisse gefördert, die ein gerades Wort, im Napoleon feindlichen Sinne, nicht aufkommen ließen.

So erklärt es sich, daß im Phöbus die Unzufriedenheit mit Iffland sich weniger in klare, scharfe Tadelsworte kleidet, als zwischen den Zeilen sich zur Geltung bringt. Gegen Kozebue freilich ist die Sprache derber. Von der deutschen Bühne verlangten die Phöbus-Freunde, daß sie sich ihrer nationalen Bedeutung neu bewußt werde. Bühne und Publicum müßten im innerlich mitthätigen Bunde mit einander stehen. Beide Factoren gemeinsam müßten sich hineinreißen in das gewaltige, erhöhende Leben der Poesie. Tiedt habe durch den Harlekin, der des Zuschauers Meinung bedeute, das Publicum auf die Bühne ziehen wollen. Das Princip der Iffland'schen Bühne aber sei das Guckkastenprincip. Der Zuschauer sehe dort kritisch nur in die Bühne und auf den Schauspieler: „In Städten, wie Berlin, wo eine elende stehende Theaterkritik in den Zeitungen geduldet werde, sollte ein geistreicher Schauspieler es sich herausnehmen, nicht eine

Antikritik, aber eine fortlaufende Publicumskritik zu schreiben.“ Man empfindet das Mißbehagen, das an Iffland's Theaterleitung hier sich kund giebt.

Den Dichter Iffland mißt Adam Müller an dem Dichter Goethe. Er legt am Egmont dar, wie die poetische Gerechtigkeit gleichsam an einen höheren himmlischen Gerichtshof verwiesen werden müsse, was allein das wahre dramatische Interesse erfordere: „Von den derben, irdischen Gerichtshöfen in Iffland's und Kogebue's fünften Acten, wo das Laster mit Verachtung bestraft und die Tugend mit Pensionen und Avancement belohnt wird — keine Spur.“ Dem durch Iffland in der Gewöhnlichkeit eigenen Empfindens bestärkten Zuschauer werde unbehaglich beim fünften Acte von Goethe's Egmont. Er achte, im Iffland'schen Sinne, nur auf den Bösewicht Alba. Er kenne den Schauspieler, der gestern erst den Amtmann in den Jägern spielte, dessen Fach die Präsidenten und vornehmen Verbrecher seien. Er erwarte, daß im fünften Acte Goethe's der König Philipp unvermuthet ankomme, Egmont's Unschuld erkenne, den Bösewicht Alba entlarve und stürze, und daß sich dann die Sache zwischen Klärchen und Egmont auf eine annehmliche Weise arrangire, und dergestalt Jedem sein Recht widerfahre. In der ganzen Darlegung Müller's kein scharfes Wort gegen Iffland, und doch ist schwerlich je ein grausameres Urtheil gegen ihn als Dramatiker gefällt worden. Zur Beförderung der preussischen Nationalsache schienen Iffland's Stücke gänzlich ungeeignet. „Was hilft uns“, sagt Müller, „die ganze Dienstpflicht, die Iffland predigt, wenn der Feind das Land überschwemmt und alle die schönen Dienstverhältnisse aufhören: wenn die Noth anhebt, die Contributionen drängen und die Gehälter zurückbleiben.“ Damit war das ausgesprochen, was jeder Anhänger der Kriegsparthei dachte und für sich empfand.

Auch als Schauspieler wird Iffland im Phöbus nicht

an die erste Stelle gesetzt. Müller construirt sich zwei Epochen für den Gesamtverlauf der poetischen Entwicklung. Die Erste, die in Griechenlied erblühte, fand ihr Vergehen, ihr Grab in der Universalherrschaft der Römer. Die Zweite, die mit Carl dem Großen anhub und mit Dante, den Troubadours und Minnesängern, mit Cervantes, Calderon und Shakespeare aufstieg, fand ihr Grab in der Universalherrschaft der Franzosen. So stellt Müller das Griechisch-Romantische dem Römisch-Französischen entgegen. Die Poesien der Römer und der Franzosen haben in seinen Augen einen repräsentativen abgeleiteten Werth; die Poesien der griechischen und der romantischen Zeit einen persönlichen Werth. Iffland erklärt er für den Schauspieler der französischen Schule, der mit großem, ungewöhnlichen Fleiße auch das ihm Fremde sich anzueignen bemüht sei. Er bedauert, daß der Wettstreit zwischen ihm und Fleck nicht habe fortbauern können, da Fleck mit Genie und romantischer Fülle in hohem Maße von der Natur begabt gewesen sei. Denselben Gegensatz bilden für ihn Friederike Bethmann-Unzelmann in Berlin und Betty Koch, verehelichte Roose, in Wien: jene durch ihr großes, den göttlichsten Poesien der romantischen Zeit gewachsenes Genie, diese durch ihre kluge, sinnvolle Anwendung der französischen Bühnenmittel. Iffland erhält zwar einen in einen allgemein bedeutenden Zusammenhang hinein construirten Platz. Aber er erscheint nur als schauspielerisches Talent, nicht als Genie. Indem sich Müller aber für das Griechisch-Romantische gegen das Römisch-Französische erklärt, läßt er deutlich genug durchfühlen, daß er Iffland nur als einen Schauspieler minder hohen Ranges anerkennen könne.

So hatte der Phöbus Spannung zwischen der Kleistiischen Gruppe und Iffland hervorgebracht, ohne eine Besserung der beanstandeten Verhältnisse zu erzielen. Iffland blieb, der er

war. Andre Freunde Kleist's spannen die Anklage des Phöbus gegen Iffland weiter. Ich nenne hier Achim von Arnim, in den Heidelberger Jahrbüchern 1810. Arnim wünschte auch dem Spiel der Bühne einen tieferen, Nationalcharakter bildenden Inhalt zu geben. Die gäng und gäbe Nachahmung flacher französischer Lustspiele wollte er ersetzen durch ältere deutsche und englische Stücke, die zeitgemäß zu erneuen wären.

Ich besitze ein undatirtes Billet Arnim's an Reimer. Er bittet sich von Reimer aus: Werner's Attila, Seume's Miltiades, Kleist's Penthesilea, Fouqué's Sigurd und Collin's Bianca della Portia, lauter Litteratur des Jahres 1808: „Ich soll das recensiren und hab noch nichts als das erste mit Augen gesehen.“ Es waren das Recensionsaufträge für die Heidelberger Jahrbücher, in denen wirklich (1810, V 1, 6) Arnim's Anzeige von Werner's Attila — aber weiter keine — erschien. Wie schade, daß die über Kleist's Penthesilea nicht geschrieben oder nicht veröffentlicht worden ist. Die Attila-Recension ist nach Arnim's Art reich an Hindeutungen auf die damalige Gegenwart. Er spricht von „der Scham der edlen deutschen Stämme, so unwürdigen Völkerschaften, wie den Hunnen (man verstehe: den Franzosen) unterworfen zu sein, woraus der entseßliche Kampf hervorging, der ein großes Reich zerspaltete und seine Söhne fortrastte“. Er findet Werner's Stück lehrreich gegen die „gemeine Ansicht der Zeit“, die nicht anerkennen wolle, daß „wahre Politik und uner-schütterliche Religion unveränderlich mit einander verbunden seien.“ Dies waren Grundsätze, die bald auch in den Abendblättern verfochten werden sollten, und auf denen Adam Müller's Elemente der Staatskunst ruhten. Die Erscheinung, daß die Bühnen Deutschlands den Attila nicht aufführten, die doch (wie die Berliner) den Luther mit Beifall gegeben hätten, erklärt sich Arnim aus der Trägheit der Schauspieler und

Directoren: „Die meisten kleinen Bühnen geben gar nichts, was nicht auf einer der größeren entschiedenes Glück gemacht, da sie sich gerade dadurch ein höheres Interesse aneignen könnten, wenn sie muthig alles versuchten, wozu jenen der Muth fehlt, weil sie ihren sichern Ruf nicht in Gefahr bringen mögen. Aber jeder Director hat gewisse Begünstigte unter den Autoren und, ist er selbst Schauspieler, meist die Schlechtesten, weil die ihm völlige Willkürlichkeit des Spiels überlassen. Ihre gewöhnliche Entschuldigung ist, daß gute Sachen das Haus nicht füllen, die schlechten thun es eben so wenig, wie die Erfahrung jetzt an vielen Orten bewähren kann; alles Neue thut es aber gewiß. Nun verträgt freilich nicht jedes neue Stück, es ein Duzendmal hinter einander zu geben, um es dann auf immer zu vergessen, in gehörigen Perioden immer nur einmal gegeben, würden sich viele Stücke halten, für welche jetzt das hochgeehrte Publicum von den Directoren für allzu schlecht gehalten wird. Jammervoll ärmlich sind jetzt die Repertorien der meisten großen Theater, meist Stücke, bei denen sich ein Schauspieler nur verderben kann; daher und daß aus der freiesten Lebensweise ein wohlunterhaltenes Invalidenhaus für alle (alte?) Schauspieler, und ein Waisenhaus für Schauspielerkinder geworden, ist so wenig Geschick in den jungen Schauspielern.“ Es ist dies eine fast zu genaue Abbildung der Berliner Zustände, wie sie Arnim sah; und vergnüglichst schrieb er damals an Grimm's nach Cassel, daß er am Schlusse seiner Attila-Recension Iffland einige Stiche gegeben habe.

### 3. Iffland's ablehnende Haltung gegen Kleist.

All dies waren keine günstigen Einleitungen für die Schritte, die Kleist, um seine vaterländischen Schauspiele auf die Berliner Bühne zu bringen, zu Iffland unternehmen mußte.

Kleist kam mit vollen Händen und neuen Ausichten. Freilich, daß seine Herrmannschlacht, dieser poetische Zukunftsstraum der deutschen Freiheitskriege wider Napoleon, in damaligen Zeitläuften weder aufgeführt noch gedruckt werden könne, darüber war sich Kleist mit seinen Freunden klar. Aber das Rätchen von Heilbronn hatte sich, durch Heinrich von Collin's Vermittelung, den Zugang zur Bühne des Theaters an der Wien gebahnt, und Kleist durfte erwarten, daß die Aufführung allernächstens Statt finden werde. Collin ist derjenige österreichische Dichter, der an Talent, an Adel der Gesinnung, an Ernst der Arbeit, an Treue gegen das Vaterland und an Lebensschickjal mit dem preussischen Kleist verglichen werden kann. Kleist und Collin wurden durch die Noth ihres Vaterlandes zu vaterländischen Dichtern, nachdem sie vorher in anderer Richtung, suchend und nicht befriedigt, gearbeitet hatten. Kleist und Collin nahm das Eine Jahr 1811 hinweg, ehe sie die Freiheit ihres Vaterlandes sahen. Es ist wie eine Fügung, daß sie beide sich fanden und verstanden. Durch Collin's Förderung ging Kleist's Rätchen im März 1811 dreimal auf dem Theater an der Wien in Scene.

In den ersten Wochen seines Berliner Aufenthaltes vollendete Kleist den Prinzen von Homburg, ein Drama, mit dem er sich zum ersten Male auf den engeren Boden seines brandenburgisch-preussischen Vaterlandes stellte. Was blieb, nachdem der in der Herrmannschlacht so glühend empfohlene Zusammenschluß aller Deutschen auf den mährischen Schlachtfeldern zerspalten schien, Kleist übrig, als die angeborene Zuversicht zu der Kraft des brandenburgisch-preussischen Heeres, in dem er und seine Vorfahren glorreich gebient hatten? Das preussische Heer, oder vielmehr das preussische Offiziercorps, das es zum Siege führt, war gegründet auf den Geist der absoluten Hingabe und der Selbstaufopferung zu höherem Zwecke, und

erschien in einer Zeit, wo Alles wankte, als der letzte, ewig unzerstörbare Hort der Weltanschauung, für die Kleist und seine Freunde kämpften.

Darum gehörte das Schauspiel in den nationalen Cirkel des Fürsten Radzivil. Für Radzivil vollendete Kleist seine Dichtung. „Text“, schrieb Kleist am 19. März 1810 an seine Schwester Ulrike, „wird ein Stück von mir, das aus der brandenburgischen Geschichte genommen ist, auf dem Privattheater des Prinzen Radzivil gegeben, und soll nachher auf die Nationalbühne kommen, und (wenn es gedruckt ist) der Königin übergeben werden.“ Das waren Pläne, zu denen Radzivil, der das Schauspiel unter seine Protection nahm, den Dichter angeregt hatte. Der Prinz von Homburg, der also nach Mitte März noch „einstudirt“ wurde, kann etwa erst im April auf dem Privattheater aufgeführt worden sein. Daß er thatsächlich zur Aufführung kam (worüber ein directes Zeugniß fehlt), läßt sich aus den uns gemeldeten Urtheilen über das Stück erschließen, nach denen Herzog Karl und andere Offiziere an der Todesfurcht-Szene Homburg's Anstoß genommen hätten. Dies kann durchaus der Wahrheit entsprechen. Der Herzog Karl, der Bruder der Königin, galt in dem Maße für die Dicht- und Bühnenkunst interessirt, wie Fürst Radzivil für die Musik; Jffland's Nachfolger, Graf Brühl, führte sein Lustspiel Die Isolirten unter dem Pseudonym Weißhaupt auf. Aber schädlich für Kleist kann dieses Urtheil nicht gewesen sein, da er sonst den Versuch nicht hätte wagen dürfen, sein Schauspiel, nach dem Tode der Königin, im Druck der Prinzessin Wilhelm zuzueignen, die, eine geborene Prinzessin von Hessen-Homburg, seit 1804 mit des Königs Bruder Wilhelm vermählt war und von der preussischen Kriegsparthei mit ungemeiner Verehrung umgeben wurde. Kleist's Prinz von Homburg ist aber zu des Dichters Lebzeiten nicht gedruckt worden.

Indeß was ist aus Kleist's Absicht, das Schauspiel auf die Nationalbühne zu bringen, geworden? Wir wissen nichts darüber. Aber wie sollten auch Zeugnisse vorliegen, wenn vielleicht die Besprechungen zwischen Kleist und Iffland mündlich oder durch Dritte Statt fanden? Iffland konnte nun und nimmermehr diesem Stücke gewogen sein. Denn ein gleiches Problem, den Conflict von Liebe und Dienstpflicht, hatte er früher in seinem Trauerspiel „Albert von Thurneisen“ behandelt, das er immerfort, auch 1810, den Berlinern auf ihrer Bühne darbot. Der Hauptmann Albert von Thurneisen soll das Außenwerk einer belagerten Stadt vertheidigen. Er und die Tochter seines Generals sind heimlich in liebendem Einverständnis mit einander. Sie soll nach des Vaters Willen in wenigen Stunden, ehe der Sturm auf die Stadt geschieht, einem Grafen ihre Hand reichen. In der Verzweiflung ihrer Seele schickt sie dringend und dringender nach Hauptmann Albert. Der verläßt den Posten; die Schanze geht verloren. Das Kriegsgericht verurtheilt ihn zum Tode; der General bestätigt das Urtheil. Des Edelmuthes, in dem nunmehr der General, die Tochter, der Graf, der Hauptmann sich begegnen, nimmt gar kein Ende; und endlich, aus der letzten Mißscene im Kerker, eilt der General auf die Schanze, der Hauptmann aber zu dem Executions-Commando, von dessen Kugeln er den Tod empfängt. Welch ein Abstand gegen Kleist! Iffland hält uns in der niederen Sphäre des Gewöhnlichen starr und trostlos fest; Kleist läßt in uns die Ahnung einer höheren Welt entstehen, die mit der Wirklichkeit im Streite, den Menschen schuldig machen kann. Sein Prinz von Homburg fliegt im Liebesrausch zu Sieg und Ruhm, die volle Seligkeit meint er gewonnen. Und nun der jähe Absturz durch den Willen des Gesetzes, das er schuldlos-schuldig schwer verletzt! In schmerzreichem inneren Kampfe wird der Prinz zum Tode, aber auch

zum Leben reif. Der Kriegsherr darf verzeihen. Die Offiziere jubeln: „In's Feld! In's Feld! Zur Schlacht! Zum Sieg! In Staub mit allen Feinden Brandenburgs!“ Das ist vaterländische Kraft, poetischer Schwung; war aber nicht willkommen an der Stelle, wo ein Ifflandischer Albert von Thurneisen die Bühne hielt.

Viel günstiger sind wir, was die äußeren Zeugnisse anlangt, wegen des Rätchens von Heilbronn gestellt. Am 17., 18. und 19. März war es in Wien aufgeführt worden. Anfangs April erhielt Kleist sein Manuscript von Cotta zurück. Bald darauf wurde es Iffland zur Aufführung eingereicht, und zwar durch Major von Schenk, einen schon bejahrten Herrn, der im letzten Kriege Platzmajor in Colberg gewesen war und nun verabschiedet seine letzten Jahre (bis 1814 wo er starb) in Berlin verlebte. Frau von Berg verwandte sich persönlich mit ihrem Einflusse bei Iffland für den Dichter. Das Rätchen streifte, im Gegensatz zum Prinzen von Homburg, kein eigentliches politisches Interesse, so daß in dieser Rücksicht kein Hinderniß zur Aufführung vorlag. Doch Iffland hegte schon eine vorgefaßte Meinung gegen das Rätchen, und bemerkte bei der Entgegennahme dem Major von Schenk, daß er die bedeutenden dramatischen Anlagen ehre, welche die Arbeit darthue, daß aber das Stück in der Weise und Zusammensetzung, wie es jetzt sei, sich nicht halten könne. Er werde es aber nach seiner Ueberzeugung und den Pflichten seines Amtes prüfen. Ein Bescheid, der keine glänzenden Aussichten eröffnete. Die sonderbare Art der Einreichung scheint darauf zu deuten, daß schon damals zwischen Kleist und Iffland persönlich etwas nicht in Ordnung war.

Iffland fühlte sich nicht gedrungen, die Entscheidung schnell zu geben. Mit der Motivirung, daß er vorläufig keine Zeit zum Lesen des Stückes finde, überließ er es dem Hofrath

Römer zur Lectüre. Römer, dessen Verbindung mit Kleist wir schon kennen lernten (oben S. 124), hatte ein paar, nicht sehr bedeutende Aufsätze über dramatische Musik in das Pantheon 1810 geliefert, und ging, wie ich einem ungebrachten Briefe Arnim's an Wilhelm Grimm, 1. Juni 1810, entnehme, jetzt damit um, ein Theaterjournal unter dem Titel „Journal für Dramatik und Cantik“ herauszugeben, in das Arnim, und die Grimm's, und Kleist schreiben sollten. Wahrscheinlich, daß eine Zeitlang ins Auge gefaßt war, das Käthchen in diesem neuen Journal, das aber nicht zur Ausführung kam, zu veröffentlichen. Des langen Wartens müde, forderte Kleist (in einem nicht erhaltenen Schreiben) von Iffland endlich sein Manuscript zurück, und dieser beauftragte Römer, es Kleist unmittelbar einzuhändigen.

Diese schlichte Verabschiedung des Käthchens empörte Kleist und seine Freunde. Bei dem Fehlen jeder sachlichen Begründung hielt man sich persönlicher Rancüne Iffland's versichert. Prall und rasch dreinfahrend, schrieb Kleist an Iffland das unsägliche Billet vom 10. August 1810, das in Teichmann's litterarischem Nachlasse S. 273 gedruckt ist. Er hielt Iffland vor, daß das Käthchen in Wien, bei Gelegenheit der Vermählungsfeierlichkeiten, aufgeführt worden sei. Die Bühnenfähigkeit stehe dadurch fest. Iffland's zu Römer gethane Aeußerung, das Käthchen gefalle ihm nicht, könne er sich nur so erklären, daß es eben bloß ein Mädchen sei. Wenn es ein Junge gewesen wäre, würde es Iffland wahrscheinlich besser gefallen haben. Lächerlicher konnte Iffland nicht beschimpft werden. Und was das Tollste war, die Geschichte blieb kein Geheimniß in Berlin und außerhalb. Ich fand in den Nordischen Miscellen, die in Hamburg herauskamen und in Berlin viel gelesen wurden, den ganzen Hergang (1810 Nr. 42) genau und mit Kenntniß des Kleistischen Billets berichtet, das

(wie es dort heißt) im Publicum circulirt habe, und Iffland wird als „nicht ganz unschuldig“ hingestellt.

Ich fragte mich immer, wie kam Kleist zu diesem Tone gegen Iffland. Julius von Voß' abentheuerliche Selbstbiographie eines jüdischen Bastards, die 1810 erschien, gab mir endlich die Antwort. Voß machte seine zahllosen Geschichten und Bühnenspiele durch anzügliche Verwerthung des Berliner Klatsches piquant und gefürchtet. Wie viele Klein-Größen Berlins hat er nicht in seinen Schriften an den verdienten Pranger gestellt. Er schonte Niemand. Den Censurnetzen der Polizei, worüber Acten noch vorhanden sind, wußte er geschickt zu entschlüpfen. Im „Jüdischen Bastard“ herrscht die ungenirteste Satire auf das jüdische Wesen in Berlin, auf die Zeit und Schlegel, auf Robebue und Iffland. Namentlich werden die Berliner Theaterverhältnisse unter Iffland's Direction in durchsichtiger Umhüllung verspottet. Da kann man (1, 219) dasselbe, was Kleist brieflich andeutete, in sehr drastischen Worten wiederfinden. Es handelte sich also um Dinge, die damals hinter den Berliner Coulissen von Mund zu Munde umgingen. Kleist besaß denjenigen Grad von schroffer Rücksichtslosigkeit, der nöthig war, um solche Dinge Jemand ins Gesicht zu sagen. Wir kennen diesen Zug an ihm. Auch Goethe hat er, als er sich von ihm unsachgemäß behandelt und beleidigt glaubte, rücksichtslos im Phöbus zugeschleudert, was die Leute heimlich hinter seinem Rücken flüsteren.

Kleist's Ueberzeugung, wegen seines Käthchens schlecht behandelt zu sein, empfängt durch Iffland's eigene Antwort, vom 13. August 1810, eine unfreiwillige Bestätigung. Anstatt Kleist energisch zurückzuweisen, sandte ihm Iffland eine motivirte Entschuldigung. Seinen Aeußerungen zum Major von Schenk und zum Hofrath Römer gab er jetzt die Form, die er amtlich vertreten wollte. Er ehre die dramatischen oder

poetischen Anlagen, welche die Arbeit darthue, aber in der Weise und Zusammensetzung, wie es jetzt sei, oder ohne gänzliche Umarbeitung könne sich das Stück auf der Bühne nicht halten. Er behauptet aus Wien Nachrichten empfangen zu haben, daß sich dieser Mangel in den wenigen Vorstellungen des Stückes daselbst bestätigt habe.

Das letztere ist wahr, Wiener Nachrichten über das Rächchen in den Zeitungen von damals lauten so. Aber in Wien war eine nichtkleist'sche Bearbeitung des Rächchens aufgeführt worden, die den Zusammenschluß der Scenen in des Dichters Sinne zerstört hatte. Trotzdem sei, heißt es aber in einem Wiener Berichte der (Hamburger) Nordischen Miscellen, 1810 Nr. 33, Kleist's romantisches Spiel durch Gruner in der Rolle des Grafen Wetter vom Strahl und durch Madame Pedrillo in der Rolle des Rächchens zu einer recht herrlichen Erscheinung gemacht worden. Das las, nur wenige Tage nach Jffland's Briefen, Jeder in Berlin. Es war also ungerecht von Jffland, sich nur auf ungünstige Wiener Stimmen zu berufen, ohne sich durch eigene Prüfung zu überzeugen. Denn daß er das Rächchen nicht gelesen hat, verräth er selbst in seinen Briefen an Kleist dadurch, daß er es zweimal ein „Trauerspiel“ benennt. Ein alter Praktiker, wie Jffland, konnte sich so nicht irren bei einem Stücke, das er wirklich kannte. Ein rein formeller Irrthum ist nicht anzunehmen. Auch Brentano hat, aber nach den Fragmenten des Phöbus und ohne das ganze Werk zu kennen, das Rächchen als ein „Trauerspiel“ bezeichnet. Das war, anscheinend, so die allgemeine Meinung, der Jffland aber, der das Manuscript in Händen hatte, nicht folgen durfte. Jffland, der vielbeschäftigte, war unvorsichtig auf den Sand gefahren, und um so gründlicher setzte sich die Mißachtung und Mißstimmung gegen ihn in den Kreisen Kleist's und seiner Freunde fest,

die tagtäglich durch die Aufführung wahrhaft elender Stücke noch vermehrt wurde. Wie wenn Iffland ein neuer Tort zugefügt werden sollte, wurde jetzt rasch der Druck des Rätchens bei Reimer festgemacht. Mit gleicher Motivirung, ausdrücklich gegen Goethe als Theaterdirector, ließ Kleist 1808 im Phöbus Fragmente des Zerbrochenen Kruges drucken. Im Meßkatalog für Michaelis 1810, zu dem die Meldungen spätestens bis zum 24. August eingereicht sein mußten, ist das Rätchen angezeigt; und eine Demonstration gegen Iffland bedeutet der Zusatz auf dem Titel des ersten Berliner Druckes: „Aufgeführt auf dem Theater an der Wien den 17. 18. und 19. März 1810.“

#### 4. Iffland und die musikalischen Aufführungen des Nationaltheaters.

Die Unzufriedenheit der höheren Schichten richtete sich ebenso bestimmt gegen die musikalischen Darbietungen des Nationaltheaters. Seit der Rückkehr des Hofes waren wichtige Veränderungen eingeleitet worden. Die Kapelle und die italienische Oper wurden 1810 mit dem Nationaltheater vereinigt, und Iffland war thatsächlich bereits der Generaldirector der Königlichen Schauspiele, ehe ihm der Titel 1811 formell verliehen wurde. Die Kapellmeister Righini und Himmel, sowie der Musikdirector A. Weber mußten sich von nun an Iffland unterordnen, und ebenso wurde das Ballet ihm unterstellt. Dieser Neuordnung suchten die Kleist nahe stehenden Kreise entgegen zu wirken, im Bunde mit Righini und Himmel, die sich als Künstler und Sachverständige Iffland nur mit Unlust fügten. Es war allgemein bekannt, daß Iffland von Musik, Gesang und Oper nichts verstünde. Kleist's Kreise suchten die Pläne zu verwirklichen, die noch in der Umgebung

der Königin Luise gehegt worden waren. Man wünschte, der König möchte die Direction des Opern- und Schauspielhauses aus einer Beamtung wieder zu einer Hofstelle umwandeln, und sie dem Kammerherrn Grafen Carl von Brühl verleihen. Brühl reichte im Frühjahr 1810 einen Plan für die Neugestaltung des Schauspielwesens ein, der seine Spitze gegen Zfflandkehrte. Die bisherige selbständige Kapelle dürfe nicht in das Orchester des Nationaltheaters übertragen werden „wegen der individuellen Verhältnisse der Direction“, was bedeutete: weil Zffland davon nichts verstehe; der Dienst beim Theater werde den Künstlern der Kapelle alles Künstlergenie zerstören und ihnen keine Muße zum Studium übrig lassen. Graf Brühl verlangte die Errichtung eines vom Nationaltheater abgeordneten Hoftheaters unter besonderer Direction, das abwechselnd große italienische und deutsche Opern und während des Carnevals Redouten geben könnte. Außer an Brühl war wohl auch, wie die Dinge noch im Flusse und nicht fertig waren, an den Prinzen Radzivil gedacht worden. In Zschofke's Miscellen finden sich, ab und zu, vortrefflich unterrichtete H-Correspondenzen aus Berlin. Eine davon (1810, S. 356) besagt: das Publicum habe Aussicht, den fein gebildeten Prinzen A. Radzivil bald an der Spitze der Direction des Opern- und Nationaltheaters zu sehen. Gewiß würden in diesem Falle alle Uebelstände und Unbilden, worüber die Freunde des Theaters schon so lange mit Recht klagten, beseitigt werden. Der Prinz besitze einen rein ästhetischen Sinn für die Bühne und hasse alle Partheilichkeit. Bei ihm gelte nur wahres Künstlertalent, und er würde die subalternen Kunstjünglinge der Bühne bald von ihrer eingebildeten Höhe herunter und an die richtigen Plätze stellen. Besonders wohlthätig würde er auf die Oper im Nationaltheater und auf das Orchester wirken, welches jetzt gänzlich

unter der Leitung Weber's stehe. Diesem werfe man vor, daß er Meisterwerke noch lebender, oder in Berlin oder in dessen Nähe wohnender Componisten nicht gern aufs Theater bringe, aus Furcht, sie möchten seine eigenen Producte verbunkeln. In letzter Linie lauter Angriffe auf Iffland, der untergeordnete Musiker schalten lasse. Noch kürzlich hatte er bewiesen, daß er auf Wünsche von der Gegenseite einzugehen nicht gesonnen sei. Carl Maria von Weber, der persönlich in Berlin erschienen war, konnte die Stelle eines Kapellmeisters bei der Oper nicht erhalten, wie sehr sich die zur Liedertafel und Tischgesellschaft vereinigten Patrioten seiner annahmen. Carl Maria von Weber war Romantiker, wie diese; für ihn war unter Iffland's Direction keine Verwendung möglich. Erst Graf Brühl knüpfte, sowie Iffland's Händen die Leitung der Geschäfte entfiel, mit Carl Maria von Weber wieder an, und ist als Intendant der Königlichen Schauspiele, gegen alle Intrigen und Widerstände, Weber's Freund und Gönner geblieben.\*)

##### 5. Der Theater-Artikel der Berliner Abendblätter.

So standen die Dinge, als die Berliner Abendblätter zu erscheinen begannen.

Da in den Berliner Abendblättern alle Bethätigungen des höheren geistigen und politischen Lebens besprochen werden sollten, so mußte, für den Theater-Artikel zu sorgen, eine der Hauptaufgaben Kleist's und seiner Freunde sein. Die Bossische Zeitung hielt ihre ständigen Referenten, für das Theater den Prediger und Professor am Französischen Gymnasium Samuel

---

\*) Ernst Rudorff's Publication der Briefe Carl Maria von Weber's an Hinrich Lichtenstein (oben S. 18. 27) ermöglicht neue Aufschlüsse über die Verhältnisse (Westermann, Braunschweig 1900).

Heinrich Gatel, und für die Opern J. C. F. Kellstab. Kellstab, der Vater Ludwig Kellstab's, besaß eine Musikalienhandlung in der Jägerstraße; Gatel, ein rechter Vertreter der alten Berlinischen Aufklärung, stand Eduard Hitzig und Friedrich Buchholz nahe, im Verein mit denen er der Frau von Staël Deutschland übersetzte. Man kann sich kaum etwas Trockeneres, Geistloseres vorstellen, als die Leistungen dieser beiden Kritiker, die immer mit Jffland in schönstem Einvernehmen waren. Eigentlich nur flache Inhaltsangaben der Stücke. Ein feinerer Kunstgeschmack mußte sich von ihnen abgestoßen fühlen. Die Abendblätter machten es sich von vornherein zur Aufgabe, diesen Zuständen entgegenzuwirken. Aber ein ständiger Theaterbesuch, wie er zu ständiger Theaterkritik nöthig war, kostete Geld, und über diesen Artikel verfügten Kleist und seine Freunde am wenigsten. So kam es, daß die Theaterberichte von verschiedenen Verfassern geschrieben wurden, von Kleist, von Arnim, vom Major von Möllendorff, von Friedrich Schulz u. a. Schulz sollte, bei Eintritt der Abendblätter in ihr zweites Vierteljahr, allein den Theaterartikel übernehmen: woraus jedoch nichts wurde. Während Schulz' Besprechungen farblos sind (und heute für uns nicht so wichtig), machen die beiden anderen Mitarbeiter neben Kleist die Forderungen ihrer Gruppe mit immer stärkerem Nachdruck geltend, greifen Jffland selber an und führen ihre Schläge gegen die mit ihm verbündeten Berliner Journalisten.

Was die Methode anbetraf, so waren Kleist und seine Freunde darin keine Neulinge mehr. Sie wußten, daß sie, um die nach ihrer Ueberzeugung verrotteten Theaterzustände allmählich zu bessern, behutsam vorzugehen hätten. Gleich von vornherein ein heftiger Widerspruch gegen Jffland würde das Berliner Publicum eher abgestoßen, als gewonnen haben.

Iffland's Person mußte mit anscheinender Schonung behandelt werden. Die Winterspielzeit fiel mit dem Beginn der Abendblätter zusammen. Eben, am 30. September 1810, kehrte Iffland von einer Gastreise, auf der er auch in Weimar gespielt hatte, nach Berlin zurück und machte den Wunsch seiner Gegner und die Befürchtung seiner Anhänger, daß er amtsmüde sei, zu nichts. Ein entzückter Poet dichtete ein Carmen „An unsern Iffland“:

Singt, Barden! singt Ihm Lieder,  
Ihm, der sich treu bewährt;  
Dem Künstler, der heut' wieder  
In Eure Mitte kehrt . .

das Kleist klug genug war, in sein drittes Abendblatt, vom 3. October 1810, aufzunehmen; es ist „Von einem Vaterländischen Dichter“ unterschrieben; ich wage keinen der Abendblätter-Freunde, in deren Werken ich vergeblich nachgesucht habe, mit der Autorschaft des mehr als mäßigen Gedichtes vermuthungsweise zu belasten. Die Aufnahme des Gedichtes hatte den Zweck, das Berliner Publicum sicher zu machen und leichter einzufangen. Es kam bald besser.

## 6. Der Ton des Tages.

Dem Gruße folgte, noch plänkelnd, die Kritik auf dem Fuße: im 4. Abendblatte. Iffland war am 2. October zum ersten Male in dem von Julius v. Boß nach dem Französischen bearbeiteten Lustspiele „Der Ton des Tages“ wieder aufgetreten, das seit dem Jahre 1806 dem Berliner Repertoire angehörte. Es erübrigte sich, auf den damals allbekannten Inhalt einzugehen. Das Neue aber war, daß Iffland als Schauspieler, in der Rolle des Wechslers Dumas, kritisiert wurde, in einer Weise, die er in Berlin nicht gewöhnt war. Der

Aufsatz erinnert, scheinbar unabsichtlich, an eine Stelle in Kant's Kritik der Urtheilskraft, wo von der sich ergänzenden Wechselwirkung zwischen dem Verstande und der Hand des Menschen die Rede sei. Die Stelle finde durch Jffland's Spiel Bestätigung: „er drücke in der That, auf die erstaunenswürdigste Art, fast alle Zustände und innerliche Bewegungen des Gemüths damit aus.“ Nicht, als ob bei seinen Darstellungen nicht seine Figur überhaupt zweckmäßig mitwirke: „Aber von allen seinen Gliedern, behaupten wir, wirkt, in der Regel, keins, zum Ausdruck eines Affekts, so geschäftig mit, als die Hand; sie zieht die Aufmerksamkeit fast von seinem so ausdrucksvollen Gesicht ab: und so vortrefflich dies Spiel an und für sich auch sein mag, so glauben wir doch, daß ein Gebrauch, mäßiger und minder verschwenderisch, als der, den er davon macht, seinem Spiel (wenn dasselbe noch etwas zu wünschen übrig läßt) vortheilhaft sein würde.“ Man bemerke, wie hier in den Abendblättern die Phöbus-Beurtheilung der „klugen, sinnvollen Bewegungen“ Jffland's fortgesetzt wird. Im Phöbus schrieb es Adam Müller, im Abendblatt jetzt unter der Chiffre xy Heinrich von Kleist, wie dem Stile des Aufsatzes nach zu glauben ist. Die Gleichheit der Grundanschauungen Kleist's und Müller's wird hier wieder sichtbar.

## 7. Der Sohn durchs Ungefähr.

Nach Jffland dem Schauspieler kam sogleich Jffland der Director an die Reihe. Der 4. October 1810 brachte die erste Novität des Winterspielplans, die zweiactige Posse: Der Sohn durchs Ungefähr. Der Titel ist dem Rozebue'schen Einacter „Der Vater von ungefähr“ nachgebildet. Ein Simpel von Liebhaber wird durch einen klügeren Liebhaber, der sich beim Schwiegervater, bei der Braut, sogar beim

rechten Vater für den rechten Sohn auszugeben versteht, bei Seite geschoben. Es enthält diese Posse weiter nichts, als die Wiederholung der Späße des unglaublich trivialen komischen Singspieles „Herr Rochus Pumpernickel“, in dem der reiche Gutsbesitzer Rochus Pumpernickel als Heirathscandidat in lauter lächerliche Verlegenheiten fallen muß, um seine Braut an Herrn von Wittau zu verlieren; oder des Rosebue'schen Pächter Feldkümme!, der, durch Eßsucht und Dummheit ausgezeichnet, sich gleichfalls mit negativem Erfolge um ein Stadtdämchen bemüht; oder des Vetter Ruckuck von Friedrich, der auch, trotz seiner weiten Reise von Nürnberg nach Berlin, um sein Cousinchen Braut von einem schlaueren Berliner geprellt wird. Pumpernickel, Ruckuck und Feldkümme! kamen schon mit erschrecklicher Häufigkeit auf die Berliner Bühne: und nun noch „Der Sohn durchs Ungefähr“ dazu, als die vierte dieser Trivialitäten! Die Bossische Zeitung vom 6. October 1810 begrüßte auch dieses Stück, während das 5. Abendblatt, vom 5. October, die Beurtheilung aussprach: „C'est un rien würden die Franzosen von dieser Posse sagen; und wir glauben sogar, daß man dem Stückchen nicht zu viel thäte, wenn man die fremde Lebensart wörtlich übersezte und (freilich etwas härter) von ihm sagte: Es ist ein Nichts.“ Der Direction wird mit scheinbar nicht unverbindlichen Worten gesagt, das Publicum bleibe für „Kleinigkeiten der Art“ ihr „für jetzt noch immer“ Dank schuldig, „da wir nur eine Bühne haben“: was eigentlich bedeutet, solche Stücke gehörten auf ein anderes, ein Vaudeville-Theater, nicht auf die Nationalbühne. Und wieder ein sehr zweideutiges Lob war es, daß „diese kleine Wenigkeit“ mit mehr Präcision und ineinander greifender gegeben worden sei, als manch vorzügliches Lust- oder Trauerspiel auf der Berliner Bühne. Das ging alles auf Iffland, den Director. Aber an-

griffslustig attackirt der Kritiker auch die Bossische Zeitungskritik: „Die nähere Beschreibung des Stückes (heißt es höhnisch): was Alles drin vorkommt, wann der erste Act aufhört und wann der zweite anfängt, wird wahrscheinlich in den nächsten Blättern unserer Zeitungen zu lesen seyn.“ Wir haben hier die ersten Ansätze der sich immer schärfer zuspizenden Polemik zwischen Kleist's Abendblättern und der Bossischen Zeitung. Wer der anonyme Kritiker des Abendblattes, der †† zeichnet und nach dem Stil nicht Kleist ist, gewesen sei, bleibe vorerst dahingestellt: vielleicht, daß nachher sich eine Vermuthung wagen läßt.

### 8. Selbstbeherrschung.

Nicht sanfter ist im 12. Abendblatt, 13. October 1810, die von *fs*, d. i. Friedrich Schulz, geschriebene Theateranzeige von Jffland's Schauspiel „Selbstbeherrschung“, das am 6. October aufgeführt wurde. Die schon ältliche Wittwe Baronin von Rosenstein denkt an eine Verheirathung mit ihrem jungen Secretär, die sie nach vielem Edelmuth und thörichtem Beginnen aus „Selbstbeherrschung“ aufgibt. Ihr Bruder, der Oberhofmeister von Werrthal, eigentlich der einzige Vernünftige, weil er der unsinnigen Verbindung von Anfang an widerstrebt, wird als der lasterhafte Aristokrat gezeichnet, der allen Abscheu des Theaterpublicums auf sich zu ziehen hat. Das Schauspiel, das 1800 zuerst in Jffland's dramatischen Werken erschien, war in der Rolle des Oberhofmeisters für den Schauspieler Unzelmann geschrieben. Da nun Unzelmann sich im October 1810 auf einer Gastreise nach Königsberg befand, mußte die Rolle anderweitig, und zwar weniger gut mit Jffland selbst, besetzt werden, und die Kritik dieser Besetzung ist das, was den Stachel gegen Jffland

enthielt: „Der Dichter Iffland portraitiert und das Fehlen eines dieser Portraits aus dem Zusammenhang der Gallerie konnte der Schauspieler Iffland auch mit der überschwenglich spasshaftesten Laune nicht vergessen machen.“ Iffland wurde damit die Fähigkeit rein künstlerischer Gestaltung seiner Figuren abgesprochen, und die Gesamtdarstellung des Stückes als mangelhaft gekennzeichnet.

### 9. Kleist's Unmaßgebliche Bemerkung.

Nach diesen Plänkeleien schob nun Heinrich von Kleist, frank und frei mit seiner Namensunterschrift, die schwere Wucht seiner Polemik gegen Iffland vor. „Unmaßgebliche Bemerkung“ überschreibt er seinen Artikel im 15. Abendblatt, vom 17. October. Er enthüllt den ganzen Ingrimm seiner Kreise über Iffland's Theaterdirection, die Forderungen der Seinen an die Nationalbühne und die Gründe, mit denen Iffland sich ihren Wünschen versagen zu dürfen glaube. Ueberschlägt man die Wochenrepertoires des Nationaltheaters damals, so bemerkt man mit Befremden die Masse mittelmäßiger, ja abgeschmackter Bühnenstücke, die gegeben wurden. In der einen Spielwoche vom 30. September bis zum 6. October finden wir neben inhaltlosen Kleinigkeiten zweimal *Rogebue*, einmal Iffland vertreten: zweimal freilich auch Schiller, mit den *Räubern* und der *Maria Stuart*. Die zweite Spielwoche brachte bloß Nichtigkeiten und wieder zwei *Rogebue's*, kein einziges besseres Bühnenstück, das einem vornehmeren Kunstgeschmack genügt hätte. Diese unbestreitbare Misere faßt Kleist in seinem Artikel scharf und schneidend an.

Kleist fragt, warum die Werke Goethe's so selten auf der Berliner Bühne gegeben würden, und führt als „gemein-  
hin“ — d. h. von Iffland — gegebene Antwort an, „daß

Goethe's Stücke, so vortrefflich sie auch sein mögen, der Casse nur, nach einer häufig wiederholten Erfahrung, von unbedeutenden Vortheilen seien". Mit beißender Ironie holt Kleist die vergleichenden Mittel, Iffland lächerlich zu machen, aus dem politischen Kampfgetriebe jener Tage. Es gehe zwar eine Theater-Direction, die bei der Auswahl ihrer Stücke auf nichts als das Mittel sehe wie sie bestehe, auf gar einfachem und natürlichem Wege zu dem Ziele, der Nation ein gutes Theater zu Stande zu bringen: „Denn so wie nach Adam Smith der Bäcker, ohne weitere chemische Einsicht in die Ursachen, schließen kann, daß seine Semmel gut sei, wenn sie fleißig gekauft wird: so kann die Direction, ohne sich im Mindesten mit der Kritik zu befassen, auf ganz unfehlbare Weise, schließen, daß sie gute Stücke auf die Bühne bringt, wenn Logen und Bänke immer, bei ihren Darstellungen, von Menschen wacker erfüllt sind.“ Der Vergleich der Iffland'schen Theaterwaare mit gewöhnlicher Bäckerwaare hatte an sich schon etwas absichtlich Herabsetzendes an sich, und der Iffland sogar für die Bühne angehängte Smithianismus wies ihm seinen Platz in den Reihen der zu bekämpfenden Gegner an. Aber Smith-Iffland's Grundsatz sei nur wahr, wo das Gewerbe frei und eine uneingeschränkte Concurrrenz der Bühnen eröffnet sei. In Berlin aber besitze das Nationaltheater ein ausschließendes Privilegium. Die Direction habe also die Verpflichtung, sich mit der Kritik zu befassen, und bedürfe wegen ihres natürlichen Ganges, der Menge zu schmeicheln, schlechthin einer höheren Aufsicht des Staates. Sonst wäre die Berliner Bühne am besten den spanischen Neutern, Taschenspielern und Farenmachern einzuräumen: ein Spectakel, bei welchem die Casse erwünschtere Rechnung finden werde, als bei den Goethischen Stücken. Kleist tabelt, daß geistlose Parodien auf die Berliner Bühne gebracht worden seien: denen es, wenn ein hin-

reichender Aufwand von Witz an ihre Erfindung gesetzt worden wäre, bei der herrschenden Frivolität der Gemüther ein Leichtes gewesen sein würde, das Drama ganz und gar zu verdrängen. „Ja (schließt Kleist sarkastisch) gesetzt, die Direction käme auf den Einfall, die göthischen Stücke so zu geben, daß die Männer die Weiber und die Weiber die Männerrollen spielten: falls irgend auf Costüme und zweckmäßige Carricatur einige Sorgfalt verwendet ist, so wette ich, man schlägt sich an der Cassé um die Billets, das Stück muß drei Wochen hinter einander wiederholt werden, und die Direction ist mit einemmal wieder solvent. — Welches Erinnerungen sind, werth, wie uns dünkt, daß man sie beherzige.“ Dieser letzte ironische Rath an die Direction setzte dem bitterbösen Artikel die Krone auf, und Iffland mußte die Empfindung haben, daß ihm nie in seinem Leben öffentlich so übel mitgespielt worden sei, wie jetzt von Heinrich von Kleist.

Mit diesen Theaterkritiken übten die noch neuen Abendblätter den größten Eindruck aus. Ganz Berlin sprach von ihnen, und wer kein eingefleischter Philister war, billigte sie. Auch außerhalb Berlins wurden sie sehr beachtet. Der den Kreisen Kleist's gewogene G-Correspondent der Bichofke'schen Miscellen (1810, S. 356) machte in einer Correspondenz vom 20. October auf „mehrere vorzügliche Aufsätze, die besonders das hiesige Theater betreffen“ in den Abendblättern aufmerksam. Am 16. October aber, ehe noch Kleist's schlimme Kritik vorlag, hatte ein Anonymus in die Nordischen Miscellen (1810, S. 341) gemeldet, daß „in den Theater-Kritiken, welche die ersten Nummern der Abendblätter enthielten, ein neckender Geist gegen die Person des Schauspiel-Directors Iffland nicht zu verkennen sei, und es solle dies, wie allgemein behauptet werde, in der persönlichen Abneigung des Herrn von Kleist gegen denselben seinen Grund haben“. Die Artikel zogen also.

## 10. Aus einem Schreiben von Dresden.

Auch in Dresden; in den nationalen Kreisen auf die der Phöbus sich gestützt hatte, fand Kleist's Theaterkritik ein Echo. Ein Gr. v. S. (Graf von Schönburg?) richtete aus dem Anlasse an Kleist ein Schreiben, aus welchem dieser den größten Theil im 33. Abendblatte, vom 7. November 1810, veröffentlichte. Der Einsender war ein Mann aristokratischer Gesinnung, ein Monarchist und ausgesprochener Gegner von „National-Regierungen, =Versammlungen u. dgl., unter welchem lockenden Titel man große Tyranneien habe ausüben sehen“. Ihm habe Kleist's Unmaßgebliche Bemerkung aus mancherlei Gründen gefallen. Ob mehrere Theater in Einer Stadt, wie in Paris, London, Wien, der Kunst und den Einwohnern ersprießlich sei, lasse er ununtersucht. Er sei ein alter Mann und lobe sich alten Brauch und Weise: „Mit einem Worte: mir ist ein Hoftheater die liebste Bühne, gerade wie eine monarchische Regierung mir der liebste Staat ist; und ist ein Hoftheater nur ein ächtes Hoftheater, so wird es schon ganz von selbst auch ein Nationaltheater sein.“ Er entwickelt den segensbringenden Einfluß der besten, vornehmsten Gesellschaft auf die Vervollkommnung der Bühne und des ihr gegenüberstehenden Volkes, der aus der Verbindung des Hofes mit der Bühne erwachse. Das schöne, ehrenwerthe hohe Hofamt eines *maître de spectacle* einer alten, edlen Zeit wünscht er wiederhergestellt zu sehen. Er sei der Repräsentant und das Organ jenes Antheils, den der Fürst und seine Großen, den zart-sinnige und vornehme Frauen an den lebendig gewordenen Werken dramatischer Kunst nähmen. Nur er, der Vornehm-Partheilose, der nicht in, der über dem Ganzen stehe, könne das Ganze unbefangen übersehen und regieren: „Ein Schau-

spieler aber (als Director) dürfte entweder jedes Nachwerk aufführen, sobald er nur eine Rolle darin fände, in der er sich schon zum voraus beklatscht sähe, oder doch wenigstens so ausschließend für den hergebrachten Theatereffect sorgen, daß darüber manch wahrhaftiges Meisterwerk zu Grunde ginge; abgerechnet die Vorliebe und den Haß zu einzelnen Subjecten der Bühne; abgerechnet, daß, wenn der Schauspieler seine Rollen fleißig und redlich lernen und studiren will, ihm durchaus keine Zeit übrig bleibt, die anderweitigen Theatergeschäfte treu und prompt zu besorgen; abgerechnet, daß er mitten innen in dem Werk stehet und daher durchaus keine Uebersicht des Ganzen haben kann.“ Man empfindet, wie diese Sätze, in Berlin abgedruckt, Wort für Wort die Beziehung auf Iffland geradezu herausforderten und herausfordern sollten. Das „treu“ und „prompt“ hat Kleist selber unterstrichen, wie wenn er andeuten wollte, er habe das Gegentheil davon erfahren müssen. Und überhaupt die Forderung eines „Hoftheaters“ war den Freunden der Abendblätter wie aus der Seele gesprochen. Es scheint mir nicht unmöglich, daß Kleist in das Dresdener Schreiben die Beziehungen auf die Berliner Zustände hineinredigirt, oder doch verschärft habe.

#### 11. Ueber die Darstellbarkeit auf der Bühne.

Ein neuer, allgemein gehaltener Angriff auf Iffland's Theaterleitung trat schon wieder im 18. Abendblatt, vom 20. October 1810, hervor. Der Artikel handelt „über die Darstellbarkeit auf der Bühne“. Unterzeichnet ist er W . . . t, unter welcher Chiffre der Name Wolfart's auftaucht. Wolfart, obwohl Arzt von Beruf, war zur Erörterung solcher Fragen wohl geeignet. Er stammte aus Hanau und hatte noch zu Heidelberger Romantikern, namentlich zur Glanderode,

litterarische Beziehungen unterhalten. 1809 erschien von ihm, im Sinne der Genoveva, das Schauspiel „Guntha, ein altteutsch Mährlein“, mit Steinabdrücken von Federzeichnungen Bernhard Hundeshagen's. Die Tendenz des lose componirten Stückes spricht aus den die betrübtte Frau Guntha tröstenden Worten des Minnesängers (S. 76):

Wer sich bewährt,  
Der wird verklärt  
Sich aus dem Leid erheben —

und die christliche Treue der Frau Guntha, die der Heimkehr ihres Gemahls aus dem heiligen Lande harrt, siegt über die Tücke eines verkappten Ritters. Haß gegen Napoleon athmet Wolfart's Drama „Die Katakomben“, Berlin 1810. Der politische Wüstling Nero erliegt dem Leben und Tod überwindenden Glauben der Christengemeinde, der die Katakomben Schutz gewähren. Nero ist Napoleon; wie eine Prophezeiung lesen sich die Verse (S. 13)

Nah ist der Tag, der unserm Volk, der Welt  
Die Freiheit wieder, Schutz den Christen giebt.

Die Katakomben wurden zwar in Wien, wo Toni Abaumberger die Rolle der Julia spielte, nicht aber in Berlin aufgeführt\*). Mit dem Schauspiel „Herman“ (Leipzig, zu Michaelis 1810) war Wolfart sogar der dramatische Concurrent Heinrich's von Kleist geworden. Aber während Kleist die deutschen Fürsten und Völker seiner Tage schildert, in ihrer Mitte hoheitsvoll ein Herrscherpaar, das im Frieden seiner Häuslichkeit so menschlich-unbefangen mit einander scherzt, im öffentlichen Leben aber der politischen Intrigue diplomatische List, dem feindlichen Ein-

---

\*) Ein anspielendes Citat der Katakomben bei Brentano (2, 451) in einem zu Wien 1813, aber vor Theodor Körner's Tode (S. 450), entstandenen Gedichte.

fall in das Vaterland Kampf und Sieg entgegen zu werfen weiß: verfertigt Wolfart ein dramatisches Bild des geschichtlichen Kampfes Armin's gegen Varus, mit phantastischen Chören von Barden, Druiden, Nymen, Nornen, Wodan und Walküren, und mit dem frei erdachten Zuge, daß Thusnelba freiwillig für den Sieg sich in die Gefangenschaft der Römer opfert. An Wolfart gemessen, sieht man bewunderungsvoll, was Kleist, der mit eines echten Poeten Kraft seine Gegenwart erfaßt, in seiner Hermannsschlacht geleistet hat. Nach Allem aber war Wolfart wohl berufen, ein Urtheil über die Berliner Bühne auszusprechen.

Wolfart betrachtet die Frage, inwieweit der Schauplatz und die Art einer Handlung auf der Bühne darstellbar sei. Er giebt hervorstechende Beispiele ekelhafter oder ungeziemen-der Darstellungen, die auf dem Berliner Theater vorgekommen waren. In dem Spieß'schen Schauspiel „General Schlenzheim“, das seit 1782 sich im Repertoire behauptete, hatte man den Versuch mit einer förmlichen militärischen Execution, dem beliebten Füsiliere, auf der Bühne gemacht. In Royebue's Schauspiel „Die Sonnenjungfrau“, seit 1790 an der Tagesordnung, durfte die Heldin ihrem Geliebten auf offener Bühne immer von neuem gestehen, daß sie sich im Zustande guter Hoffnung befinde. Auch die äußeren Anordnungen auf dem Theater, wie sie in den Decorationen und der Bewegung der Darsteller zwischen ihnen zum Ausdruck kamen, rief Mißfallen und Tadel hervor, weil das Wirkliche gar zu ängstlich auf der Bühne nachgeahmt werden sollte, und eben deshalb ein höheres, ideales Erforderniß nicht erfüllt wurde. Bei der Aufführung der Jungfrau von Orleans hatte sich das Mißverhältniß zwischen der von Iffland beabsichtigten und thatsächlich erzielten Wirkung gezeigt: „Wer vermißt nicht in der Jungfrau von Orleans, wenn das Schlachtgetümmel wirklich

dargestellt werden soll, und dann 4 oder 5 Paare von Soldaten sich auf der Bühne regelmäßig schlagen, bis einer dem andern den Garaus macht, wer, fragen wir, vermisst nicht dabei eine größere Masse, ein wirkliches Heer? Und gefeht man könnte auf einer Bühne auch einige hundert Mann im gegenseitigen Kämpfen zeigen, wir würden gerade dadurch fast gezwungen, den natürlichen Maßstab mitzubringen, wir würden eine ordentliche Heerzahl haben wollen!“

Auf die Frage, wie nun aber zu verfahren sei, giebt Wolfart die positive Antwort: „Es ist sehr einfach, was die wahre Kunst erheischt. Ehrlich geht sie zu Werke, sie spricht zum Zuschauer rund heraus: bringe dir zu dem, was du hören und sehen wirst, hübsch deine Fantasie mit, welche dir Gott gegeben hat, und wende sie an, und denke ja nicht etwa, du würdest es so gemächlich haben, daß man dir nichts zu denken ließe.“ Die wahre Kunst thue nur bei allem so, als wäre es ein wahres Spiel. Von dem auftretenden Gefolge eines Königs dürften z. B. nicht alle, sondern nur wenige Personen wirklich auf der Bühne erscheinen, sich als Masse zwischen Säulen und Pforten verlieren, so daß dem Zuschauer ein ungeheurer Spielraum übrig bliebe, sich hinter der Bühne eine imponirende Menge zu denken, deren Anfang nur die wenigen wirklich Erschienenen bildeten. Die Anwendung desselben Mittels fordert Wolfart bei Darstellung von Schlachten. Er führt als Beispiel aus: „In Shakespeare's Julius Cäsar soll Brutus und Cassius von der einen, Augustus und Antonius von der andern Seite, mit ihren beiderseitigen Heeren, auf die Bühne kommen. Das ist unausführbar! es ist lächerlich! schreit der Blödsinn. Und es ist wohl ausführbar, und es ist nicht lächerlich. Man lasse nur hinter den Heerführern, sowie sie von beiden Seiten auftreten, einige Krieger folgen, welche so stehen bleiben, als drängen sie in Masse hinter den

Kouliſſen heraus, indem Spieße über ihren Häuptern hervorragen und die ihnen nachbringenden Krieger bezeichnen — ſo wird dies ein ergreifender Anblick ſein, man wird wirklich ſich beide Heere dahinter denken, deren Anfang man ſieht.“ Offenbar war auch die Inſcenirung des ſeit 1804 auf dem Spielplan der Berliner Bühne ſtehenden Julius Cäſar, nach Wolfart's Meinung, mißlungen. Und wenn am Schluſſe die Tendenz des ganzen Artikels noch einmal dahin zuſammengefaßt wird, er ſei dazu beſtimmt, „das Theater auch darin aus dem profaiſchen Neg zu befreien und es in ſein poetiſches Element zurückzuführen“, ſo müſſen wir doch wohl glauben, daß von Iffland auch auf dieſem Gebiete ſchwere Mißgriffe gethan worden waren.

## 12. Von einem Kinde, das kindlicher Weiſe ein anderes Kind umbringt.

(Werner's 24. Februar.)

Wie über das, was Iffland that, war man auch über das, was er nicht that, in den Kreiſen der Abendblätter ungehalten. Man forderte, daß er nicht bloß claſſiſche und alte abſtändige Stücke, ſondern auch moderne romantiſche Dramen aufführen ſolle.

Das 38. Abendblatt, vom 13. November 1810, erzählte nun die ſchlichte Sage von einem Kinde, das kindlicher Weiſe ein anderes Kind umbringt: wie in Franeker in Weſtfrieſland zwei Knaben Schlachtens mit einander ſpielen, und der eine den anderen abſticht; wie dann ein alter Rathsherr dem überlebenden Knaben, zur Probe ſeiner kindlichen Unſchuld, einen rothen Apfel und einen rheiniſchen Gulden hinſtreckt, der Knabe aber lachend nach dem Apfel greift und dadurch aller Strafe ledig wird. Der anonyme Einſender weiſt nun wie

zufällig darauf hin, daß Zacharias Werner „diese rührende Geschichte aus einem alten Buche“ in seinem Trauerspiele „Der 24. Februar“ verwende, das „in Weimar und Lauchstädt schon oft mit einem so lebhaften Antheile gesehen worden sei, als vielleicht kein Werk eines modernen Dichters“. Der Einsender wisse nicht, ob Werner die obige Geschichte ganz gekannt oder in seinem Trauerspiel erzählt habe: „denn jenes trefflichste und darstellbarste Werk Werner's, zu dem nur drei Personen, Vater und Mutter und Sohn, nur eine doppelte durchgeschlagene Schweizer Bauerstube, ein Schrank, ein Messer und etwas Schnee, den der Winter gewiß bald bringen wird, die nöthigen Requisite sind, ist auf unsrer Bühne noch nicht aufgeführt worden“. Jffland könne den Vater, die Bethmann die Mutter geben, für den Sohn seien Schauspieler im Ueberflusse da. Es sei zu wünschen, daß die kleine Mittheilung den Sinn und den guten Willen dazu anregen möge.

Die Anregung fiel aber nicht auf empfänglichen Boden, da Jffland längst nicht Willens war, den 24. Februar aufzuführen. Wir kennen Werner's Brief an Jffland, vom Mai 1809, in dem er sein Trauerspiel der Berliner Bühne vergebens anbot. Hitzig machte, nach ungedruckten Briefen die ich in Händen habe, den Unterhändler zwischen Werner und Jffland. Der Mitarbeiter der Abendblätter war offenbar in den Stand der Dinge eingeweiht. Es könnte Zufall sein, fällt aber dennoch zur Verwunderung auf, daß er dieselben Gründe für die Aufführung beibringt, wie Werner in dem Briefe selbst: die drei Personen, die Geringfügigkeit der Kosten, die Besetzung durch Jffland und die Bethmann, während für den Sohn Beschort, Mattausch oder Bethmann vorgeschlagen werden. Nur daß der Artikel des Abendblattes sich inzwischen auf Goethe's Aufführung berufen konnte.

Wer war der anonyme Verfasser? Daß man den

Artikel, seit Köpfe, in Kleist's Schriften finden kann, ist ein arger Mißgriff. Kleist hat diese Sätze nie geschrieben. Die Umstände weisen vielmehr auf Arnim hin. Sein ist der Stil. Sein ein solcher Scherz wie der mit dem Schnee. Er war Ende December 1808 mit Werner zusammen bei Goethe gewesen. Den Attila empfahl er in den Heidelberger Jahrbüchern (oben S. 176); den 24. Februar, der noch nicht gedruckt war, über dessen erste Aufführung in Weimar, am 24. Februar 1810, aber das Pantheon berichtet hatte, jetzt nun in den Berliner Abendblättern. In den Kronenwächtern (2, 181) hat Arnim von dieser Kindersage, ihren tiefen Sinn zugleich entfaltend, Gebrauch gemacht, um den durch die Idee seiner Dichtung nothwendig gewordenen Tod des nachgebliebenen Söhnchens Berthold's herbeizuführen. Die Brüder Grimm aber nahmen aus den Abendblättern, sie als ihre Quelle citirend, das Kinderschlachtspiel fast ohne Variante, mit dem Hinweis auf den 24. Februar, in die erste Ausgabe der Märchen auf (1812. 1, 101), ließen es später aber fortfallen, weil es doch eher Sage als Märchen ist. Sie nahmen es damals auf, weil es eben aus Arnim's Sammlungen stammte, über die sie für ihre Märchen und Sagen freundschaftlich verfügen durften.

### 13. Paer's Achilles.

Das Interesse der Abendblätter bemächtigte sich sehr bald auch der musikalischen Aufführungen des Nationaltheaters. Mit dem Zustande derselben waren, wie wir sahen, Kleist's Kreise am allerwenigsten zufrieden, und das 16. Abendblatt, vom 18. October 1810, leitete die Opernfehde ein.

Tags zuvor war der große Angriff Kleist's auf Iffland erst geschehen; jetzt verzeichnete er folgendes Bouquet von

„Stadt-Neuigkeiten“: „Es ist hier von neuem und sehr allgemein das Gespräch von einer nahe bevorstehenden totalen Reform unsers Theaters. — Italiänische Oper (seria und buffa) sollen wieder eingerichtet, und für Deutsches und Italiänisches Theater neue, tüchtige Subjecte gesucht werden. — Die Königliche Kapelle, an ihrer Spitze der verdiente Meister, Herr Righini, soll wieder in Aktivität kommen. — Gewiß ist, daß die berühmte Mamsell Schmalz mit 3200 Thlr. jährlichen Gehalt, vermuthlich für beide Bühnen, hier bei uns engagirt ist.“ Kein Wort der Erläuterung dazu: lauter Reime zu neuen Entwicklungen schlimmer Art. Die „Neuigkeiten“ waren so auffällig und so sehr bemerkt, daß z. B. die Hamburger Nordischen Miscellen sie in einem Extrablatt (zu Nr. 42) ihren Lesern bekannt gaben.

Den Anfang der Opernkritik machte im 16. Abendblatt, vom 18. October 1810, v. M. mit einer Besprechung der Aufführung von Paer's Achilles. v. M. ist: von Möllendorff. Dieser Major von Möllendorff war 1806 der Adjutant des Prinzen Louis Ferdinand gewesen und stand bei seinen Kameraden und den jüngeren Herren von Adel im allergrößten Ansehen. Er that nicht in einem Berliner Regimente Dienst, sondern gehörte zu den Offizieren der Armee. Täglich kam man zwanglos in seiner Wohnung zusammen. Wer bei ihm eintrat, galt als Anhänger der Kriegsparthei, als ein Gegner Hardenberg's und seiner Politik, natürlich auch Jffland's und seiner Theaterleitung. Kleist, Arnim und andere Mitarbeiter der Abendblätter verkehrten bei ihm. Möllendorff war Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft, hatte offenen Sinn für allerlei geistige Interessen, und führte die Feder ebenso angriffslustig wie seinen Degen. Geliebt von seinen Gesinnungsgenossen, war er stolz darauf, von seinen politischen und litterarischen Gegnern, die

er verachtete, gehaßt und verläumbet zu sein: eine feste, rücksichtslose, rasch zufahrende, und doch noble Junkernatur im Soldatenrocke.

Paer's Achilles wurde in dem Herbst in Weimar aufgeführt, wo der gefeierte Münchener Baritonist Brizzi, ein geborener Italiener, die Titelrolle sang. Das wußte Iffland, weil er dort im September als Gast gespielt hatte. Die Oper, den Musikfreunden längst bekannt, stammte noch aus Paer's Dresdener Schaffenszeit (bis 1806). Dem Berliner Publicum aber erschien sie als eine Neuheit, auf die man um so mehr gespannt war, als andere Opern Paer's, Camilla seit 1801, Sargines seit 1808, auf dem Berliner Spielplan standen.

Die Aufführung fand zur Geburtstagsfeier des Kronprinzen (15. October) auf dem königlichen Operntheater bei großem Zubrang des Publicums Statt. Die Besprechungen in den alten Berliner Zeitungen flossen, wie immer, von lautem Lobe über. Die Bossische Zeitung, vom 18. October 1810, setzte ihren Lesern eine Inhaltsangabe des Textbuches vor und rühmte die Musik als „die gehaltenste von Paer“. Gleichfalls oberflächlich urtheilte der Freimüthige am 22. October 1810. In den Abendblättern dagegen trug Möllendorff mit gründlichem Nachdruck seine abweichende Meinung vor.

Er beginnt mit einer spöttischen Bemerkung gegen die Bossische Zeitung: „Es sei (sagt er) dem Artikel ‚National-Theater‘ der Berliner Zeitung vorbehalten, den Inhalt der Oper Achilles dem Publico bekannt zu machen.“ Und ich erinnere nun daran, daß diese selbe Art der Polemik bereits in der †† gezeichneten Anzeige der Posse „Der Sohn durchs Ungefähr“ begegnete (oben S. 192): woraus ich die Möglichkeit oder die Wahrscheinlichkeit herleite, daß Möllendorff auch jene verfaßt haben könne.

Möllendorff übt nunmehr Kritik an Paer's Musik und an den die Oper aufführenden Kräften. Er erklärt die Musik nicht für eines der gelungensten Werke Paer's. Sie besitze zwar Melodien und einzelne Sätze, die das Ohr ergöhten und den Musiker wie den Musikliebhaber zum Beifall zwängen. Aber ihr fehle doch Simplizität und Einheit des Ganzen, wodurch allein ein theatralischer Effect bewirkt werde. Als nachtheilig bei der Aufführung hebt Möllendorff hervor: die schwerfällige, unmusikalische Uebersetzung des italienischen Originaltextes von Camera; die ganz kraftlose, öfters nachlässige Execution des Orchesters, welches letztere bei der Vorstellung in der That ohne gleichen matt und unaufmerksam gewesen sei; die hier und da vielleicht aus Noth unvortheilhafte Austheilung der Rollen. Das Schwergewicht des Tabels liegt auf dem zweiten und dritten Punkte, und richtete sich gegen den Musikdirector Seibel und gegen Jffland. Paer hatte die Hauptrollen, die der Briseis und des Achill, für seine eigene Frau, geb. Riccardi, und für Brizzi geschrieben. In Berlin traten nun in diesen Rollen Eunice und Mad. Müller auf, denen Möllendorff die adäquate Leistungsfähigkeit absprach, ohne die eigenthümlichen Verdienste der beiden, namentlich Eunice's, zu verkennen. Für die Träger der übrigen Rollen hatte er fast nur wegwerfenden Tadel. Boshast setzte er hinzu: in welcher Sprache die Chöre gegeben worden, sei bis jetzt noch unbekannt. Dann noch ein paar Ausfälle an Jffland's Adresse: ob es Agamemnon's Liebhaberei gewesen sei, einen weißen Adler auf dem Schilde zu tragen; und ob die Brücken in Griechenland mit seidenen Umhängen verziert waren, welche eine alte Baumstange zusammenhielt? — womit diese böse Kritik, ohne ein erfreuliches Wort, prall und pagig schloß.

Die für die Aufführung der Oper verantwortlichen

Stellen empfanden diese Kritik zu tief, um still dazu zu schweigen. Die Antwort wurde, bei Wiederholung der Oper, in den *Freimüthigen* vom 29. October 1810 lancirt, wo sie wegen ihres ersichtlich officiellen Charakters wunderbarlich genug von den übrigen ganz anders gearteten Theaterberichten absticht. Auch stand der *Freimüthige*, unter der Leitung August Kuhn's, sonst freundlich zu den *Abendblättern*. Von Allem, was in Kleist's *Abendblättern* bemängelt worden war, wird das gerade Gegentheil behauptet. Die Oper *Achilles* habe den gebildeten Musikfreunden Berlins einen sehr reinen Kunstgenuß dargeboten. Sie werde hier nicht nur mit größter Pracht, sondern auch mit möglichster Präcision gegeben, wofür alle unbefangene Kunstfreunde dem würdigen Herrn Musikdirector Seidel und der Direction des Theaters sich verpflichtet fühlen müßten: „Um so mehr ist es zu bewundern, daß in den hiesigen *Abendblättern* sich eine Stimme erheben konnte, die dies nicht anerkennen will, und dem Orchester bei Aufführung dieser Oper den Vorwurf der Nachlässigkeit macht. Der Verfasser jener Anzeige verräth wenig Kenntniß von Musik.“ Die Entgegnung kam von Zffland selbst.

Wer der anonyme Gegner im *Freimüthigen* war, wußte man im Lager der *Abendblätter* ganz genau. Im 35. *Abendblatt*, vom 9. November 1810, ging Möllendorff dafür auf die verächtlichste und wegwerfendste Weise auf ihn los. Er erinnert daran, daß der *Mondkaiser*, in dem Lustspiele gleichen Namens, einem Tänzer, der ihm seine Kunst zeigt, 1500 Paar Schuhe zu verabreichen beschließt\*). „Was sollen wir,“

\*) Der *Mondkaiser* ist eine Posse in drei Aufzügen, aus dem Französischen frei übersetzt von Friederike Helene Unger, in deren Gatten Verlage 1790 zu Berlin der erste Druck erschien. Ich empfang das Büchelchen aus der Theaterbibliothek zu Mannheim. Nach S. 42 soll der große Saltado, der vor dem *Mondkaiser* getanz hat, ein Gnaden-

fragt Möllendorff höhniſch, „mit dem Recensenten im Freimüthigen angeben, der das Kunſtſtück macht, die Stimme des Abendblatts, mit päpſtlicher Unfehlbarkeit, ohne Darlegung der Gründe zu Boden zu ſchmettern?“ — und antwortet: „Wir wünſchen ihm, auf gut mondkaiſerliche Weiſe, eine ähnliche Anzahl von — Ohren, ein Geſchenk über deſſen Bedeutung wir uns hoffentlich nicht näher zu erklären brauchen, und das derſelbe à deux mains gebrauchen kann.“ Dies war die „Öeffentliche Dankſagung“, mit der in den Abendblättern der Gegner abgelohnt wurde.

#### 14. Cendrillon.

Franzöſiſche „Nichtigkeiten“ bevorzugte Iffland auch auf muſikaliſchem Gebiete, zum Verdruffe derjenigen Kreiſe, die gehaltvolle Aufführungen auf der Bühne genießen wollten. Ein ſolches Pariſer Zugſtück war die Oper Cendrillon, Text von Etienne, Muſik von Nic. Fouard. Zu Grunde liegt Perrault's nicht am beſten erzähltes Märchen Cendrillon, das mit unſerm Märchen vom Aſchenputtel identiſch iſt. Die Brüder Grimm haben in ihrer erſten Märchenausgabe (1812, S. XVI) die Zuſammengehörigkeit erkannt und ausgeſprochen.

Da brachten die Abendblätter in ihrer 26. Nummer ein y unterzeichnetes „Schreiben aus Berlin“, datirt „den 28. October“. Sie meldeten, daß ſich Mad. Bethmann die Oper Cendrillon zum Benefiz gewählt habe und Herklotz, der Berliner Theaterdichter, bereits zu dieſem Zwecke ſie überſetze. Es war offenbar aus der Schule geplaudert worden, ſowohl

---

geſchenkt erhalten, und da heißt es: „Man reiche ihm, weil er ſich mit ſeiner großen Geſchicklichkeit ſchon ganze Schiffsladungen von goldnen Uhren und Doſen verdient. . man reiche ihm fünfhundert — Paar Schuh. Er muß ſehr viel verbrauchen.“

über die Art der Uebertragung wie die der Rollenbesetzung. An beides knüpfte der Verfasser des Schreibens seine Ausstellungen. Die Oper solle nämlich deutsch, wie man sage, der zum Grunde liegenden, französischen Musik wegen, welche ein dreisilbiges Wort erfordere, A scherlich, A scherling oder A scherlein u. s. w., nicht A schenbrödel, genannt werden. Dagegen wird vorgeschlagen, lieber der Musik zu Gefallen nach österreichischer Mundart das „del“ in „d'l“ zusammenzuziehen und A schenbröd'l oder A schenbröl zu sagen. Ferner: A scherlich oder A schenbröd'l werde Madmois. Maas geben, Mad. Bethmann, wie es heiße, die Rolle einer der eifersüchtigen Schwestern übernehmen. Der Satz, der jetzt folgt, ist der entscheidende: „Alle Maas ist ohne Zweifel durch mehr, als die bloße Jugend, zu dieser Rolle berufen; von Mad. Bethmann aber sollte es uns leid thun, wenn sie glauben sollte, daß sie, ihres Alters wegen, davon (von der Titelrolle) ausgeschlossen wäre.“ In den Kreisen der Abendblätter wünschte man also, daß die Frau Bethmann nicht durch die jüngere Kraft der Alle Maas (seit 1805 engagirt) verdrängt werde; die Worte „durch mehr als die bloße Jugend“ scheinen sogar eine üble Anspielung auf andere als künstlerische Rücksichten zu enthalten. Das Talent der Frau Bethmann wird nun charakterisirt, nicht als vollkommen, aber doch immer so, daß durch Verstand und ungemein zarte Empfindung das Mangelhafte und Fehlende mit Leichtigkeit ergänzt werde. Es trifft diese Charakterisirung im Ganzen mit derjenigen zusammen, die der Künstlerin im Phöbus zu Theil geworden war.

Man hat, seit Köpke, dies Schreiben in Kleist's Werke eingefügt. Ich zweifle aber nicht, daß es ihm von außen zugekommen ist. Der Stil schwankt, auf eine sonderbare Art, zwischen unkleistischer und kleistischer Manier. Wo Kleist's Manier fühlbar hervortritt, nehme ich redactionelle Nacharbeit

an. Die Berechtigung zu einer solchen Annahme wird noch an einer Fülle von Beispielen klar werden.

Daß man auf Seiten der Abendblätter die Aufführung der Oper Cendrillon am liebsten verhindern wollte, zeigt in Nr. 52 eine Miscelle aus Cassel, die dem Weimarer Journal des Luxus und der Moden entnommen sei, und die die kühle Aufnahme der französischen Oper in Cassel ostentativ betont. Wie Kleist in die Miscelle jedoch die für Berliner Zustände nöthige Schärfe hineingebracht hat, ergiebt sich überraschend aus ihrer Vergleichung mit der Originalstelle:

Kleist im 52. Abendblatt.

Aus Cassel.

Die Aufführung der Oper Cendrillon lockte viel Neugierige herbei. Das Stück war in Paris 42 Mal hintereinander gegeben worden; und so glaubte man in Cassel an eine ähnliche Wirkung. Aber das deutsche Publikum scheint zu einer solchen Beständigkeit nicht geschickt; weder die Musik ist von ausgezeichnetem Gehalt, noch auch wird das Auge durch Dekorationen bestochen. Fast sollte man glauben, daß die Oper Cendrillon ihr ganzes Glück der Demoiselle Alexandrine St. Aubin verdankt, welche als Cendrillon alle Stimmen für sich gewann, und dem mittelmäßigen Stück einen rauschenden Beifall erwarb.

(Journ. d. L. u. d. Mod.)

Der Wortlaut der Originalstelle des Journals des Luxus &c., Novemberheft, ist dagegen der folgende\*):

Miscellen aus Cassel im Oktober 1810.

Die Aufführung der Oper Cendrillon lockte viel Neugierige herbei. Das Aufsehen, das sie in Paris gemacht, und die öftern Wiederholungen ließen vermuthen, daß Musik und Dekorationen das bekannte Sujet, das jedem eine Reminiscenz aus der Kinder- und Märchenzeit ist, doch so ausschmücken würden, um es begreiflich zu machen, wie die lebhaften Pariser ein und dasselbe Stück 42 Mal nach einander hatten aufführen sehen können. Aber mit jeder Scene fühlten wir phlegmatischen Deutschen uns dieser Beständigkeit unfähiger, denn weder war die Musik von ausgezeichnetem Gehalt, noch auch wurde das Auge

\*) Ich verdanke sie Herrn von Wojanowski in Weimar.

bestochen. Mehrere Personen, die in Paris die günstige Aufnahme der Cendrillon mit Augen gesehen, erklärten es dahin, daß dort eine Schauspielerin \*) die Hauptrolle so anziehend und reizend gespielt hätte, daß dadurch das ganze Stück Interesse und Leben bekommen hatte; dies war denn freilich hier bei uns nicht der Fall.

\*) Allerdings ist dieses der Fall. Die Oper Cendrillon oder Aschenbrödel dankt den großen Beifall, den sie in Paris erhielt, lediglich der reizenden Mme Alexandrine St. Aubin, welche als Cendrillon alle Stimmen für sich gewann und damit der mittelmäßigen Oper einen rauschenden Beifall erwarb. D. Redact.

Kleist's Miscelle, sieht man, ist doch etwas anderes geworden, als das Original, das er benutzte. Sie urtheilt und verurtheilt schärfer. Und zwar unter Belassung des Citates, als käme die Nachricht so aus Kassel.

Diese Gegenbestrebungen hatten wirklich ihren Erfolg. Die französische Oper kam während der Winterspielzeit überhaupt nicht auf die Berliner Bühne, Frau Bethmann wählte sie auch nicht zu ihrer Benefizvorstellung. Als, schon nachdem der Einfluß der Abendblätter längst gebrochen war, die Oper am 14. Juni 1811 zum ersten Male in Berlin aufgeführt wurde, lagen die Rollen in ganz anderen Händen, als man ursprünglich geplant hatte. Das erste Textbuch „Arien und Gefänge aus der Feen-Oper: Röschen; genannt: Aescherling in drei Acten. Aus dem Französischen durch C. Herklotz. Musik von Nicolo Fouard. Berlin, 1811“ bewahrt nach einer ganz vorzüglichen Einrichtung — die leider bei den modernen Textbüchern aufgegeben worden ist! — das Rollenverzeichnis. Danach sang Mm. Henriette Fleck die Titelrolle, von den beiden Schwestern die jüngere Mad. Müller, die ältere Mm. Schmalz.

Man erkennt an den Folgen dieses Widerspruchs die Macht, die die Parthei der Berliner Abendblätter in Theaterfragen auszuüben vermochte.

## 15. Sonderbares Versehen.

In Arnim's Nachlasse habe ich ein Briefchen Arnim's an Kleist vorgefunden, in welchem das „Sonderbare Versehen“ seiner Zeit Kleist überschickt worden ist (oben S. 101), der es, redactionell durchgebessert, aber stilistisch unverändert, in das 30. Abendblatt vom 3. November 1810 aufgenommen und mit der Chiffre *ava* gezeichnet hat.

Am 29. October nämlich war Gluck's *Iphigenia in Tauris* aufgeführt worden, ein Werk, das Arnim unvergleichlich nennt und als die einzige ernste Oper in der Welt rühmt. Um so ungehöriger seien die unzulänglichen Leistungen des Ballets gewesen: die er in seiner humoristischen Weise nun charakterisirt. Durch einen unerklärlichen Zufall, meint er, seien ein Paar Tänze aus dem Ballet der *Operschnneider* am feierlichen Schlusse der Oper zwischen getreten, welches dem Publicum große Belustigung (in der ernstesten Oper!) gewährt habe: „Das Publicum erklärte sich nachher, daß es zwar dankbar wäre für die Aufmerksamkeit, ihm Ballette zu geben, es bäte sich aber dergleichen, wenn es nirgends gut anzubringen wäre, lieber als Nachspiel aus; auch wäre es ihm lieb, wenn die Tänzer die drei oder vier Zusammenstellungen, die sich seit der *Bigano* noch immer wie alte abgenutzte Decorationen herumtreiben, endlich einmal mit ein Paar neuen vertauschten, besonders in einer heroischen Oper.“ In einfache Sprache übersetzt, bedeuten diese Scherze für *Iffland*, daß das Ballet seit der *Bigano* Zeiten — das Ehepaar *Bigano* war 1796 vom Marquis *Lucchesini* in Italien für das Berliner Ballet um 5000 Thaler Gold engagirt worden — veraltet sei und einer modernen Ansprüchen genügenden Reform bedürfe. Und *Iffland* bei seinem eigenen französischen

Geschmack fassend, wünscht Arnim im ersten Aufzuge, statt des „Gespringes“ des einen Herrn — vom Recensenten der Vossischen Zeitung wird gerade dieser Solotänzer gelobt! — den Doppeltanz der beiden Krieger zu sehen, wie er in Paris aufgeführt werde: das Vollendetste in Wirkung und Zusammenhang (im Gegensatze der beiden Gefangenen, die traurig und erschöpft nachgeführt werden), was je die Tanzkunst hervorgebracht habe.

Also auch das Ballet mußte jetzt herhalten! Jffland bekam Tadel über Tadel zu hören.

### 16. Die sieben kleinen Kinder.

Raum ein paar Tage später, im 34. Abendblatte vom 8. November 1810, druckte Kleist ein neues Theater-Monitum Arnim's an Jffland's Adresse ab, das wieder *ava* gezeichnet ist. Arnim geht von einer Erscheinung des damaligen Berliner Straßenlebens aus. „Was mag,“ fragt er, „aus einer Bande kleiner Sänger geworden sein, die im vorigen Jahre sich sehr häufig in vielen Straßen Berlins mit wenigen Liedern hören ließen, die aber so wunderbar auf einzelne Töne eingesungen waren, daß sie am ersten einen Begriff von der Russischen Hörnermusik geben konnten?“ Die Russische Hörnermusik und der Russische Soldatengesang, den der Hof in Königsberg kennen gelernt hatte, war damals so beliebt bei uns, wie heute die würdigen Weisen des altniederländischen Nationalgesanges. „Sie wurden,“ schreibt Arnim weiter, „nach dem einen ihrer bekanntesten Lieder, meist die sieben kleinen Kinder genannt. Das Lied erzählte von Kindern, denen zu spät Brod gereicht worden, nachdem sie lange geschrien und endlich aus Hunger gestorben waren.“ Der Inhalt des Liedes war also der der „Verspätung“ im Wunderhorn (2, 10):

Mutter, ach Mutter! es hungert mich,  
Gieb mir Brod, sonst sterb ich —

wie es im grausamen Leben Manchem, auch Kleist, ergangen ist! Und wehmüthig fragt Arnim: „Ist es diesen armen Schelmen, die wir immer mit besonderem Vergnügen gehört, etwa auch so ergangen?“

Von dieser Erscheinung des Berliner Volkslebens macht nun Arnim vorwurfsvolle Anwendung auf die Berliner Theaterverhältnisse, im Sinne einer national-berlinischen Ausgestaltung der Bühnenstücke. Er fragt unwillig, warum diese kleinen Berliner sieben Kinder nicht in irgend ein lustiges Stück, z. B. Rochus Pumpernickel, eingeführt worden seien, wo sie gewiß die allgemeinste Wirkung hervorgebracht hätten? In dem damals vielgegebenen komischen Singspiele vom Rochus Pumpernickel treten nämlich, als singender Chor, acht Knaben auf, deren Vaterschaft Pumpernickel in höchster Verlegenheit ableugnet, die aber doch fest an ihm hängen bleiben zu wollen erklären. „Leider aber,“ beklagt Arnim, „begnügen sich unsre Theater-Dichter die Späße fremder Städte, besonders Wien, zu wiederholen; was aber bei uns lustig und erfreulich, dafür haben sie keine Fassung. So finden sich manche auf unsrer Bühne, die den Wiener oder Schwäbischen Dialekt recht gut nachsprechen, aber keiner, der z. B. gut pommerisch-plattdeutsch redete, was in der Rolle des Rochus Pumpernickel sicher recht eigenthümliche Wirkung bei uns thäte.“ Der Wiener oder der schwäbische Dialekt! — spielten doch Rogebue's Pächter Feldkümmel und die beiden Klingsberge in den Wiener Volksschichten, Vetter Kuckuck aber, aus Nürnberg (oben S. 191), hatte das Theaterpublicum mit seiner schwäbelnden Mundart zu belustigen. Auf diese saden Stücke hatte es Arnim abgesehen. Iffland besaß nicht das Selbstgefühl eines spreegetauften Berliners; um so bemerkenswerther erscheint es aber, daß

Arnim im Einverständniß mit Kleist die Berücksichtigung und Pflege des Berlinerthums wie des preussischen Provinzialismus auf der Nationalbühne verlangte. Man versteht nun leichter, weshalb Kleist für Drama und Novelle märkische Stoffe aufsuchte; weshalb Arnim in seiner Schaubühne denselben Weg ging und sogar den Stralauer Fischzug als Lustspiel behandelte. Hier liegen die Anfänge der Berlinisch-märkischen Roman- und Schauspielichtung, die, im besten Sinne conservativ und patriotisch, von Wilibald Alexis, Theodor Fontane, Ernst von Wildenbruch weiter gepflegt und entfaltet worden ist.

#### 17. Der Verein des Tanzes mit der Musik.

Die gereizte Stimmung eines Theiles der Theaterbesucher fing nun aber an sich in die Praxis umzusetzen. Zu für Schauspieler und Director beängstigender Weise wurden die Vorstellungen durch lautes Pochen unterbrochen. Namentlich der Abend des 11. November 1810 gestaltete sich für Iffland zu einem wahren Leidensabend. Es wurde Kogebue's Belagerung von Saragossa oder Pachter Feldkümmels Hochzeit gespielt, worauf das Ballet Der Verein des Tanzes mit der Musik nachfolgte.

Es war wirklich ein starkes Stück, daß Iffland nach dem elenden Pachter Feldkümmel nun auch noch Kogebue's neuestes erbärmliches Machwerk auf die Bühne des Schauspielhauses brachte. Die erste Winter-Aufführung am 30. October fiel gänzlich durch. Trotzdem wiederholte sie Iffland am 11. November, wo nun aber die Ruhe derartig gestört wurde, daß ein allgemeines Pochen das Spiel übertäubte. Es bezeugt dies der amtliche Rapport des Polizeipräsidenten Gruner an den König, vom Tage nach der Vorstellung; auf dem Geh. Staats-Archive noch vorhanden.

Gruner aber hatte weiter zu berichten, daß bei dem folgenden Ballet die die Minerva darstellende Tänzerin, Mad. Telle, nebst dem Knaben, Sohn des Victualienhändlers Kellstädt, das Unglück hatte, sammt der Glorie, in welcher sie 12 bis 15 Fuß hoch über dem Boden schwebte, herabzufallen, so daß die Vorstellung nicht zu Ende geführt werden konnte; der Zimmergesell, der die Glorie regierte, sei verhaftet.

Dieser officiële Bericht Gruner's findet sich nun, unglaublich schnell, schon im Abendblatt vom 12. November 1810, Nr. 37, wörtlich als polizeiliche Tages-Mittheilung abgedruckt. Man fragt sich unwillkürlich, wer das größere Interesse an der Veröffentlichung hatte, Gruner oder Kleist? Dem ungewöhnlich fehlerhaften Drucktext in dem Abendblatte sieht man noch die Eile an, mit der der Abdruck vor sich ging. Kleist hat, wie in anderen Fällen, die Namen herausgestrichen, und den Schluß des Gruner'schen Rapportes ein wenig gekürzt. Es handelte sich um ein Ereigniß, von dem ganz Berlin sprach, und dem Polizeipräsidenten kam offenbar darauf an, der höchsten Stelle zu zeigen, daß er glatt unterrichtet gewesen und unverzüglich eingeschritten sei.

Dieser Artikel der Abendblätter trieb Iffland, der bis dahin Vieles über sich hatte ergehen lassen, endlich zur Entgegnung. Am folgenden Morgen erschien sie, mit seinem vollen Namen unterzeichnet, in der Boss'schen Zeitung. Iffland vermeidet das Wort Abendblätter auszusprechen. Er weiß, im Gegensatz zu deren Mittheilung, nur von einem überschnellen Heruntersinken der Glorie. Niemand habe eine besorgliche Beschädigung dabei erlitten. Die Maschinerie sei in Ordnung gewesen. Man sieht, wie Iffland bestrebt ist, an höchster Stelle eine andere Darstellung des Vorfalls, als die des Polizeipräsidenten, zur Geltung zu bringen. Im Grunde genommen war diese Preßsache ein Conflict zwischen Polizei-

und Theater-Behörde, weniger eine Polemik gegen die Abendblätter: aber immerhin hatte Kleist durch diese Veröffentlichung Iffland größeren Verdruß bereitet, als durch die schärfste Kritik, die bisher erschienen war.

### 18. Segen die Recensenten der Vossischen Zeitung.

Iffland hatte also für seine Glorie der Vossischen Zeitung sich als Sprachrohr bedient. Jedermann wußte, wie Iffland mit derselben stand, daß er insbesondere Catel's und Mellstab's bei allen Aufführungen sicher war. Die Theater-Kritik der Vossischen Zeitung erschien Vielen immer mehr als ein öffentlicher Scandal, dem ein Ende zu machen sei. Es ging das allgemeine Gerüde, die Kritiker der Vossischen Zeitung seien durch Freibillets und Geldsummen von Iffland bestochen. Eine Notiz darüber war in auswärtige Zeitungen lancirt worden. Sogar das Journal de l'Empire, in seiner Nummer vom 14. October, erklärte nach verschiedenen anderen Vorwürfen gegen Iffland: „La voix du public n'est pas consultée par le directeur, qui a pour lui tous les journalistes à force de billets gratis et de sommes d'argent qu'il leur distribue.“ Wenn das Journal de l'Empire auch die „Gazette Universelle“, d. h. die Cotta'sche Allgemeine Zeitung citirt, so ergiebt eine Vergleichung doch, daß der Text der Allgemeinen Zeitung vom 8. October 1810, um den es sich hier handelt, im Journal auf eine merkwürdige Weise gegen Iffland geschärft und zugespitzt worden ist.

Zwar wurde von Berlin aus rasch für officiële Gegenwirkung gesorgt. In der Vossischen Zeitung konnte man lesen, daß Herr Director Iffland, von Rabalen jeder Art umgeben, fortwährend die Gnade des Monarchen genieße, und soeben

huldreichst von ihm mit einem Theeservice zum Andenken an die verewigte Königin beschenkt worden sei. Die Expedition der Bossischen Zeitung, in ihrem 135. Stück, erklärte auch, sie habe für ihre Recensenten niemals etwas von der Direction des Königlichen Nationaltheaters empfangen. Das Dementi fand aber keinen Glauben. Kleist war nicht gewillt, die Sache ohne Resultat einschlafen zu lassen, und deshalb nahm er von neuem den Angriff auf, und zwar an der Stelle, wo nach seiner und seiner Freunde vollkommenster Ueberzeugung die eigentliche Verderbniß saß. Er ging gegen die Recensenten Catel und Kellstab persönlich vor, um sie, die bisher geschwiegen hatten, zu einer Erklärung zu zwingen.

Im 40. Abendblatt, vom 15. November 1810, erließ Heinrich von Kleist eine „Aufforderung“ an die Recensenten der Bossischen Zeitung. Er nimmt die Maske vor, als glaube er nicht an die Beschuldigung, die er doch für wahr hielt. Die Erklärung der Expedition der Bossischen Zeitung, sagt er, sei von dem Publicum mit großem Vergnügen gelesen worden. Um ein Gerücht so häßlicher Art aber gänzlich niederzuschlagen, bleibe nichts übrig, als daß die Herren Recensenten, von welchen diese Kritiken herrührten, eine ähnliche Erklärung von sich gäben: „Da sich die Sache ohne Zweifel so, wie Jedermann zur Ehre der Nation wünscht, verhält, und das Theater, mancher Schwächen ungeachtet, Seiten genug, die zu ehren und zu schätzen sind, darbietet: so sieht das Publicum, zur gänzlichen Vernichtung dieser skandalösen Anekdote, mit welcher ganz Europa unterhalten worden ist, mit Ungeduld einer Erklärung dieser Art, von Seiten der Hrn. Recensenten selbst, entgegen.“ Gezeichnet ist die Aufforderung 2r, ihr Stil verbürgt Kleist's Verfasserschaft. Die Absicht war die, entweder die Recensenten, wenn sie fortgesetzt schwiegen, öffentlich als übersüßrt erscheinen zu lassen,

oder sie, wenn sie die Wahrheit ablängneten, zur inneren Selbstvernichtung zu zwingen. August Kuhn secundirte Kleist in dem Freimüthigen (Nr. 231), zog noch eine neue Beschuldigung Jffland's und der Kritiker aus dem Nürnberger Journal herbei und gab eine amüsante Blüthenlese von den „kritischen Talenten“ der „in Wahrheit ganz unbestechbaren“ Recensenten.

Welche Macht die Berliner Abendblätter um die Zeit waren, sieht man wieder daraus, daß Kellstab und Catel die Aufforderung Kleist's nicht ignoriren konnten. Sie sandten beide an Kleist die geforderten Erklärungen ein, die dieser im 45. Abendblatt, vom 21. November, abdruckte, mit der schadenfrohen Vorbemerkung: die Redaction der Abendblätter mache sich ein Vergnügen daraus, folgende zwei Erklärungen, die an sie eingegangen seien, zur Wissenschaft des Publicums zu bringen. Beide erklärten, für ihre Theater- und Opern-Anzeigen von der Vossischen Zeitungserpedition Honorar- und Einlaßzettel zu erhalten, keineswegs aber, als Recensenten, mit der Theaterdirection in Verbindung zu stehen, viel weniger von derselben durch Geldsummen und Freibillets bestochen zu werden. Diese Anzapfung der Recensenten durch Kleist machte nun wieder die Runde durch die Zeitungen. Jffland selber schwieg, sicherlich deshalb, weil er sich bewußt war, Mittel, die öffentlich nicht gern eingestanden werden, doch für sein Theater in Anwendung zu bringen. Zwischen der Vossischen Zeitung und den Abendblättern aber war das Tisch Tuch nunmehr zerschnitten, und der heillose Miß, der entstand, macht verständlich, warum jene vor dem neuen Quartalsanfang sich der so lästigen Concurrnz Heinrich's von Kleist, unter dem Schutze der Staatsbehörden, zu entledigen suchte.

### 19. Kleist's Satire auf Iffland, die Theaterzustände und die Kritik.

Raum hatte Kleist am Abend des 21. November 1810 die Erklärungen der Recensenten gebracht, an die er nicht glaubte, so setzte er sich hin, und verfaßte die grausame Satire auf Iffland, die fast das ganze Abendblatt vom 23. November, Nr. 47, füllte. Das Schriftstück, mit einer Vorbemerkung und Nachschrift, steht anonym da, ist aber so kleistisch nach Inhalt und Stil, daß es, als Kleist's Eigenthum, künftig in seine Werke aufgenommen werden muß. Ich lasse es als gänzlich unbekannt hier folgen:

Folgender Brief eines redlichen Berliners, das hiesige Theater betreffend, an einen Freund im Ausland, ist uns von unbekannter Hand zugesandt worden. Wir haben, in diesen Blättern, so manchen Beweis von Unpartheilichkeit gegeben; dergestalt, daß wir, der gegen uns gerichteten Persönlichkeiten, die darin befindlich sind, ungeachtet, keinen Anstand nehmen, ihn dem Publico vorzulegen.

(Die Redaction.)

Schreiben eines redlichen Berliners, das hiesige Theater betreffend, an einen Freund im Ausland.

Der Herr Theaterdirector Iffland, hat nach dem Geständniß eines großen Theils von Berlin, seit er an der Spitze des hiesigen Theaters steht, die Gestalt und das Ansehn desselben, auf eine merkwürdige und außerordentliche, jedem Freunde der Kunst gewiß höchst überraschende Art, umgewandelt und bestimmt; und wenn wir ihn, wie uns die Würde und der Glanz seiner äußern Lage hoffen läßt, länger und unausgesetzt, in unserer Mitte behalten, so steht zu erwarten, daß er dem Theater, (was ihm, zu besitzen, das erste Bedürfniß ist,) vielleicht auf eine unwandelbare und nicht wieder zu verwischende Art, einprägen werde: nämlich, einen Charakter. Zwar sind nicht alle Kunstfreunde, und besonders nicht die, die aus der neuesten Schule hervorgegangen sind, mit den Grundsätzen, nach denen er verfährt, einverstanden; aber diejenigen, die er sich aufgestellt hat, verfolgt er mit Energie, Sicherheit, unerschütterlicher Consequenz: Eigenschaften, die selbst fehlerhafte Maasregeln, heilsamer und erspriesslicher machen können, als gute, wenn dieselben ihnen fehlen.

Die Hauptursache, wodurch wir dies erreicht, liegt in dem glücklichen Verhältniß, in welchem wir, seit mehreren Jahren schon, mit der Kritik stehen; mit der Kritik, dieser unschätzbaren und unzertrennlich schweesterlichen Begleiterinn jedes Theaters dem es darum zu thun ist, der Vollendung, auf dem kürzesten und raschesten Wege, entgegenzuschreiten. Männer, von eben soviel Einsicht als Unparteilichkeit, haben in den öffentlichen, vom Staat anerkannten Blättern, das Geschäft permanenter Theaterkritiken übernommen; und nur die schändlichste Verläumdung hat Gefälligkeiten, die die Direction, vielleicht aus persönlicher Freundschaft für sie hat, die Wendung geben können, als ob sie dadurch bestochen wären. Gleichheit, Uebereinstimmung und innerliche Congruenz der Ansichten, im Fache der Kunst, bestimmen dieselben, mit ganz uneigennützigem Eifer, durch Belehrung und Würdigung dessen, was sich auf der Bühne zeigt, in die Zwecke der Direction einzugreifen; und wenn ein pecuniaires Interesse (was zu läugnen gar keine Ursache ist) bei dem Geschäft, dem sie sich unterzogen haben, zum Grunde liegt, so ist es kein anderes, als das, was jedem Schriftsteller, der Manuscripte an seinen Buchhändler abliefert, statuiert ist. Demnach haben wir, seit mehreren Jahren schon, die glückliche, allerdings den Neid der Uebelgesinnten reizende, Erscheinung, daß dasjenige Organ, welches das größte Publikum hat, auf Seiten des Theaters ist; bergestalt daß eine Stimme, die ihre Recensionen durchkreuzte und das Publikum irre zu führen bestimmt wäre, sich nur in untergeordnete und obscure Blätter verlieren und aus diesen in die fremden, ausländischen aufgenommen werden kann; und auch für die Unschädlichkeit solcher Intriguen ist, auf mancherlei Weise, bei uns gesorgt.

Und in der That, wenn eine Direktion das Feld der Kritik so erschöpft hat, als man es von derjenigen deren wir uns jetzt erfreuen, voraussetzen kann: wozu, kann man fragen, das Raisonniren und Rezensiren, das doch niemals aus dem Standpunkt geschieht, der einmal, auf unabänderliche Weise, nach einer bestimmten Wahl des Besseren, angenommen ist, wozu, fragen wir, dergleichen, als nur die Eintracht, die zwischen Publikum und Direktion herrschen soll, zu zerstören, das Publikum gegen das Verfahren, das dieselbe beobachtet, argwöhnisch und mißtrauisch zu machen, und demnach den ganzen Kunstgenuß, die Totalität der Wirkungen, ästhetischer sowohl als moralischer und philanthropischer, die die Direktion beabsichtigt, auf die unzweckmäßigste und widerwärtigste Weise, zu nichte zu machen?

Excentrische Köpfe, Kraftgenies und poetische Revolutionairs aller Art machen sich, wir wissen es gar wohl, in witzigen und unwitzigen Aeußerungen, über diese sogenannte „Theaterheiligkeit“ und den neuesten „Theaterpabst“ sehr lustig; sie führen an, selbst die Kirche habe dulden

müssen, daß man die Fackel der Untersuchung in ihr Allerheiligstes hineintrage; doch weit entfernt, uns durch Persiflagen dieser Art, deren unreine Quelle nur zu sehr am Tage liegt, irre machen zu lassen, so soll dieß nur ein Grund mehr sein, die Thür unseres kleinen freundlichen Tempels (soviel es sein kann) vor ihrer unberufenen, zudringlichen und leichtfertigen Fackel zu verschließen. Zu einer Zeit, dünkt uns, da alles wankt, ist es um so nöthiger, daß irgend etwas fest stehe: und wenn es der Kirche, nach der sublimen Divination dieser Herren, (welches Gott verhüten wolle!) bestimmt wäre, im Strom der Zeiten unterzugehen, so müßten wir nicht, was geschickter wäre, an ihre Stelle gesetzt zu werden, als ein Nationaltheater, ein Institut, dem das Geschäft der Nationalbildung und Entwidlung und Entfaltung aller ihrer höhern und niedern Anlagen, Eigenthümlichkeiten und Tugenden, vorzugsweise vor allen andern Anstalten, übertragen ist.

Berlin, d. 20. Nov. 1810.

117.

N.S. Gestern sahen wir hier Pächter Feldkümme!; in Kurzem werden wir wieder Better Kuckuck und vielleicht auch Kochus Pumpernickel sehn.

Das Ganze, in seiner Dreigetheiltheit, ist die vollendete Verhöhnung Iffland's in Formen, die das Gegentheil davon zu besagen scheinen, und dieser Augenverblendung dient von vornherein die Vorbemerkung. Man bemerke nun, wie Kleist zuerst, von Iffland's Gestaltung der Berliner Bühne sprechend, so die Worte wählt, daß sie, völlig neutral, an sich weder Lob noch Tadel kund thun: trotzdem aber seine und seiner Freunde Gegnerschaft grell zum Ausdruck bringen. Den Kritikern der Vossischen Zeitung wird sodann doch Annahme von Gefälligkeiten Seitens der Theaterdirection und pecuniäres Interesse nachgesagt. Drittens: für Iffland sei Kritik eigentlich überflüssig. Viertens: Iffland benehme sich als Theaterpabst, er sei unfehlbarer noch als der Kirchenpabst, Iffland's Nationaltheater könne ja eventuell an die Stelle der Kirche treten. Die geistige Nahrung (sagt grausam-ironisch die Nachschrift), die dann das Volk zu genießen bekäme, wären — die drei

elendesten Stücke des Iffland'schen Repertoires: Feldkummel, Ruckuck, Pumpernickel!

Es kam mir nur darauf an, die Grundgedanken hervorzuheben. Hundertsfach sind die Beziehungen außerdem und die reizenden Spiele mit den Worten, die Kleist's eigentliche Absichten theils enthüllen oder verhüllen. Hier übt Kleist, was er in dem Gebet des Zoroaster versprochen hatte: den Verderblichen und Unheilbaren niederzumerfen, den Lasterhaften zu schrecken, den Thoren mit dem bloßen Geräusch der Spitze des Geschosses über sein Haupt hin zu necken. Der „redliche Berliner“, den er auftreten läßt, ist der „aufgeklärte“ Durchschnittsberliner, der Philister, gegen den Kleist und die Seinen kämpften. Der ging mit Iffland mit, aus „innerlicher Congruenz“. Nur wer so, wie Kleist, die Sprache zu handhaben wußte, war im Stande, Alles gegen Iffland herauszusagen und doch der Censur zu entchlüpfen.

Und bedenken wir jetzt, wie Möllendorff (oben S. 208) mit der „päpstlichen Unfehlbarkeit“ seines Gegners im Freimüthigen umspringt: muß da nicht die Annahme entstehen, daß man in diesem Gegner damals schon Iffland selber vor sich zu haben meinte?

## 20. Vier Theaterabende von Friedrich Schulz.

Solche Artikel, wie den Kleist's, kann eine Zeitung nicht alle Tage bringen; sie muß das weiße Feld auch ab und zu unschädlicheren Mitarbeitern überlassen. Friedrich Schulz bewältigte im 49. Abendblatte, vom 26. November 1810, vier Theaterabende in einem Zuge: Die Quälgeister, eine Bearbeitung von Shakespeare's Viel Lärm um nichts, das Singspiel von Weigl Die Schweizerfamilie, die Novität Das

zugemauerte Fenster von Kogebue nebst dessen beiden Klingsbergen, und die Jungfrau von Orleans.

Frau Bethmann in Shakespeare's Drama ist ihm wieder über alles Lob erhaben. Mit sehr vielen Worten hebt er auch „Herrn Jffland's originelles und lebendiges Spiel“ hervor; wo er kritische Bedenken gegen ihn hat, „bekennt er doch gern, daß er nur schüchtern seine bewährte Meinung der prononcirten Wahl eines praktischen Künstlers von Herrn Jffland's Geist und Verstand entgegenstelle“. Neben Jffland in den beiden Klingsbergen begrüßt er das feck und lustig über die Schranken hinausgehende Talent Unzelmann's, der nach langer Abwesenheit zuerst wieder aufgetreten war: „wo ein Jffland sei, müsse auch ein Unzelmann sein.“ Die Anzeige der Jungfrau von Orleans besteht darin, daß Schulz, von der Madame Schütz angefangen, alle einzelnen Darstellerinnen der Johanna auf der Berliner Bühne nach einander durchgeht, um der Mlle Beck vom Mannheimer Theater, die als Gast die Rolle spielte, ein enthusiastisches Loblied zu singen. Man hoffe, „daß ihre Erscheinung, so unerwartet sie sei, auf der berlinischen Bühne, die vor andern Mittel und Beruf habe, die erhabenen tragischen und poetischen Werke ihrer vaterländischen Dichter würdig und immer würdiger auszustatten, nicht vorübergehend sein werde“. Ebenso wurde das Spiel der Schauspielerin im Abendblatte vom 30. November, anonym, in energischen Schutz genommen gegen die Bossische und Spener'sche Zeitung, als habe sie die Rolle der Jungfrau von Orleans mit Hülfe der Madame Schütz einstudirt und ganz nach deren Anleitung und Vorbilde ausgeführt. Es kann diese „Berichtigung“ doch wohl nur auf Anregung der Mlle Beck in die Abendblätter gekommen sein, da sie einzelne positive Angaben enthält, die Niemand außer ihr geben konnte. Die Abendblätter galten also als das Organ, in dessen Schutz

alle mit dem Theater nicht zufriedenen oder von den alten Berliner Zeitungen übel behandelten Personen sich flüchten konnten. Msle Beck erfreute sich der Gunst der Kleist'schen Gruppe, sie wurde auch wirklich noch 1810 für die Berliner Bühne gewonnen.

## 21. Erste Aufführung der Schweizerfamilie.

Die ernstesten Folgen aber knüpften sich an die Aufführung der Schweizerfamilie, die Friedrich Schulz an zweiter Stelle besprach. „Die Musik (sagt er) hat gerührt, erfreut und entzückt. Wie wäre es auch möglich, daß soviel Wahrheit des musikalischen Ausdrucks die Wirkung auf unbefangene und nicht verbildete Gemüther verfehlen könnte? . . . Herr Nebenstein als junger Schweizer interessirte durch Spiel und Gesang, und Msle Herbst leistete sehr viel, wenn auch nicht alles.“ So absichtlich leidenschaftslos ist der Bericht gehalten, daß ein unbefangener Leser gar nicht ahnen kann, welche Gegensätze bei dieser Gelegenheit auf einander prallten und gewaltthätig ausgetragen wurden.

Es handelte sich bei dem Streite nicht um Werth oder Unwerth des Singspieles schlechthin. Der dramatische Gehalt ist freilich ziemlich sentimental und rührselig. Graf Wallstein stürzt in den Alpen ab und wird vom Schweizerbauern Richard Voll gerettet. Aus Dankbarkeit nimmt er ihn, sein Weib und seine Tochter Emmeline mit nach Deutschland auf seine Güter. Emmeline krankt vor Heimweh. Der Graf läßt ihr Felsen und Alpenhütte bauen. Vergebens. Sie liebt den Schweizer Hirten Jakob. Der kommt, und nun schwindet alles Leid. Die Musik, von Weigl, aber hat, ohne kraftvoll zu sein, doch überraschende Lieblichkeit. Reichardt, der im März 1809 zu Wien der ersten Aufführung beiwohnte, ur-

theilt in seinen Wiener Briefen (2,35), daß die Musik von Anfang bis zu Ende überaus angenehm und gefällig sei, obgleich ihm das Stück als Gesamtleistung wegen der unschweizerischen Charaktere der handelnden Personen nicht eingehen wollte. Indessen das Publicum war entschieden und enthusiastisch für das Singspiel. Als eine Zugkraft ersten Ranges bewährte es sich auf den meisten Bühnen Deutschlands, ehe es Jffland am 21. November 1810 aufführte. Das Berliner Publicum war an viel geringere Kost gewöhnt, als ihm mit der Schweizerfamilie gereicht wurde. Das bringt Friedrich Schulz' Bericht wahrheitsgemäß zum Ausdruck.

Vielmehr um die Besetzung der Hauptrolle, der Emmeline, entbrannte der Streit. Zwei Sängerinnen hatte für sie das Theater zur Verfügung: Msle Herbst und Msle Schmalz. Die Parthei der Abendblätter setzte sich für die Schmalz ein, Jffland theilte die Rolle der Herbst zu.

Beide Sängerinnen gaben damals Gastrollen in Berlin. Die Herbst war von Dessau gekommen und hatte Jffland's Gunst für sich. Auguste Schmalz, eine geborene Berlinerin, die Tochter des Kammermusikus und Kantors an der Waisenhauskirche Schmalz, besaß dagegen den Ruf einer erprobten Sängerin. Sie war vom Könige zu ihrer Ausbildung nach Dresden geschickt worden, hatte auf italienischen Bühnen mit Beifall gesungen, und trat nun in Berlin nach sechsjähriger Abwesenheit zuerst wieder am 10. August 1810 in der Rolle der Diana („Der Baum der Diana“) auf. Die Gruppe der Abendblätter nahm alsbald für die Schmalz Parthei. Bei der Wiederholung von Arnim's Nachtfeier, am 25. August 1810, sang sie z. B. die jetzt eigens für sie vom Dichter eingelegte „Stimme der Königin“. Aber Jffland war, nachdem sie am 5. October 1810, als das letzte ihrer acht Gastspiele, die Rolle der Camilla in Paer's gleichnamiger Oper

gesungen hatte, nicht geneigt, die Künstlerin für die Berliner Bühne zu engagiren: so griffen denn die Berliner Abendblätter öffentlich ein.

Am 13. October ließ Kleist die erste Drohung an Iffland's Adresse zu. „Eine hiesige Künstlerin, die sehr geschätzt wird (heißt es anonym unter den „Miscellen“ des 12. Abendblattes), soll, wie man sagt, eben darum das Theater verlassen. Das Nähere hierüber in einem zukünftigen Blatt.“ Man bemerke die Schärfe der Worte „eben darum“ gegen Iffland! Statt der drohend angekündigten Antwort erschien im 15. Abendblatte vom 17. October das nicht mizuverstehende Distichon

An die Nachtigall.

(Als Mammfell Schmalz die Camilla sang.)

Nachtigall, sprich, wo birgst du dich doch, wenn der tobende Herbstwind  
Rauscht? — In der Kehle der Schmalz uberwintere ich.

Vx.

das von der Tagespresse (z. B. Zeitung für die elegante Welt Nr. 224) aufgegriffen wurde und rund durch das Publicum herumging. Hier wird schon der Gegensatz gegen die Herbstmarkirt, um deren Verdrängung es sich in der nun ausbrechenden Theaterfehde handelte.

Wiederum kleidete, schon im 16. Abendblatt vom 18. October, die Abendblätter-Parthei ihre Forderungen in die Gestalt einer Stadt- und Theaterneuigkeit: Gewiß sei, daß die berühmte Mammfell Schmalz mit 3200 Thlr. jährlichem Gehalt, vermuthlich für beide Bühnen, hier bei uns engagirt sei. Und bei den ausgezeichneten Beziehungen, die die Abendblätter in die hohen Regionen hinein hatten, konnten sie auch schon am 13. November, in Nr. 38, als „Theaterneuigkeit“ die Einstudirung und bevorstehende Aufführung der Schweizerfamilie melden, die „in Wien, Stuttgart, München, Frankfurt

u. s. w. mit lebhaftem, fast ausschweifendem Beifall“ gegeben worden sei, und wofür die Direction den lebhaftesten Dank verdiene. Also die Abendblätter-Parthei wünschte die Auf-  
führung der Schweizerfamilie, aber sie brachte zugleich ihre Forderung vor, indem sie sich so stellte, als sei sie nicht vollständig informirt: „Wie nun die Rolle der Emmeline (von welcher, als der Hauptfigur, das ganze Glück dieses Stückes abhängt) besetzt werden wird, und ob sie der Msle Schmalz, wegen des Umfangs und der Gebiegenheit ihrer Stimme — wegen Uebung und Gewandtheit im Spiel der Mdm. Müller, oder wegen der glücklichen Verbindung beider der Mdm. Eunice (welches wohl das Zweckmäßigste wäre) zufallen wird, steht dahin; in Wien ist sie der Msle Milber übertragen, eine der tüchtigsten, von Seiten der musikalischen sowohl als mimischen Kunst, trefflichsten Schauspielerinnen, die Deutschland in diesem Augenblicke besitzt.“ Die Notiz ist <sup>12</sup> unterzeichnet, dem Stile nach schwerlich von Kleist: sie sprach aber die Stimmung des gesammten Kreises aus.

Daß die Tendenz dieser „Theaterneuigkeit“ in dem lag, was zwischen den Zeilen stand, und daß es sich um den verabredeten Plan einer wohlinformirten Mehrheit handelte, beweist eine Notiz der Spenerschen Zeitung vom 17. November, in Nr. 138. Die Spenersche Zeitung galt in amtlich maßgebenden Kreisen niemals als ganz sicher, sie machte ab und zu ihre Seitensprünge. Sie öffnete ihre Spalten oftmals denjenigen Schichten, welchen die Bossische Zeitung, in einseitiger Partheistarrheit, verschlossen war. Sie brachte also folgende, nur scheinbar auf besserer Information beruhende Antwort: „Dem unbekanntem in dem Abendblatt Nr. 38 aufgetretenen Freund des Singspiels: die Schweizerfamilie von dem Herrn Kapellmeister Weigl, geben wir hiemit zur Nachricht, daß die Rolle der Emmeline weder der Msle Schmalz, noch der Mad. Müller,

noch der Mad. Cunicke, für welche sie allerdings ganz vorzüglich geeignet schien, zugetheilt ist; dieselbe ist der Msle Herbst — übertragen worden.“ Und um sich noch einen rechten Spaß dabei zu machen, war die Schein-Antwort mit der Ueberschrift „Königliches National-Theater“ versehen worden, als ob dieses sie in die Zeitung gegeben hätte, eine zweifellose Absichtlichkeit, die die Spenersche Zeitung in der nächsten Nummer für ein Seher-Versehen erklärte.

Am 21. November 1810 ging denn auch die Schweizerfamilie, mit Msle Herbst als Emmeline, in Scene. Die Stimmung war gespannt. Es kam gleich zu störenden Auftritten. Hören wir den ungedruckten Polizeibericht Gruner's an den König, mit der sichtlichen Tendenz, die Sache nicht aufzubauschen: „Im Schauspielhause, wo man gestern Abend eine Cabale gegen Demoiselle Herbst erwartete, ging alles ruhig ab. Sie wurde herausgerufen und beklatscht. Nur wenige pöchten bei ihrem Auftreten.“ Der eigentliche Accent liegt natürlich auf dem ersten und letzten Satze, das übrige steht abschwächend dazwischen. Hält man diese Vorgänge im Auge, so nimmt sich doch vielleicht Friedrich Schulz' oben angeführter Theaterbericht über die Schweizerfamilie anders aus, als er auf den ersten Blick erscheinen möchte. Man bemerkt, wie in für Eingeweihte allerdings noch verständlichen Worten von der Opposition gegen das Singspiel und von der nicht völlig genügenden Leistung der Herbst gesprochen wird.

Ueber das, was nun folgte, befinden sich auf dem Geheimen Staats-Archiv die Acten, auf denen ich fuße. Sie zeigen uns als die Mitte der Campagne gegen die Herbst den Major von Möllendorff.

## 22. Zweite Aufführung der Schweizerfamilie.

Am 26. November 1810 wurde das Singspiel in gleicher Rollenbesetzung zum zweiten Male gegeben. Inzwischen aber war die oppositionelle Stimmung der adeligen und Offizierskreise durch einen Mißgriff der Polizei noch gereizter geworden.

In Erwartung der Dinge, die kommen sollten, hatte Jffland bei der ersten Aufführung für die nöthige Polizei gesorgt, und als das Pöbeln geschah, hielt diese, anstatt sich an die adeligen Gardeoffiziere heranzuwagen, einen jungen Mann von Civil beim Herausgehen fest, der vom Polizei-Inspector in beleidigender und die polizeilichen Befugnisse überschreitender Weise gezwungen wurde, sofort der Herbst Abbitte zu leisten. Der junge Mann war ein Schüler des Berlinischen Gymnasiums zum Grauen Kloster und zu allem, von der Polizei nicht geahnten Unglücke der Sohn des Obersten von Thümen, des Festungskommandanten von Spandau. Der Vorfall machte daher nach oben hin einen sehr peinlichen Eindruck. Das ganze Offiziercorps ergriff Parthei für den jungen Mann, der gar nicht oder doch am allerwenigsten schuldig war. Der Vater forderte empört Genugthuung. Das Ende war, daß der Polizei-Inspector dem jungen Manne in Gegenwart des Vaters und des Polizeipräsidenten Abbitte leisten und außerdem eine Disciplinarstrafe von 25 Thalern erlegen mußte. Die Sängerin Herbst ließ beim Major von Möllendorff durch ihre eigene Mutter Schritte thun, um den üblen Eindruck abzuschwächen.

Troßdem ging bei der zweiten Aufführung sogleich der Tumult los. Hören wir den wieder 72 gezeichneten Bericht des 50. Abendblattes vom 27. November 1810:

Gestern sollte die Schweizerfamilie, vom Hrn. Kapellmeister Weigl, wiederholt werden. Ein heftiges und ziemlich allgemeines Klatschen aber, bei der Erscheinung der Mlle Herbst, welches durch den Umstand, daß man, bevor sie noch einen Laut von sich gegeben hatte, da capo rief, sehr zweideutig ward — machte das Herablassen der Gardine nothwendig; Herr Berger erschien und erklärte, daß man ein anderes Stück aufführen würde.

Ob nun dem Publika (wenn anders ein Theil desselben so heißen kann) das Stück mißfiel; ob es mit der Mlle Herbst, für welche die Rolle der Emmeline nicht ganz geeignet schien, unzufrieden war; oder welche eine andre Ursach, bei diesen Bewegungen, zum Grunde liegen mochte — lassen wir dahin gestellt sein. Das Angenehme der Musik war, wie man hört, bei der ersten Darstellung, ziemlich allgemein empfunden worden; und auch Mlle Herbst hatte die Aufgabe mit mehr Geschicklichkeit gelöst, als man, nach den Bedingungen ihrer musikalischen und mimischen Natur, hätte erwarten sollen.

Uebrigens ward das Publikum, durch die Aufführung der beiden Stücke: die Geschwister von Göthe und des Singspiels: der Schatzgräber gut genug entschädigt. In dem ersten hat Mlle Schönfeld recht wacker, und Hr. Gern, in dem andern, wie gewöhnlich, als Meister gespielt.

12.

Auß äußerste verlegt, und unfähig mit den Gegnern aus eigener Kraft fertig zu werden, nahm Jffland jetzt die Staatsgewalt zum Schutze seiner Bühne in Anspruch. Er wandte sich, am 30. November, an Hardenberg mit gereizten Ausfällen gegen die „so offen, frech und lange intendirt handelnde Parthei“, die „in den Zeitungen und auf öffentlichen Plätzen gegen Mlle Herbst geworben und ihr einen öffentlichen Schimpf bei dem ersten Auftreten vorhergesagt“ habe. Er ließ in dem Schreiben durchblicken, daß der Kommandant von Berlin, neben dessen Loge die Offiziersparthei pochte, nichts zur Verhinderung des grenzenlosen Skandals gethan habe, und gab zu größerem Nachdruck seine Entlassung. Es war von Jffland deutlich genug die Abendblatt-Parthei bezeichnet worden, denn von allen Berliner Zeitungen hatten allein die Berliner Abendblätter sich im

Voraus gegen die Befetzung der Rolle durch die Herbst ausgesprochen.

Gardenberg, der wohl wußte, daß Iffland's Gegner auch seine Gegner waren, griff Iffland zu Liebe und aus politischer Berechnung durch. Er brachte die Sache an den König. Es wurde eine gemischte Untersuchungs-Commission von einem Militär, dem Oberstlieutenant von Willisen, und einem Civilbeamten, dem Stadtgerichtsdirector von Schlechtendahl, eingesetzt, und das Verhör angeschuldigter oder verdächtigter Theaterbesucher begann.

Major von Möllendorff, zur Verantwortung gezogen, gab schroff und ohne Umschweif zu, es sei in seiner Wohnung die Rede davon gewesen, die Herbst wäre der ihr zugetheilten Rolle nicht gewachsen. Ja, er sagte sogar selbst aus, daß die Mutter der Herbst am Tage nach dem Vorfall zu ihm gekommen sei, und ihn gebeten habe, dafür zu sorgen, daß ihre Tochter das nächste Mal mit Beifall aufgenommen und so wieder in ihrem Ansehen hergestellt werden möge. Er selbst habe aber an jenem ersten Abend die Vorstellung nicht besucht. In einer Versammlung bei Möllendorff, wurde festgestellt, sei der junge von Thümen zur Beschwerde veranlaßt worden. Trotzdem konnte Möllendorff nachweisen, daß er auch bei der zweiten Aufführung durch Verspätung das Theater erst betreten habe, als man begann das neue Stück zu geben.

Im Protokoll sind noch die Aussagen einer größeren Gruppe adeliger und einer kleineren Anzahl bürgerlicher Theaterbesucher vermerkt. Sie erschienen jedoch nur gering gravirt, erklärten sich fast alle aber stereotyp „gegen die anerkannt schlechte Schauspielerin und gegen das unrichtige Benehmen der Theaterdirection“. Als der zwanzigste unter den Angeschuldigten erscheint nun auch — Achim von Arnim. Das Protokoll besagt von ihm: „er gehört ebenfalls zu den

Gesellschaften bei dem Möllendorff. Dort hat man eines Tages nach dem Vorfall behauptet, daß er mitgepocht habe. Er soll darauf aber erklärt haben, daß er bei dem Vorfall seinen Stock in die Höhe gehalten hätte, damit man sehe, daß er nicht pöche. Er ist in dem zu seiner Vernehmung angeordneten Termine nicht erschienen und wegen der Geringfügigkeit seiner Concurrenz nicht wieder vorgeladen.“ Schließlich stellte die Untersuchungs-Commission zwei Beweggründe für den Theaterandal fest: 1) um der Herbst und der Theaterdirection, d. h. Pfiffner, ihre Unzufriedenheit zu erkennen zu geben; 2) um den vermeintlich in von Thümen beleidigten Adligen- und Offizierstand zu rächen. Der Major von Möllendorff aber müsse, so sehr er es auch läugne, nach allen Umständen und Ausfagen zu urtheilen, als der Hauptanführer der jetzigen Faction betrachtet werden. Die Affaire erhielt den Abschluß, daß ein paar Herren vom Militär und Adel auf unbestimmte Zeit aus Berlin verwiesen wurden, unter ihnen Möllendorff's Schwager von Werder. Die Strafe war eigentlich keine Strafe, denn die Betroffenen wohnten in Charlottenburg und lebten vergnügt weiter. Gegen Möllendorff konnte eine Bestrafung nicht erzielt werden; jedoch wurde eine Cabinets-Ordre des Königs unter dem 24. December 1810 erwirkt, wonach der Feldmarschall von Kalckreuth den Major von Möllendorff vor sich fordern und ihn verwarnen sollte, den gegen ihn bestehenden Verdacht durch irgend eine Handlung zu bestätigen.

In Arnim's Person also ist auch äußerlich actenmäßig der Zusammenhang mit den Abendblättern belegt. Kleist wurde nicht in die Untersuchung gezogen, was den Schluß nahe legt, daß er das Theater nicht besucht habe. Wahrscheinlich also sind ihm die rz-Berichte, ebenso die Vornotizen zur Affaire von anderer Seite zugestellt worden, und

er wird nur redactionell an der Fassung der Stellen theiligt sein.

Die Zeitungen ließen sich diesen interessanten Stoff natürlich nicht entgehen. Welche man aufschlägt, einheimische oder auswärtige, in jeder findet man die Vorgänge, je nach dem Partheistandpunkte, breit behandelt. Die Spenersche Zeitung hielt sich den Abendblättern noch am nächsten, und zog sich dafür im Freimüthigen eine, wie es scheint, offiziöse Zurückweisung zu. Der Recensent der Bossischen Zeitung pfiff seinen einen Ton: er rühmte auch bei dieser Gelegenheit die Besetzung der Rollen und die im Gesang und Spiel gleich vorzügliche Leistung der Herbst. In der auswärtigen Presse aber tobte sich der ganze verbissene Widerwille der Aufgeklärten gegen die verhaßte Adels- und Offiziersparthei aus, wobei die Mittel der Lüge und Verdrehung das, was fehlte, ersetzen mußten. Das Morgenblatt, bedient von Saul Ascher, leistete das Menschenunmögliche. Selbst in die Zeitung für die elegante Welt war ein tendenziöser Artikel gegen „die in Berlin hinlänglich bekannte und verachtete Parthei“ gebracht worden. Man forderte mit heuchlerischer Ehrlichkeit für das Publicum „eine ihm zukommende Genugthuung“, und war faute de mieux schamlos genug, die zeitweise Ausweisung der wenigen Besucher als eine solche Genugthuung auszugeben, die für die Folge von wohlthätigem Einflusse sein werde. Iffland zog, befriedigt, sein Entlassungsgesuch zurück. Aber die Herbst trat nicht mehr als Emmeline in der Schweizerfamilie auf, sondern sang überhaupt erst wieder am 11. Februar 1811 in der Oper „Das unterbrochene Opserfest“. Sie wurde nicht in Berlin engagirt.

### 23. Censurverbot gegen die Abendblätter.

Während die von der Untersuchung und zeitweisen Ausweisung Betroffenen die kleinen Plackereien und Unannehmlichkeiten, die mit der Theatergeschichte für sie verbunden waren, leicht ertragen konnten, bekam Kleist die Folgen, sehr empfindlich für den Fortbestand seiner Abendblätter, zu kosten. Jffland erwirkte einen Erlaß an die Censurbehörde, die sich nun, lähmend und erstickend, auf die Theaterkritik der Abendblätter legen mußte. Auch nicht einem einzigen Theaterartikel mehr wurde von der Censur das Imprimatur ertheilt. Und genau so wie den Abendblättern erging es dem Freimüthigen: auch in diesem verstummt fortan jede Theaterkritik. Für den Freimüthigen erscheint die Verhinderung um so befremdlicher, als er gerade in Sachen der Schweizerfamilie einen Artikel officiösen Ursprungs zu Gunsten der Theaterdirection aufgenommen hatte. Die Erklärung dieser Erscheinung ist sehr einfach die, daß man sich an der obersten Verwaltungsstelle doch gescheut hatte, in einer zuletzt rein litterarisch-künstlerischen Angelegenheit die Abendblätter einseitig zu treffen. Es muß also eine allgemeine Anweisung — ob schriftlich oder mündlich — an die Censur erlassen worden sein, des Inhalts, daß nur noch den beiden alten privilegirten Zeitungen, nicht den neuen „gemischten“ Blättern, Theateranzeigen zu gestatten seien. Diese Verfügung wird um den 1. December 1810 ergangen sein; denn der Freimüthige benachrichtigte am 10. December seine Leser, daß die immer 8 Tage umfassende Wochenchronik mit den Theaterkritiken „aus Gründen, die nicht vor das Publikum gehören“, unterbrochen worden sei. Diese allgemeine Nebewendung ist, gerade wie öfters in den Abendblättern, eine Umschreibung für Censurverbot: auch im Freimüthigen durften fortan keine Berliner Theaterkritiken mehr erscheinen.

## 24. Marionettentheater.

Kleist versuchte nun indirect zu sagen, was direct zu sagen verboten war. Auf diese Methode hatte sich die damalige patriotische Litteratur, um Napoleon's willen, gründlich eingeübt, und einem Schriftsteller, wie Kleist, war keine Form zu schwer. Er befand sich denen gegenüber, die die Uebermacht hatten, gewissermaßen in der Nothwehr. Wie es in dem *op* gezeichneten Distichon der Abendblätter vom 31. October 1810

## N o t h w e h r.

Wahrheit gegen den Feind? Vergieb mir! Ich lege zuweilen  
Seine Bind um den Hals, um in sein Lager zu gehn.

ausgedrückt war, so verfuhr er jetzt in einem Artikel „über das Marionettentheater“, den er in ein solches Dunkel der Darstellung hüllte, daß er ihn glücklich an der Censur vorbei in die Abendblätter vom 12. bis 15. December einschmuggelte. Seit längerer Zeit gehört dies Stück schon den gewöhnlichen Sammlungen der Kleistischen Schriften an; es ist nöthig, daß die Tendenz desselben klar gelegt werde.

Es steckt nämlich darin Kritik und ernsthafte Satire auf das Berliner Ballet unter Jffland's Direction. Der Form nach eine Unterredung zwischen dem unterzeichneten H. v. K(leist) und dem ersten Tänzer an der Oper zu M . . . , und in das Jahr 1801 verlegt, meint der Aufsatz doch Zustände des Jahres 1810 in Berlin. Ob Kleist an Mannheim oder Mainz, wo er wirklich 1801 weilte, bei der Umkleidung seines Artikels dachte, ob der Tänzer, Herr C., wirklich als eine Kleist früher bekannt gewordene Person zu verstehen sei, bleibe dahingestellt. Es sind derartige Fragen auch nur untergeordneter Natur dem gegenüber, was eigentlich den Inhalt ausmacht.

Es wird der Tanz der Marionetten erörtert, wie er nach dem Mechanismus dieser Figuren möglich wäre. Eine Marionette von „Ebenmaß, Beweglichkeit, Leichtigkeit“ habe Vortheile vor lebendigen Tänzern voraus. Erstens den negativen Vortheil, daß sie sich niemals zierten. Ziererei erscheine alsdann, wenn sich die Seele in irgend einem anderen Punkte befinde, als in dem Schwerpunkte der Bewegung. Kleist führt zur Erläuterung dessen, was er für falsch erklärt, zwei Fälle an: „Sehen Sie nur die P . . . an, wenn sie die Daphne spielt, und sich, verfolgt vom Apoll, nach ihm umsieht; die Seele sitzt ihr in den Wirbeln des Kreuzes; sie beugt sich, als ob sie brechen wollte, wie eine Najade aus der Schule Bernins“ — und: „Sehen Sie den jungen F . . . an, wenn er, als Paris, unter den drei Göttinnen steht, und der Venus den Apfel überreicht: die Seele sitzt ihm gar (es ist ein Schrecken, es zu sehen) im Ellenbogen.“ Beides wird als „Mißgriff“ bezeichnet.

Nun giebt es zwei, Kleist's Anspielungen entsprechende, Ballets vom Berliner Balletmeister Lauchery, nämlich „Apoll und Daphne“ und „Das Urtheil des Paris“. Beide wurden in Berlin gegeben, das letztere von 1794 an, Apoll und Daphne aber zum ersten Male am 9. October 1810! Also, der Beweis ist da, Kleist hatte Vorgänge seiner Tage, nicht angeblich des Jahres 1801, im Auge, die er tabeln wollte: gerade wie Arnim das rückständige Ballet am Schlusse der Iphigenie von Gluck getabelt hatte. Demnach verbergen sich unter der P . . . und dem jungen F . . . wirkliche Mitglieder des Berliner Balletpersonals, ohne daß die gewählten Buchstaben uns ein Unrecht gäben zu glauben, daß die zu suchenden Namen auch mit denselben anzulauten hätten: im Gegentheil, alle Wahrscheinlichkeit spricht in Rücksicht auf die Censur dafür, daß P. und F. den Anfangsbuchstaben der Namen

nicht entsprechen. Nur in dem Falle, daß die Text- und Arienbücher austauschten, die damals, zum Glück für heutige Studien, die Besetzung der Rollen zu enthalten pflegen, ließen sich die Namen der Tänzer, ohne daß viel darauf ankäme, vielleicht ermitteln.

Solche „Mißgriffe“ tanzender Personen erklärt Kleist für unvermeidlich, seitdem „wir von dem Baume der Erkenntniß gegessen“ hätten. Die Unschuld des Paradieses sei für den Menschen verloren. Es gäbe kein Zurück. Wir müßten die Reise um die Welt machen, ob wir vielleicht von hinten wieder in das Paradies hinein gelangen könnten, d. h. nur durch immer weiter, höher und göttlich hinaufstrebende Erkenntniß könnten wir zur verlorenen Unschuld und Bescheidenheit heimkehren: ein Gedanke, den Kleist und seine Freunde oft in den Abendblättern variiren. Die Puppe, die Marionette, habe es besser als der Mensch: „Allerdings kann der Geist nicht irren, da, wo keiner vorhanden ist“, ein Sentiment, das schon einen Monat früher in den Abendblättern, 13. November 1810, als der

G l ü c k w u n s c h .

Ich gratulire Stag, denn du wirst ewig leben;  
Wer keinen Geist besitzt, hat keinen aufzugeben.

in anderer Miancirung begegnet, und den wir daher, obwohl er anonym ist, Heinrich von Kleist zuschreiben dürfen.

Als einen weiteren Vortheil der Marionetten bezeichnet Kleist, daß sie *anti grav* seien; d. h. die mechanische Kraft, die sie regiert, hebe sie mehr in die Höhe, als daß sie niedergedrückt würden. Der menschliche Tänzer habe ungemein schwer unter der Trägheit der Materie zu leiden, die ihn zu sehr an den Boden fessele. Wieder hat sich Kleist damit die Unterlage für eine neue Personenkritik verschafft: „Was würde unsere gute G . . . darum geben, wenn sie sechzig Pfund

leichter wäre, oder ein Gewicht von dieser Größe ihr bei ihren entreehats und pirouetten zu Hülfe käme?" Welche Tänzerin der Berliner Truppe gemeint sei, darauf kommt es weniger an. Der Tadel Kleist's, wohin er zielt, ist erkennbar.

Hiermit ist eigentlich der Marionetten-Artikel zu seinem Ende geführt. Wenn trotzdem die Fortsetzung noch durch zwei weitere Abendblätter läuft, so ist allein die durch die Censur auf politischem und dramatischem Gebiete verursachte Stoffnoth schuld daran, daß Kleist die schon ausgestreuten Motive weiter fortspinnt. Ich kann mich kurz fassen. Im Grunde genommen, reiht Kleist noch zwei „Anekdoten“ an. Die erste, wie ein Jüngling, mit unschuldig-natürlicher Bescheidenheit und Schönheit geschmückt, in bewusster Nachahmung der Grazie des den Splitter aus seinem Fuße ziehenden Jünglings (in Paris damals) jede Spur seiner früheren Lieblichkeit verliert. Und die zweite, wie ein alle seine Gegner glänzend überwindender Fechter dem natürlichen Vertheidigungssinne eines aufrecht stehenden Bären unterliegt. Beide „Anekdoten“ belegen in Kleist's Sinne den Satz, daß die sich unbewußte Natur und die sich bewußte Hingabe an das Höchste, der mechanische Gliedermann und der Gott, der zusammenfallende Anfangs- und Endpunkt der Kreislinie seien, die die menschliche Entwicklung zu durchlaufen habe: daß also das letzte Capitel von der Geschichte der Welt sei, wieder von dem Baum der Erkenntniß zu essen, um in den Stand der auf dem Zwischenwege verlorenen Unschuld zurückzufallen.

So war Kleist durch die, von äußeren Rücksichten ihm aufgenöthigte, paradoxe und fast mystische Vortragweise der Censur entgangen. Seine Freunde wußten oder ahnten, was er meine. Nicht gelang das Gleiche den übrigen. Namentlich Arnim's von persönlichen Invectiven zwar freie, aber humoristisch offenherzige Kritik der Theaterschäden vermochte nicht die Censur zu passiren.

## 25. Verbot Arnim'scher Theaterartikel.

Es lag in Arnim's Wesen, bei litterarischen Feuden das Niveau des Streites, wo es ging, ins Allgemeine zu erheben. Er achtete fremde Ueberzeugung, wenn sie zum ganzen Mann gehörte, und ging nur da mit Schärfe vor, wo dieses erste Erforderniß ihm zu fehlen schien. Es scheint, daß er Iffland nicht so schroff und persönlich unvereinbar gegenübergestanden habe, wie die meisten seiner Freunde und Theilnehmer an den Abendblättern. Er glaubte noch an Werth und Wirkung freier Discussion, bis auch er durch viele Praxis eines Anderen belehrt wurde.

Arnim war im Allgemeinen mit Kleist's und der übrigen Freunde Theaterforderungen einverstanden. In dem Sinne aber, wie Schlegel und Tieck der deutschen Bühne Shakespeare vermittelten, schwebte ihm außerdem noch die Möglichkeit einer Erneuerung des älteren deutschen und englischen Dramas vor. Er wollte Sammlungen derselben herausgeben. Andreas Gryphius benutzend, hatte er soeben sein dramatisches Spiel „Halle und Jerusalem“ beendet und damit einen Weg eingeschlagen, der zu Tieck's früheren dramatischen Arbeiten und Märchenkomödien zurückführen konnte.

Nun begann Arnim für die Abendblätter eine Reihe Artikel zu schreiben, worin er eine principielle Beleuchtung der Streitpunkte zu geben gedachte: aber gleich der erste Artikel wurde von der Censur gestrichen. Wir würden ohne Kenntniß der Vorgänge sein, hätte nicht Arnim selbst durch eine Veröffentlichung des Jahres 1817, in Gubitz' Gesellschafter, Blatt 57 und 58, uns die Mittel in die Hand gegeben, das fast Verlorene dennoch aufzuspüren. Arnim veröffentlichte nämlich dort einen Brief Iffland's an ihn vom Jahre 1810,

ber, weil er Zug um Zug die Erwiderung einer Arnim'schen Zuschrift ist, wesentliche Theile derselben wörtlich enthält oder sinngemäß wiedergiebt.

Darnach stand in dem Artikel Arnim's, daß „ein Dichter, dessen näheres Vaterland unser Staat, oder gar unsere Stadt ist, ein näheres Recht habe, mit seinen Werken zugelassen zu werden, als ein fremder Dichter, der an einem andern Orte sein Leben und seine Verhältnisse begründen könne“. Man erkennt unschwer, daß sich diese Sätze nur auf Heinrich von Kleist beziehen können. Arnim sprach sich ferner in dem Artikel dafür aus, daß auch Maskenstücke in dem Repertoire des Nationaltheaters vertreten sein möchten. Nur in Wien sah man damals Maskenstücke, z. B. die von Einsiedel nach den Alten bearbeiteten, auf der Bühne (Reichardt, Wiener Briefe 1, 34). In einer Fortsetzung der Artikelserie wollte Arnim die Frage erörtern, wieso es käme, daß Tieck's un- gemeine Anlage für das Dramatische so gar nicht benutzt worden sei und ein Stück, wie Blaubart, das mit geringen Veränderungen in jedem Privat-Theater gefalle, durchaus nicht gegeben werde. Auf dieses Stück, auf die Art der Veränderung, die es erfordere, wollte er besonders aufmerksam machen.

Als jedoch sein erster Artikel von der Censur gestrichen worden war, wandte sich Arnim unter dem 6. December 1810 direct an Jffland und sprach sich freimüthig zu ihm über die schwebenden Differenzen aus. Er erklärte, die Schwierigkeit, ihm einzelne wohlgemeinte Bemerkungen über das Theater mitzutheilen, worüber gar Viele klagten, die sich für das Theater interessirten, sei der Hauptgrund der gegenwärtigen Mißverständnisse. Der gänzliche Censurdruck, unter welchem, in Hinsicht des Theaters, jetzt die öffentlichen Blätter schmachteten, müsse endlich nothwendig in öffentliches Lärmen aus-

arten. Denn das Gehässige des Censurzwanges werde, freilich mit Unrecht, von den Meisten auf Jffland geworfen. Als ein Auskunftsmittel machte Arnim den Vorschlag, Jffland möge doch selbst als Herausgeber eines Blattes auftreten, das jede anständige Freiheit des Tabels, jeden guten Scherz, der selbst das eigne Werk treffe, ruhig mittheile, um dem Schönen einen vorurtheilsfreien Gang zu gewinnen.

Der zweite Hauptpunkt in Arnim's Brief an Jffland betraf dasjenige, was in dem verbotenen Abendblatt-Artikel hätte ausgeführt werden sollen. Arnim trat, wie gesagt, für Kleist ein: „Wenn aber nun gar so ein Dichter, wie Contessa, Robert (Beide kenne ich nur von Ansehen) schon Einiges mit Beifall der Berliner Bühne übergeben hat, wie muß es ihn — d. i. Kleist — kränken, gegen ganz talentlose Arbeiten, wie einige der Madame Weißenthurn, die weder die gemeinste Neugierde, noch irgend eine höhere Anforderung befriedigen, sich zurückgesetzt zu sehen.“ Ebenso müsse es unsere Nationalität kränken, daß für Tied's Arbeiten keine Verwendung sei.

An dritter Stelle ging Arnim auf den Skandal bei Auf- führung der Schweizerfamilie ein und sagte besänftigend: „Ich kann Ihnen meine Verwunderung nicht verbergen, daß solch eine Aeußerung des Mißfallens, wie sie selbst in dem tyran- nisch regierten Paris sehr häufig ist, von Ihnen so bedeutend geachtet werden konnte, um sich einem Volke entziehen zu wollen, das Ihnen so viele Zeichen von Achtung gegeben hat.“

Jffland empfand den Ton dieses Schreibens deshalb so wohlthuend für sich, als es von einem Manne kam, der der ihn so bitter befehdenden Parthei angehörte. Darum verstand er sich am letzten Tage des Jahres 1810 zu einer sehr um- ständlichen Antwort an ihn. Auch Adam Müller muß Jff- land in gleichem Sinne für die Freiheit der Theaterkritik und für Kleist angegangen haben: weshalb Jffland, der Arnim's

nahe Beziehungen zu Müller kannte, sich auf diese Auseinandersetzung in seiner Sonderantwort an Müller beziehen zu dürfen ausbat. Iffland lag ersichtlich nicht daran, die Gegenparthei zu überzeugen — was ja in keinem Verhältnisse, wo der Wille dazu fehlt, möglich ist —, sondern seinen Standpunkt darzulegen. Er hielt seinen Brief so, daß er nicht für Arnim allein geschrieben war.

Aus Iffland's Antwort hebe ich nur das Thatsächliche aus. Die wirklich zu ideale Forderung Arnim's, als Director der Herausgeber eines ihn selber kritisirenden Theaterblattes zu werden, lehnte Iffland mit praktischen Gründen ab. Kleist's Namen nannte er nicht, legte aber die unsäglichen Verhandlungsschwierigkeiten mit „einheimischen Dichtern“ dar und berief sich zum Beweise dessen auf die Theateracten, die uns ja heute, was Tieck, Werner, Kleist anlangt, gedruckt vorliegen. Wegen der Annahme von Stücken Contessa's, Robert's, der Frau von Weisenthurn vertheidigte Iffland sich unter sehr kühler Abschätzung dessen, was die Stücke werth wären. Erregt aber war seine Stimmung gegen die ihn seit Juni etwa in auswärtigen Zeitungen und durch verabredete Störungen bekämpfende Parthei, die ihm das Leben saurer gemacht hätte, als drei Schauspielertruppen vereint es könnten. Wieder nennt er nicht die Abendblätter. Aber er sucht sich doch gegen die von ihrer Parthei und in ihnen erhobene Beschuldigung wegen Bestechung der Recensenten durch Geld und Freibillets zu wehren. Und da ergiebt sich das interessante Resultat, daß an dieser Beschuldigung denn doch etwas Wahres war. Iffland gesteht ein: „Es ist aus Rücksicht mehreren Verfassern und Künstlern die freie Entree gegeben worden“, nur verwahrt er sich, daß Bedingungen daran geknüpft gewesen wären: „Man hat nicht, wie zu Paris, ihnen gesagt, daß sie das Interesse der Direction nehmen müssen, oder, wie es dort ge-

schah, ihnen Leute zugesandt, die mit einem derben Stoß in die Seiten ihnen zurufen mußten: Eh bien — applaudissez donc, vous devez savoir pourquoi vous êtes ici!“ Im Gegentheil er beklagt sich darüber, daß die also Bevorzugten ihre freie Anwesenheit im Theater dazu benutzt hätten, die Fehler des Theaters dem Publicum sichtbar zu machen. Die Thatsache der Freibillets für schreibende Leute steht also fest, und daraus floß die Möglichkeit, dergleichen Maßnahmen mißzudeuten.

Den Vorfall bei der Schweizerfamilie bezeichnet Iffland als eine barbarische Behandlung der Schauspieler und des Publicums. Irrthümlich nimmt er an, Arnim sei an jenem Abende nicht im Schauspiel gewesen. Er macht die Gegenparthei für das verantwortlich, was eingetreten sei. Von der Ausführung selbst urtheilt er: „Dem. Herbst hat kein Ideal erfüllt, aber auf der Stufe zu stehen, ist sie weder engagirt noch honorirt.“ Also doch auch hier eine gewisse Art des Zugeständnisses an die Gegner. Iffland räumt ein, wegen der Schweizerfamilie die staatlichen Autoritäten auf Maßregeln der Ruhe des Publicums aufmerksam gemacht zu haben, erklärt aber wieder, was nach jener bekannten Begebenheit in Theaterfachen gestrichen oder nicht gestrichen sei, von wem und auf wie lange, sei ihm völlig fremd. Wir gewahren auch in diesem Punkte Iffland's zaghaften Charakter, der sich scheute die nothwendigen Folgen seiner Anrufung der staatlichen Machtmittel und das Gehässige des Censurzwanges, den er thatsächlich veranlaßt hatte, offen auf sich zu nehmen.

Die Vorgänge bei der Aufführung haben Arnim vorgeschwebt, als er kurz darauf, 1811, seine Novelle Melücf Maria Blainville schrieb. Ich dränge seine Darstellung auf die Hauptzüge zusammen. Melücf tritt in Marseille als Bhädra auf. Die Stadt ist in zwei Partheien getheilt und der größere

Theil steht auf der Seite der Torcy, die bisher die Rolle der Phädra gespielt habe. Man glaubt gewiß, daß die Melück ohne Erbarmen ausgepiffen werde. Das Schauspielhaus ist am Abend sehr früh schon angefüllt. Auch Partheilose waren hingegangen, mehr den Kampf, als die Schauspielerin zu sehen. Jede Parthei hatte sich vortheilhaft zu stellen gesucht. Alles war gespannt auf die erste Veranlassung zum Ausbruch ihrer Gesinnungen. Jetzt trat Phädra auf — allgemeine Stille. Sie sprach fort, bald leise, bald heftig, als wenn ein Sturmwind vor ihrem Munde rauschte. Da hielt die Gegenparthei sich nicht länger: „Lachen und Pfeifen verband gleich alle zu ihrem Schaden und selbst ihre besten Freunde mußten schweigend eingestehen, daß dieser schlechte Empfang wohlverdient sei.“

Man könnte an der einen Stelle sogar einen Anklang an das Distichon (oben S. 227) heraushören. Das Entscheidende ist jedoch, daß Arnim, der sich selbst vielleicht zu den Partheilosen zählte, die Dinge doch im Sinne seiner Freunde, mit der Tendenz gegen die Schauspielerin, verwerthet hat.

## 26. Jffland's Theateralmanach für 1811.

Zu derselben Zeit, wo Jffland diese schlimmen Erfahrungen zu machen hatte, schrieb er 1810 für den von ihm herausgegebenen „Almanach fürs Theater 1811“ ein paar Aufsätze, die das Verhältniß der Theaterdirectionen zu den Autoren und zum Publicum, in früherer und in gegenwärtiger Zeit, behandelten. Darin spinnt er die im Briefe an Arnim vorgetragene Anschauungen weiter aus und stützt sie in seinem Sinne durch specialisirte Kostennachweise, die aber nur Stücke verstorbener Dichter betreffen. Alles, was nur entfernt eine persönliche Beziehung auf lebende Dichter oder

deren Werke zulassen könnte, ist mit der größten Sorgfalt bis zur Verblässung abgeschwächt, um Gegenangriffen möglichst vorzubeugen. Dennoch verstand und versteht der mit den Dingen Vertraute, was Iffland meinte. Für das Publicum findet er schmeichelhafte Worte. Gegen die Autoren bringt er all die bösen Erfahrungen seiner langen Directionsjahre zusammen. Man findet darin wie in nuce auch all die Reibereien mit der Abendblatt-Parthei und die Verdrießlichkeiten mit Kleist wieder. Ein paar Stellen seien angeführt. „Wirkliche Dichter (erklärt Iffland) nehmen in der Regel bescheiden geäußerte Zweifel oder Worte, welche die Erfahrung eingiebt, mit Rücksicht auf. Nicht so die Titulardichter! Diesen ist fast immer jede Einwendung ein Frevel und die Nichtannahme ihrer Arbeiten heillose Partheisucht, Geschmackslosigkeit, Verbrechen ohne Gleichen. Ist man nicht im Stande, Stücke der Art anzunehmen, so folgt zur Erwiderung sogleich ein völliger Fehde- und Brandbrief.“ Als Geschmacksverderb gelten ihm die vom südlichen Deutschland auf die Bühne eingeführten Rittermärchen, und er ersucht die deutschen Theaterdirectionen, nicht „jeder Laune des Tages“ oder „jedem Muthwillen in der dramatischen Litteratur“ nachzugeben; sie hätten vielmehr die Pflicht, Schauspiele von innerem, gebiegenes Werthe „unabhängig vom Wehen des Zeitgeistes und den Wirkungen des Kauschgoldes“ zu erhalten!

Man kann solche und ähnliche Auslassungen Iffland's als auf Kleist und andere neuere romantische Dichter gemünzt auffassen. Und von Leuten, die mit den Dingen vertraut waren, sind sie sofort so aufgefaßt worden. Saul Ascher lieferte in das Morgenblatt, vom 14. bis 17. Januar 1811, einen anonymen Artikel „über den Verfall der deutschen Bühnen und die Mittel dagegen“, der im Grunde nichts als eine Glossirung des Iffland'schen Almanaches ist. Er setzt

nach seiner Art an Iffland Mancherlei aus, aber das hindert ihn nicht, verständnißvoll zu schreiben: „Eine Weihe der Kraft, einen Attila (deren Verfasser in Rom zur katholischen Kirche übergegangen ist, und übergücklich bei der Messe den Priester bedient), ein Rätchen von Heilbronn, die geben wir Herrn Iffland um mehr als einer Ursache willen gern Preis, so wie allen den astermystischen Wahnsinn, den eine neuere Kunstschule (wenn man sie so nennen darf) uns als das Höchste gern aufschwätzen möchte.“ Und so enthält, wie Iffland's Brief an Arnim privatim, der Theateralmanach öffentlich Iffland's Stellungnahme zu den Bestrebungen Heinrich's von Kleist und seiner Freunde.

## 27. Schluß der Theaterkämpfe.

Das Censurverbot des Theaterartikels wurde nicht wieder aufgehoben oder auch nur gemildert. Eine Zeitlang muß Kleist begründete Hoffnung dazu gehabt haben. Denn seine mit Raumer um den 13. December vereinbarte Ankündigung der Abendblätter für das zweite Vierteljahr, die thatsächlich veröffentlicht wurde (oben S. 123), versprach den Lesern, das Theater in einem periodisch wiederkehrenden Artikel einer kurzen und gründlichen Kritik zu unterziehen. Kleist war bereit, den Theaterartikel dem unschädlichen Friedrich Schulz förmlich zu übertragen. Umsonst. Im Januar 1811 sprach sich Arnim zu Dorow (S. 101) über den Zwang und Druck der Smith-Krausischen Staatsverbesserung aus, die so unbuldsam sei, daß sie alles Schreiben über Landesangelegenheiten unterdrücke: „Diesen Druck hat Kleist bei seinen Abendblättern sehr lästig gefühlt; über die Hälfte der Aufsätze wurden von der Censur der Polizei unterdrückt, häufig mußte er sich mit Lückenbüßern behelfen. Ueber das Theater ward

gar keine freie Aeußerung erlaubt; Pffland und Hardenberg hängen wie Rad und Wagenschmiere zusammen. Ein gewöhnliches Lachen über eine schlechte Sängerin, Mlle Herbst, die eine Hauptrolle bekommen hatte, auf die drei Andere nähere Ansprüche machten, hat die Verbannung von fünf jungen Leuten nach sich gezogen; nun soll mir doch Niemand von englischer Verfassung und Freiheit reden, der zu gleicher Zeit alle äußere Freiheit in ihren bedeutenden und unbedeutenden Aeußerungen aufhebt!" Kein einziger Aufsatz über das Theater ist mehr in den Abendblättern bis zum Schlusse, Ostern 1811, zu finden.

So wurden Kleist die beiden Grundstützen seines Blattes, der politische Artikel und der Theater-Artikel, durch das Hardenbergische Regime zertrümmert.

---

## Viertes Capitel.

### Berliner Kunst.

---

Durch die Rückkehr des königlichen Hofes kam auch in den Berliner Kunstbetrieb eine neue Bewegung. Die Berliner Kunst beruhte damals ganz und gar auf dem staatlichen Institut der königlichen Kunstakademie. Diese hatte seit Friedrich dem Großen sakungsgemäß die Verpflichtung, dem Publicum in wiederkehrendem Turnus Gelegenheit zu geben, die Arbeiten der Künstler zu beurtheilen und gute Meister kennen zu lernen. Jetzt, um ihrer Freude über die Rückkehr der Majestäten Ausdruck zu geben, veranstaltete sie in den Sälen des Akademie-Gebäudes eine Große Kunstausstellung und eröffnete sie am 23. September 1810. Ueber die ausgestellten Kunstwerke giebt heute allein der officiële Katalog noch Auskunft. Etwa vorhanden gewesenes Actenmaterial liegt nicht mehr vor\*).

Man sollte meinen, über ein hauptstädtisches Ereigniß von der Bedeutung einer akademischen Kunstausstellung müsse in den privilegirten Berliner Zeitungen von damals ein litterarischer Niederschlag zu finden sein. Allein, das wäre ein Irrthum.

---

\*) Nach gefälligem Bescheide des Herrn Professor Dr. Wolfgang von Dettingen.

Weber in der Voss'schen Zeitung, noch in der Spener'schen, noch im Freimüthigen wird die Kunstausstellung auch nur mit einem Wort erwähnt, ein Zeichen der kaum glaublichen Armseligkeit, die jene Blätter auszeichnet. Wenn man dieses Zustandes gewahr geworden ist, dann begreift man das energische Verlangen der Berliner Romantiker nach einem neuen Preßorgan, das eblere Bildungsbedürfnisse befriedigen könnte. Höchstens, daß Fouqué im Berliner Hausfreund (1810, Nr. 69) einmal die Portraits der Königin berührte oder der mit zu schwachem Können ausgerüstete Rodstroh in seinem Kunstjournal ein paar Bilder trocken aufzählte: eine fortlaufende Berichterstattung und eine durchdringende Beurtheilung der ausgestellten Werke lieferten allein die Kunstfreunde der Abendblätter.

Die Kunstkritik der Berliner Abendblätter darf aber nicht als etwas für sich allein Dastehendes angesehen werden, sondern will als das nothwendige Glied einer allmählichen Entwicklung verstanden sein. Sie knüpft an die Weimarische Tradition an, die den Kunstgeschmack aller romantischen Gruppen, wie andersgerichtet der Einzelne sich fühlen mochte, dennoch fortgesetzt beherrschte und für Heinrich von Kleist's redactionelle Thätigkeit zuletzt im Dresdener Phöbus wirksam gewesen war.

### 1. Kunstströmungen im Phöbus.

Die Dresdener Künstler waren Kleist und Adam Müller alle persönlich bekannt. Von Werken Hartmann's, Wächter's, Feodor's, Kugelgen's, und denen Carstens' lieferten sie Umrisse als Kunstbeilagen zum Phöbus. Wenn im Phöbus den darstellenden Künsten, im Verhältniß zur Poesie und zur ästhetischen Erörterung, ein farger Raum zugemessen erscheint, der jedoch bei längerem Bestehen des Journals sicherlich ausgedehnt worden wäre:

so setzte doch schon Adam Müller in dem Aufsatz „Etwas über Landschaftsmalerei“ auseinander, daß, wie die Natur in ihren scheinbar nur zerstreuten Theilen der Landschaft doch von dem einen göttlichen Gedanken beherrscht werde, auch die Landschaftsmalerei in höchster Vollendung, über das Kleine und Zufällige hinaus, diesen großen Gedanken, allegorisch gewissermaßen, darzustellen habe. Adam Müller nennt keines Künstlers Namen in dem Aufsatz. Aber er kann nur den damals frisch aufstrebenden Dresdener Landschaftsmaler Friedrich im Auge gehabt haben, der, weil er die Landschaftsmalerei zur Darstellung naturphilosophischer Ideen und zur Erweckung religiöser Andacht gebrauchte, den Phöbus-Freunden ebenso sympathisch, wie ihren Gegnern unsympathisch war. Er setzte gleichsam Otto Runge's Richtung in Dresden fort. Wir werden Runge und Friedrich in den Berliner Abendblättern wiederfinden.

Friedrich stand, unbekümmert um jede Schule und jeden Schulzwang, ganz allein für sich da. Er war, nach der Schilderung seines Freundes Mühle von Lilienstern, eine „ganz nordisch-ossianische Natur, großgezogen in ihrer eisigen Luft an den dunkelumflutheten Kreidestüfen des Baltischen Meeres“; alles, was er war, durch sich selbst und durch aufmerksames Studium der ihm einzig theuren Heimath Rügen. Wo Gotthilf Heinrich Schubert in den Ansichten von der Nachtselte der Naturwissenschaft die nordischen Kreidegebirge schildert, verweist er seine Leser (eigentlich Zuhörer 1808 in Dresden) auf die den Charakter der Kreidegebirge so meisterhaft darstellenden Gemälde des Naturmalers Friedrich. In seinen vier Jahres- und Lebenszeiten hatte Friedrich Gedanken über die Bildungsgeschichte unserer Natur ausgedrückt, wie sie Schubert selbst nicht reiner und vollkommener hervorbringen zu können damals in Dresden erklärte.

Die in Dresden einander feindlichen Strömungen wuchsen

im Stillen fort, bis der durch seine Schriften über Kunst und seine persönliche Stellung einflußreiche Kammerherr von Ramdohr die Zeitung für die elegante Welt (1809, Januar Nr. 12 ff.) dazu benutzte, gegen ein von Friedrich ausgestelltes Landschaftsgemälde öffentlich vorzugehen. Dies Bild war zu einem Altarblatte bestimmt. Es stellt ein vom Dunkel der Morgendämmerung noch verhülltes Berggelände dar, von dessen Höhe zwei Felsspitzen aufragen. Zwischen beiden ist ein Crucifix aufgerichtet, und des Herrn Angesicht wird von den vollen Strahlen der ersten Morgensonne erleuchtet. Ramdohr bekämpfte nun nicht bloß dieses Bild allein, sondern die ganze „mystische“ Schule in Kunst und Litteratur als den verderblichen Nährboden eines Werkes, dessen hervorragende Bedeutung er trotz des principiellen Widerspruches nicht läugnen konnte. Nun griff sofort, unmittelbar vor seinem Erlöschen, der Phöbus ein, in dem Ferdinand Hartmann, als der geachtete Fachmann, mit Ramdohr auf das übelste abfuhr und ihn durch eine durchschlagende Auslese thörichter Kunsturtheile aus seinen Büchern vor aller Welt blamierte. Ebenso nahm sich, den Phöbus citirend, Gerhard von Kugelgen in der Zeitung für die elegante Welt (10. März 1809) und Kühle von Lilienstern in seiner anonymen Reise mit der Armee im Jahre 1809 (Rudolstadt 1810, 1, 69 und Anhang) des mißhandelten Kunstgenossen und Freundes an. Hören wir aber auch Goethe's maßvolle Stimme über Friedrich, dessen Talent und Verdienst er anerkennt, in den Annalen für 1808. Die Gedanken seiner landschaftlichen Zeichnungen seien zart, ja fromm, aber in einem strengern Kunstsinne nicht durchgängig zu billigen: ein Ausdruck, der genau den Punkt bezeichnet, bei dem Goethe's Wege sich von denen der Phöbus-Freunde schieben. Zieht man in Betracht, daß Goethe an der Stelle der Annalen über Friedrich und Kugelgen zusammen sich äußert, so darf man

annehmen, daß ihm durch Kügelgen, dem er Ende 1808 für sein Portrait gastfreundschaftlich eine Reihe von Sitzungen gewährte, mehr als durch Zeitungspublicität Friedrich's Arbeiten nahe gebracht wurden.

Zwischen Adam Müller's und Hartmann's Artikeln findet sich auf der ganzen Strecke des Phöbus nur noch ein einziger anonymmer Kunstartikel: „Kunstkritik“ ist er überschrieben und im Vir-Ton an die Leser des Phöbus gerichtet. Zwar auch Müller's Aufsatz erschien im Texte ohne Autornamen, indessen wurde Müller im Register als der Verfasser aufgeführt, und er nahm dies Stück in seine Vermischten Schriften 1812 auf.

In gleicher Lage befinden wir uns, was äußere Zeugnisse anlangt, der Autorschaft der „Kunstkritik“ gegenüber, aber doch nehme ich für Einzelnes aus innerem Grunde Kleist in Anspruch. Es soll erörtert werden, ob und unter welchen Umständen eine Kunstkritik in den Plan des Phöbus aufgenommen werden könne: Kunst in dem weitesten, keine einzige Kunst ausschließenden Sinne verstanden. Kunstgenuß wird über Kunstkritik erhoben. Wer sich eines eigenthümlichen Sinnes erfreue, empfinde den Geruch der Rose lieber selbst, als daß er eine Beschreibung desselben lese, und knüpfe seine Liebchaften in der Litteratur und Kunst lieber selbst mit freier Neigung an, als daß er sie, durch fremdes Urtheil und fremde Empfehlung gebunden, aus zweiter Hand empfangen. Das ist doch der ächte Kleist, zart zugleich und junckerlich ungenirt, wie im Briefe an den Maler (unten S. 271); niemals würde der gehaltene Adam Müller so geschrieben haben. Man geht die gewöhnlichen Arten der Kunstkritik durch, um sie für sich und den Phöbus zu verwerfen. „Es bedarf (heißt es weiter) des Gesprächs, des unendlichen und liebevollen, wenn die Ansicht und das Urtheil eines Kunstwerks sich veredeln und allgemeiner werden soll“: wieder Kleist's Grundanschauung und Kleist's

Sprache. So sagte er in der Krausfehde der Abendblätter einem gegnerischen Vertreter (oben S. 58) seinen Dank dafür, daß er in dem von ihm eingesandten Aufsatze zuerst ein „gründliches Gespräch“ über die wichtige Nationalsache eingegangen sei; und wie ihm Scheffner aus Königsberg seine Entgegnung schickte (oben S. 62), erklärte er zum Abdruck, daß er „dem wissenschaftlichen Gespräch“, das sich in den Abendblättern darüber erhoben habe, freien Lauf lassen wolle. „Gespräch“ also in dem Sinne von Beleuchtung eines Gegenstandes aus den verschiedensten Standpunkten und von verschiedenen Beschauern. Und diese Auffassung führt der Autor der „Kunstkritik“ des weiteren gleichfalls vor. Ich berufe mich aber nicht bloß auf meine Abschätzung des Einzelnen, sondern auf mein Gefühl dem Ganzen gegenüber. Ich halte Einzelnes in der „Kunstkritik“ für von Kleist herrührend. Müller hat das Stück nicht in seine Vermischte Schriften aufgenommen.

Wenn nun die Berliner Abendblätter die Kunstbetrachtung wieder pflegen wollten, so konnte dies nur in der im Phöbus eingehaltenen Richtung weitergehen. Es kam in der preussischen Residenz jetzt aber noch die Berücksichtigung des königlichen Hofes als ein local-berlinisches Moment hinzu. Aus diesen Bestandtheilen sind, soweit allgemeine Anschauungen und nicht bloße Erwähnungen Platz greifen, die Kunstartikel der Berliner Abendblätter zusammengesetzt.

## 2. Die Berliner Kunstausstellung.

Am 6. October 1810 begannen die Abendblätter mit der durch acht Nummern sich fortziehenden Publication eines Artikels mit der allgemeinen Aufschrift „Kunst-Ausstellung“. Der Verfasser, der L. B. unterzeichnet, war Ludolph Beckedorff, der Schüßling der Frau von Berg, und Verehrer der Königin

Luise. Eigentlich hätte der Aufsatz „Das Portrait auf der diesjährigen Kunst-Ausstellung“ heißen müssen. Denn allein von den ausgestellten Portraits handelt Beckedorff, und abgesehen von den allgemeinen, mehr kunstästhetischen Betrachtungen, die sehr viele politische Anspielungen im Sinne der Abendblatt-Parthei enthalten, werden in der Hauptsache die von dem damals kaum mehr als zwanzigjährigen Wilhelm Schadow ausgestellten Portraits als die eines Vertreters der herrschenden Neuperlichkeit und Manier, die Friedrich Büry's dagegen als die eines nach Charakter und Bedeutung in der Kunst strebenden Meisters kritisiert. Der junge Schadow war, ehe er noch 1810 nach Rom ging und sich den Nazarenern angeschlossen, ein Schüler des Akademie-Rectors Weitsch. Büry, erinnern wir uns, gehörte zu den Mitgliedern der christlich-deutschen Tischgesellschaft.

Im Ganzen traf Kleist mit Beckedorff's Ausführungen zusammen. Religion und Geschichte erklärte Beckedorff für das eigentliche und würdigste Gebiet der Malerei, und nur weil im deutschen Volke eine mangelnde Begeisterung für Religion, Freiheit und Vaterland sich bemerkbar mache, scheine die Malerei jetzt auf Portrait und Landschaft eingeschränkt zu sein. Aus der geschichtlichen Entwicklung des Portraits hebt Beckedorff zwar Raphael, Velasquez, Lionardo da Vinci als unübertroffen hervor, aber mit größerer Liebe verweilt er bei den älteren deutschen Meistern, Holbein, Rubens, van Dyck und den übrigen: „Aus welchem anderen Grunde werden wir von den Porträten altdeutscher Meister so unwiderstehlich angezogen, als weil wir dort menschliche Gesichter erblicken, die sich gleich uns kund geben, mit denen die Bekanntschaft so leicht gemacht ist, die wir schon gekannt zu haben glauben? Diese Männer, die so rüstig und herb, oder so treu und ehrlich, oder so froh und wohlgenuth, oder so fromm und gottes-

fürchtig aussehen, und diese züchtigen, häuslichen, andächtigen, reinlichen Frauen, alle mit ihren natürlichen, ungefärbten Gesichtern, erscheinen sie nicht wie alte, werthe Bekannte und Freunde?“ Man sieht hier, wie der Patriotengruppe das altdeutsche Wesen als für ihre Gegenwart vorbildlich erscheint, und wie sie wünschen, daß die ältere deutsche Portraitkunst wieder erstehe. Weil Büry's Portraits diese Forderungen auf eine natürliche, nachahmungsfreie Weise zu erfüllen schienen, darum und wegen ihrer gereisteren Kunstausführung erhielten sie in den Abendblättern den Vorzug vor allen übrigen Bildern der Ausstellung.

Schadow's und Büry's Bilder waren nun aber Portraits der Königin Luise und anderer sehr hoher Personen des Hofes und der Hofgesellschaft. Diesen Regionen fühlten sich die Freunde der Berliner Abendblätter nahe. Von dem, was da vorging, wußten sie viel, viel mehr, als die übrigen Zeitungen. Und darum fließen Beckedorff's Aeußerungen, durch den Abdruck bei Kleist bewährt, heute wie eine neu erschlossene Quelle zur Lebensgeschichte der Königin Luise.

Schadow's Portrait verblieb im Königlichen Besitz und befindet sich heute im Hohenzollern-Museum in Schloß Monbijou\*). Es ist, ohne eigne Erfindung, auf Grund des Ternite'schen Luisentyps gearbeitet und stellt die Königin in blauem, weitausgeschnittenem Kleide, mit blond zur Seite gekräuseltem Haar und mit rothen Wangen dar. Die Gesamtauffassung ist unbedeutend, die Ausführung unfrei und schülerhaft. An dieses Portrait anknüpfend erklärt nun Beckedorff bei Kleist, daß es zu Lebzeiten der Königin keinem Maler gelungen sei, ein nur einigermaßen ähnliches Bild von ihr hervorzubringen. Die Aufgabe sei zu schwierig gewesen. Denn wer hätte „diese

\*) Dem Director des Hohenzollern-Museums, Herrn Prof. Dr. Seidel, verdanke ich die Benützung des Portraits.

erhabene und doch so heitere Schönheit, die lebendige, bewegliche, geistreiche, holdselige Freundlichkeit und den ganzen, unendlichen, immer neuen Liebreiz Ihres Wesens neben dem Ausdrücke des sinnigen Ernstes und der würdevollen Hoheit in dieser königlichen Frau“ festhalten oder gar wiedergeben wollen. Schadow's Bild genüge nicht. Aber nun eine überraschende Mittheilung: „Seine Majestät, der König, hat das Schadowsche Portrait für das ähnlichere erklärt und dadurch den Werth desselben in dieser Rücksicht bestimmt. Denn wo gäbe es einen sicherern Maasstab dafür, wo ein lebendigeres und vollständigeres Bild der verewigten Monarchinn als in der treuen, traurenden Erinnerung des erhabenen Wittwers? Der König findet das Bild ähnlich; Er billigt es; mehr bedarf es nicht, um demselben alle Stimmen zuzuwenden. Daß Sein heiliger Schmerz ohne Widerwillen und Störung bei diesen Zügen verweilen kam, dadurch wird dies Bild geabelt und weit hinausgehoben über jede Verantwortlichkeit gegen Wünsche, Forderungen und Ansprüche, die daran von Liebhabern, Kennern und Künstlern anderweitig erhoben werden könnten.“ Diese authentische Mittheilung über Schadow's Bild dürfte auch heute noch für das Urtheil über die Luisenbilder von Werthe sein; sie muß damals eine die Kritik der höheren Kreise dämpfende Wirkung ausgeübt haben. Um die Aufmerksamkeit von den die Königin betreffenden Dingen nicht abzulenken, hat Kleist mit redactionellem Geschick den Artikel Beckedorff's hier unterbrochen und dies Stück im 6. Abendblatt für sich allein gegeben.

Wiederum einen Ausschnitt für sich bilden Beckedorff's Ausführungen über Schadow's Portrait „Sr. Durchlaucht des Fürsten Radzivil“. Man beachte den höfischen Ton in der Bezeichnung des Fürsten. Es wird die vortheilhafte polnische Tracht mit ihren fetten Farben, die Orden, der kühne Aus-

druck des männlich schönen Gesichts, ja auch die Aehnlichkeit gerühmt. Nichtsdestoweniger fehle dem Bilde der innere Charakter: „Diejenigen, welche gewohnt sind, diesen geistreichen und liebenswürdigen Fürsten als den eifrigen Kenner und Beförderer der Künste und Talente, als den zärtlichen Gemahl und Vater und als die Zierde der Gesellschaft zu betrachten und zu bewundern, werden schwerlich in diesem Bilde mehr von Ihm wieder finden, als die äußere Aehnlichkeit der Gesichtszüge.“ Es spricht hier Jemand, der, wie Kleist und Arnim, der Gunst des Prinzen Radzivil sich erfreuen durfte. Und auch das politisch-patriotische Verdienst des Fürsten wird hervorgehoben, daß „er in den Stürmen und Ungewittern der letzten Zeit den beiden, damals mit einander entzweiten Mächten, seinem Vaterlande und dem verschwägerten Königshause, zugleich beharrlich treu und ergeben geblieben sei“. Wie lieb wird es Kleist gewesen sein, dem Fürsten öffentlich in seinem Blatte seine und seiner Freunde Dankbarkeit bezeigen zu können.

Von Büry's Bildern werden die Portraits des Landschaftsmalers Genelli und der jungen Gräfin Bock, sowie die dreier fürstlicher Personen, darunter das eine Gemälde der Prinzessinnen von Oranien und von Hessen, zur Sprache gebracht\*). Genelli, der Freund und Arbeitsgenosse Büry's, lebte mit in dem Umgangskreise der Freunde vom Abendblatte, und die junge Gräfin Bock war die Tochter der Frau von Berg. Wieder hat Kleist, was über die fürstlichen Damen gesagt wird, als ein Ganzes für sich in einer Nummer gegeben.

Diese, die Schwestern des Königs, die selbst eigene Kunstversuche auf die Ausstellung gebracht hatten, waren schon, als die Königin noch lebte, die hohen Schützerinnen der preussischen

\*) Gestochen von Ludwig Grimm in Cassel.

Kriegsparthei gewesen. Auf sie als auf diejenigen, in deren Pflege der patriotische Gedanke zur That erstarken werde, richtete man jetzt nach dem Tode der Königin noch mehr die Blicke. Daher in den Abendblättern das volle Eintreten für sie. Man hatte, wie Beckedorff es ausdrückt, nicht vergessen, „mit welcher Kraft, Entfagung, Reinheit und Würde die beiden Schwestern des Königs, zwei traurige Jahre hindurch, den Einwohnern dieser Hauptstadt die Noth und das Unglück tragen geholfen und eben dadurch erleichtert hatten“. Der Hintergrund auf Büry's Gemälde ist eine von Genelli gemalte Ansicht Berlins, vom Botanischen Garten aus gesehen. Dunkle, schwere Wolken lagern über den Thürmen Berlins. Aber im Vordergrunde schreiten im hellsten Sonnenglanze, von den Zweigen eines Palmbaumes geschützt, die beiden Fürstinnen Hand in Hand. Beide in altdeutscher, schwarzseidener Tracht, „wie sie in jener Zeit der Trauer beständig gekleidet waren“. Das Symbolische des Bildes, das die Trübsal, den Trost, die Hoffnung der Besten ergreifend ausspricht, übt eine tiefe Wirkung aus. Jeder Patriot sah auf diesem Bilde seine geheimsten Regungen dargestellt. Farbe und Pinsel leisteten mehr, als Sprache und Feder. Nicht alle Beziehungen durften die Abendblätter mit den Mitteln der Sprache auszudeuten wagen, sie begnügten sich, sie dahin zusammenzufassen, daß sie durch die ernsten und edlen Gestalten der beiden Prinzessinnen an das Recht und die Sitte wunderbar ergreifend und rührend seien erinnert worden. Wie van Dyck der Maler der Stuarts gewesen war, so betrachteten die preussischen Patrioten jetzt Friedrich Büry als den Maler der Hohenzollernndynastie.

### 3. Räthsel auf ein Bild der Ausstellung.

So aufschlußreich Bedeborff's Aufsatz für uns heute ist, Kleist bereitete er wegen seiner Länge und seines doctrinären Tones in den allgemeinen Parthien doch manche Unbequemlichkeit. Nicht nur, daß Kleist für die brennenden politischen Tagesfragen, vor allem die Kraußfehde, mitten inne Raum schaffen mußte, auch die Interessen der übrigen ausstellenden Künstler mußte er berücksichtigen, und schon kam ihm anderes Manuscript von Freunden zu, von Arnim und Brentano, die einzeln oder gemeinschaftlich von nun an den Kunstartikel der Abendblätter versorgten.

Im 10. Abendblatte, vom 11. October 1810, liest man das folgende

#### Räthsel auf ein Bild der Ausstellung dieses Jahres.

Es spielt das Jahr in Farben wunderbar,  
Es spielt die Kunst mit manchem buntem Bild,  
Und manches reizt, wenn es auch nichts erfüllt,  
Wenn man vorüber, weiß man was es war.

O arme Kunst, du sinkend armes Jahr,  
Sagt an was künftig dauernd von euch gilt,  
In meinem Herzen ernste Andacht quillt  
Für alles Schöne, was unwandelbar.

Da bleibt ein Bild in meiner Seele stehn,  
Ich hab's nicht mehr als andre angesehen,  
Es ist nicht reizend und es ist doch schön.

Daran hat Lieb die ganze Seel gesetzt,  
Der Künstler starb, er werde nicht beschwächt,  
Zum Reich der Wahrheit hat ihn Lieb versetzt.     L. A. v. A.

Ein Sonett von Ludwig Achim von Arnim also; der Eingang wie in Ariels Offenbarungen, Arnim's frühesten Werke: „Mit Farben spielt Begierde ic.“ Also auf der Ausstellung sucht Arnim unter der Masse der vergänglichen Bilder ein

künftig dauerndes. Ein Bild bietet sich ihm dar, an das des Künstlers Liebe die ganze Seele gesetzt hat. Aber der Künstler ist inzwischen gestorben.

Arnim ließ sein Sonett für Wissende drucken, oder doch für solche, die in die Ausstellung gehen und sich dort umsehen konnten. Aber heute, wo jene Bilder nicht zur Hand sind, läßt sich da noch Arnim's Räthsel lösen? Ich hoffe.

In Beckedorff's Kunstartikel lesen wir das volle Lob eines „Doppelportraits von dem, leider! zu früh verstorbenen jungen Künstler, Herrn Johann Carl Andreas Ludewig“, das in der Ausstellung neben den Portraits von Schadow hing und „mit diesen auf das auffallendste und wohlthätigste contrastirte“. Ludewig war einer der talentvollsten Eleven der Berliner Akademie gewesen. Zuerst lenkte er in ganz jungen Jahren, 1804, die Aufmerksamkeit der Kunstkenner auf sich und erregte die größten Erwartungen. Damals stellte er eine Höllenfahrt des Judas Ischarioth aus, ein großes Delgemälde, über das Zelter, von der Bedeutung des Werkes ergriffen, Goethe berichtete. Judas, im Begriff den Strick über seinem Haupte zu befestigen, erblickt ein leuchtendes Kreuz, das zwei Engel ihm entgegenhalten, und stürzt angstgepeinigt hinab zwei Flammenhänden zu, die bereit sind, den Sünder in die Hölle aufzunehmen. Brave Arbeit und kühne Erfindung verband sich hier mit der Idee des Unendlichen. Wieder sieht man klar, weshalb sich die Abendblätter eines solchen Künstlers annehmen mußten. Und auch sein letztes Werk, das Doppelportrait seiner Eltern, mit der ganzen Liebe und Treue eines Sohnes ausgeführt, wies durch seine allegorischen Figuren, den Genius ehelicher Liebe, die Eintracht und die Religion, auf das Unendliche, das Ewige hin, zu dem ihn nun selbst ein früher Tod emporgetragen hatte. Diesen Künstler und dieses Gemälde meint Arnim's Sonett, und des Räthfels

Lösung war für die, die es lasen, um so leichter zu finden, als Bedeborff's Worte über Ludewig Tags zuvor in Kleist's Abendblatte gestanden hatten. Ja, ich glaube fast, daß die Ueberschrift des Sonettes von Kleist redactionell erfunden worden sei, um der schnellen Wiederholung das Aussehen einer vernünftigen Anordnung zu verleihen.

Arnim selbst kam nach Schluß der Ausstellung, als er in einer Uebersicht die Leistungen der einzelnen Künstler durchging, noch einmal auf Ludewig zurück: „Die Arbeiten des früh verstorbenen Ludewig, insbesondere das Bild seiner Eltern, erhielten fast allgemeines Lob; freilich gehört ein längerer Verkehr dazu, und eine häufigere Wiederkehr in guten Stunden, als es den meisten Portraitmalern vergönnt ist, um Bildnisse, wie die ältere Deutsche, Holländische und Italiänische Schule sie zeigen, zu liefern, und wozu dieses Ludewigsche Familienbild eine Annäherung gewährt; auch würde wohl kein Maler für diesen Fleiß einer verhältnißmäßigen Belohnung sich erfreuen können, denn es giebt nur wenige Menschen, die auf sich viel halten dürfen, und sich der Zukunft bewahren mögen.“ Die Worte klingen, wie es sich für einen berichtenden Artikel gehört, sachlich und nüchtern, entsprechen aber in ihrer Art dem völlig, was Arnim poetisch in seinem Sonette ausgedrückt hatte.

#### 4. Empfindungen vor Friedrich's Seelandschaft.

In gleichem Maße, wie das Portrait, war die Landschaft auf der Ausstellung vertreten, weniger allerdings die Historie, und es bestand von vornherein die Absicht, auch über diese Kunstgebiete in den Abendblättern zu berichten. Kleist selber kündigte diese Absicht den Lesern an. Als Bedeborff zu summarisch meinte, er könne nach seinen allgemeinen Er-

örterungen eine ganze Masse anderer Portraits, auch die des Herrn von Kügelgen in Dresden, dreist übergehen, merkte Kleist dazu mit eigener Namensunterschrift an, daß dies doch nur hier „des Raumes wegen“ geschehe, weil man im Feld der historischen Malerei auf ihn zurückkommen werde. Die vorläufige Entschuldigung „des Raumes wegen“ war natürlich nur die Deckung einer Differenz zwischen Mitarbeiter und Redacteur. Kleist kannte Kügelgen persönlich von Dresden her. Denn, wie wir wissen, Kleist's Dresdener Freunde Wegel (Mitarbeiter des Phöbus), Adam Müller, Röhle, Schubert verkehrten in Kügelgen's Familie, ja Schubert wohnte eine Zeitlang im selben Hause mit ihm. Wie wäre es denkbar, daß nicht auch Kleist, obgleich die „Erinnerungen eines alten Mannes“ nichts davon zu wissen scheinen, mit Kügelgen in persönliche Verbindung getreten wäre? Kügelgen aber hatte in Berlin außer seinem eigenen Bildniß die Portraits von Goethe und Wieland ausgestellt, neben denen Apollo und Hyazinth, sowie eine Verkündigung Mariens als Proben seiner historischen und religiösen Arbeiten gelten durften. Kleist schätzte Kügelgen höher ein, als Beckedorff, und konnte weder aus menschlichen noch aus künstlerischen Gründen zugeben, daß Kügelgen in seinem Blatte etwas von oben herab behandelt würde.

Zunächst lag Kleist ein die Landschaftsmalerei betreffender Artikel vor, den ihm Clemens Brentano zugestellt hatte, und über den sich von neuem sachliche Differenzen zwischen Kleist und seinen Freunden, diesmal Brentano und Arnim, aufthaten.

Friedrich nämlich hatte auf die Berliner Ausstellung zwei Landschaften in Del geschickt, von denen die eine, eine Seelandschaft, sofort wieder die verschiedensten, mit Leidenschaft verfochtenen Ansichten hervorrief. Auf weitem, öden Dünen-

lande steht einsam ein Kapuziner da und blickt über das unendlich wogende Meer hinaus, von trübem Himmel bedeckt. Eine schaurige, nebelgraue Stimmung ist über das Gemälde ausgegossen, der Idee und dem Willen des Künstlers entsprechend, daß der Beschauer begreife, wie fromme Andacht sich fortsetze in den ewigen Glanz der Göttlichkeit. Ein Werk von dieser religiösen Tiefe ließ sich nicht so leicht erschöpfen, noch mit einem schlanken Urtheilsworte abthun, um so weniger, als die Ausführung des Einzelnen bei Friedrich selten dem Schwunge seiner Phantasie zu folgen vermochte und begründeten Tadel verdiente. Was die Berliner Abendblätter über Friedrich zu sagen hatten, steht in der 12. Nummer vom 13. October 1810, ist „Empfindungen vor Friedrich's Seelandschaft“ überschrieben und *cb* unterzeichnet.

Dieser Artikel hat eine höchst merkwürdige Entstehungsgeschichte, über deren einzelne Stufen die äußeren Zeugnisse noch vorhanden sind. Der eigentliche Original-Aufsatz „Verschiedene Empfindungen vor einer Seelandschaft von Friedrich, worauf ein Kapuziner (Bei einer Kunstausstellung 1810)“ ist gedruckt in Clemens Brentano's Gesammelten Schriften 4, 424—429 \*). Daraus stellte Kleist seinen gekürzten Abendblatt-Artikel her. Kleist bittet wegen dieser Umformung des Ursprünglichen Arnim und Brentano brieflich, unter dem 14. October 1810, um Entschuldigung. Und Kleist übernimmt in seinem Abendblatt vom 22. October für den Inhalt nun allein die Verantwortung. Worauf es ankommt, ist ein Erfassen der inneren Vorgänge, die sich abspielten.

\*) Statt 1810 ist 1826 in Brentano's Schriften ein Irrthum, wie daraus erhellt, daß bei der ersichtlich historischen Anordnung des Bandes Brentano's Beiträge zur Badischen Wochenschrift 1806 und 1807 vorausgehen und das Andenken an Runge, aus den Abendblättern 19. December 1810, folgt.

Der Originalartikel Brentano's und Arnim's — denn beiden gehört er an — beruht auf dem Gedanken, daß über Friedrich's Seelandschaft ein allgemein abschließendes Urtheil nicht möglich sei. Deshalb müsse eine Betrachtung aus den verschiedensten Standpunkten eintreten.

Brentano führt allein die Diction. Er beschreibt das Bild, um als seine Empfindung zu erklären, daß es den Anspruch des Herzens zwar erwecke, aber nicht erfülle. Vielleicht daß Besucher der Ausstellung, deren Gesprächen vor dem Bilde er lauscht, ihn eines Besseren belehren möchten. So kommt in dialogisirter Form die übertriebenste Begeisterung wie die naivste Unwissenheit in allen Zwischenmüancen zu Worte und gestattet Brentano reichlich, seine Witze über das zu sogenanntem höheren geistigen Genuß zusammenströmende Publicum zu machen. Immer aber legt Brentano den auftretenden Personen auch wieder einzelne richtige Bemerkungen in den Mund. Er läßt sie vor dem Bilde sich an Ossian erinnern, an den auf nordische Stoffe damals veressenen Poeten Rosgarten (dessen und Friedrich's Heimath Rügen rasch zu einem Späße über die Continentsperre Anlaß giebt), an Young's Nachtgedanken, Mercier's Bonnet de nuit, Schubert's Ansichten von der Nachtseite der Natur, und an die Apokalypse\*). Wie Brentano's eigene Meinung klingt es doch wohl, wenn eine der Damen Angesichts der traurigen Stimmung der Landschaft den Wunsch ausspricht, daß doch lieber eine frische Seelust wehte und ein Segel herantriebe, und daß ein Sonnenblick niederglänzte und das Wasser rauschte. Ich zweifle nicht, daß all die im Kunstgespräche auftretenden

\*) Am 8. September 1809 Brentano an Arnim: „Von Schubert's Ansichten der Natur von der Nachtseite hat ein Franzos behauptet que c'était un assez bon ouvrage, mais pas classique, car ce n'est qu'une traduction du bonnet de nuit de Mercier.“

Personen für die damals Lebenden sehr bekannte Gesichter hatten.

Denn das Portraitmäßige der drei letzten Personen ist sogar einem heutigen Auge noch erkennbar. Eine Dame und ein Führer, d. h. ein sie führender Herr, betrachten das Bild. Das geistreich blitzende Gespräch zwischen beiden schnellt bis an die Grenze des noch Zulässigen Seitens des Führers auf, den die Dame gewandt und schlagfertig parirt. Sie sagt: „Wenn Sie nur nicht immer spaßten und einem die Empfindung störten. Sie empfinden heimlich doch dasselbe, aber Sie wollen im Andern belachen, was Sie in sich verehren.“ Das ist doch der Clemens, wie er leibt und lebt, selber. In der Dame erkenne ich Frau Lotte Pistor wieder, Brentano's allzeit frohgemuthen Wirthin, mit der in einem fort zu schäkern sein Vergnügen war. Während der ganzen Zeit des Gesprächs hatte ein „glimpfsicher langer Mann“ mit einigen Zeichen von Ungebuld zugehört. Brentano tritt ihm, ein Zeichen der Vertraulichkeit, auf den Fuß, und nun giebt er ruhig, besonnen und wohlwollend seine Meinung ab. Der Mann ist Arnim natürlich, dem die folgenden Sätze dem Stile nach angehören: „Es freut mich (sagt er), daß es noch einen Landschaftsmaler giebt, der auf die wunderbaren Conjunctionen des Jahres und Himmels achtet, die auch in der ärmsten Gegend die ergreifendste Wirkung hervorbringen, es wäre mir aber freilich lieber, wenn dieser Künstler außer dem Gefühle dafür auch die Gabe und das Studium hätte, es in der Darstellung wahr wieder zu geben, und in dieser Hinsicht steht er ebensoweit hinter einigen Holländern zurück, die ähnliche Gegenstände gemalt haben, als er sie in der ganzen Gesinnung, worin er aufgefaßt, übertrifft.“ Um nichts, das Arnim's Autorschaft dieser Sätze sichern könnte, zu unterlassen, citire ich schon jetzt, was Arnim später in den Abendblättern (unten

S. 279) von Friedrich sagt: „Unter den Landschaftern müssen wir wohl Friedrich zuerst aufführen, weil seine Kraft, ausgezeichnete Momente der Himmelsconstellation, die selbst arme Gegenden für einzelne Stunden sehr anziehend machen können, aufzufassen und seine Ungeschicklichkeit in der Behandlung der Farben, zu den widersprechendsten Urtheilen hinriß.“ Hier haben wir sachlich und formell (vgl. Conjectur: Constellation — ärmste Gegend: arme Gegenden — beidemal auffassen) dasselbe Urtheil wie in Arnim's und Brentano's ursprünglichem Kunstgespräch über Friedrich. Und damit an letzterer Stelle das durchsichtige Versteckspiel mit Arnim bis zu Ende fortgeführt werde, schließt Brentano den ganzen Artikel mit den Sätzen: „Diese Rede gefiel mir so wohl, daß ich mich mit demselben Herrn sogleich nach Hause begab, wo ich mich noch befinde und in Zukunft anzutreffen sein werde“ — ganz richtig, denn Brentano und Arnim wohnten ja gemeinsam in einem Quartier bei Pistor's zusammen.

Kleist gab diesen Artikel nicht, wie er vorlag, in den Druck, sondern unterzog ihn einer stark verkürzenden Umarbeitung. Mag sein, daß ihm die zu persönlichen Späße für sein Abendblatt nicht behagten, oder daß er bei der Fülle seines Manuscriptvorrathes mit dem schmalen Raume seiner Blätter Haus halten mußte: der entscheidende Grund für ihn war denn doch die sachliche Abweichung seines Urtheils von dem der beiden Freunde. Brentano bemängelte Idee und Stimmung, Arnim die malerische Ausführung des Bildes. Kleist dagegen, gemäß der Haltung des Phöbus Friedrich gegenüber, erklärte im Artikel des Abendblattes, 13. October 1810: gleichwohl habe der Maler zweifelsohne eine ganz neue Bahn im Felde seiner Kunst gebrochen. Kleist's märkischer Sinn bezeichnete als eine gleichartige und mit Friedrich's Geiste zu bewältigende Aufgabe: eine Quadratmeile märkischen

Sandes darzustellen, mit einem Berberitzenstrauche, worauf sich eine Krähe einsam plustert.

So hatte Kleist thatsächlich das Urtheil Arnim's und Brentano's durch ein eigenes ersetzt. Wenn nun auch Kleist den ursprünglichen Wortlaut möglichst beibehalten oder mit verwendet hatte, so sah doch Brentano beim Erscheinen sofort, daß Einiges, z. B. der Scherz mit Young's Nachtgedanken, in der Eile journalistischer Arbeit gänzlich mißverstanden worden war. Ein Schriftsteller, der auf sich hält, läßt sich solche Eingriffe eines Redacteurs nicht gefallen. Brentano war mit Recht empfindlich. Er konnte diesen Artikel mit seinem Zeichen *cb* nicht vertreten. Es muß eine sehr scharfe Auseinandersetzung zwischen ihm und Kleist Statt gefunden haben, bei der dieser die schwächere Position hatte. Er sah sich schließlich genöthigt, Brentano im Abendblatte selber eine öffentliche Erklärung wegen des Artikels zu geben, ein Schritt, zu dem sich der Redacteur eines noch jungen Unternehmens nur im äußersten Falle verstehen wird. Wurde auch Brentano mit Arnim's Hülfe „wieder gut gemacht“, so blieben die schädlichen Folgen doch nicht aus. Brentano's Lust, für Kleist zu schreiben, war bedenklich abgekühlt. Schon begonnene Arbeiten, die, wie sich zeigen wird, ein Schmuck der Abendblätter geworden wären, ließ er unvollendet liegen. Die Kunstkritik der Berliner Abendblätter versandete für eine Strecke, so daß Kleist's Versprechen einer Beurtheilung der historischen Malerei nicht eingelöst wurde.

Um so schwerer wogen nun aber zwei Angriffe, die Kleist selber gegen Lehrkörper und Lehrbetrieb der officiellen Berliner Kunststätte geschrieben hat.

## 5. Brief eines Malers an seinen Sohn.

In Nr. 19 der Berliner Abendblätter vom 22. October 1810, zufällig auf derselben Seite mit Kleist's Erklärung an Brentano, steht ein mit *y* gezeichneter fingirter „Brief eines Malers an seinen Sohn“. Er ist gewiß von Kleist verfaßt, auch schon längst in seine Werke aufgenommen.

Aber was bedeutet dieser Brief? Welchem Anlaß ist er entsprungen?

Erwünschte Hülfe zur Beantwortung der Fragen bietet Arnim in den Abendblättern selbst. Er spricht in einer Uebersicht über die Kunstausstellung (Abendblätter S. 145) von der Madonnenmalerei der damaligen religiösen Kunst und von den Madonnenbildern, die in Berlin ausgestellt waren. Unter diesen befand sich eine Madonna des Akademie-Rectors und Hofmalers Weitsch. Weitsch galt für einen der bedeutendsten und als Lehrer einflußreichsten Maler Berlins. Bekannt ist sein aus jener Zeit stammendes Portrait Alexander's von Humboldt, und das große Landschaftsgemälde, den Chimborasso darstellend, mit Humboldt im Vordergrund. Arnim sagt nun wörtlich in seinem Artikel: „Weitsch hat ein reizendes Gesicht zur Madonna gewählt, auch hat es einigen Ausdruck von Andacht, aber die Madonna muß überhaupt mehr als reizend und andächtig sein, und in einer so viel versuchten, ganz bestimmten Aufgabe, an der so ungeheure Vorarbeiter vorausgegangen, ist die Leichtigkeit zu verwundern, mit der sich gute Künstler an die Aufgabe machen, die ein ironischer Brief in diesen Blättern (B. 19) recht artig darstellte.“ Gemeint ist damit Kleist's Brief eines Malers an seinen Sohn.

Arnim's Bemerkung, eine Madonna müsse „überhaupt mehr als reizend und andächtig“ sein, kann nach dem Zusammenhange nur bedeuten, sie müsse auch diejenigen physischen

Qualitäten besigen, die es glaublich erscheinen lassen, daß sie die Mutter des Christkinds habe werden können. Er verlangte wahre Frauenhaftigkeit für die Madonna. Die Tragweite dieses Ausspruches ist ersichtlich. Sie richtete sich gegen die in Kunst und Litteratur bis zur Abkehr von dem Natürlichen forcirte Bethätigung des religiösen Gefühls, die anstatt dem neu erwachten religiösen Leben zu nützen, den dem Christenthume feindlichen Mächten Waffen in die Hände lieferte.

Diese frauenhaften Qualitäten besaß also Weitsch' Madonna nicht, und ebenso wenig andere Madonnen und religiöse Bilder, die die Ausstellung beherbergte. Man scheint mit verben Späßen darüber nicht sparsam gewesen zu sein. Brentano läßt einen Beschauer der Friedrich'schen Seelandschaft bemerken, der einsame Kapuziner sei deshalb so traurig, weil er keinen artigen Jungen habe. Kleist aber in seiner unverblünten Art ging unmittelbar auf die Sache los und schrieb den ironischen Brief, mit dem ein Maler seinen Sohn, der gleichfalls Maler ist, im Sinne der Freunde der Abendblätter zurechtsetzt.

Der Vater tabelt den Sohn, daß sein Gefühl ihm für die Vollendung der Madonna so unrein und körperlich dünke, daß er jedesmal, bevor er zum Pinsel greife, das Abendmahl nehmen möchte, um es zu heiligen. Dies erklärt der Vater für eine falsche, dem Sohne aus der Schule, aus der er her Stamme, anklebende Begeisterung. Der Vater weist den Sohn vielmehr auf die würdigen alten Meister hin, die nichts von überspannter Gefühlsfentimentalität wußten. Mit sehr verber Fronie stellt er die Hervorbringung des Menschen als Beispiel hin: „In dem Augenblick, da man ihn macht, ist es nicht nöthig, daß man dies, mit vieler Heiligkeit, bedenke. Ja, derjenige, der das Abendmahl darauf nähme, und mit dem bloßen Vorsatz ans Werk gienge, seinen Begriff davon in der

Sinnenwelt zu construiren, würde ohnfehlbar ein ärmliches und gebrechliches Wesen hervorbringen; dagegen derjenige, der, in einer heitern Sommernacht, ein Mädchen, ohne weiteren Gedanken, küßt, zweifelsohne einen Jungen zur Welt bringt, der nachher, auf rüstige Weise, zwischen Erde und Himmel herumklettert, und den Philosophen zu schaffen giebt" — d. h. einen frischen, fetten Jungen, der jedem Erziehungssystem Pestalozzi's, Fichte's u. a. spotte.

Der in Kleist's Briefe zurechtgesetzte „Sohn“ ist also, natürlich unter der absichtlich belassenen Möglichkeit allgemeinerer Auffassung, der Berliner Akademiker Weitsch. Dann aber ist der „Vater“ in dem Briefe auch wohl der Vater dieses Weitsch, der damals noch nicht lange verstorbene Maler und Professor Weitsch, der Director der Gemäldegallerie in Salzdhalm, dessen Portrait von seines Sohnes Hand man in Berlin das letzte Mal ausgestellt gesehen hatte. Dieser ältere Weitsch war aus dem gewöhnlichen, herb-energischen Soldatenstande hervorgegangen, hatte keine Spur von andächtiger Empfinderei und hieß allgemein Pascha Weitsch. Darin lag das Treffende und das Amüsante der Kleistischen Fronte, daß Pascha Weitsch so zum Akademiker Weitsch hätte gesprochen haben können. Das weitere Publicum brauchte das nicht zu verstehen: wir sehen eben wieder, wie in den Abendblättern meist nur für einen ganz kleinen Kreis eingeweihter Leser geschrieben wurde. Es gehörte Kleistische Furchtlosigkeit dazu, um in dieser Weise gegen ein Mitglied des Senats der Akademie und die von ihm vertretene Richtung vorzugehen.

## 6. Brief eines jungen Dichters an einen jungen Maler.

Aber noch nach einer anderen Seite hin richtete Kleist in den Abendblättern seine Angriffe gegen die Kunstakademie,

indem er am 5. November 1810 in Nr. 32 seinen „Brief eines jungen Dichters an einen jungen Maler“ publicirte. Diese Angriffe galten dem akademischen Lehrbetrieb überhaupt, der aus seinem schwunglosen Dasein herauszureißen und mit höheren Ideen zu durchdringen sei.

Blickt man, wieder an der Hand des Kataloges von 1810, die von Lehrern und Schülern der Berliner Akademie ausgestellten Bilder auf ihre Herkunft hin, so nimmt man mit Erstaunen wahr, wie groß die Masse der Copien oder der Arbeiten nach älteren Meistern ist. Ein Mitglied des Senats und Lehrer der Akademie, Professor Freidhof, hatte „nach Raphael“ eine heilige Familie, sowie „nach Correggio“ einen Christus mit Dornen gekrönt und eine heilige Magdalena ausgestellt, ohne auch nur mit einem einzigen Werke eigener Erfindung aufzutreten. Bei den ausgestellten Arbeiten der Schüler und Eleven der Akademie grassirt geradezu die Nachahmung italienischer und deutscher Meister, selten der Antike. Die Schuld an diesem unerfreulichen Zustande trug der Unterrichtsbetrieb der Kunstakademie, und dagegen wandten sich die Freunde vom Berliner Abendblatt. Sie verlangten anstatt geistloser Nachahmung eigene künstlerische Erfindung, das freie Spiel einer schöpferischen Phantasie. Es müssen diese Dinge offen bereits unter Künstlern und Kunstfreunden discutirt worden sein; sonst hätten die wenigen Aussteller, die die eigene Erfindung der Nachahmung gegenüber hoch hielten, nicht geflissentlich darauf Werth gelegt, daß dieser Vermerk im Ausstellungskatalog ihren Bildern zugesügt wurde. Aber was offen im Gespräch zu Tage trat, wurde deswegen noch lange nicht öffentlich in der Presse laut: Leben und Presse deckt sich eben nicht. Es gehörte Kleist's jungerliche Courage dazu, sich unbesorgt um die Folgen auch in den Kampf für die Kunst zu stürzen.

Die Berliner Abendblätter setzten, indem sie diesen Kampf einleiteten, wieder die Traditionen des Phöbus fort. Hartmann hatte sich in ihnen sehr energisch gegen das Verlangen erklärt, die Landschaftsmaler sollten sich in alle Zeit Claude Lorrain und Ruissdael zum Muster nehmen, und Kugelgen meinte mit Recht, daß, wenn dieser Grundsatz gelte, niemals ein Fortschritt in der Kunst gethan werden könnte. Dieselbe Polemik war von vornherein latent auch in den Abendblättern vorhanden. Bedeborff führte als gewichtiges Argument gegen die Bilder des jungen Schadow an, daß es nicht schwer werden dürfte, die verschiedenen niederländischen Meister zu nennen, die ihm vorgeschwebt haben müßten, und gerade um ihrer eigenen Erfindung willen erhielten der junge Ludwig und Friedrich Büry das Lob, sich durch ihre freien Schöpfungen zum Range älterer Meister zu erheben. Kleist selber bezeichnete, im Briefe des Vaters an seinen Sohn, die „Schule“ als Verderb für den, der an ihr klebe, während er Friedrich allen Einwürfen zum Troß nachrühmte, er habe auf seinem Gebiete eine neue Bahn gebrochen. Jetzt also führte Kleist den lange bedachten Gedanken in einem eigenen Artikel aus: dem Briefe eines jungen Dichters an einen jungen Maler.

Als den jungen Dichter können wir uns Kleist selber denken, dessen einziges höchstes Kunstbemühen war, in seinem poetischen Schaffen Er selbst und kein Anderer zu sein: bezeugt doch Arnim aus freundschaftlichem Verkehr mit ihm, daß er keine Schule anerkannte, und nur in seltenen Fällen dem Hergebrachten und dem Urtheile seiner Kunstfreunde nachgab. Ein Kleist durfte in der That die Forderung originalen Schaffens auch anderen gegenüber verfechten. „Wie könnt ihr euch entschließen, ihr lieben Maler (ruft er den jungen Schülern der Akademie zu), Jahre lang zuzubringen mit dem Geschäft, die Werke eurer großen Meister zu copiren.“

Die Entschuldigung der Schüler macht er zu einer Anklage gegen ihre Lehrer: „Die Lehrer, bei denen ihr in die Schule geht, sagt ihr, leiden nicht, daß ihr eure Einbildungen, ehe die Zeit gekommen ist, auf die Leinwand bringt“ — und er sucht die jungen Maler gegen diese schlechte Lehre zu revolutioniren. Er als Dichter würde in ihrem Falle seinen Rücken lieber unendlichen Schlägen ausgesetzt haben, als diesem grausamen Verbot ein Genüge zu thun. Die Phantasie in ihren jungen Gemüthern müsse, unerbittlich und unrettbar, durch die endlose Unterthänigkeit, zu welcher sie sich beim Copiren in Gallerien und Sälen verdammt, zu Grunde gehen: wo doch ein Anschauen der Vortrefflichkeit eines Bildes mit Innigkeit und Liebe vollauf genüge. Kleist's Meinung von dem erzieherischen Werthe älterer großer Meister ist eine ganz andere, wie er sie nun darlegt. Der Anfänger mag an Vorbildern durch Copiren sich die Fertigkeit der malerischen Schrift einlernen; sogleich aber, vom Anfang herein, in ihrem Geiste nacherfinden. Und auch diese Fertigkeit müßte, sobald als nur irgend möglich, gegen die Kunst selbst, deren wesentliches Stück die Erfindung nach eigenthümlichen Gesetzen sei, an den Nagel gehängt werden. Denn der Maler solle sein Eigenstes und Innerstes durch Umriß und Farbe zur Anschauung bringen. Die herrlichen Geister vergangener Zeiten wären nicht dazu da, das eigene Streben der Lebendigen zu vernichten, sondern allererst die rechte Lust in den Lebenden zu erwecken und mit der Kraft, heiter und tüchtig, auszurüsten, auf ihre eigene Weise gleichfalls zu sein und das Ihrige zu thun. Den Gipfel der Kunst ersteige nicht, wer bloß rückwärts auf die Großen schaue, sondern wer mit dem Rücken sich gegen sie stelle und in diametral-entgegengesetzter Richtung seinen eigenen Weg aufwärts verfolge. In allen Stücken zugleich eine Selbstcharakteristik Kleist's, wie wir sonst nichts Aehn-

liches von ihm besitzen: so stand er selbst mit dem Rücken gegen Goethe, weil er ihn als den Großen anerkannte, und hielt sein Auge vorwärts auf das höchste, unerreichte Ziel gerichtet. Allein er wußte wohl, was den Schwung des Geistes irdisch lähmt, die faule Macht des Mäßigen. „Aber ihr Leute (setzt Kleist mit bitterer Ironie hinzu), ihr bildet euch ein, ihr mühtet durch eure Meister, den Raphael oder Correggio, oder wen ihr euch sonst zum Vorbild gesetzt habt, hindurch“ — und wir bemerken, wie er, für Eingeweihte allein erkennbar, auf Friedhof mit seinen ausgestellten Nachahmungen und auf das ganze jeder Neuerung erstorbene Lehrsystem der Akademie mit dem Finger deutet; der er freilich jetzt ebenso vergeblich predige, wie Copernicus der Welt vor dreihundert Jahren, daß die Erde rund sei.

Man stelle sich vor, wie Kleist's offener Brief eingeschlagen haben muß. Kleist war frei von Journalistenfurcht und Journalistenfeigkeit. Sein fröhlicher Kampfesmuth bedachte nichts, als er sich die altbegründete Macht der Akademie zur Gegnerin ersah. Er that das Seinige im Dienste der Idee. Er durfte sich im Einklang wissen mit den besten Kräften seiner Zeit, ja aller Zeiten. Hier treffen wir erfreut den Punkt, wo sich, kritisch scheidender Erörterung zum Trotz, die Kunstforderungen der Romantiker mit denen Goethe's in ihrer letzten Idee wieder zusammenfinden. In des Künstlers Apotheose, in den Propyläen und den Preisauschreiben dieselbe Verwerfung der bloßen Nachahmung, dieselbe Beförderung der eigenen, selbstschaffenden Erfindung als desjenigen, das den wahren Künstler mache. Wenn Goethe, die Kunstübung in Deutschland überschauend, nicht zu lange vorher hatte bemerken müssen, daß in der Berliner Kunst der prosaische Zeitgeist sich am meisten offenbare, nun so hat Kleist, gleichgültig ob siegreich oder unterliegend, einen goethischen Kampf gegen die officiële Berliner Kunst gekämpft.

## 7. Uebersicht der Kunstausstellung.

Am 4. November 1810 wurde die Kunstausstellung nach sechswöchentlicher Dauer geschlossen, und weil so manches ursprünglich beabsichtigte, ja verheißene Wort über sie die Berliner Abendblätter nicht gesprochen hatten, schien es doch wohl Kleist und seinen Freunden nöthig, einen Schlußbericht zu geben, in dem sich Vieles nachholen ließe. Arnim machte sich an die rasch zu leistende Arbeit, und vom 12. November ab erschien in drei Nummern seine „Uebersicht der Kunstausstellung“.

Das Thema verlangte von vornherein eine versöhnliche Behandlung. Arnim's milde, auch im Tadel nicht verletzende Art war hier so recht in ihrem Elemente. Er fand für Publicum wie Künstler freundlich anerkennende Worte, und der laut gewordenen Kritik verstand er dadurch das Bittere zu nehmen, daß er von ihr als dem immer beschränkten Urtheile der Freunde oder Gegner und den Anforderungen der verschiedensten Naturen sprach, die der Künstler kennen lernen müsse, um aus ihnen zur allgemeinen Billigung zu gelangen. Ohne sich jedoch bei den einzelnen Arbeiten, wie er wünschte, aufhalten zu können, wolle er, erklärte Arnim, zur Uebersicht nur das aufzeichnen, was das allgemeine Urtheil auszeichnet habe.

In die Einzelbetrachtung sämtlicher Kunstwerke, die Arnim jetzt hintereinander ohne allgemeine Gruppierung durchnimmt, kann ich natürlich nicht mit eintreten. Nur diejenigen Urtheile mögen ausgehoben werden, die zu früheren Aeußerungen der Abendblätter in irgend ein Verhältniß rücken, oder die sonstwie der Personen oder Sachen willen allgemeiner Beachtung für sich fordern.

Königin Luise: „Allgemein war der Wunsch, das

Bild der verehrten Königin von geschickter Hand ähnlich bewahrt zu finden; unter verschiedenen, welche dieser Wunsch hervorgebracht, wurde das Bild von Schadow vorgezogen, ungeachtet es bloß nach anderen Bildern und nach dem Rathe verehrter Angehörigen der Verstorbenen gemalt worden. Es übertrifft unleugbar alle Bilder, die wir von ihr zu sehen Gelegenheit hatten, die Anmuth ihrer Bewegungen, ihrer Freundlichkeit veranlassen die Maler sehr leicht, ganz fremdartige Ideale in ihr darzustellen; doch ist es unerklärlich, daß eine so allgemein bewunderte Königin bei ihrem Leben nie von einem der besten Porträtmaler unsrer Zeit gemalt worden.“

Stimmt im Ganzen mit Bedendorff überein (oben S. 257), läßt Arnim's Verehrung und persönliche Kenntniß der Königin durchscheinen und ist deshalb heute noch von Werthe für die Beurtheilung der damals entstandenen Luifenbilder.

Friedrich Büry: „Die schönste Folge von Bildnissen lieferte Büry, ein früherer Aufsatz in diesen Blättern hat den Sinn des größten derselben von den beiden kunstschätzenden Fürstinnen, die diese Ausstellung mit ihren Arbeiten geschmückt haben, sehr gut gedeutet. Mancher Tadel, den wir gegen dieses schätzbare Bild hörten, wäre verschwunden, wenn der Sinn so klar aus dem Anblicke, wie dort aus den Worten hervorgegangen wäre; einzelne Nachlässigkeiten in Nebenwerken sind einem Meister wie Büry so leicht zu verbessern, daß wir sie hier nicht erwähnen mögen; die Zusammenstellung der Figuren und die Zusammenfügung der Hände wurde als steif getadelt: der Künstler suchte vielleicht Ernst und Festigkeit der Verbindung eben darin auszudrücken. Die Meinung als wäre es in altdeutschem Style gemalt, ist durchaus unbegründet. Allgemein anerkannt war sein Bild der drei Schweizer; von aller modernen Effectivuth frei, erhebt es sich zu der Würde älterer Kunstwerke, es ist nach unsrer Ueber-

zeugung eines der besten Bilder, die seit einem Jahrhundert gemalt sind. Die rechte Schulter des mittleren Schweizers wurde von einigen für zu niedrig gehalten, doch ließe sich wohl aus der Dicke der Zeuge, die sich leicht erheben, diese Ungleichheit erklären; an ein Verzeichnen ist wohl bei etwas so Sichtbarem nicht zu denken, sondern besser scheint's, die Absicht des Künstlers aufzusuchen."

Also ausdrückliches Citat Beckedorff's und neue Ausführungen zu dem Portrait der Prinzessinnen. Ueber die drei Schweizer von Bürby, für Baron Penz in Mecklenburg bestimmt, hat Arnim schon 1806, als das Bild noch in der Arbeit war, an Goethe berichtet und damals auch bemerkt, daß die Landschaft auf dem Bilde von Genelli angelegt sei.

Weitsch: über ihn sei auf Kleist's Brief eines Malers an seinen Sohn verwiesen, oben S. 268.

Gerhard von Rügelen: „Rügelen's Madonna in dem heiligen Grube ist zu klein, um sie in dieser Hinsicht (nämlich ob sie die bei Weitsch gerügten Mängel habe) zu prüfen; viele meinen sie allzu griechisch, andere zu feurig roth; wir bemerken aber, daß die Mutter Gottes, ehe sie Mutter Gottes geworden, nur den jungfräulichen Ausdruck, aber nichts göttliches erhält, und dieser ist allerdings in jenem Bilde recht angenehm ausgedrückt, das mit der geheimnißvollen Gegenwart des Herrn im Lichtkreuze, uns einen eigenthümlichen Schauer erweckt hat. Die Behandlung der Farben ist in Rügelen's Bildern ausgezeichnet, mit echtem alten Fleiße sind alle, bis auf die Nebenwerke, beendigt, doch mochte der Wunsch zu glätten hin und wieder, besonders aber in den beiden trefflichen Portraits (nämlich Goethe's und Wieland's), dieselbe Wirkung, wie die allzu vereinzelt Ausführung in Dennerschen Bildern hervor bringen, die Festigkeit der größeren Gesichtsmassen verliert allzu sehr dabei.

Desse ungeachtet gehört Wielands Bild zu den wahrsten und treuesten, welche irgend ein Künstler neuerer Zeit gemacht hat. Sein Hyacinth (auf dem ausgestellten Bilde „Apollo und Hyacinth“) wäre sehr schön, wenn er allein, ohne den Gott, dargestellt worden, als ein Bild frühen gewaltsamen Todes; der fleischige und doch steinerne Apollo gefiel nicht.“

Arnim hatte ein persönliches Verhältniß zu Kügelgen, seitdem er Ende 1808 mit ihm in Weimar zusammengetroffen war und neben ihm und Zacharias Werner an Goethe's Tische gefessen hatte. Damals arbeitete Kügelgen an den Portraits Goethe's, Wieland's, Schiller's, Herder's. Aus den Kügelgen's Portraitkunst kritisirenden Worten Arnim's und aus der weniger lebhaften Hervorhebung des Goetheportraits muß man schließen, daß Arnim das letztere nicht ganz recht war. Dies nicht ausgesprochene Urtheil eines unbefangenen, Kügelgen eher freundlich gesinnten Mannes ist wichtig für uns. Das an erster Stelle von Arnim besprochene Bild, in Kügelgen's Bezeichnung gewöhnlich „Die Verkündigung Mariens“, wurde, des Künstlers eigenem Zeugniß zufolge (Hafse S. 161), vom Könige von Preußen für hundert Dukaten angekauft.

Ludewig: vgl. Arnim's Sonett, oben S. 260.

Friedrich: vgl. Empfindungen vor Friedrich's Seelandschaft, oben S. 262.

Schinkel: Auf der Ausstellung befand sich Schinkel's „Entwurf für eine Begräbnißkapelle der verewigten Königin“, dessen leitende Idee Schinkel, unter Ablehnung der dem modernen Bedürfniß nicht genügenden antiken Formen, den Bauwerken des christlichen Mittelalters entnommen hatte. Arnim bemerkt: „Der Plan seines Denkmals auf die verewigte Königin vereinigt den Kirchendienst, der den Ort nach einer ehrwürdigen Volksgesinnung heiligen muß, wo die Herrscher

begraben liegen, mit der Gesinnung, daß diese Kirche ausschließlich zu ihrem Andenken erbaut sei; allgemein war das Bedauern, daß derselbe nicht ausgeführt worden.“ Der letzte Satz Arnim's deutet darauf hin, daß vom Könige dem Entwurfe des Hofbaurathes Genß im griechischen Stile der Vorzug gegeben worden war.

Weißer aus Weimar: „Weißer lieferte eine Büste von Göthe, die nach einem Abgusse auf dem Gesichte verfertigt, also alle die Nachtheile und Vorzüge dieser Art Bilderarbeit trägt, Richtigkeit aller festen Theile, Unrichtigkeit aller beweglichen.“ Auch diese Beurtheilung der Weißer'schen Büste dürfte in Hinsicht auf Goethe heute von Werthe sein.

Thorwaldsen: „Die beiden merkwürdigsten Bildwerke waren unleugbar die kolossalen Marmorbüsten der F. v. d. Recke und Tiedges von Thorwaldsen. Der große Sinn des Auffassens im Ganzen und Einzelnen ist über alles Lob erhaben; sonderbar ist's, was in dieser Kunst herrlich wird, erscheint Antike.“

Ueberschlagen wir, welche von den 1810 in Berlin ausgestellten Kunstwerken, und welche Namen die hundert Jahre seitdem überlebt haben, so müssen wir bekennen, daß Arnim als Referent der Berliner Abendblätter bei seiner Auswahl von sicherem Kunstgefühl bestimmt gewesen ist. Seine Anerkennung schmeichelte nicht, seine Bemängelung schmerzte nicht, weder nach oben noch nach unten. Ganz leise führt er in die schließenden Sätze die Hoffnung der Patrioten ein: Das edelste und höchste Geschäft der Künstler sei jetzt, die Kunst glücklichern, ruhigeren Zeiten zu erhalten. Dazu könne jedes edle Gemüth, das bei redlichem Bemühen doch nicht zur Meisterschaft in einer schönen Kunst gelangen könnte, mithelfen; die darauf gerichtete Arbeit sei der Welt nicht verloren. Fast schon wie die einleitenden Parthien der Kronenwächter

muthen uns diese Sätze an. „Und damit (beendet Arnim den Artikel) möchten wir alle die verträsten, die einen eigenthümlichen Werth ihrer Arbeiten fühlen, ihn aber von uns nicht erwähnt finden; gern hätten wir jedem Talente und jedem guten Bemühen etwas Aufmunterndes gesagt.“

### 8. Weihnachtsausstellung.

Es war damals weit mehr als heute Brauch, Erzeugnisse des höheren Gewerbesleißes und des Kunsthandwerks auf die akademische Kunstausstellung zu bringen. Der Katalog von 1810 zählt deren eine beträchtliche Anzahl auf, und in den Berliner Abendblättern war durch Arnim's Schlußbericht dafür gesorgt worden, daß diesen für das Volksleben äußerst wichtigen Leistungen die gebührende Erwähnung zu Theil werde. Der märkische Junker hatte, und hat noch, für diese Dinge einen praktischen Blick. Kleist's und Arnim's Ausbildung, die zuletzt doch auf ein, freilich nicht erreichtes Verwaltungsamt hinaus wollten, zeigt im Ganzen und in vielen Einzelheiten, wie von den jungen Amtsbewerbern gewerbliche und industrielle Umsicht unerläßlich gefordert wurde.

Nach Schluß der akademischen Ausstellung rückte mit raschen Schritten das Weihnachtsfest heran, mit seiner seligen Mahnung an die Besitzenden, Noth zu lindern und Freude den Armen zu bereiten. Noth aber herrschte damals, offen und heimlich, in allen Schichten Berlins und Preußens. Der Krieg und die französische Occupation wirkten noch lange nach. Die in den Zeitungen aufbewahrte Kleingeschichte des Tages ist voll von Wohlthätigkeitsveranstaltungen aller Art zum Besten der Armen, denen aufgeholfen werden sollte.

Schlimm stand es um die Familien aber, denen Standesbewußtsein und Ehrgefühl die ungewohnte Annahme von Un-

terstützungen verbot. Deren gab es erfahrungsmäßig viele. Da kam ein unternehmender Bürger, Namens Werckmeister, auf die Idee, nach englischem Muster in Berlin eine Kunst- und Industrie-Handlung (in der Oberwallstraße) zu begründen, die für Damen gebildeter Familien, ohne daß ihr Name bekannt gegeben würde, den Verkauf von ihnen gefertigter künstlicher Handarbeiten vermittelte. Die Leitung nahm seine Gattin, Frau Henriette Werckmeister, in die Hände. Und mögen die Unternehmer ihre Rechnung dabei auch gefunden haben, so enthalten doch alle damaligen Stimmen rühmende Anerkennung der segensreichen Wirkung dieser Handlung.

Der Name Werckmeister hatte in Berlin aber auch noch einen anderen Klang. Alle geistig arbeitenden oder geistig auf dem Laufenden sich haltenden Leute waren ihm verbunden. Werckmeister hatte nämlich ein Leseinstitut eingerichtet, das 1810 drei Jahre schon bestand, und das Niemand mehr ohne Ersatz entbehren konnte. Zwei- bis dreihundert Zeitungen und Journale des In- und Auslandes lagen für jeden durch Quartalsbeitrag berechtigten Leser zur Benutzung aus. Die Schriftsteller und Gelehrten waren sämtlich abonniert. Man traf sich dort, las und discutirte die Neuigkeiten. Hier zum meist hat Heinrich von Kleist die neuesten Nachrichten für die Zeitungschau seiner Abendblätter ausgezogen. Kaum ein Tag mag vergangen sein, ohne daß Kleist in dieses Haus, Jägerstraße 25 (wo auch die Ausgabe der Abendblätter Statt fand), eingetreten wäre.

Man wird danach die Verknüpfung sachlicher und persönlicher Anlässe bemerken, die dazu führten, daß Kleist der Weihnachtsausstellung in der Handlung der Frau Werckmeister einen empfehlenden Artikel schrieb, den er in seinen Abendblättern Nr. 68, vom 18. December 1810, mit *hk* zeichnete.

Aber mit welcher Zartheit und treuherzigen Gesinnung

wird Kleist seiner Aufgabe gerecht. Man muß etwa die gewöhnliche Preßarbeit des Freimüthigen lesen, um den Unterschied zu fühlen. Wie wenn Kleist Kunstwerke hohen Ranges zu behandeln hätte, so liebevoll beschreibend zählt er die vorzüglicheren Sachen auf. Es macht ihm Freude zu berichten, daß eine (ihm wohl bekannte) edle Dame eines dieser Kunst- und Prachtstücke bereits für 15 Louisdor erkaufte habe. Sein goldenes Gemüth strahlt uns aus jedem seiner Sätze zu: „Es hat etwas Rührendes, das man nicht beschreiben kann, wenn man in diese Zimmer tritt; Schaam, Armuth und Fleiß haben hier, in durchwachten Nächten, beim Schein der Lampe, die Wände mit Allem was prächtig oder zierlich oder nützlich sein mag, für die Bedürfnisse der Begüterten, ausgeschmückt. Es ist, als sähe man die vielen tausend kleinen niedlichen Hände sich regen, die hier, vielleicht aus kindlicher Liebe, eines alten Vaters oder einer kranken Mutter wegen, oder aus eigener herben dringenden Noth, geschäftig waren; und man mögte ein Reicher sein, um das ganze Putzlager, mit allen Thränen, die darauf gefallen sein mögen, zu kaufen, und an die Verfertigerinnen, denen die Sachen doch wohl am Besten stehen würden, zurückzuschicken.“ Wieviel Behmuth, Menschenliebe und eigene Erfahrung ist nicht in diese Worte hineingelegt! Mußte er doch selber so oft „aus eigener herben dringenden Noth“ geschäftig sein, und konnten ihm nicht bei seinen Standesgenossen die ergreifenden Erfahrungen fremd geblieben sein, aus denen in Arnim's Auffassung die Geschichte der verarmten Gräfin Dolores hervorging. Und welche den Gegenstand adelnde Schönheit der Sprache! Die durchwachten Nächte — fast wie Goethe's wundervolles Wort von Schiller's durchgewachten Nächten, mit denen dieser unsern Tag erhellt habe. Ich kenne aus Kleist's letzten Jahren keine Stelle, die sein Innerstes uns mit gleicher Reinheit zeigte.

Und weil wir mit Kleist vor dem Weihnachtsabend stehen, dessen Glanz ihm zum letzten Male in diesem Leben leuchtete, so seien hier auch die „Betrachtungen eines Greises über die Weihnachtsbescheerungen“ angeschlossen, die Kleist am 21. December 1810 in seine Abendblätter aufnahm. Ohne jede Andeutung ihrer Autorschaft, kann man nur im allgemeinen sagen, daß sie dem Stile und der (im Folgenden aber nicht beibehaltenen) Orthographie nach nicht von Kleist geschrieben worden sind. Sie tragen auch zu sehr den Charakter des Selbsterlebten, Selbstbiographischen an sich, das für Kleist nicht passen würde. Der Greis erzählt mit seliger Erinnerung, wie in seinem Elternhause, als er noch ein Kind war, der heilige Christabend gefeiert wurde. Aus dem eichenen Schrank der Polsterkammer wurde alle Jahre ein großes zierliches Schnitzwerk, die Geburt Christi darstellend, hervorgeholt, mit allem Beiwesen der wunderbaren Geschichte, den Hirten mit ihren Schafen, den Engeln in der Luft, den drei magischen Königen, und vor allem mit dem Sterne über der Hütte, der mit einem Glanze strahlte, daß die Lichter auf den Geschenktischen trüb und freudenlos schienen. Neben diesem Schaustück standen die Tische mit Geschenken für das Hausgesinde und die Kinder: „Wenn wir von der unvergleichlichen Lust an dem himmlischen Bilde zurückkehrten zu der irdischen, handgreiflichen und schmachtigen Lust unsrer Tische, so schien uns die Welt zu gehören, und wenn auch, wie in den schlimmen Zeiten des (siebenjährigen) Krieges die ganze Bescheerung nur in Äpfeln, Nüssen und einigem Backwerk bestand, und wir in unsern Erwartungen noch so ungemessen gewesen waren.“ In diesem Doppelgeschenk des ewig Unerreichbaren und des nützlich Handgreiflichen stellt sich dem Greise die große Weisheit der Väter dar, die verloren zu gehen drohe. Die Bilderschrift der heiligen Vorgänge, geflossen aus dem Drange

der Gemüther, werde jetzt in der aufgeklärten Zeit als Aberglaube verfolgt, und doch: „Nichts hat meine Seele aufgeklärt und erhoben, wie dieser Weihnachts-Aberglaube.“ Der Greis sieht mit der Sorge des Alters die Gefahr herankommen, denn: „Ihr, arme Kinder, werdet den Borwitz und die Vermessenheit eurer Eltern büßen in der Kälte eures Herzens, da wo es sich entzünden müßte, für Gott, also für Vaterland und König, die heiligen Wesen die nur empfindet, wer Gott im Herzen trägt.“ Ein Mann spricht hier aus der Tiefe seiner Lebenserfahrung, dem Christlicher Glaube, Königstreue und Vaterlandsliebe in unauflösllichem Verein die Mächte sind, auf denen bei uns Staat und Gesellschaft, Sitte und Recht allein beruhen könne.

### 9. Philipp Otto Runge.

In den der akademischen Ausstellung geltenden Artikeln der Abendblätter waren von den Berliner Freunden die Ansprüche niedergelegt worden, die sie an die moderne Kunst zu stellen hatten. Das thatsächlich Geleistete befriedigte sie nur zu einem sehr geringen Grade. Gewiß, Bürg wurde unter ihnen nach Verdienst geschätzt. An Friedrich aber schon, dessen Richtung ihnen zusagte, war die Ausführung nicht gut zu heißen. Nur Einen Maler gab es damals, der das romantische Ideal eines Künstlers sowohl der Erfindung wie der Ausführung nach erfüllte: das war der in Hamburg lebende Maler Philipp Otto Runge. Er hatte als Künstler eine Stellung inne, wie Novalis als Poet. Gleich diesem starb er früh in der Blüthe seines Lebens, im November 1810. Und Clemens Brentano schrieb ihm zu Ehren im 69. Berliner Abendblatt, vom 19. December 1810, das „Andenken eines trefflichen deutschen Mannes und tiefsinnigen Künstlers“. Heinrich von Kleist — der einzige Fall dieser Art — hatte

den gesammten Raum eines Blattes, von der ersten bis zur letzten Zeile, für diesen Aufsatz hergegeben.

Auch hier spielten in die künstlerische Werthschätzung persönlich gestaltete Beziehungen hinein, und zwar waren es die Heidelberger Romantiker gewesen, Arnim, Brentano, Görres mit ihrem Verleger Zimmer, die zuerst seinen Namen und seine Kunst dem Publicum priesen. Seine unergründlich tiefen Gebilde, die vier Tageszeiten darstellend, erschienen damals. Görres deutete sie mit all dem Reichthum seiner eigenen Phantasie in den Heidelberger Jahrbüchern aus. Für den Kinderlieder-Titel des Wunderhorns wurden Runge'sche Motive aus den Tageszeiten verwandt, und in die Einsiedlerzeitung nahm Arnim ein wundervoll-einfach und geschlossen erzähltes Märchen von ihm auf. Als dem Freunde Steffens' hingen ihm alle diejenigen an, die mit der weitverzweigten Reichardt'schen Familie Freundschaft hielten. Nun kam, 1810, Runge's tiefgedachtes Werk über die Farbenkugel heraus, mit dem er, ganz aus eigener Kraft, Goethe auf seinem Wege vorschritt; und Goethe's eigene Farbenlehre enthielt am Schlusse des didaktischen Theiles ein großes Schreiben Runge's über die Farben. Die Augen richteten sich jetzt auf Runge als auf den Künstler, von dem das Höchste zu erwarten sei — und nun so plötzlich der Tod, und der Abbruch dieses Ringens und Schaffens für die neue Kunst!

Die preussischen Patrioten waren gewöhnt an Verlust und Leiden. Das Gefühl, daß Unwiederbringliches verloren sei, durchdringt den Schmerz der Freunde um Runge. Es tröstet sie die christliche Gewißheit der ewigen Dauer des Hienieden wahr und schön Begonnenen. Das Wort von der Leidenschönheit konnte damals nur entstehen und in Poesie und bildender Kunst gestaltet werden. Ein Sonett Arnim's auf Runge spricht diese Stimmung aus; mit innigerer Gluth

durchweht sie Brentano's wundervolle Strophen auf Runge. Diese gewann Kleist für seine Abendblätter: sie sind eigentlich Das, was Brentano zu sagen hatte. Was nekrologartig ihnen vorausgeht, erscheint nur wie zur Orientirung des Publicums geschrieben. Eine künftige Ausgabe der Werke Brentano's würde die Dichtung, der inneren Stimmung nach, an die Cantate auf den Tod der Königin Luise anzuschließen haben.

Woraus der prosaische Nekrolog entstanden, läßt sich litterarisch noch recht gut erkennen. Runge und Brentano, die sich von Angesicht nicht kannten, wechselten das Jahr 1810 hindurch Briefe mit einander. Luise Reichardt, die ihrem reichen Talente damals in Hamburg einen Wirkungskreis zu schaffen mußte, näherte die beiden Männer einander an. Runge sehnte sich nach geistiger Anregung, die er bei Brentano zu finden hoffte; und dieser wünschte, daß Runge den Druck der Romanzen vom Rosenkranze, an denen er damals arbeitete, nach Art der Dürer'schen Randzeichnungen mit künstlerischen Gebilden schmückte. Die Briefe sind gedruckt. Die Brentano's gleichen einer Confession. Er spricht von dem, was er erlebte, und was Runge's Werke ihm, den Freunden und der Kunst bedeuteten. Für das Abendblatt sind diese Sätze, dem veränderten Zwecke zu genügen, gewissermaßen umgeschrieben worden, ohne daß von dem thatsächlichen Inhalte etwas verloren wäre. Ludwig Tieck, Görres, Steffens erscheinen hier zusammen als die Gesinnungsgenossen der Berliner Freunde — Tieck und Görres, (ebenso auch Gubitz, der die Stempel zu Runge's Spielkarten schnitt) an dieser einzigen Stelle in den Abendblättern. Und damit gleichsam die allerhöchste Sanction nicht fehle, weist Brentano die Leser auf „Göthe, den stillen thätigen Heger und Pfleger als Trefflichen, das er durch sich selbst immer dargestellt“ hin, der Runge und seine Werke immer geliebt und ihm in seiner Farben-

lehre ein ewiges Monument gesetzt habe. Goethe wurde dadurch von den Berliner Romantikern als der Erste der Ihrigen, als ihr „Meister“ (wie Arnim gleichzeitig in Halle und Jerusalem ihn nannte), öffentlich hingestellt: ein, wie wir sehen werden, noch weiterhin gelübtes Spiel, das für Goethe ein Anlaß mit gewesen ist, seine Stellung zu den Berliner Romantikern so zu nehmen, wie er sie genommen hat. Dem gesammten Freundeskreise hatte Brentano wie aus der Seele gesprochen. Wilhelm Grimm schrieb Ende 1810 an Clemens Brentano: „Das Blatt über Runge ist recht schön, Sie haben ein eigenes Talent für glückliches Ausdrücken der Gedanken.“

#### Schlußbemerkung.

Mit dem Andenken für Runge endigt der Kunstartikel der Berliner Abendblätter. Kleist und seine Freunde hatten der Kunst die neuen Wege weisen wollen, die sie gehen mußte. Noch weit sichtbarer war jedoch der Kampf hervorgetreten gegen die tradirte Manier, gegen die Leerheit der das Berliner Publicum befriedigenden Kunst. Der Durchschnitts-Berliner fühlte sich empfindlich in seiner Art verletzt. Die Künstler wurden erst recht gegen die Abendblätter aufgebracht. Und was das gefährlichste war, Kleist gerieth auch auf diesem Gebiete nothwendig in die Opposition gegen die höchste Preussische Staats-Anstalt für Kunst, die Berliner Akademie. Er trieb, so sah es aus, also auch hier wieder seine Staats-Opposition. So mußte der Kunstartikel der Abendblätter den schon vorhandenen Unwillen der in Berlin Maßgebenden über die Haltung des Blattes noch verstärken.

## Fünftes Capitel.

### Universität, Schul- und Erziehungswesen.

---

Heinrich von Kleist und seine Freunde waren der Mehrzahl nach wissenschaftlich gebildete Männer, die die Pflege der Wissenschaft an sich aber nicht als ihren Beruf betrachteten. Zwar dachten Kleist, Arnim, Adam Müller in vorübergehenden und nicht verwirklichten Entschlüssen daran, sich um ein akademisches Lehramt zu bemühen. Aber der politische Ernst der Zeiten gewährte ihrer Meinung nach nicht mehr die frühere Beschaulichkeit und Muße eines abgeschlossen gelehrten Daseins. Es galt jetzt andere Ziele nationaler Art, für die alle im Volke vorhandenen Mittel herangezogen werden mußten. Die Wissenschaft rückte damit für sie in die Stelle eines Mittels, aber eines der edelsten Mittel, zur Hervorbringung eines höheren nationalen Lebens ein. Es kam ihnen allein auf die Wirkung an, die von der Wissenschaft ausging. Arnim hatte in der Kraus-Fehde gerade diesen Punkt als einen höchst seltenen in Deutschland bezeichnet. Auch Goethe lehnte für seine Person den unfruchtbaren Betrieb der Wissenschaften ab; mit denjenigen Gelehrten aber, die Neuland in ihrer Wissenschaft entdeckten, suchte er Verbindung und freundschaftlichen Meinungsaustausch. Rückblickend darf uns heute

seine Stellung zur Wissenschaft als vorbildlich für die Freunde der Abendblätter erscheinen, nur mit dem natürlichen Unterschiebe, daß diese sich in Neigung und Abneigung an eine jüngere Gelehrten-schicht wandten.

Die märkische adlige und bürgerliche Jugend studirte auf der preussischen Universität Halle, woran sich — für die adlige nach vorher eingeholter Erlaubniß des Königs — ein Besuch Göttingens anzuschließen pflegte. Königsberg führte, bis auf die Jahre des dahin verlegten preussischen Regierungssitzes, ein eigenes Dasein für sich; Frankfurt an der Oder hatte kaum höhere Bedeutung als die einer Schulanstalt. Die politischen Veränderungen nach 1807 unterstellten aber Halle und Göttingen der französischen Machtsphäre. Die Folge davon war, daß das in rühmlicher Pflege des deutschen Gedankens aufblühende Heidelberg mehr, als früher, die preussische Jugend an sich zog, und daß man in Preußen die seit längerer Zeit geplante Neugründung der Universität Berlin, gleichfalls als Gegengewicht gegen den fremden Einfluß, energischer in Angriff nahm. Heidelberg und Berlin traten in engste Gedankenverbindung mit einander. Wie die Heidelberger gelehrte Welt Docenten und Studenten an Berlin abgab, so verlegte auch die Heidelberger Romantik ihren Sitz vom Neckar nach Berlin und schloß sich mit geistesverwandten Bestrebungen anderer Herkunft zu einer litterarischen Machtgruppe zusammen.

Die Bildung des ersten Berliner Lehrkörpers ist ein wahres Meisterstück feinsten, diplomatischer Thätigkeit Wilhelm's von Humboldt. Er, ein innerlich überzeugter Anhänger des Weimarischen Classicismus, den er ästhetisch receptiv in sich verarbeitete, schloß doch insbesondere für die staatswissenschaftlich-philosophischen Fächer nicht die schärfere, verstandeskühle Richtung der Königsberger aus, während er andererseits die

hervorragenden Vertreter der neuen historischen Schulen mit ihrer stärkeren Betonung des Vaterländischen zu gewinnen wußte. Er brachte die schwere Aufgabe fertig, ohne Verläugnung des Gründungsgebankens alle Partheien zufrieden zu stellen, oder wenigstens ihnen keinen Grund zu berechtigter Einrede zu geben. Auch die Mitwirkung der Berliner Patriotengruppe nahm er in Anspruch. Zwar entzog er sich der Berufung ihrer extremen Mitglieder und Günstlinge, aber die Verhandlungen mit Savigny gingen durch Arnim's Hand, dem Wilhelm von Humboldt wie sein Mitberather Friedrich August Wolf freundschaftlich zugethan waren. In Savigny's persönlichem und wissenschaftlichen Einfluß war für die Berliner Romantiker der Zusammenhang mit der neuen Universitätsgründung gewährleistet. Sie erhielten damit die Gelegenheit, ihre Wünsche an maßgebende Stellen gelangen zu lassen.

Humboldt vertauschte aus guten Gründen sein Amt mit dem Wiener Gesandtschaftsposten, und Nicolovius trat in Berlin an seine Stelle. Dieser stand der Patriotengruppe innerlich näher als sein Vorgänger. Er kannte die Meisten von Königsberg her persönlich. Nicolovius war aus der Königsberger Lehre Kant's, Kraus', Scheffner's, die ihn liebten, hervorgegangen: gehörte jedoch keineswegs zu den gläubigen Jüngern des kategorischen Imperativs oder gar der Berliner Aufklärung. Nicht einmal mit dem unter Hardenberg's Kanzlerschaft in den preussischen Staatsorganismus eindringenden Smithianismus vermochte er sich zu befreunden. Sehr wichtig dafür ist ein Brief von ihm an Schön, aus Berlin den 1. December 1810, also mitten aus den (oben geschilderten) politischen Kämpfen heraus geschrieben, worin es heißt: „Sehn Sie irgend einen der Bessern, der mit Freuden jetzt thätig wäre? Ich sehe keinen. Ich habe neulich Burke on the revolution in Franco wieder gelesen. Dürfte man Auszüge in Zeitungen

einrücken lassen, ei wie würde das feige Geschlecht erschrecken! Aber eia poppeia! Männer müssen wie Kinder eingelullt oder mit der Ruthe geschreckt werden.“ Die Sätze klingen fast, als habe sie ein Oppositionsmann in den Berliner Abendblättern geschrieben. Nichtsbestoweniger führte Nicolovius, gemäß dem auch geistigen Dingen innewohnenden Schwergewichte, die Geschäfte seines Ressorts auf dem Wege weiter, welchen Humboldt's administrative Kraft ihnen vorgezeichnet hatte. Von Nicolovius unter dem 18. September 1810 vollzogen, erschien Ende des Monats als erstes Actenstück das Verzeichniß der Vorlesungen für das Winterhalbjahr in deutscher Sprache. Darin daß die Berliner Universität, um Nicolovius' Ausdruck zu gebrauchen, ein „großes National-Institut“ sein solle und sei, stimmten damals alle berufenen Partheien überein.

### 1. Freimüthige Gedanken bei Gelegenheit der neuerrichteten Universität Berlin.

Die Gründung der Universität war für die Freunde der Berliner Abendblätter die erste allgemeine National-Angelegenheit, mit der sie sich ihrem ungeschriebenen Programm zufolge beschäftigten. In der ersten Nummer hatte Kleist's Gebet des Zoroaster, mitten im rationalistischen Berlin, die sittlich-religiöse und patriotisch-monarchische Tendenz der künftigen Blätter verkündigt. Das zweite, dritte und vierte Abendblatt brachte sogleich Adam Müller's „Freimüthige Gedanken bei Gelegenheit der neuerrichteten Universität Berlin“.

Müller geht von dem Lektionskataloge aus. Er lobt daran, daß bei den Namen der Lehrer die bürgerlichen Qualifikationen und Titulaturen absichtlich weggelassen worden seien. Die Universität sei eine in gewisser Rücksicht vom Staate unabhängige Republik der Wissenschaften: Klopstock's

Gelehrtenrepublik, empfindet man, wirkt in diesen Anschauungen nach. Die neue Universität strebe, die durch Mißbrauch herabgewürdigten Doctoren- und Professoren-Titel wieder zu Ehren zu bringen. Es müsse ihr großentheils gelingen, da Namen wie Wolf, Niebuhr, Savigny, Reil, Fichte u. s. f. in diesem einfach erhabenen Schmucke aufträten. So ähnlich berichtete Savigny am 1. October 1810 seinem Freunde Bang (ungedruckt, Königl. Bibliothek): der Geheime Staatsrath Niebuhr, Sohn des Reisenden, ungeheuer gelehrt, stehe im Lectionskatalog mit Römischer Geschichte als Dr. Niebuhr; Titel sollten die Professoren nicht bekommen; vielleicht nicht einmal Rang unter einander. Man bemerke, wie von Müller nur den Berliner Patrioten näher stehende Professoren genannt werden, und wie aus „großentheils“ eine ablehnende Kritik gegen andere Professoren herausblickt.

Allmählich und unvermerkt breitet Müller seine Grundanschauungen aus. Es gilt ihm als eine Rohheit politischer Ansichten, wenn es nur Einen Maßstab des Verdienstes und der Wirksamkeit im Staate geben, und das stille auf die Ewigkeit gerichtete Streben des Gelehrten daneben zurückstehen solle. Er verlangt neben der Civil- und Militair-Rangordnung auch für den geistlichen Stand die Festsetzung einer eigenen und unabhängigen Rangordnung. Auf das in christlich-religiösem Sinne gebrauchte Wort „geistlich“ kommt es wieder sehr wesentlich an. Müller will alle Wissenschaft, wie die Staatskunst (oben S. 8), auf christliche Grundlage stellen. Unter den höheren allgemeinen Begriff des „Geistlichen“ subsumirt er das Geistige, das Wissenschaftliche, das Gelehrte. Dieser geistliche Stand also habe weltliche, ihm ohne administrative Function angeheftete Titel nicht nöthig, um so mehr, da sie ja nur das ehemalige traurige Bedürfniß andeuteten, einen zurückgekommenen Stand dadurch zu heben, daß man ihm den

Schein eines andern, geehrteren Standes anhängen. Müller's Sprache war verlegend nach verschiedenen Seiten hin, namentlich aber für die zugleich als Universitätslehrer bestellten Beamten, die er als *sujets mixtes* auf geistlichem und weltlichem Gebiete charakterisirte. Er hatte bestimmte Leute, wie etwa Hoffmann, im Auge.

Er forderte weiter für die Universität Censurfreiheit, wodurch einst Göttingen groß geworden sei: das „wahrhaft geistliche Vorrecht, die Ueberzeugung seines Geistes vor Gott und seinem Könige ohne weitere Controlle auszusprechen“. Es melden sich hier die schlimmen Erfahrungen des damals herrschenden Censurzwanges. Thatsächlich erfolgte nachher für die wirklichen ordentlichen Professoren der Universität die Gewährung der Censurfreiheit, wenn sie Bücher und Schriften über Gegenstände derjenigen Facultät, bei welcher sie angestellt wären, unter Vorsetzung ihres Namens und ihres Charakters zum Druck beförderten (Schuckmann an Saef, Geh. Staats-Archiv).

Diesem neuen geistlichen Stande im Staate, meint nun Müller, erwachsen neue Pflichten gegen den Staat. Er müsse dem Staate auch dienen. Denn „die bisherige bloß kosmopolitische Richtung des Gelehrten, wobei dieser Stand zersplittert worden und um seine Ehre gekommen, muß balancirt und regulirt werden durch eine vaterländische“. Zu einem bloßen Gastmahl für die wissenschaftlichen Gourmands von Europa werde die Berliner Universität nicht gestiftet. Ihr liege vielmehr die nationale Bildung des preussischen Staatsbeamten ob. Müller giebt die Ideen an, nach denen diese seines Erachtens geschehen müsse: „Die höchste Verirrung der Erziehung ist, wenn sie bloß fürs Allgemeine, ins Blaue, Entfernte (d. h. Nicht-Nationale) erzieht, und vor aller Humanität und Philanthropie nicht zum Stehen und Wirken kommt. Wenn

der christliche Glaube in seiner Glorie bestände, wie damals als Bologna, Paris und Prag blüheten, dann gäbe es ein großes Besonderes, Bestimmtes und Nächstes, welches dem Streben der Wissenschaften ins Allgemeine und Entfernte die Wage hielte: jetzt aber können die Wissenschaften nur Leben und Umriß erhalten, wenn sie sich in freier Dienstbarkeit dem Staate anschließen. Aufgespeichert, gesammelt, entdeckt, emendirt ist genug: überflüssig viel wissenschaftliches hat das letzte Säkulum zusammengesleppt. Von keiner andern Seite ist den Wissenschaften mehr zu dienen, als dadurch, daß man ihnen die lebendigen Beziehungen, die praktische Kraft, das Fleisch und Blut wiedergebe, das sie in der Barbarei der letzten Zeiten verloren haben. Der jetzt herrschende, aller wahren Wissenschaft abgewendete, hyperkritische Geist der Gelehrten, der Krieg aller gegen alle, die fruchtlose Zersplitterung der literarischen Republik ist nicht anders zu beschwichtigen . . . als durch den Staat, durch ein gemeinschaftliches, praktisches Ziel, welches diesen entzweiten Wissenschaften vorgehalten wird.“ Dieses Ziel, unausgesprochen und doch verständlich, war die Erziehung und Stärkung der Nation zu künftigen Thaten!

Müller's Artikel machte Aufsehen und erregte, wie er Zustimmung fand in dem, was er in gültiger Weise über die Zersplitterung und allzu große Specialisirung des wissenschaftlichen Betriebes sagte, doch auch die Empfindlichkeit der leitenden Kreise und der Professorenschaft. Das Verdrießliche für alle lag in der vorsichtigen Rücksichtslosigkeit, mit der Müller als Privatmann seine Forderungen vortrug, und ferner in der wie selbstverständlich behandelten Subsumirung des Geistigen unter das Geistliche. Namentlich das letztere behagte selbst Denen nicht, die sich sonst das christlich-religiöse Moment sehr wohl hätten gefallen lassen. Es wurden

Müller's Ausfällen und Anzüglichkeiten persönliche Beweggründe untergelegt. Man wußte, daß seine Berufung in den Lehrkörper der Universität wohl ventilirt, aber schließlich vereitelt worden war. Wilhelm von Humboldt hatte ihn öfters zu sich, auch mit Wolf zusammen, nach Tegel hinaus zum Essen geladen und ihm durch diese feinste Art der Bestechung (wie Hippel einmal sagt) seine Gedanken entlockt. Verdrießlich aber berichtete Humboldt schon im Februar 1810 an Goethe, daß Müller, der eine förmliche Oppositionsparthei bilde, obgleich ein guter Kopf, sich doch selbst um Das bringe, was ihm nothwendig zufallen müßte, wenn er vernünftig wäre (Bratanek S. 236). Das ist in Humboldt's diplomatischer Sprache sehr viel gesagt und sehr viel anerkannt, ohne daß doch zwischen seiner classisch-kosmopolitischen Denkweise und der romantisch-nationalen Adam Müller's eine Ausgleichung möglich gewesen wäre. Selbst Savigny äußerte sich (in einem noch ungedruckten Briefe) zu den Brüdern Grimm in Cassel ungünstig über Müller's Universitäts-Artikel in den Abendblättern. Und sein Schwager Brentano berichtete denselben Freunden (auch ungedruckt) in der ihm eignen bizarren Widerspiegelung des Thatsächlichen, daß Adam Müller, ein Mensch der mit allgemeinem Scharfsinn eine angewohnte Fuchsschwanzstreicherei, mit einer Art Tiefe dreierlei Arten von Hohlheit verbinde und sonst ihr aller sehr guter Gönner sei, in Berlin eine eigne Staatsoppositionsclique anführe, und jetzt auch ein Universitätskriterium übe, weil man ihn bei beiden übergegangen habe. Die Neigungen und Abneigungen des persönlichen Verkehrs lassen sich für unser Urtheil nur schwer in Anrechnung bringen. Sachlich aber muß bemerkt werden, daß Müller's Anschauungen über Staat und Universität, wie sie in Kleist's Abendblättern vorliegen, sich durchaus im Geiste seiner früheren Schriften halten: also inhaltlich

nichts Plötzliches oder Inconsequentes bieten, das jetzt erst gekränkter Eigenliebe entsprungen wäre.

## 2. Ueber die wissenschaftlichen Deputationen.

Trotz derartiger Verstimmungen, die gewiß auch Kleist und Müller zuslogen, fuhren die Abendblätter fort, die Discussion über das Verhältniß von Wissenschaft und Administration, von Universität und Staat weiter zu spinnen. Schon das 7. Abendblatt brachte einen neuen Artikel „über die wissenschaftlichen Deputationen“, der trotz seiner Anonymität Müller's Verfasserchaft jedem Kenner seiner Schreibart verrieth und noch verräth. Es gebe zwei Mittel, um den Staat durch die Wissenschaften zu veredeln, seine Wirksamkeit zu versichern, seinen Lauf zu beschleunigen. Ein directes: durch wissenschaftliche Deputationen, d. h. durch gelehrte Corporationen, welche den einzelnen Verwaltungszweigen zu Rath, Hülfe und Bericht angehängt seien, die das Reich der Wissenschaften gleichsam als Deputirte entsende, um in allen einzelnen Fällen die gerade benöthigte Portion Wissenschaft der administrativen Behörde zuzumessen. Ein indirectes: den Geist der lebendigen Wissenschaft den Staatsbeamten von vorn herein durch eine verbesserte politische Erziehung so mitzutheilen, daß das Reich der Wissenschaften den Staat durchdränge und daß es weiter keiner Deputirten von außenher bedürfte. Unter neuen Ausfällen gegen den hemmenden Einfluß der Systeme und Principien, welche die moderne Zeit ausgegohren, und die nun in einer verführerischen Reife dastünden und trogten, ohne daß sie gerade durch Gewalt oder bloße Klugheit zu beseitigen wären — erklärt sich Adam Müller für den indirecten Weg. Er macht zwar eine Respectbezeugung vor den in Preußen bereits eingerichteten wissenschaftlichen Deputationen,

welche aus Gelehrten gebildet seien, auf deren Besitz die Nation mit Recht stolz sein könne. Ja, er erklärt ihr einstweiliges Fortbestehen für eine Nothwendigkeit, bis eine verbesserte politische Erziehung der folgenden Generation zu Gute gekommen sei. Indes ihr höchster Zweck, schließt er, könne nur der sein, im Laufe der Zeit sich selbst unnöthig zu machen.

U  
 Wohin Müller's Polemik zielte, war leicht ersichtlich. Wilhelm von Humboldt, als Chef der Unterrichtssection, hatte sich gerade die Errichtung und Besetzung der wissenschaftlichen Deputation angelegen sein lassen. Unlängst noch war in einem officiösen Artikel des Berliner Hausfreundes, 1810 Nr. 54, über die Frage, was im preussischen Staate, seit seiner Umformung, für den öffentlichen Unterricht geschehen sei, die Stiftung der wissenschaftlichen Deputation als wichtige Neuerung hingestellt worden. Nicolovius hatte diesen Stand der Dinge übernommen. Der Widerspruch der Abendblätter konnte an leitender Stelle nicht anders als unangenehm empfunden werden.

### 3. Die „Proclamation“ der Universität.

Die Gründung und der nothwendige Ausbau der Universität Berlin ging langsam von Statten. Schon im Sommer 1810 wurde von einzelnen Docenten gelesen, ehe noch der Lehrkörper der Universität vollzählig gebildet war. In den einleitenden Sätzen zum ersten Lectionskataloge für das Wintersemester, der im September 1810 ausgegeben wurde, räumte Nicolovius allzu offen die Unfertigkeit der ins Leben tretenden Universität ein; keine bedeutende Universität habe bei ihrer Stiftung sogleich in allen Theilen vollendet sein können; ihrer förmlichen Eröffnung sei der wirkliche Anfang der Vorlesungen oft mehrere Jahre vorhergegangen. Die feierliche Einweihung der Universität glaubte Nicolovius noch einer ziemlich

fernen Zeit vorbehalten zu müssen, versprach jedoch beschwichtigend, seine Section werde es an Eifer und Thätigkeit nicht fehlen lassen, sie „wo möglich“ binnen Jahresfrist herbeizuführen.

Man darf dieser amtlichen Rundgebung entnehmen, daß hinsichtlich der feierlichen Proclamation der Universität sich auch entgegengesetzte Wünsche geltend machten. Nicolovius' unstaatsmännische Ehrlichkeit, die Wilhelm von Humboldt's ziemlich scharfe Mißbilligung von Wien aus erhielt, wollte erst den Bau fertig haben, dann ihn feierlich einweihen. Eine andere Parthei verlangte, offenbar aus politischer Zweckmäßigkeit, eine möglichst beschleunigte Proclamation der Universität. Diese letztere Parthei drang durch. Die Eröffnungsfeier wurde auf den 15. October 1810, den Geburtstag des Kronprinzen, anberaumt.

Die Abendblätter-Parthei muß für die Einweihung am 15. October gewesen sein. Das sieht man daran, wie sie sich rüstete, die Feier auf ihre Art gestalten zu helfen. Ihre Beziehungen reichten über Savigny in die Universitätsbehörden hinein, und Clemens Brentano übernahm den Auftrag, die Fest-Cantate für die Feier zu dichten. Was die äußere Form anlangt, so beruht diese auf programmatifchen Festsetzungen, die man für die geplante Feier getroffen hatte. Dem Inhalte nach finden wir Uebereinstimmung mit den Motiven und Anschauungen, die Kleist und Adam Müller in den Abendblättern vortrugen. Wie bei Müller das Geistige dem Geistlichen sich unterordnen müsse, so kann auch bei Brentano der Mensch, das Ebenbild Gottes, irdische Erkenntniß nur als Widerspiegelung göttlicher Gedanken suchen. Wie Müller Christi Persönlichkeit als Basis aller wahren Wissenschaft fordert, so stellt Brentano Christi Lehre im Tempel, Christi Aussendung der Jünger zu lehren, Christi Tod für seine Lehre den neuen

Lehrern der Universität als das göttliche Vorbild hin, dem nachzueifern sei; und der Chor der Universitäts-Lehrer gelobt demnach:

Unwissender, wir gehen  
In deines Sinnes Spur.  
Und was wir auch verstehen,  
Und was wir immer lehren,  
Dein Wesen sei es nur.

Des Königs Gnade gründet, des Staates Macht erhält und schützt die Universität, als einen der drei Pfeiler allgemeiner Volkswohlfahrt. Denn: Groß sei Deutschland, wenn es „Pflug und Schwert und Buch“ ehre — „Buch“ zugleich auch in dem möglichen Bedeutungsübergange zu „Bibel“. Dem Schwert, auf das Brentano's preussische Freunde sehnsüchtig sich verließen, widmet er in ihrem Sinne die Strophe:

Die Berge haben Eisen dir gegeben,  
Und deine Schmieden Klingen,  
Und deine Wälder Söhne, die sie heben,  
Und sie in gutem Kampfe gut auch schwingen!

In Brentano's Cantate waltet also die Gesinnung und die Sprache der christlich-feudalen Kriegs- und Agrarparthei, weniger bringend freilich, als in Müller's gleichgearteten Artikeln. Aber da dies doch nicht die Gesinnung und die Sprache der officiell betheiligten Behörden war, so müssen wir über dasjenige Maß von Einfluß staunen, bis zu dem die Parthei ihre Wünsche unter Umständen zu steigern sich getraute. Auch die Musik zu der Cantate lieferte einer der Ihrigen, nämlich Reichardt aus Siebichenstein, der sich zur Einstudirung einer neuen Oper den Winter über in Berlin aufhielt.

Kurz vor dem angesagten Tage aber schlug plötzlich der Wind um, und — die Universität wurde am 15. October 1810 nicht eingeweiht.

Ich muß diesen letzten Satz näher begründen, weil man, seit Rudolf Köpke's Schrift über die Gründung der Universität Berlin, in der einschlägigen Litteratur Angaben über diese Feier, die doch nicht Statt gefunden hat, lesen kann. Köpke's Darstellung beruht aber hier nicht auf actenmäßigem Urkundenmaterial, sondern er ist durch Clemens Brentano's Cantate irre geleitet worden. Ich wurde dadurch zweifelhaft, daß ich nirgends in Briefen solcher Männer, die der Feier beigewohnt haben müßten, nirgends in Zeitungen, Berlinischen wie auswärtigen, nirgends in den Acten, auf der Universität wie im Geheimen Staats-Archiv, die behauptete Eröffnungsfeier der Universität mit einem einzigen Worte erwähnt fand. Ein so hervorragendes Ereigniß hätte nicht mit absolutem Schweigen übergangen werden können. Dann aber kamen auch die positiven Beweise, die noch fehlten. Der den Abendblätter-Kreisen nicht fernstehende Berliner H-Correspondent der Bscholke'schen Miscellen berichtete aus Berlin den 20. October 1810 (Miscellen Nr. 89, Seite 356):

Unsere Universität ist nicht, wie es früher verheißen ward, am 15. October, als an dem Geburtstage unsers Kronprinzen, eingeweiht worden, weil es an Zeit gefehlt hatte, die dazu gehörenden Vorlesungen zu treffen. Es geschieht diese Feierlichkeit nun entweder am 1. November, beim Anfange der Collegien, oder erst zu Ostern künftigen Jahrs.

Und im Preussischen Hausfreunde wird in Nr. 87 unter dem 29. October ausgeführt, daß mit diesem Tage, der Vorschrift gemäß, die Vorlesungen der akademischen Lehrer begännen:

Eine eigentliche Einweihung findet jetzt noch nicht statt, und dürfte vielleicht noch lange aufgeschoben werden. Man hatte zuerst den 15ten d. M. zum Anfang der Vorlesungen bestimmt, weil man bis dahin alle Einleitungen dazu beendigt zu haben glaubte; daher erschien auch zu diesem Tage eine Cantate von Clemens Brentano, die bei manchen

Sonderbarkeiten im Ausdruck und Ideengang, doch viel Treffliches enthält, wozu besonders S. 10 und 11 der Wechselschör der Bürger gehört, und überall den genialen Kopf ihres berühmten Verfassers belundet.

Die Einweihungsfeier ist also aus der Geschichte der Universität und der Geschichte Berlins zu streichen. Welche Gründe die Aufhebung des ursprünglichen Entschlusses herbeigeführt haben, weiß ich nicht; der Grund der Correspondenzen, daß die Zeit zu den nöthigen Vorkehrungen gefehlt habe, ist doch wohl ein vorgeschützter und nicht der wirkliche.

In der Parthei der Abendblätter war man über die Vereitelung und Absage der Feier höchst ungehalten. Ein Artikel in den Abendblättern sollte wohl die Mißstimmung zum Ausdruck bringen. Aber anstatt seiner erschien im 9. Blatt, am 10. October 1810, die (von Kleist herrührende)

#### Anzeige.

Der uns von unbekannter Hand eingesandte Aufsatz über die Proclamation der Universität, kann, aus bewegenden Gründen, in unser Blatt nicht aufgenommen werden, und liegt zum Wiederabholen bereit.

Der Ausdruck „aus bewegenden Gründen“ heißt natürlich auf verständlich Deutsch „von der Censur gestrichen“. Der Artikel muß also einen Inhalt gehabt haben, den sich die Section des Cultus nicht gefallen lassen wollte. Ich glaube fast, daß die „unbekannte Hand“ von Kleist fingirt worden ist, nur um verstehenden Lesern die Mittheilung zu machen, ein die unterbleibende Proclamation der Universität oppositionell behandelnder Artikel sei beabsichtigt gewesen, von der Censur jedoch nicht zugelassen worden.

Wie unerwartet die Absage der Feier kam, sieht man daraus, daß von Brentano's Cantate bereits der Sonderdruck bei Hitzig fertig dalag in Quartformat splendid gedruckt, mit einer das Universitätsgebäude darstellenden Titelvignette. Viele Exemplare wurden in Berlin und auswärts abgesetzt.

Und nun geschieht das Seltsame, daß die Abendblätter den Aufschub der Feier gleichsam ignoriren. Das 12. Abendblatt, vom 13. October 1810, zeigte in ungewöhnlicher Raumfreigiebigkeit das Erscheinen der Cantate an, die am Montag den 15. October, in der Expedition der Berliner Abendblätter zur Ausgabe gelangen werde. Und das folgende 13. Blatt, vom 15. October 1810, brachte von Arnim das (seinen Werken fehlende) Gedicht

Der Studenten erstes Lebehoch bei der Ankunft in Berlin  
am 15ten October.

Eingeborner.

Ihr Pilger schüttelt ab den Staub  
Von euren Reiseschuhen,  
Und kränzet euch mit letztem Laub,  
Am Festtag auszuruhen.

Chor der Ankommenden.

„So hell, so froh der Festes Klang,  
„So müd, so schwer der Pilger-Gang,  
„So streng, so rastlos hält ein Schwur  
„Uns noch auf segenreicher Spur.“

Eingeborner.

Was sucht ihr in dem fernen Land,  
Was treibt euch durch die Wüste,  
Da ist kein Geld, da ist nur Sand  
Und Wein ein fremd Gelüste.

Chor der Ankommenden.

„So tief, so heiß der Wüste Sand,  
„So hoch, so heiß der Sonne Stand,  
„So tief, so hoch glüht fromme Lust  
„Nach Wissenschaft in unsrer Brust.“

Eingeborner.

So grüßet diese heilige Stadt,  
Die Wallfahrt ist geendet,  
Und wer vom Wege müd' und matt,  
Dem sei dies Glas gesendet.

## Chor der Ankommenden.

„So hell, so froh das Glas erklingt,  
 „So hell, so hoch die Kehle singt,  
 „So hell, so hoch strahlt gute Zeit  
 „Aus dieses Willkomm's Fröhlichkeit.“

## Eingeborner.

Geendigt ist die Pilgerreis',  
 Hier schafft in gutem Willen,  
 Hier betet froh, in muthgem Fleiß,  
 So wird sich viel erfüllen.

## Chor der Ankommenden.

„So still, so treu die Spree hier fließt,  
 „So hell, so weit die Straße grüßt,  
 „So still, so hell glänzt Wissenschaft,  
 „Die aller Welt Verbindung schafft.“

## Eingeborner.

Hier findet ihr der Wissenschaft  
 Ein Heldenschloß geweiht,  
 Das deute euch den Muth, die Kraft,  
 Womit Sie sich erneuet.

## Chor der Ankommenden.

„So tief, so weit des Schlosses Grund,  
 „So groß, so ernst thut Sie sich kund  
 „So weit dies Schloß und auch so hoch  
 „Erschalle Ihr ein Lebehoch.“

## Eingeborner.

Dies Lebehoch dem König bringt,  
 Der ihr dies Schloß verliehen,  
 Der Wunsch, der frei vom Herzen bringt,  
 Der wird im Himmel blühen.

## Chor der Ankommenden.

„So fern, so weit noch Wissen blüht,  
 „So wahr, so treu die Jugend glüht,  
 „So weit, so wahr schall Lebehoch,  
 „Dem König freies Lebehoch.“

## Eingeborner.

Ein Segensstern, erglänzt am Thron,  
 Hat diesen Tag geweiht,  
 Denn ihm erschien ein Königssohn,  
 Den Wissenschaft erfreuet.

## Chor der Ankommenen.

„So tief, so hoch Begeisterung,  
 „So groß wird einst, wer kräftig jung,  
 „So kräftig, jung ruft Lebehoch,  
 „Dem Königssohn dieß Lebehoch.“

L. A. v. A.

So steht das Gedicht, genau, in den Abendblättern und läßt eine Auffassung zu, die genügen könnte. Ankommende Studenten werden von einem eingeborenen Berliner angeredet, und das Wechselgespräch gestaltet sich zu festlichen Worten für die neue Universität. Nun aber hat sich die Druckvorlage von Arnim's Hand erhalten. Sie eröffnet uns eine ursprünglich andere Anlage des Gedichtes. Die vier ersten Strophen sind freilich ein Wechselgespräch zwischen dem Eingeborenen und den Ankommenen, die, ermattet von der Wanderung, zum Ausruhen aufgefordert werden. Die Studenten jedoch marschiren weiter. Jetzt nimmt, in Strophe 5, Einer von ihnen — denn „Einer“, und nicht mehr „Eingeborner“, bietet fortan die Handschrift — das Wort, um nach wandernder Studenten Sitte einen Gruß der Musenstadt darzubringen, in den der Chor — es heißt in der Handschrift von Strophe 6 an nur noch „Chor“, nicht mehr „Chor der Ankommenen“ — einfällt. Man muß annehmen, daß Kleist als Redacteur immer „Eingeborner“ und „Chor der Ankommenen“ eigenmächtig eingesetzt hat\*).

\*) Ich merke ein paar Abweichungen noch an. In Strophe 3 ist das handschriftliche „Gold“, anstatt „Geld“, das richtige. Das Komma hinter Segensstern in der vorletzten Strophe, das erst dem Drude zugefügt ist, giebt eine andere Auffassung, als Arnim wollte. Ebenso hat die handschriftliche Schlußstrophe kein Komma zwischen „kräftig, jung“.

Steig, D. v. Kleist's Berliner Kämpfe.

Die letzte Strophe bringt das Gedicht dem Kronprinzen dar; es war also auch in Erwartung des programmatischen Verlaufes der Feier gedichtet. Im übrigen baut Arnim kein poetisches Gebilde tiefer Gedanken, wie Brentano, auf. Seine Leistung ist mit der Brentano's kaum zu vergleichen. Aber Arnim verfährt doch viel unbefangener. Seine Mahnung, zu beten vor der Arbeit, Muth und Kraft zu ziehen aus der Wissenschaft, hat etwas froh Belebendes, und rührend ist, wie er den geliebten Sand seiner Mark, wo Wein ein fremd Gelüste ist, dem reichen Süden Deutschlands gegenüber schützt. Dieser vaterländische Zug, der Arnim und Kleist und den übrigen Märkern im Blute saß, fehlte Brentano, den konnte er auch seiner Cantate nicht verleihen. Man muß, um die flache Mark zu lieben, in ihr geboren und erzogen sein.

#### 4. Für die Naturphilosophie.

Man kann nicht wissen, ob die veränderte Direction der Universitätsangelegenheiten, wie sie bei der Absage der Eröffnungsfeier sich zeigte, nicht schon durch den Wechsel der Personen bedingt wurde, der bald an der leitenden Stelle der Unterrichtsverwaltung sich vollzog. Nachdem Nicolovius in Humboldt's Nachfolge eine Zeitlang interimistisch die Geschäfte geführt hatte, wurde, in Folge der Neuorganisation der oberen Staatsbehörden vom 27. October 1810, der Geheime Staatsrath von Schuckmann zum Chef der Abtheilung für den Cultus und öffentlichen Unterricht im Ministerium des Innern ernannt. Schuckmann war der Mann des Durchschnittlich-Alltäglichen und ein Feind alles dessen, was irgend in den ihm verdächtigen Bezirk der Phantasie hineinstreifen könnte. Sein Hardenberg genehmes Programm, das er sich durch eine königliche Cabinets-Ordre sanctioniren ließ und dann der

Universität zu wissen gab, lautete „Beförderung wahrer Religiosität ohne Zwang und mystische Schwärmerei, Gewissensfreiheit und Toleranz ohne öffentliches Aergerniß“. Genau so lautete die Sprache der damaligen aufklärerisch-rationalistischen Tagesblätter. Die negative Bestimmung „ohne Zwang und mystische Schwärmerei“ enthielt die intolerante Verwerfung der Anschauungen und Wünsche, die gerade um die Zeit in den Berliner Abendblättern vorgetragen worden waren. Es läßt sich auch hier der Einfluß der Abendblätter bis in die Fassung der Königlichen Cabinets-Ordres hinauf verfolgen. Die möglichste Abdrängung dieses lästigen Einflusses wurde von jetzt ab wieder eins der Ziele der Unterrichtsverwaltung. Die praktischen Folgen zeigten sich bald.

Zufällig gerade am 27. October 1810 meldeten die Berliner Abendblätter ihre erste Forderung in Universitätsangelegenheiten öffentlich an. Von Nicolovius war vor dem Lectionsverzeichnis eine allmählich fortschreitende Ausgestaltung des Lehrkörpers verheißen worden, die zum Theil vielleicht schon in dem (nachfolgenden) lateinischen Lectionskataloge hervortreten werde. Am schwächsten war das Feld der „philosophischen Wissenschaften“ bestellt. Hier herrschte allein Fichte mit Vorlesungen für und über seine Wissenschaftslehre, und wie um den Mangel zu verdecken, hatte man des Juristen Schmalz' Vorlesung über Naturrecht und die des Mediciners Neil über Psychologie hinzugruppirt. Fichte, obwohl seinem Werthe nach anerkannt, besaß doch nicht die allgemeinen Sympathien. Mit Wolf und Schleiermacher stand er auf gespanntem Fuße, und außerhalb der Universität war die Patriotengruppe in ihrem Gefühle mehr gegen ihn als für ihn eingenommen. Der Phöbus hatte dies Verhältniß in Adam Müller's Sprache so umschrieben, daß Fichten der redlichste Vorsatz der Popularität nie gelungen wäre, weil er

nicht vor allen Dingen die begriffe, welche begreifen sollten. Schleiermacher aber machte gleichzeitig, 1808, in seiner Schrift „Gelegentliche Gedanken über Universitäten in deutschem Sinn“, mit Vorschlägen für die künftige Berliner Universität, gegen Fichte im voraus, ohne seinen Namen zu nennen, sehr entschieden Front.

Er erklärte es als dem echten Geiste einer Universität zuwider, daß nur Einer ausschließlich befugt oder in den Stand gesetzt sein solle, eine Wissenschaft zu lehren. Dem Staate aber komme nicht die Entscheidung darüber zu, wer der echteste Philosoph sei. Es gebe nichts Verhafteres, als wenn eine Regierung eines oder das andere der streitenden Systeme ausschliesse oder zurücksetze. Wem es gelinge, den größten Beifall zu erwerben und zu bewahren, und das Talent der Hörer zur Speculation aufzuregen, den solle man mit dem Charakter des öffentlichen Lehrers bekleiden, ohne Rücksicht auf sein System, ja selbst ohne Scheu vor den Streitigkeiten, die nicht zu vermeiden seien. Während sonst die neue Universität in Berlin sich leicht mit einheimischen Docenten versorgen könne, bilde das eigentlich speculative Fach eine Ausnahme, für welches man am besten thun werde, die Lehrkräfte von auswärts zu holen. Gleichzeitige und später geführte Verhandlungen, über die Actenmaterial vorhanden ist, erbringen die Bestätigung, daß Schleiermacher als Nebenmann Fichte's den „auswärtigen“ Steffens im Auge hatte.

So sehen wir Bestrebungen verschiedenen Ausgangs, aber eines Zieles, am Werke, die Vertretung der philosophischen Disciplinen in Berlin nach der naturphilosophischen Richtung hin zu ergänzen. Im October 1810 etwa war die Lage der Dinge die, daß Fichte im Bunde mit Schuckmann die Naturphilosophie abwehrte, die früheren Hallenser aber, Schleiermacher, Reil, Gräfe, ihren Einfluß für sie einsetzten. Die

letzteren betrieben mit erneutem Nachdruck die Berufung ihres Freundes Steffens, die Schleiermacher den oberen Behörden fortgesetzt zur Gewissenssache machte. Ja er hatte sich, um von vornherein dem Einwurfe des Geldmangels zu begegnen, Nicolovius gegenüber bereit erklärt, er wolle auf 1000 Thaler seines eigenen Gehaltes für zwei Jahre zu Steffens' Gunsten verzichten: ein Anerbieten, das Reil und Gräfe unterstützten. Steffens aber, dem Schwiegersohne Reichardt's und Schwager Pistor's, standen seit Jahren Arnim, Brentano, Kleist und die anderen Freunde persönlich nahe; nur daß jetzt Adam Müller und Kleist sich von Dresden her auch ihrem ehemaligen Mitarbeiter am Phöbus, dem inzwischen durch seine „Ansichten der Nachtseite der Naturwissenschaften“ zu Rufe gelangten Philosophen Gotthilf Heinrich Schubert, der in Nürnberg ein Schulamt hatte, verpflichtet fühlten. Beide waren nach dem Urtheile ihrer Zeitgenossen ausgezeichnete Männer: Steffens in freier, begeisterter Rede eine begeisterungsfähige Jugend hinreißend; Schubert durch geniale Begabung und ein reines, schuldbloses Gemüth auf die ihm anvertraute Jugend wirkend. Aber alle Versuche, unter der Hand für den einen oder den andern die Entscheidung der Regierung herbeizuführen, blieben ohne Erfolg.

Diese Erfolglosigkeit erklärt allein den gereizten Ton, mit dem endlich, am 27. October 1810, die Berliner Abendblätter eingriffen. Sie richteten an die Regierung formell zwar eine „Bescheidene Anfrage“, wollten aber nichts weniger als bescheiden sein, sondern der Unterrichtsverwaltung und Fichte derbe Wahrheiten ins Gesicht sagen. Zur Universitas literaria gehöre, daß die Hauptrichtungen der Wissenschaft repräsentirt und die herrschenden Grundformen der Philosophie neben einander in Streit gebracht würden. „Daher könnte man (heißt es in sehr spitz gestellter Alternative)

bei Betrachtung des ersten Lectionskatalogs der Berliner Universität fragen, ob die Naturphilosophie übergangen wäre, mit Absicht, oder nur in Ermanglung tüchtiger Repräsentanten?" Die letztere Möglichkeit verwirft der Autor, „da, soviel wir wissen, Steffens und Schubert noch leben, die der Berliner Universität wahrscheinlich manches Opfer gebracht haben würden, und an Lehrertalent, literarischem Ruhm und wissenschaftlicher Begeisterung keinem weichen“. In dem Zusammenhange deutet „keiner“ natürlich auf Fichte. Der Autor erklärt also eine Absichtlichkeit annehmen zu müssen, die sich indeß mit der anderweiten Liberalität der neuen Stiftung nicht vereinigen lasse. Gerade in Berlin sei es wichtig, eine Concurrency streitender Ansichten zu veranlassen und z. B. „das große polemische Talent des Herrn Fichte (der nun zum Schluß direct genannt wird) in Bewegung zu setzen“, wobei die Wissenschaften an Freiheit, die Universität an Charakter nur gewinnen könnten. Man beachte die scheinbar als ein Lob Fichte's klingenden Worte, die aber auch anders verstanden werden konnten.

Die „Bescheidene Anfrage“ ist mit rQ unterzeichnet, einer Chiffre, deren Bestandtheile keine Hindeutung auf den Namen des Autors enthalten. Das kann ich nach dem Stil sagen: Kleist, Müller, Arnim oder gar Brentano haben die Sätze nicht geschrieben. Andererseits ist die Aehnlichkeit der Gedanken und Worte mit Schleiermacher's oben besprochener Schrift so fühlbar für den, der Beides gelesen hat, daß ich den Artikel der Abendblätter direct oder indirect auf Schleiermacher zurückführe. Ein persönlicher Verkehr zwischen dem letzteren und der Kleist'schen Gruppe war ja auch vorhanden, und in den Reformjahren 1810 und 1811 neigte Schleiermacher „einer in den gehörigen Grenzen sich haltenden Opposition“ zu, worüber wir von ihm eigene und fremde Befundungen genug besitzen.

Wie dem sei: der Artikel schlug ein. Während noch der Streit weiterbrannte, erging die officiële Bekanntmachung, daß nunmehr das große medicinische, chirurgische Klinikum der Universität unter der Direction Reil's und Gräfe's am 5. November würde eröffnet werden. Sofort nahmen die Abendblätter, am 1. November 1810, von dieser sachlich wie persönlich für sie wichtigen Angelegenheit in einer (von Kleist verfaßten) Tagesmiscelle gebührende Kenntniß. Wie ein erster Erfolg erschien sie ihnen auf ihrem Vormarsche. Und schon damals in das politische Kampfgetriebe verwickelt und als Oppositionsmann gegen des Königs Regierung gekennzeichnet, benutzte Kleist um so sichtbarer die Gelegenheit zu schreiben: es verdiene den ehrerbietigsten und lebhaftesten Dank des Publicums, daß der landesväterliche König durch Einrichtung einer solchen, mit den bedeutendsten Kosten verbundenen Anstalt und durch Anstellung solcher ausgezeichneten Männer dabei, abermals einen Beweis seiner treuen unablässigen Sorge für das Wohl seiner Unterthanen gegeben habe.

Ob infolge der öffentlichen Forderung einer naturphilosophischen Professur die Aussichten für Steffens sich zuerst günstiger gestalteten? Ich glaube es kaum, wenngleich Arnim am 2. October 1810 seinem Freunde Wilhelm Grimm noch meldete, daß Steffens' Berufung wahrscheinlich sei. Denn die Widerstände wuchsen täglich. Ja sogar eine journalistische Erwiderung erschien den ablehnenden Behörden im höchsten Grade erwünscht. Als zufällig Archenholz, der Verfasser der Geschichte des siebenjährigen Krieges, um diese Zeit Berlin berührte, bot sich die Gelegenheit eine Erwiderung in dessen zu Hamburg herausgegebene Minerva hineinzubringen. Die ganze Haltung des Journals eignete sich gut dazu; Adam Müller's Vorlesungen über Friedrich II. wurden beispielsweise darin als verdunkelnd und verwirrend bezeichnet.

Im Januarheft des Jahres 1811 erschien die Erwiderung auf den Artikel der Abendblätter. Der Verfasser führt die entscheidenden Sätze wörtlich an und befürwortet die ablehnende Stellungnahme der preussischen Regierung. Es sei besser, dem eitlen Rufe zu entsagen, daß die neue und neueste Weisheit neben der alten gelehrt werde, als einer metaphysischen Revolution neuen Spielraum zu eröffnen. Der Verfasser bezieht sich auf den, 1810 von Greifswald nach Berlin berufenen Anatomen Carl Asmund Rudolphi, der sich (im Intelligenzblatte der Jenaischen Literaturzeitung) in starken Ausfällen auf die „frömmelnden Mystiker und überklugen Sophisten“ erging. Wer der sich M — r unterzeichnende Autor des Minerva-Artikels gewesen ist, weiß ich nicht; nur das läßt sich erkennen, daß er nicht in Hamburg, sondern in Berlin zu Hause war.

Die naturphilosophische Professur wurde denn auch in Berlin vorläufig nicht durchgesetzt. Ich führe aus der unmittelbar folgenden Zeit zwei gewissermaßen symptomatische Aeußerungen Fichte's und Schuckmann's an. In demjenigen Actenstücke, in welchem Fichte 1812 seine Entlassung aus dem Rectorate forderte, weil er mit seiner Beurtheilung eines studentischen Ehrenhandels im Senate nicht durchzubringen vermochte, entwickelte er die angebliche Verwilderung der Studenten, die sich im Duellzwang zeige, aus einem consequenten, auf mißverstandener Geschichte und auf Naturphilosophie gegründeten System, für das namentlich Schleiermacher's „Gelegentliche Gedanken über Universitäten“ die Verantwortung trügen: war doch darin (S. 127) gesagt worden, daß unter Studenten „der Zweikampf eine höchst natürliche und unvermeidliche Erscheinung sei“. Als dem Staatskanzler im selben Jahre aus studentischen Kreisen ein erneutes Gesuch um Anstellung eines Professors der Naturphilosophie überreicht wurde,

erklärte sich Schuckmann in seinem Berichte sowohl gegen Schelling und Oken, wie gegen den inzwischen nach Breslau berufenen Steffens. Dieser stehe bei der Composition der Breslauer Universität als Naturphilosoph allein an seiner Stelle, er habe an entschiedenen Gegnern dieser Philosophie dort ein hinreichendes Gegengewicht und er könne durch die Reibung dort nur nützen: „Dagegen (fährt Schuckmann fort) würde ich nie darauf angetragen haben, ihn hierher nach Berlin zu berufen.“ Erst nach Schuckmann's Rücktritt zog Steffens 1831 als Professor in Berlin ein. Schubert aber, der andere Schützling der Kleist'schen Abendblätter, fand in München seinen Wirkungskreis.

Daß weitere Aeußerungen über die Universität in den Abendblättern nicht mehr begegnen, kann meines Erachtens seinen Grund einzig und allein in Censurverboten haben. Hier reißt für uns der Faden ab; ich habe aber noch über einen behördlichen Conflict zu berichten, der durch einen Artikel der Abendblätter hervorgerufen wurde und schließlich durch eine amtliche Erklärung des Rectors und Senates in den Abendblättern seine Erledigung fand. Es gelang mir, das vermuthete Actenmaterial auf der hiesigen Universität aufzufinden\*).

##### 5. Rector und Senat in Kleist's Abendblättern.

Im 41. Berliner Abendblatt, vom 16. November 1810, erschien unter den „Polizeilichen Tages-Mittheilungen“ die Notiz: „Eine Schlägerei zwischen Studenten und Handwerksburschen auf einem Tanzboden sei durch das Hinzukommen eines Polizei-Diffizianten und der Jäger-Patrouille unterbrückt, bevor Jemand beschädigt worden.“ Für derartige Mitthei-

\*) Die Erlaubniß zur Benutzung danke ich dem damaligen Rector, Herrn Professor Dr. Fuchs.

lungen hatte Kleist keinerlei Verantwortung zu tragen. Sondern sie kamen ihm, wie das in den Abendblättern öffentlich ausgesprochen worden war, vom Polizei-Präsidenten Bruner zu, dem er die Aufnahme einzelner Notizen, selbst wenn sie ihm nicht genehm gewesen wären, doch nicht hätte abschlagen dürfen.

Die Notiz machte in den Universitätskreisen das peinlichste Aufsehen: aus welchem Grunde, lehren andere Acten der Universität.

Es war eine der schwersten Aufgaben für die Universitätsbehörden, die von den verschiedensten Hochschulen zusammengeströmte Studentenschaft zu innerer Einheitlichkeit durchzubilden und in die Erfordernisse des groß- und residenzstädtischen Lebens einzugewöhnen. Das Berliner Publicum zeigte wenig Neigung, für hier und da verübten Studentenunfug eine Entschuldigung aus dem Uebermuthe der Jugend herzuleiten. Aber auch das preussische Disciplin verlangende Auge des Königs hatte gewisse Freiheiten studentischen Auftretens Unter den Linden mit Unwillen bemerkt. Des Königs Aeußerungen wurden zur Kenntniß des Senats gebracht, der darüber amtlich verhandelte, und Savigny verfaßte einen die Studentenschaft vorsichtig verwarnenden Anschlag an das schwarze Brett, der in den Acten noch vorhanden ist.

Unter diesen Umständen hatte die Abendblatt-Notiz etwas Aufregendes für die Universität, Professoren wie Studenten. Die Universitätsbehörden faßten sie mit Recht — eine autoritative Cideshülfe für Kleist! — als eine „halbofficielle“ auf, die schwerer wiege als eine gewöhnliche Zeitungsnachricht. Und als gar der Universitätssecretär dem Rector Schmalz das Abendblatt amtlich vorlegte, ersuchte dieser nicht Kleist, sondern gleich den Polizei-Präsidenten Bruner unter dem 26. November (also gewiß nach vorheriger Besprechung mit seinen

Amtsgenossen), ihn mit einer näheren Auskunft zu versehen und ihm wenigstens Einen der in den Vorfall verwickelt gewesenen Studenten namhaft zu machen. Gruner erklärte, daß die Schlägerei auf dem Michaelis'schen Tanzboden stattgefunden habe und durch die Dazwischenkunft des Polizeiergeanten Lucas unterdrückt worden sei. (Die an sich gleichgültigen Namen sind hier und nachher doch zu nennen, weil ohne sie Fichte's unbarmherzige Ironie nicht verständlich werden würde.) Weil Niemand eine bedeutende Beschädigung erlitten habe, sei auch keine Verhaftung oder nähere Erörterung vorgenommen worden, weshalb er nicht im Stande wäre, einen von den implicirten Studenten namhaft zu machen.

Sofort erließ der Rector Schmalz eine neue Rückfrage an den Polizei-Präsidenten nach den Gründen, die den Polizeiergeanten Lucas veranlaßt hätten, die darin begriffen gewesenen Individuen theilweise für Studenten zu halten: „Da die Studirenden die Nachricht über diesen Vorfall im Abendblatt billig sentirt haben, und eine berichtigende Erklärung deshalb wünschen, so ersuche Euer Hochwohlgeborenen ich ergebenst, mich mit der gewünschten Auskunft baldgefälligst versehen zu wollen, welche zur nähern Beurtheilung des Gesuchs mir nothwendig ist.“ Ersichtlich in die Enge getrieben, nannte jetzt Gruner, als an einem vorhergegangenen Streite betheilig, einen „vor Kurzem wegen eines ähnlichen Vergehens zum Arrest gekommenen“ Gesellen Rademacher und einen „Studenten“ von Dittmar. Das Factum sei nicht zu bezweifeln. Da eine weitere Untersuchung auf keinen Fall zu dem beabsichtigten Widerruf führen könne, sei es das Rathsamste, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Dieser Bescheid datirt vom 11. December 1810.

Doch Gruner hatte sich verrechnet, wenn er glaubte auf diese Weise los zu kommen. Schmalz faßte ihn sofort

wieder an. Er konnte feststellen, daß der genannte von Dittmar kein bei der Universität immatriculirter Student war: „Es scheint daher, daß das Factum selbst, als hätten wirklich immatriculirte Studenten an jener Schlägerei thätigen Antheil genommen, noch nicht außer allem Zweifel ist. Euer Hochwohlgebornen werden auch gewiß ohne weitere Versicherung sich von selbst überzeugen, wie unangenehm dergleichen Artikel in öffentlichen Blättern der gesitteten Mehrzahl der Studenten sein müssen, auf deren Rechnung überhaupt manche junge Leute ihre Streiche verüben mögen. Gerade dies scheint bei jener Schlägerei der Fall gewesen zu sein. Melden sich nun, wie es denn bei dieser Gelegenheit geschehen ist, Studirende bei mir, und klagen über dergleichen Prostitutionen ihres Standes, so muß ich wünschen, entweder, sie überführen zu können, daß das Factum wahr sei, oder, wo ich dazu nicht in den Stand gesetzt bin, daß auf demselben Wege, als eine solche nichtbegründete Nachricht ins Publicum gekommen, eine berichtigende Erklärung deshalb erfolge. Der Geist der Ambition unter den Studirenden, welcher sie selbst zu diesem Wunsche leitet, ist wichtig für die Disciplin, und ich wünsche sehr, daß er bleiben möge, zu gutem Erfolge für dieselbe. Euer Hochwohlgebornen ersuche ich ganz ergebenst, eine dergleichen kurze Benachrichtigung durch die Redaction der Abendblätter für den vorliegenden Fall veranlassen und damit die Sache beendigen zu wollen. Sie würden mich vorzüglich verbinden, wenn Sie künftig unachtsam bei solchen Vorfällen zu verfahren die Güte haben.“ Dies Schreiben ging schon wieder am 13. December ab und wurde am 20. im Polizei-Präsidium vorgelegt.

Gruner wand sich nach der Möglichkeit, um seinen Beamten zu decken und sich selbst nicht preis zu geben. (2. Januar 1811:) Die ihm gemachte officiële Anzeige sei doch im

Substanziellen begründet. Der Polizeiergeant habe dem Zeugniß des Wirths, des Rademacher und eines Sommer, der jetzt noch genannt wird, mit Fug trauen dürfen. Studenten wären wenigstens „kurz vorher und zwar bei dem Ursprunge der entstandenen Streitigkeit“ im Kaffeehause gegenwärtig gewesen. Er, Gruner, müsse dem Rector überlassen, eine Anzahl Studenten (die, darunter Waubke, namhaft gemacht werden) dazu anzuhalten, daß sie ihre Abwesenheit bei dem Vorfall durch gültige Beweismittel darthun; er bemerke indessen zum Voraus: „daß auch in diesem Falle der ihn compromittirende Widerruf von seiner Seite nicht erfolgen könnte, indem der Herr von Dittmar, welcher der eingezogenen Erkundigung nach bisher Frankfurter Student war, geständlich mit andern Frankfurter Studenten zugegen gewesen“. Um aber dem Rector und Senat einen Beweis zu geben, wie gern er zur Erhaltung der Disciplin die Hand biete und wie sehr es ihm einleuchte, daß die möglichste Schonung bei allen das Ehrgefühl kränkenden Rügen hierzu kräftig mitwirke, so werde er in Zukunft die öffentliche Bekanntmachung von ähnlichen Vorfällen, welche keine ernsthaften Folgen gehabt hätten, nach seinen Kräften zu verhindern suchen.

Da auf diesem Wege eine befriedigende Erledigung des Vorfalles von Gruner nicht zu erreichen gewesen war, wandte sich der Rector nunmehr an die Gruner vorgesetzte Behörde, an das Departement für die allgemeine Polizei im Ministerium des Innern, dessen Chef der Geheime Staatsrath Sack war. Er stellte den Sachverhalt dar und legte den mit Gruner gepflogenen Schriftwechsel bei. Ich hebe das Wesentliche aus. „Die Studirenden (erklärt Schmalz) sind hier so manchen und widersprechenden Urtheilen ausgesetzt, daß es ihnen selbst nicht verdacht werden kann, darauf zu halten, daß nicht unerwiesene, ihnen nachtheilige Vorfälle, auf halbofficiellem

Wege, in ein gelesenes, vielleicht unter die Augen Sr. Majestät des Königs kommendes Blatt zur allgemeinen Wissenschaft gebracht werden.“ Der Senat bittet Sack, „den Herrn Polizeipräsidenten Bruner anzuweisen, den Widerruf jenes Artikels in den Abendblättern zu veranlassen“, und stellt Sack's Ermessen anheim, ob dieser Widerruf nicht etwa von einer im Entwurfe beigelegten Erklärung Seitens der Universität zu begleiten sein möchte. Folgenden Wortlaut hat der Entwurf dieser

#### Erklärung.

Die in Nr. 41 des hiesigen Abendblatts unter den polizeilichen Mittheilungen enthaltene Nachricht, von einer auf einem hiesigen Tanzboden zwischen Studenten und Handwerksburschen vorgefallenen Schlägerei, (welche durch die Zwischenkunft eines Polizeioffizianten unterdrückt worden,) macht es nothwendig, hierdurch zu erklären, daß von den Studenten hiesiger Universität Niemand der Theilnahme an derselben schuldig befunden worden, und jene Nachricht in so weit also falsch ist. Das achtungswerthe Publikum der Residenz ist zu einsichtsvoll, als daß ihm entgangen sein sollte, wie vieles von dem, was von den hiesigen Studirenden zu ihrem Nachtheil behütirt wird, ungegründet und übertrieben ist. Um desto mehr ist es die Pflicht des Senats, solchen Gerüchten möglichst zu begegnen, welche nur dahin führen, die gesittete Mehrzahl der Studirenden herabzusetzen, und sie derjenigen Achtung zu berauben, welche ihnen eine freundliche Aufnahme in den gebildeten Circeln Berlins sichert.

Berlin, d. 9. Januar 1811.

Rector und Senat der Universität. \*)

Die Entwürfe dieser Erklärung und der Beschwerdeschrift an Sack legte der Rector vorher den Decanen zur Begutachtung vor. Die Decane waren Fichte, Hufeland, Viener,

---

\*) Ich bemerke textlich hier Zweierlei, daß im Nachfolgenden erst seine Erklärung findet. Zu dem eingeklammerten Satze „(welche . . worden)“ von Fichte's Hand die Marginalbemerkung: „verwickelt den Perioden, und scheint nicht zur Sache zu gehören“. Am Beginn des letzten Satzes die drei Wörter „die“ und „des Senats“ dick mit rother Tinte unterstrichen.

Schleiermacher. Zuerst kamen die Schriftstücke an Fichte, der seine Ansicht auf zwei Folioseiten eigenhändig auseinandersetzte. Mit welcher Ironie und Schärfe er dabei verfährt, und wie er doch, durch Erweiterung der allgemeinen Gesichtspunkte, eine Art Culturbild aus den beginnenden Zeiten der Universität Berlin gezeichnet hat, entnehme man den eignen Worten Fichte's selbst:

„Ich halte diese Debatte (schreibt Fichte) nicht nur um ihres Gegenstandes willen, sondern auch um deswillen für höchst wichtig, weil die Universität, unter Behörden beginnend, die theils übelwollend scheinen, theils dieselbe etwas oberflächlich zu behandeln geneigt sein dürften, die Kraft zu zeigen hat, ihr Recht zu behaupten, und den Verstand, sich nicht durch solche schiefe Windzüge irre machen zu lassen, als der beigelegte Brief (Gruner's vom 2. Januar 1811) enthält.

- 1) ist klar, daß als der pp. Herr Gruner die in Anspruch genommene Anzeige abfassen ließ, er gar nichts für sich hatte, als die Anzeige seines Lucas; daß er es aber für so gleichgültig hält, von Studenten zu schreiben, was er wollte, als ob er es mit einer gewissen Klasse von Weibspersonen, die auch unter der Aufsicht der Policcy stehen, zu thun hätte; und daß er erst, nachdem er in Anspruch genommen, (sein jetziger Brief sagt dies ausdrücklich) angefangen hat, sich nach den ihm abgehenden Gründen umzusehen; wo er denn in seiner Verlegenheit es mit Wauble zc. oder, wie etwa das nicht gehen sollte, mit v. Dittmar zc. versucht.
- 2) ist es von einem bedachten Manne etwas stark, daß er noch in seinem Letzten versichert, daß Substantielle der ihm gemachten Anzeige habe sich begründet gefunden. Das Substantielle in der in den Abendblättern abgedruckten Anzeige ist eine Schlägerei der Studenten mit Handwerksburschen. Das Höchste, was dieser Brief auf die genannten bringen möchte, ist ihre Anwesenheit auf dem Kaffeehause vorher, und bei dem Ursprunge der entstandenen Streitigkeit. (Wenn die Sache aus dem Grunde untersucht werden könnte, so würde sich vielleicht finden, daß überhaupt gar keine Schlägerei, sondern nur ein Wortwechsel vorgefallen, daß man aber in anima vili den Mund recht vollgenommen.)

- 3) ist es erwünscht für uns, daß Herr pp. Gruner uns die Genealogie seines erfolgten Glaubens vorlegt. Er glaubt Lucas, Lucas glaubt Michaelis, Sommern, Rademachern, als höchst glaubwürdigen Leuten, und täglichen Besuchern des Kaffeehauses. Ich will auch glauben, daß diese ausgesagt, was sie für wahr gehalten. Bisher sind in Berlin Studenten genannt worden — Schüler, Papienieristen, Barbieren, und allerlei junge Leute, die nicht geradezu Handwerkspurschen waren. In diesem Sinne mögen die glaubhaften recht haben. Was seit Errichtung einer Universität allhier dazu gehöre, daß jemand rechtskräftig ein Student genannt werden könne, das mag wohl Rademacher bis heute noch nicht wissen, vielleicht ebensowenig Lucas. Herr pp. Gruner freilich wußte es; aber er hat erst seit der an ihn ergangenen Erinnerung sich dessen entsonnen.
- 4) ich überlasse Rechtskennern zu entscheiden, ob auf die vorliegende Anzeige hin, von Personen, wie Lucas u. s. w., die sich im Gedränge befinden, die schon früher unbedachtsam gehandelt haben, die dadurch sich verlieren müssen, die genannten Wauble ic. zu dem geforderten Beweise anzuhalten sind. Mir nach meinem natürlichen Verstande kommt dies gerade so vor, als ob ich hätte drucken lassen, der Herr Policypräsident Gruner selbst sey bei der bewußten Schlägerei mit gewesen; und, wenn ich darüber zur Rede gestellt würde, antwortete: es hätten mir dies ein paar glaubwürdige alte Weiber versichert, und ich werde mein Wort nicht eher zurücknehmen, bis er „seine Abwesenheit bei dem Vorfall durch gültige Beweismittel dargethan hätte“.
- 5) Was die Beziehung auf v. Dittmar und andere Frankfurter Studenten betrifft; so ist wohl klar, wenn in einem Policyberichte einer soeben erst zur Universitätsstadt gewordenen Stadt, und in einem Blatte, wo von dieser neuen Universität oft die Rede gewesen, das Wort Student vorkommt, man natürlich versteht: hiesige Studenten; und daß, wer es nicht so verstanden wissen will, das Wort „Frankfurter“ oder „auswärtige“ wirklich hinzusetzen, nicht aber stillschweigend es voraussetzen muß.
- 6) Compromittirt hat sich pp. Herr Gruner schon durch seine Anzeige; der Widerruf ist nur die natürliche Folge; und darum gar keine neue Begebenheit.
- 7) Was er im Anhang aus sehr löblichen Bewegungsgründen verspricht, nicht mehr Unwahrheiten ins Publikum zu bringen, ist lediglich seine Schuldigkeit, deren Erfüllung ihm sehr erleichtert werden wird, wenn er jetzt widerrufen muß.

## Ich halte drum dafür

- 1) daß, falls meiner Nr. 4 geäußerten Meinung nicht das Recht entgegen ist, von der Anzeige gegen Waubke zc. gar keine Notiz genommen, und auf dem Widerruf bestanden werde.
- 2) daß auch dieses letzte Schreiben des Herrn pp. Gruner dem Schreiben an die Behörde beigelegt werde; begleitet von Bemerkungen, die da anschaulich machen, daß auch wir den wahren Werth und Sinn desselben klar einsehen.
- 3) den beigelegten Entwurf zu einem Schreiben an Herrn G. St. R. Sack, und zu der Anzeige finde ich, einige kleine Nachlässigkeiten im Styl abgerechnet, die bei der Durchsicht ohne Zweifel werden geändert werden, zweckmäßig. — d. 7. Jänner. Fichte,

Diesem ausführlichen Gutachten stimmte Hufeland ohne Vorbehalt zu. Der juristische Decan, Biener, rieth bis zum Eingang der Antwort Sack's weder mit Gruner unmittelbar zu communiciren, noch gegen die benannten Studiosos irgend etwas zu verfügen. Beschwichtigend setzte Schleiermacher hinzu, auch seines Erachtens sei die Antwort Sack's erst abzuwarten. In der Senatsversammlung vom 9. Januar 1811 gelangte die Angelegenheit zur endgültigen Berathung. Man kam überein, dem Entwurfe der Beschwerdeschrift an Sack, im ganzen nach Fichte's Ausführungen, noch einen Zusatz hinzuzufügen, und diese Schrift wie die Erklärung für Kleist's Abendblätter, mit dem Datum des 9. Januar versehen, an die Gruner vorgesezte Behörde abzusenden.

Mit der Entscheidung Sack's, die darauf erfolgte, konnte der Senat zufrieden sein. Gruner wurde unter dem 21. Januar 1811 eröffnet, daß die in Anspruch genommene Stelle des Abendblattes Mißbilligung verdiene und sowohl die darüber erhobene Beschwerde, als auch die gegen seine (Gruner's) diesfällige Auslassung, vollkommen begründet sei. Eines Widerrufs von Seiten der Polizeibehörde bedürfe es indessen nicht. Die Widerlegung müsse aber dem Senate der Universität unbenommen bleiben: „und so wie dazu dessen

im Entwurf eingereichte, abschriftlich beifolgende Erklärung ganz zweckmäßig ist: so wird dem pp. Gruner aufgegeben, den Redakteur des Abendblattes zu deren Annahme ausdrücklich anzuweisen.“ Der Senat der Universität erhielt gleichzeitig Abschrift dieser Verfügung an Gruner, mit dem Bemerkten, die Polizeibehörde habe keine Verpflichtung zu dem Widerruf „da die Bekanntmachung nicht unmittelbar von ihr ausgegangen sei“; überhaupt aber scheine es passend, die Erklärung, welche zur Berichtigung des „Mißverständnisses“ gewünscht werde, ebenso wie jene Mittheilung selbst, dem Publicum ohne irgend eine besondere Autorität hinzugeben.

Der Senat ordnete nunmehr an, daß die — oben mitgetheilte — Erklärung noch unter Fortlassung der mit rother Tinte angestrichenen Worte abzuschreiben, die Unterfertigung wegzulassen und bloß „Berlin, 1. Februar 1811“ hinzusetzen sei. Die Reinschrift sollte dem folgenden Schreiben des Rectors Schmalz an Heinrich von Kleist, abzugeben in dem Kunst- und Industriecomtor des Herrn A. Ruhn (wo damals die Redaction der Abendblätter war), beigegeschlossen werden:

Berlin, 1. Februar 1811.

Der löblichen Redaction der Berliner Abendblätter theilt der unterzeichnete Rector der Universität in Verfolg einer Ihr von dem Herrn Polizeipräsidenten Gruner deshalb wahrscheinlich schon zugegangenen Anweisung, anliegend eine Erklärung zur Berichtigung einer in Nr. 41 des Abendblattes enthaltenen Anzeige, von einer angeblich zwischen Studenten und Handwerksburschen auf einem hiesigen Tanzboden vorgefallenen Schlägerei, mit dem Ersuchen mit, dieselbe den Abendblättern einzuverleiben, und ein Exemplar, worin der Abdruck geschehen, nachrichtlich dem Unterzeichneten zuzusenden.

Rector der Universität.  
Schmalz.

Der Beamte aber, dem die Ausführung der Abschriften oblag, hat die Anordnungen des Senats nicht mit der nöthigen

Aufmerksamkeit befolgt. Er ließ zwar in der Abschrift der Erklärung den von Fichte beanstandeten Satz, auch zwei von den roth gestrichenen Wörtern, nämlich „des Senats“, fort: indessen copirte er doch den „9. Januar 1811“ sowie „Rector und Senat der Universität“ ruhig mit. Und so ist die obige Erklärung im Abendblatte vom 4. Februar 1811 wirklich und buchstäblich abgedruckt: entgegen den Intentionen Sad's und der Universitätsbehörden.

Welche Rolle hat nun Kleist dabei gespielt? Anscheinend keine: die Behörden vermeiden sichtlich, den Namen Kleist's nur zu nennen. Dennoch aber hat man ihm, wenigstens formell, die ganze Sache aufgepackt. Der Senat der Universität, und namentlich Fichte, gingen davon aus, Bruner habe die erste Notiz verfaßt (oder verfassen lassen) und in die Abendblätter hineingegeben: was der Wahrheit allein entsprach. Trotzdem hat Bruner, wie aus der Entscheidung Sad's gefolgert werden muß, die „unmittelbare“ Verantwortung von sich abgeschoben: wodurch sie nun natürlich auf Kleist fallen mußte, der doch unschuldig war. Sad gewann freilich dadurch den Vortheil, seinem Polizeipräsidenten nicht persönlich eine Rüge ertheilen zu müssen. Mag man Kleist auch nicht ins Gesicht hinein die Wahrheit zurecht gebogen haben, so behandelte man ihn doch als den *Officiosus*, den man nach Bedarf auch dementiren könne. Kleist, der gerade seine Leidensgeschichte mit Censur und Staatskanzlei hinter sich hatte, machte keine weiteren Schwierigkeiten. Er hatte keinen Anlaß, sich mit der Universität, deren Mitglieder ihm zum Theil befreundet oder gesellschaftlich verbunden waren, auf gespannten Fuß zu setzen. Ueber alle intimeren Vorgänge, die nicht in den Acten stehen und doch zumeist den Ausschlag gaben, war er gewiß gut genug unterrichtet, und dachte sich sein Theil. Er druckte die Erklärung ruhig ab. Dem Rector

und Senate hat er nicht geantwortet. Am 18. Mai 1811 wurden die Universitäts-Acten über die Angelegenheit geschlossen, mit dem Vermerk, „daß die in dem Schreiben des Rectors vom 1. Februar erwähnte Erklärung in den hiesigen Abendblättern wirklich abgedruckt worden sei, obgleich der Senat keine Nachricht durch die Redaction davon erhalten habe“.

### 5. Die Reform der preussischen Volksschule.

Gesah die Gründung der Universität in der Absicht, der höchsten Jugendziehung eine neue, nationale Grundlage zu geben, so mußte nothwendig auch das mittlere Schulwesen und die Volksschule Preußens in die Reform hineingezogen werden. Am glatteften ging die Reform im mittleren Schulwesen von Statten. Denn die Gymnasien in der Hauptstadt und in den wenigen bedeutenderen Provinzialstädten fühlten sich als die alten Gelehrtenschulen, denen es auf das Wissenschaftliche, und nicht auf das Schulmännische ankam. Die Reform derselben hielt sich, gewährleistet durch Humboldt, Wolf, Schleiermacher und andere, im Einklang mit den Bedürfnissen und dem Zustande der Universitäten. Ueber die Frage jedoch, wie die Volksschule neu zu organisiren sei, erhob sich der Streit der Meinungen: in den auch Heinrich von Kleist's Berliner Abendblätter eingriffen. Sie brachten einen umfangreichen Aufsatz, „Allerneuester Erziehungsplan“ betitelt, den ich, weil er seit Köpke in Kleist's Schriften aufgenommen ist, in der Hand der Leser voraussetzen darf.

Die pädagogische Welt stand unter dem Banne Pestalozzi's und seiner Erziehungsanschauungen, wie sie am reinsten und faßlichsten in Lienhard und Gertrud dargelegt worden waren. Pestalozzi's System beruhte mit auf Rousseau'schen

Gedanken. Ihm war die Gleichheit und Bildungsfähigkeit der Kinderseelen ein Glaubenssatz, von dem aus er vorwärts ging. Wenn nur das Kind nach einem sittlich vorher erwogenen, kunstpädagogisch aufgestellten Plane erzogen werde, so müsse aus ihm mit folgerichtiger Nothwendigkeit ein Kunstwerk der Erziehung werden. Alle Kinder, nach der gleichen Idee erzogen, würden eine neue Generation sittlicher Menschen hervorbringen, die keinen Unterschied, keine Schranke zwischen den Völkern und innerhalb ihres Volkes kannten. In Pestalozzi's Bestrebungen lag ein kosmopolitisches und ein demokratisirendes Moment. Danach war, innerhalb der damaligen Machtverhältnisse, Zuneigung oder Abneigung gegenüber dem Pestalozzi'schen System bedingt.

In Königsberg fand es bei Kant's und Kraus' Anhängern leichten Eingang. Die dort herrschende scharfe Verstandesbildung und der politische Liberalismus fühlte das Verwandte in Pestalozzi's System heraus. Der greise Scheffner hielt die neue Unterrichtsmethode für die dem gemeinsten Kinderverstande angemessenste, die dem Geiste alles aus seinem eigenen Vorrathe hervorzubringen helfe; König und Königin selbst gewann er für das neue System. So konnte Nicolovius schon 1807 damit beginnen, in Königsberg die Elementarschule auf Pestalozzi'scher Grundlage aufzubauen und zur Ausbildung der Lehrer ein Normalinstitut anzulegen, in dessen Leitung er den bis dahin württembergischen Oberschulrath Zeller berief, der als pädagogische Autorität im Sinne Pestalozzi's galt. Ebenso wie Nicolovius dachte Schön. Ja selbst Wilhelm von Humboldt war für die Einführung der Pestalozzi'schen Methode, wenn sie auf die rechte Weise geschehe: mit diesem „wenn“ jedoch trennte sich Humboldt von den unbedingten Anhängern Pestalozzi's.

In Berlin neigte sich Fichte den Gedanken Pestalozzi's

zu. Beide Männer verlegten, ein Jeder auf seine Art, die entscheidende Thätigkeit des Menschen in das eigne geistige Innere. In seiner neunten Rede an die deutsche Nation pries Fichte Pestalozzi's System als dasjenige, von dem die nationale Erneuerung zu hoffen sei. Am wichtigsten ist Fichte's zehnte Rede jedoch. Denn hier kam er in Consequenz seiner Lehre, daß das Kind von Natur ohne alle Ausnahme recht und gut sein wolle, daß es aber in Berührung mit den Erwachsenen, die in der Regel durchaus verkehrt seien, nothwendig verderben müsse, zu der Forderung, daß die Kinder in gänzliche Absonderung von den Erwachsenen mit ihren Lehrern und Vorstehern allein zusammenleben sollten. Fichte's Reden hatten gewiß einen großen, aber nicht einen so überwältigenden Einfluß, wie es gewöhnlich dargestellt zu werden pflegt. Es lehnte sich vielmehr eine starke Strömung gegen sie auf. Allein Fichte ergriff und begeisterte die Jugend, und aus dieser habe ich hier Einen zu nennen: Karl von Raumer.

Dieser Raumer, Friedrich's jüngerer Bruder, auf dem Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin erzogen, war der Schul- und Universitätsfreund Achim's von Arnim, zu dem er, auch nach dem Zerwürfniß mit seinem Bruder, immer treu gehalten hat. In noch unentschiedenen Jugendjahren trieb er naturwissenschaftliche und historische Studien unverknüpft neben einander, bis er durch Steffens' zündende Beredsamkeit und vertrautes Zusammenleben mit Schubert die Gewißheit einer höheren Vereinbarkeit beider Richtungen sich erwarb. Er war eine lehrhafte Natur, die nicht bloß für die Wissenschaft arbeiten, sondern auch Andere unterrichten und zur Wissenschaft erziehen wollte. Fichte's Reden schienen ihm nun den Weg zu weisen, den er einschlagen müsse, um sich zur Quelle pädagogischer Erkenntniß durchzuarbeiten. Es erwachte in ihm der Entschluß, zu Pestalozzi

zu gehen. Er kam Ende October 1809 in Yverdun an. Im Herbst 1810 war er wieder in Berlin.

Raumer hat sich über die Eindrücke, die er in Yverdun empfing, und die Umwandlung, die sie in ihm hervorriefen, in seinen Lebenserinnerungen ausgesprochen. Er kam, in seinen Erwartungen gänzlich getäuscht, nach Berlin zurück und nahm nun hier gerade den Verkehr mit denjenigen wieder auf, mit welchen sein Bruder Friedrich um der politischen Tendenzen der Abendblätter willen auf gespanntem Fuße stand. Bei seinem späteren Schwager Pistor saß er Abends oft mit Arnim und Brentano zusammen, kam zu Schleiermacher, Savigny und Reimer. Karl von Raumer's praktische Erfahrungen bestärkten den vorhandenen Widerwillen gegen die Rousseau-Pestalozzi-Fichte'schen Neuerungen. In seinem Wintergarten 1809 (S. 113) hatte sich Arnim dahin ausgesprochen: „Wisset, daß die Kinder noch dreifach schlechter als wir gerathen, wenn wir uns zum Besseren aufgeben, denn nur das lebendige Beispiel erzieht, das gleichzeitig vom Alter zur Jugend, von der Jugend zum Alter übergeht, keine Pestalozzische Schule für sich allein!“ Und jetzt schrieb Arnim an Wilhelm Grimm am 2. Nov. 1810 (ungedruckt): „Raumer hat mir viel Merkwürdiges erzählt. Das Elendwerden der dortigen Jugend, die ihr Vaterland endlich vergessend auch an einander nicht mehr theilnehmen, sondern in Angeberei, Freudelosigkeit, Stumpfsinn und eitler mechanischer Fertigkeit untergehen, ist mir höchst traurig gewesen zu hören. Du mußt dabei beachten, daß er mit einem ernstern Enthusiasmus für die Sache hingegangen, daß er sich allen Bedingungen wie ein anderer Schüler unterworfen, mit den Kindern in demselben Zimmer geschlafen hat, wo den Tag über ein fast ununterbrochenes Arbeiten sie festhält; daß er beinahe drei Monate von Pestalozzi geglaubt hat, daß ihn nur der Mangel

an Handlangern hinderte, die Fehler zu bessern, bis er sich überzeugete, daß er, der weder unterrichtete noch speiste noch schlief mit den Kindern, sondern bloß ein paarmal betete, seine besseren Ansichten in dem praktischen Gedränge aufgegeben, jetzt mehr für seinen auswärtigen Einfluß und Aufarbeit als für das innere Beste des Instituts. Als er dies in sich festgestellt und den Sommer kommen sah, wo die Kinder statt zu lernen, fast täglich jedem Narren von Reisenden vorexercirt werden, da zog er ab mit dem Kleinen (Fritz Reichardt, dem Bruder seiner Braut) und endigte das zeitspielige Experiment, wovor der Himmel alle Kinder behüten mag, die er lieb hat. Da ist Herrnhut doch eine viel trefflichere Schulanstalt.“

Was Karl von Raumer in Dverbun erlebt hatte, empfing doch auch von dem Königsberger Normalinstitut her Befräftigung. Es waren gerade damals, 1810, Reichardt's „Vertraute Briefe, geschrieben auf einer Reise nach Wien,“ herausgekommen; sie bringen anhangsweise „Auszüge aus Briefen aus Königsberg in Preußen“, die Zeller, sein Institut und seine Lehrmethode betreffen. Der ungenannte Autor dieser Königsberger Briefe ist Reichardt's Schwestersohn Dorow, den wir als Arnim's Mittelsmann für die Weiterpflege Königsberger Beziehungen kennen. Dorow thut so, als spräche er eignes Urtheil aus: er giebt aber nur die Anschauungen der Gegenparthei wieder, und darin liegt für uns heute allein das Wichtige. Dorow bringt Mancherlei gegen Zeller vor: daß die Zöglinge in seinem Institut die Kindlichkeit verlören; daß die Religion zum bloßen Erziehungsmittel herabgedrückt sei; daß Einer den Aufpasser des Andern spielen müsse; daß Zeller im allgemeinen sich öfter mit Fichte beegne, als mit Pestalozzi selbst, dessen Methode ihm nicht mehr genüge.

Auch über Dorow's Briefe liegt Arnim's Meinung vor.

„Sie tabeln (schrieb er ihm) manches mit Recht, doch glaube ich, daß der Tadel eigentlich mehr die wohlhabenden Eltern trifft, die ihre Kinder aus dem gewohnten Kreise ihres Lebens herausreißen, zu dem sie doch gar bald wieder zurückkehren müssen.“ Man sieht genau, worauf Arnim hinauswollte. Er verwarf die Einführung des das Bildungsniveau herabdrückenden Gleichheitsprinzips in die Schule. Er verlangte eine nach Person und Stand der Eltern individuelle Erziehung der Jugend. Das war auch Karl von Raumer's durch sehr ernste Erfahrung errungene Ansicht. Man kann sich denken, daß es Männern wie Arnim, Kleist und ihren Gesinnungsgenossen, wo ihnen jetzt die Abendblätter zur Verfügung standen, sehr erwünscht gewesen wäre, wenn Raumer sich zu einer vergleichenden Darstellung der neuen Pestalozzi'schen Richtung und der altpreussischen Schule, entschlossen hätte. „Es schlänge (meint Arnim zu Grimm's) so herrlich die Philosophen Fichte und andere mehr zusammen.“ Doch Karl von Raumer gab aus Rücksichten, die seine Freunde nicht gelten lassen mochten, den Plan schließlich auf. Es existirte aber damals in Deutschland nur ein unabhängiger Mann von Ruf, der unbeirrt durch den Modeton sich gegen Pestalozzi, oder wenigstens nicht für ihn, ausgesprochen hatte: und das war Jean Paul 1807 in seiner Erziehungslehre, die er nach derjenigen römischen Göttin, welche das vor dem Vater niedergelegte Kind zu Leben und Erziehung von der Erde aufhebt, die Levana nannte. Er wagte es, in Deutschland, in welches Rousseau's geflügelte Samenkörner so massenhaft verweht und eingeadert worden waren, von der Rousseau'schen Erziehung als von einer rein negativen zu sprechen. Die Erziehung durch das Wort sei nichts ohne die lebendige That im Geiste der Zeit, der man angehöre. Damit aber hob Jean Paul die kosmopolitische, nationslose Richtung, all-

gemeine Menschen zu bilden, die auch Raumer so zuwider war, auf und ersetzte sie durch die Forderung einer culturell und national bestimmten Erziehung der Jugend. Das war nach dem Sinne der Berliner Patrioten, und wie sie überhaupt Jean Paul wegen des deutsch-vaterländischen Gehaltes seiner Schriften schätzten, so nahmen sie ihn auch in der Erziehungsfrage zum Bundesgenossen in ihren Kämpfen an.

Aus den dargelegten Verhältnissen, allgemeiner und besonderer Natur, ging nun in den Berliner Abendblättern der pädagogische Oppositionsartikel „Allerneuester Erziehungsplan“ hervor, der am 29. October 1810 im 25. Blatt einsetzte, durch das 26. und 27. Blatt fortging und nach längerer Unterbrechung im 35. und 36. Blatte zum Abschluß gelangte. Das Ganze besteht aus vier in sich verschiedenartigen Theilen: den einleitenden Bemerkungen, dem eigentlichen Oppositionsartikel, anekdotenhaften Beispielen zu dessen Erläuterung, und der positiv fordernden Nachschrift. Die Theile müssen jeder für sich betrachtet werden.

Die einleitenden Bemerkungen spielen wieder Versteck, gleichsam um den Leser zur Lectüre anzureizen. Zu welchen abentheuerlichen Unternehmungen (heißt es da), sei es nun das Bedürfniß, sich auf eine oder die andere Weise zu ernähren, oder auch die bloße Sucht, neu zu sein, die Menschen verführe, und wie lustig demzufolge oft die Insinuationen seien, die an die Redaction der Abendblätter einliefen: davon möge folgender Aufsatz, der der Redaction kürzlich zugekommen sei, eine Probe sein.

Der eigentliche Aufsatz hebt nun sehr harmlos an. Nach der Lehre der Experimental-Physik von den Eigenschaften elektrischer Körper wird dargelegt, daß unelektrische oder neutrale Körper, die man mit ihnen in Berührung bringe, gleichfalls elektrisch werden, und zwar die entgegengesetzte

Elektricität annehmen. Es folgen in naturphilosophischer Betrachtungsart die Nutzenwendungen. „Dieses höchst merkwürdige Gesetz (heißt es weiter) findet sich, auf eine, unseres Wissens, noch wenig beachtete Weise, auch in der moralischen Welt; dergestalt, daß ein Mensch, dessen Zustand indifferent ist, nicht nur augenblicklich aufhört, es zu sein, sobald er mit einem Andern, dessen Eigenschaften, gleichviel auf welche Weise, bestimmt sind, in Berührung tritt: sein Wesen sogar wird, um mich so auszudrücken, gänzlich in den entgegengesetzten Pol hinübergespielt; er nimmt die Bedingung + an, wenn jener von der Bedingung —, und die Bedingung —, wenn jener von der Bedingung + ist.“ Auf der einseitigen und ausschließlichen Betonung dieser physischen und moralischen Gegensätzlichkeit baut sich nun der „allerneueste Erziehungsplan“ auf, in ebenso einseitiger und ausschließlicher Verneinung des Nachahmungstriebes, der als pädagogisches Princip nicht mehr in Frage komme. In Erwägung nun

1) daß alle Sittenschulen bisher nur auf den Nachahmungstrieb gegründet waren, und statt das gute Princip auf eigenthümliche Weise im Herzen zu entwickeln, nur durch Aufstellung sogenannter guter Beispiele zu wirken suchten;

2) daß diese Schulen, wie die Erfahrung lehrt, nichts eben für den Fortschritt der Menschheit Bedeutendes und Erkleckliches hervorgebracht haben;

3) das Gute aber, das sie bewirkt haben, allein von dem Umstand herzurühren scheint, daß sie schlecht waren, und hin und wieder, gegen die Verabredung, einige schlechte Beispiele mit unterliefen —

wird vorgeschlagen, eine sogenannte Laster Schule, oder vielmehr eine gegensätzliche Schule, eine Schule der Tugend durch Laster, zu errichten. Die Aufzählung der einzelnen Laster, die von besonders anzustellenden Lehrern zu lehren

feien, giebt die willkommenene Gelegenheit, die üblen Erscheinungen des damaligen öffentlichen Lebens zu geißeln: Religionspöttelei sowohl als Bigotterie, Troß sowohl als Wegwerfung und Kriecherei, Geiz und Furchtsamkeit sowohl als Tollkühnheit und Verschwendung: lauter Züge, für die bestimmte, sie tragende Personen in der Kenntniß der zu den Abendblättern stehenden Freunde vorhanden waren. Auch gegen das Philiströs-Gewöhnliche der Zeitgesinnung holt die Fehde der Abendblätter aus, mit dem bitteren Spotte, daß für „Eigennutz, Platttheit, Geringschätzung alles Großen und Erhabenen“ eigentlich keine Lehrer nöthig wären, da man sie in Gesellschaften und auf der Straße lernen könnte. Die Abendblätter wollten also dadurch, daß sie ein handgreiflich verkehrtes Princip mit anscheinendem Ernste behandelten, die modernen Erziehungsanschauungen ad absurdum führen.

Mit diesen Absichten haben die in die dargelegten Gedankengänge eingeschobenen anekdotenhaften und satirischen Beispiele eigentlich nichts zu thun. Sie erbringen vorgeblich aus dem praktischen Leben Erläuterungen der aufgestellten Behauptungen. In Wirklichkeit aber sollten sie nur die Lockspeise sein für ein weiteres Publicum, um es für die Theilnahme an den strittigen Erziehungsfragen einzufangen. Dies wird noch deutlicher, wenn man die redactionelle Geschicklichkeit beobachtet, mit der Kleist den für sein Blatt sehr langen Artikel zu zerlegen wußte. Die erste Fortsetzung (im 26. Blatt) giebt nur zwei Widerspruchspäße: erstens, daß ein Mensch, von Jemand so dick wie eine Tonne genannt, aus reinem Widerspruch vom Andern für so dünn, als ein Stecken, erklärt wird; und zweitens, wie eine Frau, um ihrem Liebhaber ein Rendezvous zu ermöglichen, ihren Mann gerade mit der Bitte, er möchte den Abend nicht ausgehen, aus dem Hause treibt. Die nächste Fortsetzung (im 27. Blatt) bietet

wieder zwei Beispiele nur: erstens das von einem portugiesischen Schiffskapitän, der in dem Augenblick, wo sein Befehl, das Schiff in die Luft zu sprengen, ausgeführt werden soll, vor Schrecken bleich den Feuerwerker aus der Pulverkammer reißt; und zweitens, im Ich-Ton erzählt, das Histröchen, wie eines lockeren und losen Mannes Schwester aus Widerspruch gegen ihn über die Maßen knauserig geworden sei. Wieder eine Perikope für sich ist die nächste Fortsetzung (im 35. Blatte), die erweisen will, daß das Tüchtige aus sich das Minderwerthige, wie das Schlechte aus sich das Tüchtige hervorbringen könne. In letzterer Beziehung werden die Gefangenen eines Zuchthauses oder einer Festung angeführt, aus deren Mitte Einzelne in erstaunenswürdiger Wendung der Dinge auf Recht und Sitte halten — genau wie das in einem Stücke Julius von Voß' geschildert ist; ferner die Entwicklung der Verbrecherkolonie Botany-Bay, die nordamerikanischen Freistaaten, und der „Ursprung, die Geschichte, die Entwicklung und Größe von Rom“ — das letzte gewiß im Hinblick auf Niebuhr's eben begommene Universitäts-Vorlesungen über die römische Geschichte. Das Gegenstück dazu sei die Erfahrung, daß große Männer in der Regel Kinder hätten, die in jeder Rücksicht untergeordnet und geringartig seien; und dann die verächtliche Satire auf das Berliner Litteratenthum, die ich wörtlich hersehe: „Man bringe nur einmal Alles, was, in einer Stadt (versteh: Berlin), an Philosophen, Schöngeistern, Dichtern und Künstlern, vorhanden ist, in einen Saal zusammen: so werden einige, aus ihrer Mitte, auf der Stelle bumm werden; wobei wir uns, mit völliger Sicherheit, auf die Erfahrung eines jeden berufen, der einem solchen Thee oder Punsch einmal beigewohnt hat.“ Wie auch Adam Müller, an anderer Stelle der Abendblätter, gewisse Berliner Theegesellschaften bespöttelt hat.

Am Schlusse des Aufsatzes steht nun die „Nachschrift“, wie sie mehreren Artikeln Kleist's eigenthümlich ist. Diese „Nachschriften“ haben den Zweck, die wahre Ansicht der Abendblätter positiv anzudeuten oder darzulegen. Die positive Erziehungs-Anschauung der Abendblätter deckt sich nun sachlich, ja fast formell auch, mit der Jean Paul's in der Levana. Es wird gewarnt vor übertriebenen Begriffen von der Macht der Erziehung: „Die Welt, die ganze Masse von Objecten, die auf die Sinne wirken, hält und regiert, an tausend und wieder tausend Fäden, das junge, die Erde begrüßende Kind. Von diesen Fäden, ihm um die Seele gelegt, ist allerdings die Erziehung Einer, und sogar der wichtigste und stärkste; verglichen aber mit der ganzen Totalität, mit der ganzen Zusammenfassung der übrigen, verhält er sich wie ein Zwirnsfaden zu einem Untertau; eher drüber als drunter.“ Die Sittlichkeit habe ein tieferes Fundament, als das sogenannte gute Beispiel: „Das Kind ist kein Wachs, das sich, in eines Menschen Händen, zu einer beliebigen Gestalt kneten läßt: es lebt, es ist frei; es trägt ein unabhängiges und eigenthümliches Vermögen der Entwicklung, und das Muster aller innerlichen Gestaltung, in sich.“ Nicht einmal eine Mutter, selbst wenn sie es sich vornähme, würde ihr Kind von Grund aus verderben können. „Wenn demnach (schließt das Ganze) die uralte Erziehung, die uns die Väter, in ihrer Einfalt, überliefert haben, an den Nagel gehängt werden soll: so ist kein Grund, warum unser (Paster-) Institut nicht, mit allen andern, die die pädagogische Erfindung, in unsern Tagen, auf die Bahn gebracht hat, in die Schranken treten soll. In unsrer Schule wird, wie in diesen, gegen Einen, der darin zu Grunde geht, sich ein anderer finden, in dem sich Tugend und Sittlichkeit auf gar robuste und tüchtige Art entwickelt; es wird Alles in der Welt bleiben, wie es ist; und was die Erfahrung von

Pestalozzi und Zeller und allen andern Virtuosen der neuesten Erziehungskunst, und ihren Anstalten sagt, daß wird sie auch von uns und der unsrigen sagen: „Hilft es nichts, so schadet es nichts.“ Auf diese schließenden Sätze kommt es an. Sie sind der Schlüssel zum Verständniß des ganzen Artikels. Die Einfalt der uralten Erziehung der Väter ist der modernen pädagogischen Erfindung, dem modernen Virtuosen thum Pestalozzi's und Zeller's in nicht mißzuverstehenden Ausdrücken auf das schärfste entgegengesetzt. Es ist Opposition gegen die damalige Schulreform, es ist Staatsopposition. Und um anzudeuten, daß man sich eins wisse mit Jean Paul, um ihn gewissermaßen als Autorität zu citiren, lautet die Unterschrift des Artikels: C. J. Devanus.

Ueber Kleist's Autorschaft kann nach der Schreibart meines Erachtens kein gerechter Zweifel sein. Es fügt sich auch das Schriftstück leicht und glatt in seine geistige Entwicklung. In jüngeren Jahren hat Kleist „über die allmähliche Verfertigung der Gedanken beim Reden“ sich geäußert: es muß vor 1806 gewesen sein, als er noch über den Acten als Beamter schwitzte. Er zergliedert den anschwellenden Fortschritt der Entgegnung, mit welcher Mirabeau den den letzten Befehl des Königs überbringenden Ceremonienmeister abgefertigt habe. Wenn man an den Ceremonienmeister denke, so könne man sich diesen bei dem Auftritt nicht anders, als in einem völligen Geistesbankerott vorstellen:

„nach einem ähnlichen Gesetz, nach welchem in einem Körper, der vor dem elektrischen Zustand Null ist, wenn er in eines elektrisirten Körpers Atmosphäre kommt, plötzlich die entgegengesetzte Electricität erweckt wird etc.“

Mit diesen selbst Gedanken, nur weiter ausgesponnen jedoch, beginnt der Allerneueste Erziehungsplan:

„Die Experimental-Physik . . lehrt, daß, wenn man in die Nähe elektrischer Körper, oder, um kunstgerecht zu reden, in ihre Atmosphäre, einen unelektrischen Körper bringt, dieser plötzlich gleichfalls elektrisch wird, und zwar die entgegengesetzte Elektrizität annimmt zc.“

In Mirabeau's Auftreten sei, sagt Kleist dort, „eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen den Erscheinungen der physischen und moralischen Welt“. Den gleichen Uebergang macht Kleist im Allerneuesten Erziehungsplan: „Dieses höchst merkwürdige (physische) Gesetz finde sich, auf eine, seines Wissens, noch wenig beachtete Weise, auch in der moralischen Welt.“ Man erkennt also, wie sich in Kleist diese Gedanken lange Jahre fortgewälzt hatten, ehe er sie in den Abendblättern zum ersten Male öffentlich aussprach; denn man muß beachten, daß jener Versuch über die Verfertigung der Gedanken beim Reden nur handschriftlich auf uns gekommen und aus der Handschrift von uns gedruckt worden ist. Die Anschauungen über Erziehung, die Kleist und seine Freunde hegten, waren also mit ihrer innersten Entwicklung und Weltanschauung verwachsen, so daß sie nicht bloß starr und ungelehrig am Alten festhielten, als sie gegen die neue Pädagogik sich auflehnten.

Der Phöbus hätte wohl Gelegenheit geboten, auf das Erziehungswesen einzugehen. Aber ein eigener Artikel darüber begegnet nicht. Blikartig nur läßt Kleist ein grell satirisches Licht auf die modernen Pädagogen fallen:

#### Die unverhoffte Wirkung.

Wenn du die Kinder ermahnst, so meinst du, dein Amt sei erfüllt.  
Weißt du, was sie dadurch lernen? — Ermahnen, mein Freund.

#### Der Pädagog.

Einen Andern stellt er für sich, den Aufbau der Zeiten  
Weiter zu fördern, er selbst führet den Sand nicht herbei.

## Pestalozzi und Fichte.

Sehet, ihr tragt's mit euerer Kunst, und erzögt uns die Jugend  
Nun zu Männern, wie ihr: lieben Freunde, was wär's?

Was war es also, das Kleist an der modernen Erziehungsart vermischte? Es war die That! die nationale, die das Vaterland befreiende That! die der modernen Erziehungsmethode nicht innewohne, und die sie auch nicht der Jugend geben könne. Dies war Kleist kampfeslustig genug selbst einem Pestalozzi und einem Fichte ins Gesicht zu sagen. Dies war auch die Triebfeder des von ihm in den Berliner Abendblättern aufgenommenen Kampfes um die Reform der preussischen Volksschule.

Wie mußte Kleist's Aufsatz in Berlin die Empfindlichkeit der Einen, und das Spottgelächter der Anderen reizen! Denn daß er Aufsehen machte, dafür liefert der Preussische Vaterlandsfreund, in seinem 2. Blatte vom Jahre 1811, den sichtlichen Beweis: ein Kleist nachgeahmter Artikel, mit der Ueberschrift „Der Erziehungsrath Ziehmänn an den Rector Schnabel“, sucht das Pestalozzi'sche System dadurch zu bespötteln, daß er, an Statt desselben, eine Erziehung durch die Nase empfiehlt. Die Berliner Section für den Cultus war gewiß nicht erbaut von Kleist's Allerneuestem Erziehungsplan, ebensowenig Fichte. Gimly gar, der 1803 in einer eigenen Schrift, 1809 in seinen Pädagogischen Mittheilungen „nicht nur historisch, sondern auch anthropologisch aus seiner Auffassung gewisser mittlerer Momente die Grundsätze des Pestalozzi'schen Elementarunterrichts“ empfohlen hatte, mußte verdrießlich mitansehen, wie Kleist mit seinem geliebten System umsprang. Das wird ihn bei Censurstreichen, die er machen oder nicht machen konnte, nicht milde gegen Kleist und die Abendblätter gestimmt haben.

## Schlußbemerkung.

So vervollständigt sich für uns, durch die über Universität und Erziehungswesen gebrachten Artikel, das Bild des großen geistigen Gebietes, auf dem Kleist und seine Freunde ihre Ueberzeugung dem neu reformirenden Willen der leitenden Kreise entgegenstellten. Es gab für die Freunde aber noch andere Mittel, auf die Meinung des Volkes einzuwirken: das waren die allgemein-litterarischen Aufsätze, die den Leser zwar unterhalten, aber doch auch im bestimmten Sinne unmerklich lenken sollten.

## Sechstes Capitel.

### Anekdote, Epigramm, Berichterstattung.

In drei Capiteln versuche ich die allgemein-litterarischen Dinge, die in Kleist's Berliner Abendblättern stecken, oder die mit ihnen zusammenhängen, darzustellen. Als dies Litterarische begreife ich im Folgenden alles dasjenige, was sich im engeren Sinne weder unmittelbar auf die Politik, noch auf das Theater, die Kunst, die Wissenschaft zc. bezieht, sondern einen allgemeineren Charakter sich bewahrt. Die Unterschiede sind hier fließend. Aber im Allgemeinen tritt doch auch hier Aehnliches gruppenweise zusammen. Das sechste Capitel behandelt Anekdote, Epigramm, Berichterstattung. Das siebente führt die Kleist befreundeten Schriftsteller als Mitarbeiter seines Blattes vor. Und das achte wird sich mit Kleist als Autor allein beschäftigen.

#### I. Anekdote.

Zu Kleist's Zeit hatte das Wort Anekdote meist einen andern Sinn als den heute uns geläufigen. Es bedeutete eine wirklich geschene, höchst merkwürdige und für die umgebenden Verhältnisse charakteristische Geschichte, in geschlossener Form als eine kleine Wichtigkeit für sich erzählt. Der heutige Sinn, daß es sich mehr um eine erfundene, wenn auch gut erfundene Sache handele, beginnt erst schüchtern sich einzustellen.

Die Anekdote war bei den Romantikern sehr beliebt. Eine Zeit und Zeitrichtung, die Herodot's Darstellung aus

innerer Verwandtschaft der des Thucydides vorzog, fand wieder in der Anekdote mehr allgemeine Wahrheit, als in dem der kritischen Behandlung bequemeren sog. exacten Material. Die Zeit vor den Freiheitskriegen schwelgte geradezu in Anekdoten. Jede Zeitung, jedes Journal setzte sie den Lesern als stets willkommene Speise vor. Es gab Anekdoten-Almanache und durch Bände sich fortziehende Anekdoten-Sammlungen, z. B. in Berlin die von Karl Müchler, die begierig aufgenommen wurde. Die unaufhörlichen Feldzüge brachten eine unererschöpfliche Masse von Soldaten- und Kriegsanekdoten hervor, die gleichfalls zu vielbändigen Werken vereinigt wurden, wie die „Sammlung von Anekdoten und Charakterzügen aus den beiden merkwürdigen Kriegen in Süd- und Nord-Deutschland in den Jahren 1805, 6 und 7“ in zehn Bänden. Und wieviel Anekdoten gingen mündlich um, die nie aufgezeichnet worden sind. Kurz, wir sehen uns hier vor eine ausgedehnte Litteratur und eine unergründliche ungeschriebene Litteraturquelle gestellt.

Es ist bekannt, daß Arnim und Brentano ein ganz einziges Vergnügen an Anekdoten oder anekdotenmäßig erzählten Geschichten hatten. Die Anekdote bedarf eines gesellig und persönlich angeregten Menschenkreises zu ihrem Auskommen. Arnim und Brentano waren solche Geselligkeitsmenschen. Weniger Kleist, der aus der Lustigkeit, welcher er wohl fähig war, doch leicht wieder in seinen schweren Ernst zurückfiel. In Kleist's Briefen, Schriften und Erlebnissen vor der letzten Berliner Zeit hat die Anekdote als solche kaum eine Bedeutung für seine Art. Erst in seinen Berliner Abendblättern tritt sie in einer gewissen Masse hervor. Wir werden dies als eine Folge seines Berliner Verkehrs mit Arnim, Brentano und den Freunden von der Kriegsparthei erkennen dürfen.

Die Anekdoten hatten, als kurze Stücke meistens, für die Redaction den Vorthail, sich leicht als Füllsel eines Blattes

oder auch als Lückenbüßer für plötzlich ausgebliebenes oder von der Censur gestrichenes Material verwenden zu lassen. In der Reihenfolge, in welcher sie Kleist zum Abdruck brachte, liegt kein beabsichtigter innerer Fortschritt vor, und so kümmerne ich mich in der folgenden Betrachtung nicht darum, sondern mache die Reihe so, wie ich sie für meine Zwecke brauche.

### 1. Franzosen=Billigkeit.

Die erste Anekdote in den Berliner Abendblättern, in Nr. 3 vom 3. October 1810. Sie figurirt bereits in Kleist's Schriften, ist aber nicht von ihm, sondern der genannten „Sammlung von Anekdoten“ entnommen. Eine Nebeneinanderstellung beweise dies:

Sammlung von Anekdoten  
1810. 7, 811.

[Keine Ueberschrift.]

Zu dem französischen General Hülin kam, als dieser Commandant von Berlin war, ein dortiger Einwohner, und gab, Behufs einer kriegsrechtlichen Beschlagnahme, zu des Feindes Besten, eine Anzahl im Pontonhose liegende Stämme an.

Der General, der sich eben anzog, sagte:

„Nein, mein Freund, diese Stämme können wir nicht nehmen.“

Warum nicht? fragte der Denunciant: es ist ja königliches Eigenthum.

„Eben darum,“ versetzte der General, indem er ihn mit einem ernstern Blicke fixirte. „Der König von Preußen braucht solche Stämme, um solche Schurken daran knüpfen zu lassen, wie Er ist.“

Kleist's Abendblatt Nr. 3.  
Franzosen=Billigkeit.

(Werth in Erz gegraben zu werden.)

Zu dem französischen General Hülin kam, während des Kriegs, ein . . . Bürger, und gab, Behufs einer kriegsrechtlichen Beschlagnahme, zu des Feindes Besten, eine Anzahl im Pontonhose liegender Stämme an.

Der General, der sich eben anzog, sagte:

Nein, mein Freund; diese Stämme können wir nicht nehmen.

„Warum nicht?“ fragte der Bürger. „Es ist königliches Eigenthum.“ —

Eben darum, sprach der General, indem er ihn flüchtig ansah. Der König von Preußen braucht dergleichen Stämme, um solche Schurken daran hängen zu lassen, wie er. —

[Keine Unterfertigung.]

Die zehnbändige Sammlung erschien in Einzelheften, aus denen sich, ohne inneren Plan, das Ganze allmählig zusammensetzte. Sie hatte eine patriotische Tendenz, wurde viel gekauft und viel gelesen. Gerade dies Heft des 7. Bandes war zum October 1810 von Leipzig aus, wo das Werk erschien, in Berlin bekannt geworden und lieferte Kleist für seine Abendblätter brauchbares Anekdotenmaterial. Kleist hat, in unserer Anekdote, nur wenig geändert und den Namen Berlin durch Punkte ersetzt.

Diese Berliner Geschichte, mit einem vaterlandslosen Schurken zum Helden, muß längst schon in Berlin von Mund zu Mund gegangen sein. Durch den Druck war sie öfter bereits fixirt worden. In desselben Sammelwerkes erstem Bande lautet sie so:

Dem Kommandanten S . . . n zu B . . . . n sagte Jemand: er wisse einen Ort, wo eine Menge Bauholz, das dem Könige gehöre, verborgen liege. „Lassen Sie doch Ihrem guten Könige das Holz“ — erwiederte jener — „damit er nach seiner Zurückkunft daraus Galgen bauen, und solche schändliche Verräther, als Sie z. B. sind, daran aufhängen kann.“

und im zweiten Bande begegnet sie mit der Variante, daß „ein wegen seiner veränderten politischen Grundsätze allgemein verachteter Schriftsteller“ in Berlin sich an öffentlicher Wirthstafel von einem der Gäste diese Abfertigung zugezogen habe. Wer der Schriftsteller gewesen sei, weiß ich nicht. In Berlin aber zeigte man wohl mit Fingern auf den „Jemand“, und indem Kleist die Anekdote aufnahm, verfolgte er den Zweck, erstens den Berliner „Jemand“ zu züchtigen, und zweitens allgemein in seinen Blättern den Vaterlandsverrath als Abscheulichkeit zu brandmarken. Dieser Absicht dient die von Kleist allein erfundene und hinzugesetzte Ueberschrift!

Die Anekdote ist, als Kleist nicht gehörig, aus seinen Schriften wieder zu entfernen.

## 2. Anekdote aus dem letzten Kriege.

Steht in den Berliner Abendblättern Nr. 18, vom 20. October 1810. Aufgenommen in Kleist's Schriften. Kleist ist aber wieder nur der Bearbeiter. Die Vorlage findet sich auch in dem vorhin erwähnten Sammelwerke, und zwar demselben Bande, wie die Franzosen-Billigkeit, entstammend.

Sammlung von Anekdoten 1810. 7, 246.

Sonderbarer Einfall im Augenblicke des Todes.

Ein Tambour des preussischen Infanterie-Regiments von Puttkammer zu Brandenburg gerieth nach der Schlacht von Jena in französische Gefangenschaft. Er fand aber doch Gelegenheit, wieder zu entweichen und sich in den Besitz eines Gewehrs und scharfer Patronen zu setzen. So bewaffnet, suchte er sich nun, mitten in dem Getümmel des Krieges, nach seiner Heimath durchzuschleichen und, wo er Widerstand fand, sich den Weg mit Gewalt zu bahnen. Dies glückte ihm auch einige Tage über und er streckte manchen Feind zu Boden. Endlich wurde er aber doch von einem Commando bairischer Truppen zum Gefangnen gemacht und da es ausgemittelt wurde, daß er aus der ersten Gefangenschaft entwischt sey und nachher manchen getödtet, so wurde er durch ein Kriegsgericht verurtheilt, hingerichtet zu werden.

Nachdem man ihm diese Sentenz publicirt hatte, wurde er zum Richtplatz geführt. Unererschrocken schritt er einher, und als er zu dem, das Executionscommando anführenden bairischen Offizier kam, stand er still und bat: ihm noch vor seinem Tode eine Gnade zu gewähren. Der Offizier bewilligte ihm seine Bitte. „Nun so bitt' ich,“ versetzte der zum Tode Verurtheilte: „mich im Hintern schießen zu lassen, damit der Balg ganz bleibe.“

Kleist's Berliner Abendblatt Nr. 18.

Anekdote aus dem letzten Kriege.

Den ungeheuersten Witz, der vielleicht, so lange die Erde steht, über Menschenlippen gekommen ist, hat, im Lauf des letztverfloffenen Krieges, ein Tambour gemacht; ein Tambour meines Wissens von dem damaligen Regiment von Puttkammer; ein Mensch, zu dem, wie man gleich hören wird, weder die griechische noch römische Geschichte ein Gegenstück liefert. Dieser hatte, nach Zerspaltung der preussischen Armee bei Jena, ein Gewehr aufgetrieben, mit welchem er auf seine eigne Hand den Krieg fortsetzte; dergestalt, daß da er, auf der Landstraße, Alles,

was ihm an Franzosen in den Schuß kam, niederstreckte und ausplünderte, er von einem Haufen französischer Gensdarmen, die ihn auffürten, ergriffen, nach der Stadt geschleppt, und, wie es ihm zukam, verurtheilt ward, erschossen zu werden. Als er den Platz, wo die Execution vor sich gehen sollte, betreten hatte, und wohl sah, daß Alles, was er zu seiner Rechtfertigung vorbrachte, vergebens war, hat er sich von dem Obristen, der das Detaschement commandirte, eine Gnade aus; und da der Oberst, inzwischen die Officiere, die ihn umringten, in gespannter Erwartung zusammentraten, ihn fragte: was er wolle? zog er sich die Hosen ab, und sprach: sie mögten ihn in den . . . schießen, damit das F . . . kein L . . . bekäme. — Wobei man noch die Shakespearsche Eigenschaft bemerken muß, daß der Tambour mit seinem Wit, aus seiner Sphäre als Trommelschläger nicht herausging. x.

Auch diese Anekdote muß in Berlin willkommen gewesen sein. Denn genau zur selben Zeit mit den Abendblättern, brachte sie „Der Beobachter an der Spree“, in seiner Nummer vom 22. October 1810, S. 681 \*). Aber während sein Herausgeber Wadzeck sie buchstäblich der Anekdotensammlung nachdruckte — anstatt „Truppen“ findet sich nur allein die Variante „Soldaten“ — und bloß für den geneigten Leser die Ueberschrift „Wahre Anekdote aus dem letzten Feldzuge“ zusetzte, sehen wir mit Entzücken das kleine Meisterstück an, das Kleist geliefert hat! Ihm kommt es darauf an, die Bravour des Tambours in kolossaler Wirkung erscheinen zu lassen; die Richtigkeit im Kleinen ist ihm Nebensache, die er seinem Zwecke zuliebe wegwirft. Er drängt das breitere Nebeneinander der Geschehnisse enger zusammen. Das Entspringen und Wieder-gefangen-werden des Tambours läßt er fort, unbekümmert darum, daß es doch allein die Fußlade motivirt. Er kann auch die Rheinbunds-Baiern als die Feinde,

\*) Der formale Unterschied zwischen dem Datum 18. October und 20. October ist in Wirklichkeit nicht vorhanden. Der Beobachter an der Spree erschien wöchentlich in einer Nummer und war für gewöhnlich schon ein paar Tage vorher fertig.

gegen die er Haß erwecken will, nicht brauchen. Er kennt nur einen Feind für alle Deutsche. Unbedenklich setzt er die Franzosen statt der Baiern ein. Das ist dieselbe Regung, die uns noch heute schwer macht auszusprechen, daß Theodor Körner 1813 nicht von Franzosenhand den Säbelhieb und die tödtliche Kugel empfangen hat. Auch darin folgt Kleist seiner Seelenkenntniß, daß er den Tambour für sein Leben erst das Mögliche versuchen läßt. Kleist wußte, wie sein Prinz von Homburg, daß der Mensch nicht ohne großen Schmerz die Fäden seines Daseins von der Erde löst. Aber ist's entschieden, dann faßt der Soldat unerschrocken seinen Tod ins Auge. Der deutsche Humor beim Sterben war damals und ist heut noch nicht erloschen unter uns. Und wie derb-grotesk nun Kleist die Scene aus eignen Stücken malt, ohne daß ihn die Vorlage dazu genöthigt hätte! Da empfindet man als richtig, was Arnim seinem Freunde Grimm über Kleist's Charakter schrieb, daß in ihm Unschuldig-Kindliches und Gutmüthiges mit unglaublich Starrem, ja bisweilen Cynischem vereinigt sei. Da sieht man, wie Kleist ein märkischer Junker war und stets geblieben ist.

Also: der Eingang und der shakespeareisirende Schluß sind Kleist's Eigenthum. Die große Mitte hat einen ursprünglich fremden Kern. Die Herausgeber werden vielleicht künftig diese Anekdote noch in Kleist's Schriften unter die Parerga aufzunehmen haben.

### 3. Anekdote (über Napoleon).

Steht in den Berliner Abendblättern Nr. 39, vom 14. November 1810, unterschrieben „Misc. d. n. Weltf.“ — womit gemeint sind Zschokke's in Marau erschienene Miscellen für die neueste Weltkunde; die citirte Stelle findet sich dort in Nr. 87 vom 31. October 1810.

Man würde irren, hielte man die Sache mit diesem Stellennachweis für abgethan. Kleist hat die Dinge wieder nach seiner Art frei behandelt. Die Miscellen bringen einen aus Deutschland eingelieferten Bericht über den damals soeben herausgekommenen zweiten Theil der „Reise mit der Armee im Jahr 1809“ (Rudolstadt, 1810). Von den Anekdoten desselben werden einige ausgehoben, „die ein Franzose, in dessen Gesellschaft der Verfasser reisete, mittheilte“. J. B. Napoleon's ehemalige Neigung zur jetzigen Princessin von Pontecorvo; seine Leutseligkeit gegen untere Stände; seine Anhänglichkeit und Nachgiebigkeit denen gegenüber, die ihm nahe standen. Kleist wußte, daß das anonyme Reisetagebuch, in dem sein Phöbus öfters citirt war, seinen Freund Mühle von Lilienstern zum Verfasser hatte, und er war deshalb um so eher geneigt, zur Empfehlung des Buches durch seine Abendblätter beizutragen. Aber er that es wieder mit derjenigen umgestaltenden Freiheit, die er sich fremden Texten gegenüber gestattete. Es heißt in den genannten Miscellen:

Auch habe man Beispiele, daß der Kaiser von heftiger Rührung übermeistert werde. So habe er bei der Schlacht von Aspern den verwundeten Marschall L a n n e s mit großer Bewegung lange in seinen Armen gehalten; und aus eben jener Schlacht erzähle man, der Kaiser habe im Kartätschenfeuer auf dem Schlachtfelde den Angriff seiner Kavallerie auf die österreichischen Linien beobachtet; ringsum hätten eine Menge Bleisirter schweigend im Staube gelegen, um dem Kaiser nicht mit ihrem Wehklagen zur Last zu fallen. Als aber bald darauf ein Kürassierregiment, feindlicher Uebermacht ausweichend, über die Schweigenden wegsprengte, hätte sich ein lautes Geschrei erhoben, mit dem untermischten Ausruf: Vive l'Empereur! Vive Napoléon! Darauf habe der Kaiser die Hand vor's Gesicht gehalten und die Thränen seien ihm über die Wangen herab gestürzt.

Dagegen bieten die Berliner Abendblätter:

Anekdote.

In einem Werke, betitelt: Reise mit der Armee im Jahr 1809. Rudolstadt, Hoffbuchhdl. 1810. erzählt ein Franzose folgende Anekdote

vom Kaiser Napoleon, die von seiner Fähigkeit, lebhaftere Regungen des Mitleids zu empfinden, ein merkwürdiges Beispiel gibt. Es ist bekannt, daß derselbe, in der Schlacht bei Aspern, den verwundeten Marschall Lasnes lange mit großer Bewegung in den Armen hielt. Am Abend eben dieser Schlacht beobachtete er, mitten im Kartätschenfeuer, den Angriff seiner Cavallerie; eine Menge Blessirter lagen um ihn herum — schweigend, wie der Augenzeuge dieses Vorfalles sagt, um dem Kaiser, mit ihren Klagen, nicht zur Last zu fallen. Drauf setzt ein ganzes französisches Mitrassierregiment, der feindlichen Uebermacht ausweichend, über die Unglücklichen hinweg; es erhebt sich ein lautes Geschrei des Jammers, mit dem untermischten Ausruf (gleichsam um es zu übertönen): Vive l'Empereur! Vive l'Empereur! Der Kaiser wendet sich; indem er die Hand vor's Gesicht hält, stürzen ihm die Thränen aus den Augen, und nur mit Mühe behält er seine Fassung. (Misc. d. n. Weltk.)

Kleist's Umarbeitungsmittel greifen, wie man sieht, diesmal nicht sehr tief ein. Er hat durchgehends wieder Rühle's in abhängiger Rede gegebenen Bericht in die directe Rede des Erzählers zurückgelegt. Sachlich ist zu bemerken, daß er aus Nationalgefühl gerade so die österreichischen Linien hier herausredigirt hat, wie die bairischen Truppen aus der vorigen Anekdote. Dadurch ist freilich unserer Anekdote ein anderer Ton und eine andere Haltung verliehen worden.

So hat Kleist einen Text seines Freundes Rühle von Lilienstern in den Bereich seiner Schriftstellerei hineingezogen.

#### 4. Anekdote (vom Czaren Iwan Basilowit).

Nicht nur deutsche, sondern auch fremdsprachige Vorlagen hat Kleist zur Anekdote verarbeitet. In den Abendblättern Nr. 50 vom 27. November 1810 steht die Anekdote vom Czaren Iwan Basilowit und darunter als Quelle angegeben: Barrow's Sammlung von Reisebeschreibungen nach der französischen Uebersetzung von Targe, 1766. Das Quellwerk für Kleist ist, richtig citirt: *Abrégé chronologique ou Histoire des découvertes . . par M. Jean Barrow . .*

traduit de l'Anglais par M. Targe, Paris 1767, und darin findet sich Bb. 7, 236—238 der benutzte Text, den ich neben Kleist's Bearbeitung folgen lasse.

## Targe:

Ce même Jean Basilowitz fit clouer le chapeau sur la tête d'un Ambassadeur, qui avoit paru couvert en sa présence: mais cette cruauté n'intimida pas Sir Jérémie Bowes, Ambassadeur de la Reine Elisabeth à Moscow.

Il eut la hardiesse de paroître le chapeau sur la tête en présence du Monarque, qui lui demanda s'il n'avoit pas entendu parler de la punition qu'un autre Ambassadeur avoit soufferte, pour avoir osé prendre une pareille liberté: „Oui Seigneur, répondit Bowes, mais je suis Ambassadeur de la Reine d'Angleterre, qui n'a jamais paru tête nue devant tel Prince que ce soit: Je la représente, et ce sera elle qui me vengera si je suis insulté.“

„Voilà un brave homme, dit le Czar, en se tournant vers sa cour, qui ose agir et parler ainsi pour l'honneur de sa maîtresse: Qui de vous en feroit autant pour moi?“

Cet Ambassadeur devint favori de Jean, et cette faveur lui attira l'envie de la noblesse.

## Abendblätter:

## Anekdote.

Der Czar Ivan Basilowiz, mit dem Beinamen der Tyrann, ließ einem fremden Gesandten, der, nach der damaligen Europäischen Etikette, mit bedecktem Haupte vor ihm erschien, den Hut auf den Kopf nageln. Diese Grausamkeit vermogte nicht den Botschafter der Königin Elisabeth von England, Sir Jeremias Bowes, abzuschrecken. Er hatte die Kühnheit, den Hut auf dem Kopfe, vor dem Czaar zu erscheinen. Dieser fragte ihn, ob er nicht von der Strafe gehört hätte, die einem andern Gesandten widerfahren wäre, welcher sich eine solche Freiheit herausgenommen? „Ja, Herr, erwiderte Bowes, aber ich bin der Botschafter der Königin von England, die nie, vor irgend einem Fürsten in der Welt, anders, wie mit bedecktem Haupte erschienen ist. Ich bin ihr Repräsentant, und wenn mir die geringste Beleidigung widerfährt, so wird sie mich zu rächen wissen.“ „Das ist ein braver Mann, sagte der Czaar, indem er sich zu seinen Hofleuten wandte, der für die Ehre seiner Monarchin zu handeln und zu reden versteht: wer von Euch hätte das nämliche für mich gethan?“

Hierauf wurde der Botschafter der Favorit des Czaars. Diese Gunst zog ihm den Neid des Adels zu.

Un des Seigneurs assez familier avec le Monarque, l'engagea à éprouver l'habileté de l'Ambassadeur. On le disoit très expert à monter à cheval, et il lui en fit donner un très sauvage, espé-

rant que Bowes seroit au moins estropié par cette épreuve. L'invieux eut le chagrin d'être trompé dans son attente: le brave Anglois non-seulement réduisit le cheval, mais il le fatigua de façon qu'il en perdit toute sa vigueur, et mourut peu de jours après.

Cette aventure augmenta encore le crédit de l'Ambassadeur auprès du Czar, qui l'honora toujours depuis par des marques particulières de faveur.

Einer der Großen, der zuweilen den vertrauten Ton mit dem Monarchen annehmen durfte, beredete ihn, die Geschicklichkeit des Botschafters auf die Probe zu stellen. Man sagte nämlich, daß er ein sehr geschickter Reuter wäre. Nun wurde ihm, um den Beweis davon zu führen, ein ungebändigtes sehr wildes Pferd vor dem Czar zu reiten gegeben, und man hoffte, daß Bowes zum wenigsten mit einer derben Lähmung das Kunststück bezahlen würde. Indessen widerfuhr der neidischen Eifersucht der Verdruß, sich betrogen zu sehn. Der brave Engländer bändigte nicht nur das Pferd, sondern er jagte es dermaßen zusammen, daß es kraftlos wieder heimgeführt wurde, und wenige Tage nachher crepirte. Dieses Abenteuer vermehrte den Credit des Botschafters bei dem Czar, der ihm jederzeit nachher die ausgezeichnetsten Beweise seiner Huld widerfahren ließ.

(Barrow's Sammlung von Reisebeschreibungen nach der französischen Uebersetzung von Targe 1766.)

Wie elegant übersetzt hier Kleist die französische Vorlage. Ohne von dem französischen Texte zu wissen, würde man schwerlich bei Kleist Uebersetzungsdeutsch nachfühlen. Eine Uebersetzung wie: „der zuweilen den vertrauten Ton mit dem Monarchen annehmen durfte“ für „assez familier avec le Monarque“ ist doch geradezu meisterhaft. Andererseits wäre Kleist nicht zu der leichten Uebersetzung des französischen Originals in dem Maße befähigt gewesen, hätte sein Stil nicht gerade durch die französische Litteratur eine bestim-

mende Schulung erfahren: was bei Arnim z. B. gar nicht der Fall war. So erklärt es sich, daß ein Kritiker seiner Zeit den eben erschienenen Erzählungen Kleist's die Flüssigkeit französischer Diction wirklich nachfühlen und nachrühmen konnte.

Die Anekdote hat übrigens an ihrer Stelle in den Abendblättern etwas Tendenzloses. Es war die Zeit, wo die preussische Regierung Napoleon's wegen kein günstiges Wort über England durchlassen durfte. Darüber habe ich oben im politischen Theile gehandelt; Ompteda war hier der publicistische Mithelfer. Wenn man dies im Auge behält, dann wird man verstehen, was die in der Anekdote enthaltene Glorificirung der kaltblütigen Unerblichkeit des Engländers auch bedeuten kann: ja, ich glaube, daß eine weitere Parallelisirung Swan's mit Napoleon nicht außerhalb der Absicht lag, und daß Kleist deswegen den in seiner Vorlage nicht vorhandenen Ausdruck „mit dem Beinamen der Tyrann“ hinzugesetzt hat.

##### 5. Drei England-freundliche Anekdoten.

Ueberhaupt wurde die Ueberschrift „Anekdote“ ein Deckmantel für die Einschwärzung sonst gewiß von der Censur gestrichener Dinge. Sie steht auch über drei England-freundlichen Geschichten, die eigentlich keine Anekdoten sind: Abendblätter Nr. 61, 68, 76. Die erste erzählt vom regierenden Könige Georg III, wie er 1788 nach seiner Genesung im Theater begrüßt wurde; die mittlere von einem Parlamentsvorkommniß, bei dem Marquis von Wellesley, der dem Könige ergebene Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten, eine gute Rolle spielt; die letzte von Killigrew, dem witzigen Kammerherrn und Hofnarren des Königs Karl II, wie er den französischen König übertrumpft. Sie setzen exactere Kennt-

nisse voraus, als Kleist, oder ein anderer seiner preussischen Freunde, haben konnte. Sie sind auch der Sprache nach nicht Kleist zuzuschreiben. Alle drei haben das gemeinsam, daß sie für den kranken englischen König, der der napoleonischen Presse fortgesetzt als Stichblatt diente, Stimmung machen sollten. Sie stimmen darin überein mit den „Erinnerungen aus der Krankheitsgeschichte des Königs von England“ in Nr. 75 und einigen anderen sich mit englischer Politik beschäftigenden Artikeln. Diese Stücke haben entweder keine Unterfertigung oder die Zeichen † oder ††. Die letzteren aber kennen wir als die Ompteda's. Ich vermuthe, daß auch die drei Anekdoten den Abendblättern von Ompteda zugekommen sind. Ich sehe hier von der Mittheilung der drei Texte ab.

#### 6. Der verlegene Magistrat.

Eine unerschöpfliche Anekdotenquelle mußte für Kleist's Abendblätter die Unmasse von Geschichten sein, die von Mund zu Munde damals umliefen. Aber diese allerreichste Quelle ist litterarisch heute beinahe unfaßbar für uns. Für eine größere Anzahl der Anekdoten, die so entstanden sind, wird danach eine irgendwie beschaffene litterarische Vertuftsbestimmung, wie sie vorhin gegeben werden konnte, ganz unmöglich bleiben. Nur einem günstigen Zufall dürften wir erwünschte Ausnahmen zu danken haben.

Dies ist, wie ich zeigen will, bei der Anekdote vom verlegenen Magistrat der Fall. Sie steht im 4. Abendblatt, vom 4. October 1810 mit dem Zeichen r2, und ist nach der vom General Gulin (oben S. 341) die erste größere Anekdote, der wir in Kleist's Zeitung begegnen. Ich sage mein Resultat voraus: die ursprüngliche Niederschrift wird von Arnim sein, die Uebersetzung ist von Kleist.

Nämlich Kleist's Brief an Arnim vom 14. October 1810, den Zwist wegen Friedrich's Seelandschaft betreffend, eröffnet zugleich Ausblicke auf Arnim's Mitarbeiterschaft, denen wir folgen müssen. „Ich erinnere mich genau (schreibt Kleist an Arnim), daß ich Sie, während meiner Unpäßlichkeit, wegen einer undeutlichen Stelle willen, die Einer Ihrer Aufsätze enthielt, zu mir rufen ließ. . . . Wie ich mit dem verfare, worunter Ihr Eure Namen setzt, das wißt Ihr; was soll ich aber mit Euren anderen Aufsätzen machen, die es Euch leicht wird, lustig und angenehm hinzuzwerfen, ohne daß Ihr immer die nothwendige Bedingung, daß es kurz sei, in Erwägung zieht?“ Es ergibt sich daraus, daß in den früheren Abendblättern, vor dem 14. October, Arnim'sche Beiträge, theils mit dem Namen gezeichnet, theils anonyme die Kleist überarbeitete, vorhanden sein müssen. Der erste Fall erledigt sich leicht, da das Räthsel auf ein Bild der Ausstellung (oben S. 260), und zwar dies allein, mit L. A. v. A. unterschrieben ist. Die zweite Andeutung aber reizt um so mehr zu dem Versuche einer Klarstellung, als sich bei Arnim unmittelbar nichts, das weiter hülfe, findet. Brentano freilich bezeugt in seinem Octoberbriefe an Grimm's in Cassel für Arnim mit: „wenn uns was begegnet, geben wir es ihm (Kleist)“; und wenn Brentano, noch verdrießlich von dem letzten Aerger her, hinzusetzt, „es stehe viel Langeweile und Müller'sches vornehmes Wesen, und manche gute Anekdote drin“, so wird Arnim'sches Eigenthum natürlich am ehesten unter dem von Brentano Nicht-Getadelten, also den Anekdoten, zu suchen sein. Arnim war ja allen seinen Freunden als der echte Anekdotenjäger bekannt.

Die erste selbständige Anekdote von denen vor dem 14. October 1810 ist nun, wie gesagt, die vom verlegenen Magistrat. Niemand wird in Abrede stellen, daß sie uns

Kleistisch beim Lesen anmuthet. Man hat sie deshalb, seit Köpfe, den Werken Heinrich's von Kleist einverleibt. Aber dieselbe Anekdote erzählt nun auch Arnim, gut drei Jahre später, in seinem Preussischen Correspondenten vom 31. Januar 1814. Ich lasse die beiden Fassungen folgen.

## Abendblätter 1810:

## Der verlegene Magistrat.

## Eine Anekdote.

Ein S . . . r Stadtsoldat hatte vor nicht gar langer Zeit, ohne Erlaubniß seines Offiziers, die Stadtwache verlassen. Nach einem uralten Gesetz steht auf ein Verbrechen dieser Art, daß sonst der Streifereien des Adels wegen, von großer Wichtigkeit war, eigentlich der Tod. Gleichwohl, ohne das Gesetz, mit bestimmten Worten aufzuheben, ist davon seit vielen hundert Jahren kein Gebrauch mehr gemacht worden: dergestalt, daß statt auf die Todesstrafe zu erkennen, derjenige, der sich dessen schuldig macht, nach einem feststehenden Gebrauch, zu einer bloßen Geldstrafe, die er an die Stadtcasse zu erlegen hat, verurtheilt wird. Der bejagte Kerl aber, der keine Lust haben mochte, das Geld zu entrichten, erklärte, zur großen Bestürzung des Magistrats: daß er, weil es ihm einmal zukomme, dem Gesetz gemäß, sterben wolle. Der Magistrat, der ein Mißverständniß vermuthete, schickte einen Deputirten an den Kerl ab, und ließ ihm bedeuten, um wieviel vortheilhafter es für ihn wäre, einige Gulden Geld zu erlegen, als arquebusirt zu werden. Doch der Kerl blieb dabei, daß er seines Lebens müde sei, und daß er sterben wolle: dergestalt, daß dem Magistrat, der kein Blut vergießen wollte, nichts übrig blieb, als dem Schelm die Geldstrafe zu erlassen, und noch froh war, als er erklärte, daß er, bei so bewandten Umständen am Leben bleiben wolle.

r2.

## Preussischer Correspondent 1814:

Hamburg hatte in ältester Zeit strenge kriegerische Verhältnisse und Vorsicht gegen die Nachbarn zu beobachten, da wurde das ernste Gesetz gegeben, daß jeder Bürger an dem Leben gestraft werden solle, der seinen Wachposten verliesse. Statt der Lebensstrafe war dann in später Zeit die Strafe von 12 Schillingen eingeführt, doch traf es sich vor einigen Jahren, daß ein sehr geiziger Pantoffelmacher auf Wache war und nothwendige Arbeit zum Feste zu Hause hatte stehen lassen,

und immer etwas weiter von seinem Posten abging, bis er endlich zu Hause war und beim Arbeiten die Zeit der Ablösung nur um einen Augenblick versäumte. Als er nun außer Athem der Ablösung nachgelaufen kam, verurtheilte ihn der Officier in die Strafe der 12 Schillinge, er aber des alten Rechtes kundig, erklärte, daß er keinen Schilling gebe, er wolle nach Kriegsrecht hingerichtet sein. Umsonst machte ihm der Officier Vorstellungen, er bestand auf seinem Sinn, es wurde der Beichtvater geschickt, alles vergebens, was sollten die Kameraden thun, sie baten ihn um Gottes willen, auffer den 12 zu Bezahlung der Strafe 24 Schilling von ihnen als Geschenk anzunehmen, damit sie ihn nur nicht zu erschießen brauchten.

Arnim's Fassung im Preussischen Correspondenten ist von der der Abendblätter litterarisch unabhängig. Arnim hat den Namen Hamburg voll gesetzt, den Kleist nach seiner uns schon bekannten Redactionsgewöhnheit mit Punkten andeutet. Das wäre bei litterarischer Abhängigkeit nicht möglich gewesen. Der Geist der Arnim'schen Fassung ist viel anekdotenhaft-unschuldiger, absichtsloser, als in der von Kleist gedruckten Form. Arnim's Darstellung kann daher gar nicht aus der der Abendblätter geflossen sein, wohl aber ist der umgekehrte Hergang denkbar. Ich stelle mir die Sache folgendermaßen vor. Arnim lieferte auch schon 1810, gewiß in sehr ähnlicher, nicht gleicher Niederschrift, Kleist die Anekdote für die Abendblätter: für Anekdoten, Scherze, Sagen und dergleichen leichte Umgangswaare pflegt die einmal getroffene Ausdrucksform im ganzen fest zu bleiben. Kleist bearbeitete den von Arnim ihm aufgeschriebenen Spaß. Er brachte in die sorglose Behandlung Arnim's einen gewissenhaft genauen, etwas steifen Zug. Das Spießbürgerlich-Gemüthliche, mit dem Weigeschmack der guten alten Zeit, drehte er modernisirend in das Militärisch-Curiose um. Er erfand erst als höhere Instanz über dem Offizier den Magistrat, der doch in Hamburg niemals meines Wissens existirt hat.

So würde die Doppelchiffre rz eine entsprechende Be-

deutung erhalten. *z* würde auf Kleist's, *r* aber auf Arnim's Namen gehen. Obwohl, was betont sei, ich auf dieses Moment kein Gewicht zu legen vermag.

### 7. Der Griffel Gottes.

Die nächste Anekdote in den Abendblättern: in Nr. 5 vom 5. October 1810. Der Leichenstein einer polnischen Gräfin von P . . . , die im Leben gegen ihre Unterthanen bössartig, beim Sterben ihr Vermögen einem Kloster vermacht hatte, wird vom Blitz getroffen. Die übrig gebliebenen Buchstaben bedeuten zusammengelesen: „sie ist gerichtet“. Darin wird, in Ahnung einer höheren Gerechtigkeit, die wahre Inschrift Gottes erkannt.

Im Schlußsatz der Anekdote ein Tadel gegen aufklärerische „Schriftgelehrten, die den Vorfall erklären möchten“, und der Hinweis auf eine mündliche Quelle: „es leben Männer in dieser Stadt (d. h. in Berlin), die den Leichenstein samt der besagten Inschrift gesehen“.

Wörtlich genau finde ich „den Griffel Gottes“ in den Hamburger Gemeinnützigen Unterhaltungs-Blättern Nr. 15, vom 10. April 1811, also ein halbes Jahr später, anonym und ohne Quellanangabe wieder.

Bermuthungen, wer die „Männer“ seien, zu äußern, ist fast unmöglich. Vielleicht Adam Müller, der seiner Frau wegen, der früheren Frau von Gaza, Beziehungen zu Polen unterhielt; vielleicht auch Heinrich von Kleist selber, der in deren Angelegenheiten dahin gereist war; vielleicht auch jeder andere preussische Offizier oder Beamte, der dort gestanden hatte. Die Diction ist Kleistisch. Eine Unterschrift fehlt. Man wird die Anekdote wohl für Kleist in Anspruch nehmen und in seinen Schriften belassen dürfen.

## 8. Capitain Bürger.

In ähnlichem Geiste gehalten, ging dem „Griffel Gottes“ im 2. Abendblatt, vom 2. October 1810, der anekdotenhaft geformte Bericht über die wunderbare Errettung eines Capitains und die Tödtung eines Arbeitsmannes voraus:

Dem Capitain v. Bürger, vom ehemaligen Regiment Lauenzien, sagte der, auf der neuen Promenade erschlagene Arbeitsmann Bries: der Baum, unter dem sie beide ständen, wäre auch wohl zu klein für zwei, und er könnte sich wohl unter einen andern stellen. Der Capitain Bürger, der ein stiller und bescheidener Mann ist, stellte sich wirklich unter einen andern: worauf der 2c. Bries unmittelbar darauf vom Blitz getroffen und getödtet ward.

Die Anekdote steht mit kleineren Notizen unter der Rubrik „Tagesbegebenheiten“ zusammen, die Kleist selbst zu schreiben pflegte. Der Vorfall, um den es sich handelt, hatte am 29. September Statt gefunden, wie ich dem Freimüthigen vom 8. October 1810 entnehme: dem anders gearteten Berichte des Freimüthigen ist denn auch noch die Darstellung der Abendblätter, ohne Quellangabe und nicht genau, hinzugefügt. Von hier aus ist sie in den Nürnberger Correspondenten von und für Deutschland Nr. 293, vom 20. October 1810, übergegangen.

## 9. Anekdote aus dem letzten preussischen Kriege.

Im 6. Abendblatte steht, ohne Unterzeichnung, diese bekannteste aller Kriegsanekdoten von dem preussischen Reiter in der Schlacht bei Jena, dessen Muth kein Fürchten kennt, der, während schon die Schüsse von allen Seiten in das Dorf prasseln, ruhig erst beim Gastwirth seine drei Schnäpse trinkt, sich eine Pfeife Toback annimmt, drei ansprengende Chasseurs vom Pferde haut und mit ihren aufgegriffenen Säulen davon-

ragt. Die Tendenz liegt in dem Satze: „daß, wenn alle Soldaten, die an diesem Tage (von Jena) mitgekochten, so tapfer gewesen wären, wie dieser, die Franzosen hätten geschlagen werden müssen, wären sie auch noch dreimal stärker gewesen, als sie in der That waren“. Die Anekdote sollte also wirken im Sinne der preussischen Kriegspartei. Der Ausarbeitung, der Dialogführung, der Sprache nach ist sie gewiß von Kleist.

Wie prächtig geschlossen die Darstellung der Anekdote uns entgegentritt: auf Eine Incongruenz muß ich aufmerksam machen, die den Ort des Bravourstückes anlangt. Die Scene wird nämlich in ein Dorf bei Jena verlegt, auf die Dorfstraße, vor den dörflichen Gasthof. Trotzdem halten die drei Chasseurs, bevor sie „in das Dorf“ einreiten, draußen „vor dem Thor“. Da kein Dorf ein Thor hat, so muß hier bei Kleist eine Vermischung dörflicher und städtischer Localschilderung constatirt werden. Die Erklärung dafür liegt bei den Vorlagen, die Kleist benutzte. In der großen Anekdotensammlung, der zehnbändigen, begegnen uns eine Reihe von Kriegsanekdoten ähnlichen Inhalts. Am nächsten der der Abendblätter steht die folgende (Bd. 1, 4, 13):

Ein preussischer Husar vom Regimente von Württemberg . . . kehrt auf der Retirade in ein Wirthshaus vor B . . . auf dem Parze ein. Er hat sein Pferd in ein andres entfernteres Haus untergebracht, und überläßt sich hier und sorglos um die nahe Gefahr, dem Vergnügen, seinen Durst einmal wieder in langen Zügen stillen zu können. Nicht lange darauf sieht man feindliche Reuter sich dem Orte nähern, und erinnert den Trinker das Weite zu suchen.

Schon sprengen Feinde ins Städtchen — es sind fünf Franzosen vom 8. Husaren-Regiment. Jetzt erst bequemt sich der Preuße nach seinem Pferde zu gehen — er sieht auf, schon im Gesicht seiner Feinde; reutet ihnen entgegen, hauet den ersten nieder, schießt einen zweiten vom Pferde, und nun erst verläßt er den Ort verfolgt von den drei übrigen Reutern. Nicht funfzig Schritt vor dem Thore hält er und

erwartet ruhig seine Gegner. Sie kommen. Ein langer hitziger Kampf beginnt. Des Preußen Muth, Glück, seine eigne und seines Pferdes Gewandtheit lassen ihn auch diesen glücklich bestehen, und leblos liegen die drei Feinde vor seinen Füßen. Ganz langsam ritt der Brave nun weiter.

Immer in diesen Reiterstückchen ist der Schauplatz ein Städtchen und das Herein- und Hinausprengen zum Thore spielt seine Rolle. Ich meine, daß Kleist aus einer solchen Vorlage unbemerkt das bei ihm nicht mehr passende „Thor“ beibehalten hat. Aber warum verlegte Kleist dies Reiterstückchen in ein Dorf? Die Antwort kann nur lauten: weil daneben eine zweite Quelle, und zwar eine mündliche, es so von ihm verlangte.

Als Erzähler und letzter Gewährsmann der Kleistischen Anekdote wird nämlich der Gastwirth eines Dorfes bei Jena eingeführt. Wem dieser sie erzählt habe, deutet der Eingang der Anekdote an: „In einem bei Jena liegenden Dorf, erzählte mir, auf einer Reise nach Frankfurt, der Gastwirth, daß zc.“ Die factische Angabe der Reise nach Frankfurt ist so unschuldiger Art, daß man eine litterarische Irreführung oder eine andere ähnliche Nebenabsicht darin nicht erblicken wird. Nehmen wir aber, was zunächst liegt, an, Kleist spräche von sich selber, so gelangten wir unstreitig in den Besitz eines biographischen Momentes für ihn, das unterzubringen wäre. Nur von Köpke ist früher, soweit ich sehe, die Schwierigkeit begriffen worden. Er half sich noch mit der Annahme, Kleist sei vielleicht auf seinem Transport nach Joux 1807 durch Jena gekommen, während wir jetzt wissen können, daß der Transport damals von Berlin über die in französischen Händen gehaltenen Festungen Spandau und Magdeburg über Cassel, Marburg zc. nach Frankreich ging; erst im August 1807 traf Kleist aus Frankreich wieder in Berlin ein. Aber auch die folgenden Jahre 1807 bis

1810 gewähren uns nirgends die Möglichkeit, den Besuch in Jena unterzubringen. Eine Ueberschau zeige dies. Im Herbst 1807 Kleist von Berlin über Cottbus nach Dresden; Aufenthalt in Dresden bis Frühjahr 1809; alsdann in Böhmen und Prag bis November 1809; 23. November 1809 in Frankfurt a. O. und Rückreise nach Oestreich; auf uns unbekannter Route, wahrscheinlich die Donaulinie aufwärts, durch Süddeutschland; 12. Januar 1810 auf der Durchreise in Frankfurt a. M. und in beschleunigtem Tempo über Gotha (28. 1. 1810) nach Berlin, wo Kleist etwa den letzten Januar eintrifft. Er kann also auch in diesen Jahren nicht auf einer Reise nach Frankfurt Jena berührt haben: so daß für uns die Nothwendigkeit des Anerkenntnisses entsteht, daß ein Anderer das preußische Bravourstück im Jenaer Dorfe erzählen hörte und es Kleist, mündlich oder schriftlich, für die Benützung in den Abendblättern mittheilte.

So sind in Kleist's Anekdote zwei verschiedene Quellen zusammengelassen. Das Eigenthümliche aber, das Kleist der von ihm neu geschaffenen Anekdote, und nicht blos dieser allein, verliehen hat, ist die Auffassung der Dinge vom Offiziers-Standpunkte aus. Die ungeheure Masse der gewöhnlichen Kriegsanekdoten von damals kennt diese Art der Darstellung überhaupt noch nicht, was ganz natürlich erscheint, da sie fast ausschließlich in den niederen Schichten des Volkes, mit denen sich allein der Soldat, nicht der vornehme Offizier, auf dem Fuße der Gleichheit berührte, ihre Formung empfangen haben. Die gewöhnliche Kriegsanekdote in Prosa ist dem Volks-Kriegsliede in gebundener Rede zu vergleichen. Kleist dagegen stilisirte die Anekdote bewußt und kunstgemäß. Er behandelte sie, wie nach der Afsaire im Kreise der Kameraden ein Rittmeister die flotten Streiche seiner „Kerle“ rühmt. Denn „Kerl“, ein Wort das Kleist eigentlich erst in diese Gattung

Kleinlitteratur einbürgerte, ist in der preußischen Militärsprache die verb-gemüthlich subordinirende Benennung des gemeinen Soldaten, die nichts Verlegliches an sich trägt. Gerade in den Kriegsanekdoten steht für uns litterarisch der preußische Garde-Leutnant, der Heinrich von Kleist auch als Civilist geblieben ist.

#### 10. Muthwille des Himmels.

Im 9. Abendblatt, vom 10. October 1810, mit der Unterzeichnung r; seit längerer Zeit bereits in Heinrich von Kleist's Schriften zu finden. Ein in Frankfurt an der Ober verstorbenen General Dieringshofen hat einen rechten Widerwillen gegen Leichenwäscherinnen. Er bittet den Feldprediger seines Regiments, Herrn P. . . ., ihn im Falle seines Todes davor zu bewahren, denselben in die Hände zu fallen. Aber, wie er plötzlich stirbt, ruft der Kammerdiener doch den Barbier herbei, und ehe der Feldprediger es verhindern kann, ist der General schon eingeseift und zur Hälfte abrasirt: „Was sollte der Feldprediger unter so wunderlichen Umständen thun? Er schalt den Kammerdiener aus, daß er ihn nicht früher herbeigerufen hatte; schickte den Barbier, der den Herrn bei der Nase gefaßt hielt, hinweg, und ließ ihn, weil doch nichts anders übrig blieb, eingeseift und mit halbem Bart, wie er ihn vorfand, in den Sarg legen und begraben.“ Eine Frankfurter Generalsgeschichte, Kleist ein Frankfurter Offizierssohn: die wie nothwendig erscheinende Zusammengehörigkeit dieser beiden Momente deutete natürlich zuerst auf Kleist als Autor. Die Sache complicirt sich aber.

Ich fand es auffällig, daß der Name des Generals voll ausgedruckt ist, der des Feldpredigers aber hinter Punkten sich verbirgt. Ich vermuthete, daß der Feldprediger P. . . . damals, 1810, noch am Leben gewesen sein müsse, und Kleist

gegen ihn irgend eine Rücksicht habe beobachten wollen. Es kam also darauf an, sich über die Personen der Anekdote Gewißheit zu verschaffen: und zu diesen und anderen für mich wichtigen Feststellungen verhalf mir Herr Major Walter Dahlmann, der Enkel des mit Kleist einst befreundet gewesenen Historikers Friedrich Dahlmann.

Nach den Acten des Kriegsministeriums starb der Generalmajor Bernhard Alexander von Dieringshofen als Chef des 24. Infanterie-Regiments zu Frankfurt am 9. Januar 1776 im Alter von sechzig Jahren. Die Anekdote der Abendblätter ist also passiert, ehe Kleist geboren war. Der Feldprediger des Regiments hieß Carl Samuel Prozen, war bei des Generals Tode einunddreißig Jahre alt, schied 1782 aus, um in Züllichau ein Pfarramt zu übernehmen, und wurde 1788 als Oberpfarrer nach Frankfurt zurückberufen, wo er 1817 im Amte starb. P. . . . in der Anekdote bedeutet also Prozen. Dieser Feldprediger Prozen aber war es, von dem Heinrich von Kleist getauft worden ist!

Ferner aber: 1810 existirte in der Mauerstraße 39, auf halbem Wege zwischen Arnim's und Kleist's Wohnung eine Waarenhandlung, deren Besitzer gleichfalls Prozen hieß: eine Handlung, die später in die Leipzigerstraße übersiedelte, einen Stadtruf sich erwarb, und älteren Berlinern noch in der Erinnerung ist. Ob eine Verwandtschaft zwischen dem Berliner und dem Frankfurter Träger des Namens Prozen bestand? Merkwürdig bleibt das Zusammentreffen jedenfalls.

Alle diese Umstände scheinen für Kleist, wenigstens nicht gegen ihn, als Verfasser zu sprechen, und der echt Kleistische Anfangsjak

Der in Frankfurt an der Ober, wo er ein Infanterie-Regiment besaß, verstorbene General Dieringshofen, ein Mann von strengem und rechtschaffenem Charakter, aber dabei von manchen Eigenthümlichkeiten

und Wunderlichkeiten, äußerte, als er in spätem Alter, an einer langwierigen Krankheit, auf den Tod darniederlag, seinen Widerwillen, unter die Hände der Leichenwäscherinnen zu fallen. —

mit dem vorn eingeschobenen Relativsage und der reichen Periodisirung bekräftigt die Vermuthung. Aber das, was nun folgt, hat meinem Gefühle nach Kleist ursprünglich nicht geschrieben. In den gestreckten, unperiodisirten Sätzen, die sich ohne Verschränkung an einander reihen, empfinde ich vielmehr Arnim's Art. Man ersetze in dem (oben hingestellten) Schlußstück der Anekdote das Semikolon durch Komma, mit welchem Zeichen Arnim fast allein zur Verzweiflung seiner Seher zu interpungiren liebte — und man hat die reinste Arnim'sche Diction vor Augen. Der harmlose Scherz, wie der Barbier den General an der Nasenspitze hält, paßt besser auf Arnim, als auf Kleist. Genau wie in Arnim's Fassung des Verlegenen Magistrats, wird die Schlußpointe fast zu bequem durch eine Frage eingeleitet. Die redactionell auf Kleist gehende Ueberschrift „Muthwille des Himmels“ kommt durch die innere Einrichtung der Anekdote nicht zu ihrem Rechte; man kann die Unbekanntschaft des Kammerdieners mit der letztwilligen Bestimmung seines Herrn schwerlich als Muthwillen des Himmels ansehen. Ich glaube daher, daß Arnim die Anekdote niedergeschrieben, Kleist sie aber am Anfange und vielleicht hier oder da im Innern nach seiner Art redigirt habe. Damit hielt sich vielleicht die Unterzeichnung *r* im Einklange.

Trifft dies zu: so wäre sowohl Kleist's wie Brentano's Angaben über Arnim's anonyme Beiträge vor dem 14. October ein Genüge gethan, und es würde uns besser einleuchten, warum Brentano in einem (unten S. 437 zu handelnden) Gedichte gerade diese Barbiergeschichte so ausgiebig benutzt und parodirt hat.

## 11. Charité-Vorfall.

Im 12. Abendblatt, vom 13. October 1810, anonym; in Kleist's Schriften bereits aufgenommen.

Die Anekdote, wenn man sie so nennen will, ist die humoristische Behandlung und Darstellung eines Berliner Localvorfalles, der damals von sich reden machte. Der Polizei-Präsident erstattete sogar dem Könige einen amtlichen Rapport darüber, der in den Acten heute noch vorhanden ist\*), und den man im 7. Abendblatte abgedruckt findet:

### Polizei-Ereigniß.

Vom 7. October.

Ein Arbeitsmann, dessen Name noch nicht angezeigt ist, wurde gestern in der Königsstraße vom Kutscher des Professor Grapengießer überfahren. Jedoch soll die Verwundung nicht lebensgefährlich sein.

Der Rapport hat ersichtlich eine beruhigende Tendenz, und diese lag insofern sehr im Interesse Gruner's, als er nur ein paar Tage früher, am 4. October 1810 (4. Abendblatt des gleichen Datums), dem Könige hatte melden müssen, daß in der Brüderstraße vom Kutscher des Geheimen Commerzienrath Pauli ein fünfjähriges Kind überfahren und durch einen Schlag des Pferdes am Kopfe beschädigt worden war. Der König verstand in solchen Dingen, zumal wenn sie sich wiederholten, keinen Spaß, und wenig erfreuliche Rescripte regneten dann auf Gruner als den verantwortlichen Leiter der Sicherheitspolizei nieder. Für Grapengießer war der Vorfall auch nicht angenehm, und es konnte ihm nur erwünscht sein, wenn durch Abdruck der Gruner'schen Notiz in den Abend-

---

\*) Die Acten befinden sich auf dem Geheimen Staatsarchiv. — Den allzeit freundschaftlichen Bemühungen des Herrn Geh. Archiv-Raths Dr. Baillet verdanke ich, daß meine Nachforschungen in dem Actenmaterial dieser Zeit erfolgreich gewesen sind.

blättern einer üblen Stimmung im Berliner Publicum entgegenwirkt wurde.

Nun erinnern wir uns, daß der Professor Grapengießer, nach den Mitgliederlisten der christlich-deutschen Tischgesellschaft, zum Gesellschaftskreise Heinrich's von Kleist gehörte. Kleist's Beziehungen zu Berliner Medizinalpersonen in hervorragender Stellung, wie die zu Hufeland und Flitner (unten S. 564), reichten auch zu Herren der Königl. Charité, deren damaliger Chef der Geh. Obermedizinalrath und Professor Kohlrausch war.

In die Charité war nun der Ueberfahrene eingeliefert worden und die „lächerlichen Mißverständnisse“ bei der Untersuchung des Mannes, Namens Beyer, die „der Geheimrath Hr. K. (also: Kohlrausch) in der Charité mit ihm vornahm“, bilden den Inhalt des „Charité-Vorfall“ überschriebenen Aufsatzes. Sie bestanden darin, daß als der Geheimrath Kohlrausch zuvörderst die beiden Beine, dann das linke Auge, zuletzt die linke Rippenhälfte des Kranken in totaler Unordnung fand, derselbe die wunderliche Auskunft gab, ihm seien — jedesmal von Doctormagen — die Beine vor 5, das Auge vor 14, die Rippen vor 7 Jahren zu Schanden gefahren worden: bis sich endlich zeigte, daß ihm durch die letzte Ueberfahrt der linke Ohrknorpel ins Gehörorgan hineingefahren war. „Uebrigens (schließt der Aufsatz im Sinne des Polizei-Rapportes) bessert er sich, und falls er sich vor den Doctoren, wenn er auf der Straße geht, in Acht nimmt, kann er noch lange leben.“ Man empfinde dabei die leichte, nicht verletzende Ironie, mit der Kleist sich ein wenig über die „Doctoren“ lustig macht.

Die Herkunft des Aufsatzes wird auch angedeutet: „Der Berichterstatter hat den Mann selbst über diesen Vorfall vernommen, und selbst die Todtkranken, die in dem Saale auf den Betten herumlagen, mußten, über die spaßhafte und

indolente Weise, wie er dies vorbrachte, lachen.“ Allem Anschein nach liegt also dem „Charité-Vorfall“ das Ergebnis weiterer amtlicher, d. i. polizeilicher Untersuchung zu Grunde, die der erste Polizei-Rapport durch die Nuance „noch nicht“ in Aussicht stellte. Das Wort „Berichterstatter“ ist demnach nicht im heutigen journalistischen Sinne, noch gar als Selbstbezeichnung Kleist's, zu verstehen. Der Berichterstatter war vielmehr der vom Präsidenten Gruner mit der Vernehmung betraut gewesene Beamte, der seinen Bericht schriftlich oder mündlich zu erstatten hatte. Durch die selbständige Bearbeitung des Berichtes aber, der nur von Gruner mitgeteilt werden konnte, ist der „Charité-Vorfall“ Kleist's litterarisches Eigenthum geworden, das seinen kleinen Schriften zugehört.

Eine parallele Erscheinung in den Abendblättern ist die Geschichte

## 12. Der tolle Hund in Charlottenburg.

Wer das Land kennt, weiß, daß zur heißen Jahreszeit der tolle Hund dort eine Rolle spielt. Berlin hatte damals vor den Thoren und in seinen Vororten noch ländliche Verhältnisse. In Charlottenburg war nun der tolle Hund erschienen. Die Aufregung der Einwohnerschaft steigerte sich, und der König, der in Charlottenburg wohnte, forderte vom Polizeipräsidenten Bericht ein.

Dieser Bericht ist in den Acten des Polizei-Präsidiiums, auf dem Königlichen Staatsarchiv noch vorhanden. Gleichzeitig damals erhielt ihn Kleist von Gruner für die Abendblätter, wo er im 8. Blatt, vom 9. October 1810, mit anderen „Polizeilichen Tages-Mittheilungen“ abgedruckt ist. In welcher von der Urschrift abweichenden Fassung aber: das möge die Gegenüberstellung der beiden Texte zeigen.

## Gruner's Bericht an den König.

Es ist, nach der auf Euer Königl. Majestät allerhöchstes Rescript vom 9. d. M. zufolge erforderlichen Anzeige des Polizei-Commissarius Quittschreiber, am 3. d. M. ein fremder Hund mit einem Stricke um den Hals in Charlottenburg in den Hof des Geheime Rath Pauli gekommen und hat sich mit dessen Hunden gebissen. In der Meinung, daß er toll sei, hat man ihn nebst allen von ihm gebissenen Hunden des Pauli theils sogleich erschossen, theils erschlagen, und die Leichname eingegraben. Mit Sicherheit ist nicht mehr auszumitteln, ob dieser Hund wirklich toll gewesen. Der Anschein ist dagegen, da er vorher in mehreren Häusern sich gezeigt hat und hinausgejagt ist, ohne sich böse zu zeigen. . . . Ein Mensch ist übrigens von ihm nicht gebissen; die noch lebenden gebissenen Hunde sind ausgemittelt und in Sicherheit gebracht.

## Berliner Abendblätter.

Am 3. d. M. hat sich in Charlottenburg ein fremder Hund mit einem Stricke um den Hals eingefunden, und ist nachdem er sich mit mehreren Hunden gebissen hatte, und aus mehreren Häusern verjagt war, auf den Hof des Herrn Geh. Commerz. Rath Pauli gerathen. Dasselbst wurde er von sämtlichen Hunden angefallen, und weil er sich mit ihnen herumbiß, so hielt man ihn für toll, erschöß ihn, und alle Pauli'sche, von ihm gebissene Hunde, und begrub sie ehrlich. Dieses Factum hat zu dem Gerücht Anlaß gegeben, daß in Charlottenburg ein toller Hund Menschen und Vieh gebissen habe. Menschen sind gar nicht gebissen, das Vieh aber, das er biß, ist theils getödtet und begraben, theils in Observation gesetzt. Zudem da er sich gutwillig aus mehreren Häusern verjagen ließ, ist nur zu wahrscheinlich, daß der Hund gar nicht toll gewesen.

Für die Abendblätter also war die unfreiwillige Komik des Polizeiberichtes von Kleist noch etwas gesteigert worden. Aber als Behörde durfte die Polizei so saloppe Wendungen, wie die vom ehrlichen Begräbniß der Hunde, nicht auf sich sitzen lassen. Wenn das der König las und den Zusammenhang der Dinge durchschaute! Kleist hätte damit wirklich den Polizeipräsidenten compromittirt, und um das wieder gut zu machen, bekannte er am nächsten Tag folgenden „Druckfehler“:

In dem gestrigen Abendblatte ist aus einem Versehen die Rubrik: Polizeiliche Tages-Mittheilungen über dem Artikel vom tollen Hunde in Charlottenburg gedruckt, anstatt nach diesem Artikel zu folgen; der Artikel ist keine Tages-Mittheilung und seine Fassung beruht bloß auf der Redaction.

Kleist's Dementi und sein Bekenntniß zur Verfasserschaft des Artikels geht weiter fast, als es nach dem uns vorliegenden Materiale nöthig gewesen wäre. Mit dem „Charité-Vorfall“ wird es eine ähnliche Bewandniß gehabt haben.

### 13. Tages-Ereigniß (Uhlán Hahn).

In einem Extrablatt vom 16. October 1810 brachte Kleist die sensationelle

#### Polizeiliche Tages-Mittheilung.

Ein Uhlán hat seinen Vice-Wachtmeister, der ihn arretiren wollen, vorgestern Nachmittag um 8 Uhr in seiner Wohnung durch zwei Pistolenschüsse getödtet.

Es war dies wörtlich, nur mit Auslassung des Namens und der Wohnungsangabe, der Anfang eines größeren Berichtes, den Gruner in dieser Angelegenheit am 15. October 1810 dem Könige erstattet hatte. Das kriegsgerichtliche Verfahren wickelte sich so schnell ab, daß schon der (in den Acten aufbewahrte) Polizei-Rapport vom 7. November 1810 melden konnte: „Der Uhlán Hahn . . . ist heute mit dem Rade von oben herab bestraft.“

Diese beiden Polizei-Rapporte, vom 15. October und 7. November, wurden Kleist vom Polizeipräsidenten zugänglich gemacht, zu dem Zwecke, am Abend des Nichttages eine amtlich gutzuheißende Darstellung für das Publicum zu bringen. Ich lasse die Texte nacheinander folgen:

#### Polizei-Rapport vom 15. October 1810.

Ein Uhlán Namens Hahn hat seinen Vice Wachtmeister Namens Pape, der ihn arretiren wollen, gestern Nachmittag um 8 Uhr in seiner Wohnung Kanonier Str. 10 durch zwei Pistolen Schüsse getödtet. Beide

wohnten in einem Hause, Hahn mit zwei Kameraden oben und Pape unten. Pape hatte Ordre den Hahn zu arretiren und da er auf sein Rufen nicht herunterkam, ging er zu ihm hinauf; als Pape dem Hahn seinen Auftrag bekannt gemacht hat, erwiedert dieser ganz kurz, von so einem Laffen ließe er sich nicht arretiren, und schießt ihn mit einem Pistol durch den Kopf, daß er gleich zu Boden stürzt. Seine beiden Kameraden, die zugegen waren, wollten sich seiner bemächtigen, allein er hält sie durch ein zweites Pistol in Respect, setzt dieses dem schon in seinem Blute liegenden Pape an die Stirn und zerschmettert ihm durch einen zweiten Schuß den ganzen Kopf, daß das Gehirn an die Decke spritzte. Auch der Wirth und die Nachbarn eilen nun herzu. Indes ein drittes Pistol in einer, den Säbel in der andern Hand, hält er alles von sich ab bis zur Ankunft der Jäger Wache, von der er sich willig arretiren ließ.

Nach diesem Material schrieb Kleist für seine Abendblätter vom 7. November 1810 das

#### Tages-Ereigniß.

Das Verbrechen des Uhlans Hahn, der heute hingerichtet ward, bestand darin, daß er dem Wachtmeister Pape, der ihn, eines kleinen Dienstversehens wegen, auf höheren Befehl, arretiren wollte, und deshalb, von der StraÙe her, zurief, ihm in die Wache zu folgen, indem er das Fenster, an dem er stand, zuwarf, antwortete: von einem solchen Laffen ließe er sich nicht in Arrest bringen. Hierauf verfügte der Wachtmeister Pape, um ihn mit Gewalt fortzuschaffen, sich in das Zimmer desselben: stürzte aber, von einer Pistolenkugel des Rasenden getroffen, sogleich todt zu Boden nieder. Ja, als auf den Schuß, mehrere Soldaten seines Regiments herbeieilten, schien er sie, mit den Waffen in der Hand, in Respect halten zu wollen, und jagte noch eine Kugel durch das Hirn des in seinem Blute schwimmenden Wachtmeisters; ward aber gleichwohl, durch einige beherzte Kameraden, entwaffnet und ins Gefängniß gebracht. Se. Maj. der König haben, wegen der Unzweideutigkeit des Rechtsfalls, befohlen, ungesäumt mit der Vollstreckung des, von den Militair-Gerichten gefällten, Rechtspruchs, der ihm das Rad zuerkannte, vorzugehen.

Kleist hat hier, sich bisweilen ziemlich frei bewegend, Satzperioden aufgebaut, die, ohne die aufgewiesene Polizei-Vorlage, jeden Schluß auf eine ursprünglich fremde Niederschrift verbieten würden. Man hat daher auch das Tages-

Ereigniß vom Uhlanen Hahn als unverdächtiges Eigenthum unter Kleist's kleinere Schriften eingereiht. So trügerisch oder unzulänglich kann die Bewerthung rein sprachlicher Beobachtungen für uns ausfallen.

Sachlich hat Kleist die ursprünglich schärferen Züge des Vorgehens abgestumpft und das Vorgehen des Wachtmeisters dadurch in ein günstigeres Ansehen gerückt, daß er ihn ausdrücklich auf „höheren Befehl“ handeln läßt. Es entsprach dies wahrscheinlich den bekannt gewordenen Ergebnissen der Untersuchung oder dem Disciplinsgefühl des ehemaligen Lieutenants von Kleist. Der Freimüthige druckte die Kleistische Darstellung, unter Angabe der Abendblätter als der Quelle, in seiner Nummer vom 12. November 1810, wörtlich nach, und in mehr oder minder umfänglichem Auszuge machte sie die Kunde durch die auswärtigen Zeitungen und Journale.

#### 14. Anekdote (vom goldgefüllten Schwein).

Steht im 59. Berliner Abendblatte, vom 7. December 1810. Sie lautet:

Ein Herr von D. . . . in Moskau, ein sehr reicher Gutsbesitzer zeichnete sich durch eine Menge Bisarrerien aus.

Eine seiner Töchter verheirathete sich wider seinen Willen. Sie erhielt also auch nicht die geringste Ausstattung, und er verbot ihr und ihrem Gemahl, ihm jemals vor Augen zu kommen.

Als die junge Frau von einem Sohn entbunden worden war, wagte sie es, in Begleitung ihres Gatten zu ihrem erzürnten Vater zu fahren, in der Hoffnung, daß nun sein Zorn abgekühlt sein, und der Anblick eines Enkels sein Herz zur Versöhnung erweichen würde.

Das junge Ehepaar überraschte ihn und die Tochter legte ihm den Erstgebahrnen in den Arm. Er schien verlegen, doch bald faßte er sich, nahm seine Tochter und seinen Schwiegersohn höflich auf, bewirthete beide aufs Beste, sprach aber kein Wort über ihre Verbindung, noch über eine Ausstattung.

Als die jungen Leute wieder wegfuhrn, fanden sie ein frisch geschlachtetes Schwein in ihrem Wagen.

Steig, D. v. Kleist's Berliner Kämpfe.

Der Mann, der sich höchst beleidigt hielt, wollte es herauswerfen lassen, seine Gattin beruhigte ihn indessen, und brachte es endlich dahin, diese Laune des Schwiegervaters zu dulden und kein Aufsehn zu machen.

Als sie zu Hause gekommen waren, sollten die Bedienten das Schwein forttragen, keiner aber vermogte es aufzuheben. Man untersuchte es näher und fand es mit einigen tausend Goldstücken angefüllt. — Diese Geschichte ist sinreicher, als mancher glaubt.

Kleist hat als seine Quelle darunter gesetzt: „Gem. Unterh. Blätter“. In den Hamburger „Gemeinnützigen Unterhaltungs-Blättern“ Nr. 39, vom 29. September 1810, findet sich denn auch die Anekdote, ebenfalls anonym. Nur zwei unerhebliche Varianten hat Kleist's Abschrift jetzt herbeigeführt. Wiedergefunden habe ich die Anekdote wörtlich in Karl Müchler's Berliner Anekdoten-Almanach für das Jahr 1811; Müchler zählte zu den Mitarbeitern der Gem. Unterhaltungs-Blätter; aber auch, unbekannt bis jetzt, Kleist, wie ich an anderer Stelle darzulegen gedenke.

Auf die Quelle der Anekdote bin ich im Nürnberger Korrespondenten von und für Deutschland, Nr. 56, vom 25. Februar 1809, gestoßen:

#### Die sonderbare Ausstattung.

Da die Tochter eines sehr reichen, dabei sehr wunderlichen Mannes sich gegen den Willen des Vaters verheirathet hatte, wollte er sie gar nicht mehr sehen und gab ihr auch kein Heirathsgut. Indes kamen seine Kinder doch, ihm ihren Erstgeborenen in den Arm zu legen und dadurch seinen Zorn zu mildern und wieder bei ihm in Gunst zu kommen. Er nahm sie höflich auf, hütete sich aber wohl, den Punkt der Ausstattung zu berühren. Als sie wieder wegfuhr, fanden die jungen Leute ein frisch geschlachtetes Schwein in ihrem Wagen. Der Mann, der sich beleidigt glaubt, will es heraus werfen lassen, die Frau aber beruhigt ihn und bringt ihn dahin, diese Laune seines Schwiegervaters zu erdulden. Wie sie nach Hause kommen, sollen die Bedienten das Schwein forttragen. Keiner aber kann es aufheben. Man untersucht es und findet es voll Goldstücke.

Jeder Leser bemerkt, daß aus der Nürnberger Erzählung die Fassung der Gemeinnützigen Unterhaltungs-Blätter und der Berliner Abendblätter hervorgegangen sein müsse. Wir wissen nun zwar, daß Kleist in seinem, zuerst von Köpfe S. 70 veröffentlichten, Brief eines politischen Bescherü auch auf einen Artikel des Nürnberger Korrespondenten vom Jahre 1809 reagirt hat; die Möglichkeit wäre also nicht ausgeschlossen, daß es sich bei der Anekdote vom goldgefüllten Schweine ähnlich verhielte. Trotzdem wage ich keine endgültige Entscheidung. Für Kleist wie für Mächler, als die möglichen Verfasser, stehen meines Erachtens die Chancen gleich: nichts in der Anekdote spricht gegen Kleist. Aber sie könnte auch weder von Kleist noch von Mächler verfaßt sein. Ich halte für nöthig, daß auch solche Ergebnisse ausgesprochen werden, damit wir uns nicht über die Mängel unserer Ueberlieferung und die Grenzen unseres Wissens hinwegtäuschen.

### 15. Der unentschiedene Wettstreit.

Steht im 68. Abendblatt des zweiten Quartals, vom 21. März 1811; anonym.

Ich bekenne, dieser prächtig erzählten Reiteranekdote gegenüber, ehe ich ein directes Zeugniß für sie auffand, in großer Verlegenheit gewesen zu sein. Ein preussischer und ein österreichischer Offizier, beide herrliche Männer und Freunde seit langer Zeit, treffen im siebenjährigen Kriege, in der Schlacht bei Lowositz, feindlich aufeinander. Jeder glühend für sein Vaterland. Von gegenseitigen Wunden gefällt, sinken sie sterbend zu Boden. Der Preusse streckt noch einmal die Hand nach dem österreichischen Kameraden aus: „Herr Bruder, wir sind alle zusammen brave Kerls und gute Reiter“ — worauf der Oesterreicher: „Recht so, Herr Bruder: lauter

wackeres deutsches Volk und ehrliche Christen von Herzensgrund.“ Was Kleist also in zwei früheren Anekdoten, durch Auslassung der bairischen und österreichischen Truppen, zu negativer Wirkung gebracht hatte, das wird hier positiv mit herzlich schlichten Worten ausgesprochen. Die preussische Kriegspartei ersehnte den Zusammenschluß mit den österreichischen stammverwandten Waffenbrüdern. Die Freunde von den Abendblättern ahnten, daß die Stunde künftig schlage, wo alle Deutschen eines Sinnes und einer Liebe zum allgemeinen Vaterlande seien.

Es ist Manches darin, was Kleist's Hand verrathen möchte. Nicht jedoch von seiner Art ist wieder das weichere religiöse Gefühl. Kleist dachte und schrieb über Religion und Christenthum grandioser, ehrfürchtiger, heiliger. Fouqué war eher, nach der Stimmung, in Betracht zu ziehen. Und er hat wirklich, wortgetreu und ohne Quellangabe, den unentschiedenen Wettstreit in seine Sammlung kleiner prosaischer Schriften (1819. 1, 136) aufgenommen: Kleist's redactionelle Einwirkung, die eher wahrscheinlich als ausgeschlossen ist, hat keine Beseitigung erfahren.

Fouqué war der sprachlichen Mittel, um die Mischung frommen Sinnes und froher Kampfeslust, die im preussischen und deutschen Offiziercorps unverwundlich fortbesteht, auszudrücken, mehr als andre mächtig. Wer ihn in dieser seiner glücklichsten Situation als Dichter kennen lernen will, der lese abermals die Kriegsscenen, die er in „Die Versuche und Hindernisse Karls“ (oben S. 5) hineingeschrieben hat. Wie prächtig schlägt sich und stirbt allda der junge preussische Offizier! Welch begeisterte Worte legt Fouqué nicht dem jungen Krieger in den Mund! Jeder junge preussische Offizier müßte ihn lieben um dieser Worte willen. Sie athmen den Geist, von dem auch der unentschiedene Wettstreit und die

Kriegsregel in Kleist's Abendblättern erfüllt ist. Die preussische Kriegsparthei hat keine schöneren Spuren ihrer Gesinnung und ihres Muthes in der Litteratur zurückgelassen.

### 16. Kriegsregel.

Steht im 23. Abendblatt, vom 26. October 1810; anonym.  
Sie lautet:

#### Kriegsregel.

Ein alter ausgedienter Kriegsknecht sagte zu seinem Sohne: Höre Fritz, du bist nun auch ein Reiter geworden, wie ich war, und übermorgen marschirt die Schwadron gegen den Feind. Da will ich dir was sagen. Wenn wir sonst einhauen sollten, pflegte unser Rittmeister zu sprechen: „haut die Hunde zusammen, daß sie die Schwerenoth kriegen!“ — Der Herr Wachtmeister rief auch wohl: „Drauf! In's Teufels Namen!“ — Ich habe mir aber nie etwas Sonderliches dabei denken können. Meine Manier war die, daß ich den Pallasch recht fest faßte, und ganz stille aber recht inbrünstig zu mir sagte: „nun mit Gott!“ — Ich wollte, du thätest das auch; es haut sich ganz prächtig darnach.

So rundgeschlossen die Kriegsregel auch herauskommt, eines Kleist an sich nicht unwürdig, so liegt doch wieder ein Etwas darin, das nichtkleistischen Ursprung ahnen läßt. Kleist kam es auf ein paar nicht böse gemeinte Flüche und Donnerwetter mehr oder weniger gar nicht an. Den weicheren religiösen Ton schlägt Fouqué in den Abendblättern an. Eine Parallele zur Kriegsregel bietet der Eingang von Fouqué's Rauberring 1812. „Es giebt Leute (sagt Fouqué da), welche darüber lachen, daß man zu irgend einem Thun den lieben Gott mit rechter Inbrunst um Hülfe anrufen könne; demungeachtet scheut sich der Schreiber nicht, zu gestehen, daß er solches jetzt eben von ganzem Herzen gethan habe. Schon früher hat ihm das bei ähnlichen Unternehmungen geholfen, und er hoffet zuversichtlich, es soll auch diesmal helfen.“ Es ist merkwürdig, wie doch oft dieselbe Sache immer auch in

gleichartigen Wendungen wiederkehrt. Bliebe aber noch ein Zweifel an Fouqué's Autorschaft der Kriegsregel, so zerfiel er durch die Constatirung der Thatsache, daß Fouqué selbst dies anonyme Stück der Abendblätter in seine Sammlung kleiner profaischer Schriften (1819. 1,32) aufgenommen hat.

Die Aufnahme ist wieder wortgetreu und ohne Quellangabe. Nach der Erfahrung, daß Kleist weder geschriebene noch gedruckte Vorlagen respectirte, und nach der Freiheit, die er sich nachweislich Fouqué gegenüber gestattete (unten S. 488), glaube ich, daß Kleist der Kriegsregel erst die runde, straffe Form gegeben hat.

### 17. Französisches Exercitium

daß man nachmachen sollte.

Steht im 22. Abendblatt, vom 25. October 1810; muthet im Stil kleistisch an; ist auch bereits in Kleist's Schriften aufgenommen; unterzeichnet *Vz*.

Die Ueberschrift ist genau, wie die frühere „Franzosen-Billigkeit (werth in Erz gegraben zu werden)“ redactionell von Kleist zugelegt. Ich habe sonst nirgendwo eine Spur des Exercitiums gefunden. Man wird sich daher, bis auf weiteres, bei dem Anerkenntniß kleistischer Autorschaft zu beruhigen haben.

### 18. Der Branntweinsäufer und die Berliner Glocken.

(Eine Anekdote.)

Steht im 17. Abendblatt, vom 19. October 1810; *xyz* unterzeichnet; anekdotenhafte Verwendung Berliner Localwize. Das Stück ist im consequenten Aufbau der Vertheidigungsrede, mit der sich der Säufer ehrlich vor seinem Hauptmann anklagt, so stark kleistisirt, daß es, woher es stammen möge,

Kleist's Schriften niemals vorenthalten werden kann: bemerkenswerth die auf niederdeutschem Sprachgrunde ruhende märkisch-berlinische Form des Wortes „Kleist“.

Eine Stelle verlangt heute zum Verständnisse eine sachliche Erläuterung. Der Soldat geht über den Lustgarten; da läuten vom Dom herab die Glocken: „Pommeranzen! Pommeranzen! Pommeranzen!“ Freilich gab und giebt es einen Pommeranzenschnaps. Aber das Entscheidende ist, daß von dem Lustgarten, der damals, nach der heutigen Museumsseite zu, durch einen offenen Wasserarm abgeschlossen war, nach dem neuen Parkhof eine Brücke hinüberführte, die die Pomranz-Brücke hieß. Damit hängt der Localwitz zusammen.

#### 19. Anekdote (von den beiden Bayern).

In der Anekdote von den Portsmouther und Plymouther Bayern sehe ich auch, nach dem parallelen Aufbau der beiden mittleren Hauptperioden, kleist'sche Diction. Sie steht im 46. Abendblatt, vom 22. November 1810, und war offenbar dazu mit bestimmt, das Interesse des Publicums auf die Engländer, die Widersacher Napoleon's, hinzulenken. In Kleist's Schriften bereits aufgenommen.

#### 20. Anekdote (vom Kapuziner).

Steht im 53. Abendblatt, vom 30. November 1810, anonym. Sie lautet:

##### Anekdote.

Ein Kapuziner begleitete einen Schwaben bei sehr reginigtem Wetter zum Galgen. Der Verurtheilte klagte unterwegs mehrmal zu Gott, daß er, bei so schlechtem und unfreundlichem Wetter, einen so sauren Gang thun müsse. Der Kapuziner wollte ihn christlich trösten und sagte: du Lump, was klagst du viel, du brauchst doch bloß hinzugehen, ich aber muß, bei diesem Wetter, wieder zurück, denselben Weg. — Wer es

empfundnen hat, wie öde Einem, auch selbst an einem schönen Tage, der Rückweg vom Nichtplatz wird, der wird den Ausspruch des Kapuziners nicht so dumm finden.

Ich habe den Eindruck, als ob hier Kleist die Feder führt. In den Quellen ist die Anekdote mir nirgends sonst vorgekommen. Der schließende Satz spricht eine Erfahrung aus, die für Kleist biographischen Werth haben würde.

### 21. Anekdote (von Diogenes).

Steht anonym im 58. Abendblatte, vom 6. December 1810. Die von Kleist leicht veränderte Vorlage finde ich in den Gemeinnützigen Unterhaltungs-Blättern vom 22. September 1810:

#### Das Grab des Diogenes.

Man fragte den Diogenes, wo er nach seinem Tode begraben seyn wollte. „Mitten auf dem Felde,“ antwortete er. „Wie?“ versetzte jemand: „fürchtest du nicht, den Vögeln und wilden Thieren zur Speise zu dienen?“ „So lege man meinen Stab neben mich,“ antwortete er: „damit ich sie wegzagen könne, wenn sie herbey kommen sollten.“ „Aber,“ sagte man hierauf: „da wirst du ja keine Empfindung mehr haben.“ „Was liegt also mir daran,“ erwiderte er: „ob sie mich fressen oder nicht, weil ich doch nichts davon empfinden werde.“

Dieser Vorlage gab Kleist für seine Abendblätter die folgende Form (beachte „mitten auf das Feld“):

#### Anekdote.

Als man den Diogenes fragte, wo er nach seinem Tode begraben sein wolle? antwortete er: „mitten auf das Feld“. Was, versetzte jemand, willst du von den Vögeln und wilden Thieren gefressen werden? „So lege man meinen Stab neben mich,“ antwortete er, „damit ich sie wegzagen könne.“ Wegzagen! rief der Andere; wenn du todt bist, hast du ja keine Empfindung! „Nun denn, was liegt mir daran,“ erwiderte er, „ob mich die Vögel fressen oder nicht?“ —

### 22. Anekdote (vom starken Jonas).

Steht im 62. Abendblatt, vom 11. December 1810. Mit einem großen J unterzeichnet. Sie lautet:

## Anekdote.

Ein mecklenburgischer Landmann, Namens Jonas, war seiner Leibesstärke wegen, im ganzen Lande bekannt.

Ein Thüringer, der in die Gegend gerieth, und von jenem mit Ruhm sprechen hörte, nahm sich vor sich mit ihm zu versuchen.

Als der Thüringer vor das Haus kam, sah er vom Pferde über die Mauer hinweg auf dem Hofe einen Mann Holz spalten und fragte diesen: ob hier der starke Jonas wohne? erhielt aber keine Antwort.

So stieg er vom Pferde, öffnete die Pforte, führte das Pferd herein, und band es an die Mauer.

Hier eröffnete der Thüringer seine Absicht, sich mit dem starken Jonas zu messen.

Jonas ergriff den Thüringer, warf ihn sofort über die Mauer zurück, und nahm seine Arbeit wieder vor.

Nach einer halben Stunde rief der Thüringer, jenseits der Mauer: Jonas! — Nun was giebt's? antwortete dieser.

Lieber Jonas, sagte der Thüringer: sei so gut und schmeiß mir einmal auch mein Pferd wieder herüber.

Die Anekdote ist für Kleist zu gutmüthig-ungepfeffert. Sie zeigt auch zu wenig seinen Stil. Viel eher scheint sie, nach dem Localpatriotismus den sie übt, von einem Mecklenburger herzuführen, an denen ja in Kleist's Umgebung kein Mangel war.

## 23. Theateranekdote (von Unzelmann).

Steht im 34. Abendblatt, vom 8. November 1810; anonym; entspricht der Fassung nach Kleist's Art, die Dinge zu behandeln. Sie ist nicht „Anekdote“ überschrieben, sondern

## Korrespondenz-Nachricht.

Herr Unzelmann, der, seit einiger Zeit in Königsberg Gast-Rollen giebt, soll zwar, welches das Entscheidende ist, dem Publico daselbst sehr gefallen: mit den Kritikern aber (wie man aus der Königsberger Zeitung erfieht) und mit der Direction viel zu schaffen haben. Man erzählt, daß ihm die Direction verboten, zu improvisiren. Hr. Unzelmann, der jede Widerspenstigkeit haßt, fügte sich in diesen Befehl: als aber ein Pferd, das man, bei der Darstellung eines Stücks, auf die Bühne gebracht hatte, in Mitten der Bretter, zur großen Bestürzung des Publikums, Mist fallen ließ: wandte er sich plötzlich, indem er die Rede unterbrach,

zu dem Pferde und sprach: „Hat dir die Direction nicht verboten, zu improvisiren?“ — Worüber selbst die Direction, wie man versichert, gelacht haben soll.

In Berlin machte diese Theateranekdote gewiß vielen Spaß. Man kannte Unzelmann's Gewohnheiten. Nach der Frau von Berg, Königin Luise (2. Aufl. 1849, S. 211) improvisirte er schon 1806 dermaßen in Wallensteins Lager und im Politischen Zinngießer, daß es ihm bei Strafe verboten wurde: er konnte es nicht lassen. Der etwas kräftige Spaß war so wirksam, daß er im Nürnberger Korrespondenten 1811 Nr. 143 unter der Ueberschrift „Das gebrochene Verbot“ wieder zum Vorschein kam.

#### 24. Shakespeare-Anekdote.

Steht im 20. Abendblatt, vom 23. October 1810; anonym; der Text lautet:

##### Anekdote.

Als (William) Shakespear einst der Vorstellung seines Richard des III. bewohnte, sah er einen Schauspieler sehr eifrig und zärtlich mit einem jungen reizenden Frauenzimmer sprechen. Er näherte sich unvermerkt, und hörte das Mädchen sagen: um 10 Uhr poche dreimal an die Thür, ich werde fragen: wer ist da? und du mußt antworten: Richard der III. — Shakespear, der die Weiber sehr liebte, stellte sich eine Viertelstunde früher ein, und gab beides, das verabredete Zeichen und die Antwort, ward eingelassen, und war, als er erkannt wurde, glücklich genug, den Zorn der Betrogenen zu besänftigen. Zur bestimmten Zeit fand sich der wahre Liebhaber ein. Shakespear öffnete das Fenster und fragte leise: wer ist da? — Richard der III., war die Antwort. — Richard, erwiederte Shakespear, kommt zu spät; Wilhelm der Eroberer hat die Festung schon besetzt. —

Solcher Anekdoten über Shakespeare gab es viele. Die Fassung ist aber hier gewiß von Kleist, und die Wahl der Anekdote wird nicht außer Zusammenhang damit stehen, daß Schlegel's Uebersetzung von Richard III. im Herbst 1810 erschienen war.

Anhangsweise sei hier ein Scherz erwähnt, zu dem, durch eine humoristische Ueberschrift markirt, Kleist eine Stelle aus Schlegel's Uebersetzung von „Was ihr wollt“ (4,2) verwandte: wo der Narr, als Ehn Matthias verkleidet, dem Haushofmeister Malvolio weiß zu machen hat, daß er besessen sei. Der Scherz findet sich im 14. Abendblatt, vom 16. October 1810:

Fragment eines Haushofmeister-Examins aus dem  
Shakespear.

Was ihr wollt. Akt. 4.

Ehn Matthias. Was ist des Pythagoras Lehre wildes Geflügel  
anlangend? — —

Was achtest du von dieser Lehre? —

Vx.

Irrthümlicher Weise hat man diesen sehr harmlosen Scherz in Kleist's Gedichte aufgenommen, wohin er natürlich nicht gehört.

## 25. Zwei Musikeranekdoten (über Bach und Gluck).

Die erste, über Bach, steht anonym im 21. Abendblatt vom 24. October 1811, und ist nur ein einziger Satz echt Kleist'schen Aufbaues:

### Anekdote.

Bach, als seine Frau starb, sollte zum Begräbniß Anstalten machen. Der arme Mann war aber gewohnt, Alles durch seine Frau besorgen zu lassen; dergestalt, daß da ein alter Bekannter kam, und ihm für Trauerflor, den er einkaufen wollte, Geld abforderte, er unter stillen Thränen, den Kopf auf einen Tisch gestützt, antwortete: „sagt's meiner Frau.“ —

Die andere Anekdote betrifft Gluck's Iphigenia, für die, als sie in Berlin gegeben wurde, Arnim enthusiastisch sich in den Abendblättern erklärte (oben S. 212). Sie steht anonym im 18. Abendblatt des zweiten Quartals, vom 22. Jan. 1811:

## Anekdote.

Als Gluck's Iphigenia, die jetzt alles entzückt und hinreißt, in Paris zum ersten Male aufgeführt wurde, fiel sie, gleich dem Nachwerk des untersten der Midas'entel. „Ach Iphigenia ist gefallen!“ sagte Gluck voll Verzweiflung zu einem Freunde. — „Ja, vom Himmel!“ antwortete dieser; und ein wahreres Wort wurde nie ausgesprochen.

Auch sie scheint Kleist'sche Diction zu haben. Woher solche Anekdoten stammen konnten, dafür will ich eine Möglichkeit andeuten. Reichardt hielt sich damals in Berlin auf. In seinen vertrauten Briefen aus Wien (1810. 2,215) lesen wir, daß er damals ein Leben Gluck's zu schreiben plante, zu dem er in Wien und Prag Anekdoten gesammelt habe. Diese Anekdoten wird Reichardt seinen Berliner Freunden nicht vor-enthalten haben. Ich bin jedoch davon entfernt, zu behaupten, daß Kleist aus Reichardt's Munde die Musikeranekdoten empfangen haben mußte.

\* \* \*

Ich endige hiermit meine den Anekdoten gewidmete Betrachtung. Ausgeschlossen habe ich aber die sehr beträchtliche Zahl derjenigen Anekdoten, welche sich mir, nachdem ich in damaligen Zeitungen und Journalen die Urstelle gefunden, als bloß von Kleist übernommen auswiesen; namentlich im zweiten Vierteljahrgange der Abendblätter ist dies der Fall. Was darüber zu sagen wäre, muß einem anderen Ort und einer anderen Gelegenheit vorbehalten bleiben.

## II. Epigramm.

Seit Goethe's und Schiller's Xenienkämpfe gehörte das Epigramm noch zum stehenden Artikel der deutschen Journal- und Zeitungslitteratur. Das Epigramm schien nöthig für den Leser, wie die Anekdote. Ja es gab einzelne Epigramme und

kurze Sinngedichte, die, als ob sie in der Luft lägen, in sich wandelnder Form den Rundlauf durch die Presse machten.

Kleist hatte, ehe er die Abendblätter herausgab, im Mai- und Junihefte des *Phöbus* von 1808 zwei Serien Epigramme, mit seinem Namen, ausgeschiedt: reine Distichen, wie die Goethe's und Schiller's, einen Kampfgedanken, eine Lebenserfahrung, eine Idee ausdrückend. Die späteren Monatshefte des *Phöbus* entbehren gänzlich der Epigramme. Erst in den Berliner Abendblättern erscheinen sie wieder, als sehr bequeme Mittel, Personen und Dingen gewisse Wahrheiten ins Gesicht zu sagen. Daneben stellt sich das gereimte Witwort ein, die leichte Waare, die in einer Großstadt stets erhältlich ist.

Die Distichen in den Abendblättern sind niemals mit Namen gezeichnet: ausgenommen allein das im 39. Abendblatte, vom 14. November 1810,

Auf einen glücklichen Vater.

Den 7. Novemb. 1810.

Eines verlieh ich Dir gern, der Orden ersten und höchsten,  
hängt Dir die Tochter am Hals, trägst Du den schönsten gewiß.

A. v. A.

in dem Arnim seinen Freund Adam Müller zur Geburt seines Töchterchens Cäcilie beglückwünscht, wie dem Kinde auch Heinrich von Kleist im folgenden Abendblatte die Heilige Cäcilie „zum Taufangebinde“ darbrachte (unten S. 531). Der Wortlaut des Epigramms findet darin seine Erklärung, daß man von einem höheren Orden, der am Bande um den Hals getragen wird, scherzhafter Weise zu sagen pflegt, er hänge seinem Besitzer zum Halse heraus. Es liegt in Arnim's Epigramm zugleich der Gedanke versteckt, daß Adam Müller eine verdiente Auszeichnung vorenthalten werde.

Alle übrigen Epigramme und Sinngedichte sind anonym oder tragen Chiffren, denen eine innere Bedeutung wohl bei-

wohnen kann, jedoch nicht beimohnen muß. Wir wissen, selbst zwischen Goethe und Schiller waren einige Xenien strittig und sind es bis auf diesen Tag geblieben. So mögen auch aus gelegentlichem Zusammenwirken der Freunde einzelne Verse der Abendblätter entstanden sein, so daß sie einem bestimmten Verfasser zuzuwiesen, damals vielleicht schon Kleist unmöglich gewesen wäre. Wir werden uns daher bescheiden müssen, wenn wir in der Mehrzahl der Fälle nur ein Möglichkeits- oder Wahrscheinlichkeits-Resultat erzielen können.

Um vorweg die Unsicherheit des Bodens, auf dem wir uns hier bewegen, zum Bewußtsein zu bringen, stelle ich vier Fälle zusammen.

a.

In dem 32. Abendblatt, vom 6. November 1810:

Als dem mittelmäßigen Alceft eine Auszeichnung  
widerfuhr.

Den Optimaten gleich behandelst ihr Alceften?

Man zählt ihn nicht, man hat ihn nur zum Besten.

an.

Die Spenerische Zeitung bringt in ihrer 134. Nummer, vom 8. November 1810, denselben Gedanken in dieser Form:

Alceft, nicht an seinem Orte.

Frage. Was zählt ihr doch Alceften

Den Optimaten zu?

Antwort. Man zählt ihn nicht zum Besten;

Man hat ihn nur dazu.

Friedr. Ballhorn, Johanns Sohn.

Bedenkt man, daß die Spenerische Zeitung eine Morgenzeitung war, ihr Druck also wenigstens Tags vorher, der Censur wegen, im Saß fertig sein mußte, so ergibt sich für beide Fassungen genau dieselbe Zeit.

b.

Im 38. Abendblatt, vom 13. November 1810, lesen wir den anonymen

Glückwunsch.

Ich gratulire, Stax, denn du ewig wirst du (sic!) leben;  
Wer keinen Geist besitzt, hat keinen aufzugeben.

während der Preussische Hausfreund in Berlin Nr. 90, vom 10. November (damals herausgegeben von Heinsius), also ein paar Tage früher, schrieb:

Der Unsterbliche.

Muß einst, wie Stentor breit beweist,  
Der Tod den Geist vom Leibe scheiden,  
So kann Er nie den Tod erleiden;  
Wo schiede je von Stentorn — Geist?

— 17.

c.

Im 21. Abendblatte, vom 24. October 1810, steht als das erste von zwei Epigrammen hinter einander, für das die gemeinschaftliche Chiffre *xp* mitgelten soll, das Distichon

Wer ist der Aermste?

„Geld“ rief, „mein edelster Herr!“ ein Armer. Der Reiche versetzte:  
„Lümmel, was gäb' ich darum, wär ich so hungrig, als er!“

Wieder im Preussischen Vaterlandsfreunde, aber sieben Monate später, in Nr. 39 vom 14. Mai 1811, begegne ich bei der gleichen Unterzeichnung, wie vorher, den Versen

Reich an Lump.

Almosen dir? der von uns beiden  
Das bessere Loos gezogen hat!  
Du schmedst tagtäglich Hungersfreuden,  
Und — ich bin ewig satt.

— 17.

d.

Im 77. Abendblatte, vom 31. December 1810, liest man, anonym, die folgenden

Seufzer eines Ehemanns.

Seit uns des Priesters Hand  
Am Traualtar verband,  
Hat meine Frau — was bin ich doch geplagt! —  
Nie wieder Ja gesagt.

und genau dieselben Verse stehen vorher schon, am 18. December 1810, im Nürnberger Korrespondenten von und für Deutschland Nr. 352: woher sie also Kleist entnommen hat.

Aus alledem ergibt sich das Resultat, daß von einem sicheren Zu- oder Absprechen der Originalität der Gedanken weder in diesen vier Fällen, noch vielleicht in anderen, die Rede sein darf.

Das erste Reimpaar von diesen vier Sinngedichten steht, schon durch die Ueberschrift angedeutet, im Gegensatz zu Arnim's Epigramm: Jemandem, der verächtlich als mittel-mäßiger Alcest, also als ein Mann von dem Charakter der bekannten Lustspielfigur mäßigen Werthes gekennzeichnet wird, war eine Auszeichnung zu Theil geworden, wie sie nur den Vornehmsten und Besten zuzufallen pflegte. Es kann sich nur um einen Mann an sichtbarer Stelle gehandelt haben. Und ich meine, daß Jffland angeärgert werden sollte, gegen den die Abendblätter damals schärfer vorzugehen anfangen. Jffland hatte 1810 als Einer von sehr Wenigen den neugestifteten Rothen Adlerorden dritter Klasse erhalten, was gleich zu manchen Späßen, selbst auch Arnim, Anlaß gab. Gerade damals ließ Jffland, zur Abwehr fortgesetzter Angriffe aus dem Publicum, durch die Presse gehen, daß ihm der König als Zeichen seiner Huld ein Thee-Service geschenkt

habe, aus dem die Königin getrunken. Das imponirte seinen Gegnern nicht, er wurde nur noch mehr bespöttelt. Die Spenersche Zeitung that bisweilen gegen Iffland mit. Die Chiffre *sn* wage ich nicht einem Deutungsspiel nach den Buchstaben auszusetzen.

Der Glückwunsch an Stax scheint mir nicht auf eine bestimmte den Abendblättern mißliebige Person gemünzt zu sein, deswegen weil der Gedanke gleichzeitig in einem ganz anders gearteten Gesellschafts- und Anschauungskreise auch erscheint. Hier läßt sich vielleicht darthun, daß die Formgebung der Abendblätter von Kleist selber ausgegangen ist. Man hat bereits für andere Fälle richtig beobachtet, daß — wie bei vielen Schriftstellern — auch bei Kleist gewisse Wendungen wiederkehren. Genau einen Monat später, im Abendblatt vom 13. December 1810, sagt Kleist in dem Aufsatz über das Marionettentheater (oben S. 238): „Allerdings, dachte ich, kann der Geist nicht irren, da, wo keiner vorhanden ist.“ Das klingt doch dem zweiten Verse unsres Reimspruchs ähnlich. Hinzu kommt eine, an sich ganz leichte, typographische Beobachtung zum ersten Verse, den ich gegeben habe, wie er in den Abendblättern steht. Das „du“ erscheint zweimal, während es doch nur heißen dürste, entweder

denn du wirst ewig leben

oder

denn ewig wirst du leben.

Wir belauschen hier Kleist beim Correcturgehäft, ähnlich wie beim Bettelweib von Locarno (unten S. 529). Er hatte die erste Variante in den Druck gegeben; die zweite ist das Resultat umarbeitender Correcturdurchsicht: wobei durch Setzer-irrtum der Fehler des zwiefachen „du“ in den Text gerathen ist. Kleist formte also bis zuletzt an diesem „Glückwunsch“,

und man wird ihn mit der zweiten Variante in seine Schriften aufzunehmen haben.

Das drittgenannte Epigramm steht, wie gesagt, mit einem andren dicht zusammen, also so:

Wer ist der Aermste?

„Geld!“ rief, „mein edelster Herr!“ ein Armer. Der Reiche versetzte:  
„Lümmel, was gäb' ich darum, wär ich so hungrig, als er!“

Der wichtige Tischgesellschaftler.

Treffend, durchgängig ein Blick, voll Scharfsinn, sind seine Repliken:  
Wo? An der Tafel? Vergieb! Wenn er's zu Hause bedenkt.

*xp.*

Ich glaube, daß die beiden Epigramme ihre Formgebung auch von Kleist empfangen haben. Die kräftig-sinnliche Sprache; das feinen Phöbus-Epigrammen charakteristische „vergieb“; die fast zu kühne Bertrennung der Rede; der accurate Aufbau der Distichen. Man zähle die Füße seiner Phöbus-Distichen durch: immer fällt die zweite Hälfte des Pentameters regelrecht mit zwei Daktylen und einer schwerbetonten Silbe ab. Aus dieser Beobachtung leite ich einen formalen Anstoß gegen den Kleistischen Ursprung des Epigramms her:

An die Nachtigall.

(Als Mammfell Schmalz die Camilla sang.)

Nachtigall, sprich, wo birgst du dich doch, wenn der tobende Herbstwind  
Rauscht? — In der Kehle der Schmalz überwintere ich.

*Vx.*

das in den Streit um die Schweizerfamilie gehört, der, wenn auch mit Kleist's Zustimmung, wesentlich von anderer Seite in den Abendblättern durchgefochten wurde (oben S. 225). Hat Kleist selber es geschrieben, und nicht ein fremdes Epigramm, dessen Form er verbessern half, aufgenommen, so müßte constatirt werden, daß der Ausgang des Pentameters  
über wintere ich

mit dieser Silbenzählung der einzige Fall innerhalb der uns von Kleist bekannten Epigramme wäre.

Die Unterzeichnung *xp* hat in den Abendblättern nur noch ein einziges, regelrecht kleistisch gebautes Distichon im 27. Abendblatte vom 31. October 1810:

Nothwehr.

Wahrheit gegen den Feind? Bergieb mir! Ich lege zuweilen  
Seine Bind um den Hals, um in sein Lager zu gehn.

*xp.*

Es entspricht inhaltlich durchaus den Grundsätzen, zu denen Kleist, als Soldat, dem Feind gegenüber erzogen worden war. Ich erbringe den Nachweis kleistischer Herkunft aus der Verlobung in St. Domingo, wo (1811, S. 15) die alte Mulattin heuchelnd erklärt, der Schatten von Verwandtschaft mit den Negern, der auf ihren Gesichtern ausgebreitet sei, würde sie nicht in ihrem kleinen Eigenthum schützen, „wenn wir uns nicht durch List und den ganzen Inbegriff jener Künste, die die Nothwehr dem Schwachen in die Hände giebt, vor ihrer Verfolgung zu sichern wüßten.“

Eine größere Anzahl Distichen, darunter ein Vierzeiler, sind mit einem *W* versehen. Sie zeigen alle eine weichlichere moralisch-ästhetisirende Stimmung und eine unsinnlichere Sprache, als Kleist sie hatte. Diesem — das kann voraus mit Sicherheit behauptet werden — gehören die Distichen nicht an. Ich stelle sie zusammen.

Im 30. Abendblatt, vom 3. November 1810:

Guter Rath.

Laffe den Thoren daheim, und send' ihn nimmer auf Reisen,  
Neue Thorheit allein bringt er aus jeglichem Land.

*W.*

## Zeichen.

Hör' und merk' es wohl, woran du den Thoren erkennest:  
 Er denkt dieses Geschlechts, denket der Thoren kein Mensch.  
 Ein Fuchs wittert den andern, besagt treuherzig das Sprichwort,  
 Kein Thor, seh' ich hinzu, der nicht den anderen merkt.

W.

Im 47. Abendblatt, vom 23. November 1810:

## Der Kreis.

Wo der Anfang sei? Geh doch, und frag' nach dem Ende!  
 Hast du das Ende, dann ist dir auch der Anfang gewiß.

W.

Im 50. Abendblatt, vom 27. November 1810:

## Schönheit.

Jeglichem Sinn offenbart in mancher Gestalt sich die Schönheit;  
 Wohl ihm, welchem sie mehr außer den Sinnen sich zeigt.

## Austausch.

Wie sich Thorheit leicht verräth in äußerer Gebärde,  
 Solche Gebärde führt innere Thorheit herbei.

W.

Im 56. Abendblatt, vom 4. December 1810:

## Gut und Schlecht.

Wohl, wir haben gelernt, was Gut ist und auch was Schlecht ist!  
 Gut ist immer das Wort, schlecht nur ist immer die That.

W.

Im 61. Abendblatt, vom 10. December 1810:

## Eigentliches Leben.

Widerstrebend besteht und zeigt allein sich das Leben:  
 Ohne Todesgefahr tödtet das Leben sich selbst.

W.

Im 62. Abendblatt, vom 11. December 1810:

## Richtschnur.

Wisse, stets wird recht dein Handeln sein in dem Leben,  
 Wuchert des Handelns Kern nicht in dein Leben hinein.

W.

Meinem Gefühle nach sind die Verse so mäßig, daß Kleist sich nur durch Freundschaft oder gewichtige Stellung dessen, der sie schrieb, zur Aufnahme in sein Blatt bestimmen ließ. Wenn das *W* (wie es doch scheint) der Anfangsbuchstabe des Verfassernamens ist, so kämen meines Wissens nur Wolfart oder Woltmann in Betracht. Nun ist Wolfart's einer Bühnen-Artikel der Abendblätter deutlich genug mit *W . . . t* gezeichnet, und ich gestehe, daß ich die Sprache der Distichen mit der seiner Schriften, die ich kenne, nicht in Einklang zu bringen vermag. Ueber Woltmann's Theilnahme an den Abendblättern fehlt jedes positive Zeugniß. Aber der durch seine Berliner Zeitschrift „Geschichte und Politik“ (an der manche der von mir behandelten Personen mitgearbeitet hatten) und durch seine Stellung einflußreiche Mann stand den Kreisen der Abendblätter nahe genug, um gelegentlich sich darin recht gern gedruckt zu sehen. Ich verfüge über nicht veröffentlichte Briefe Arnim's an Kreuzer aus dem Jahre 1809. Da fragt Arnim, ob er wohl in Berlin Mitarbeiter an den Heidelberger Jahrbüchern werben solle? und unter denen, die er „speciell kenne“, nennt er Woltmann. Leider enthalten Woltmann's Werke, Biographie und (unvollzählige) Briefe nichts, das die Beziehungen zu Arnim, Kleist und anderen, die doch bestanden, andeutete. Woltmann begann damals seine Verdeutschung des Tacitus erscheinen zu lassen. Die nationale Gesinnung, die ihn leitete, drücken die Sätze, in denen er die Voranstellung der Germania rechtfertigt, am reinsten aus. Die den Bänden vorgedruckten Subscribenten-Listen weisen gerade aus Kleist's Umgangskreise eine Anzahl Namen auf. Die Möglichkeit der Theilnahme Woltmann's an den Abendblättern, mehr nicht, scheint mir zu bestehen.

Es bleiben ein paar Verse übrig, bei denen wir wieder auf das Gebiet der politischen Kämpfe zurückzutreten haben.

Den anonymen Zweizeiler im 46. Abendblatte, vom 22. November 1810,

An den Großherrn.

(Als er den Rufft absetzte.)

Recht hast du, Herr! Ein kleines Licht  
Paßt auf den Kirchenleuchter nicht.

möchte ich auf die Entlassung des wohlwollenden, doch wenig bedeutenden Grafen Dohna deuten; die Zeilen könnten, wie der Glückwunsch an Stax, von Kleist geformt sein. Eine nähere Darstellung der Umstände ist dagegen erforderlich, aus denen die wichtigen Verse

Auf einen Denuncianten.

(Räthsel.)

Als Kalb begann er; ganz gewiß  
Vollendet er als Stier — des Phalaris.  
(Die Auflösung im folgenden Stück.)

st.

und dann die

Auflösung des Räthsels im vorigen Blatt.

Freund, mißest du des Räthsels Spur?  
Durchblättere den Jason nur.

Fr. Sch.

im 11. und 12. Abendblatte, vom 12. und 13. October 1810, entstanden sind: Verse, aus denen, wie sich zeigen wird, die Empörung der preussischen Patrioten über die Erbärmlichkeit des Rheinbundsgeistes hervordringt.

Um freie Bahn zu haben, stelle ich vorerst die Unterfrage: wer wohl die beiden Verspaare geschrieben habe? Das zweite ganz gewiß, nach den Initialen der Unterschrift, kein anderer als Friedrich Schulz. Dagegen daß man die Unterschrift des ersten als (Klei)st verstehen müsse, wovon die Aufnahme in die Schriften Kleist's abhängig wäre, ist ein allzu rascher Schluß gewesen. An sich kann Kleist mit jeder Chiffre, also auch mit st, gezeichnet haben; aber das Auf-

fällige und zu Erwähnende wäre dann: daß *st* nur unter diesem Verspaar und dem folgenden (im 26. Abendblatte, vom 30. October 1810)

An die Verfasser schlechter Epigramme.

Des Satyr's Geißel schmerzt von Rosenstrauch am meisten.

Wer nur den Knieriem führt, der bleibe ja beim Leisten.

*st.*

Kleist's Zeichen wäre. Das letztere Verspaar würde ich Kleist sprachlich erst recht nicht zumuthen, auch nicht inhaltlich: wie ist er im Phöbus mit seinen damaligen Widersachern im Freimuthigen abgefahren! Es bietet sich ebenso eine andre Möglichkeit dar, der ich den Vorzug gebe. Friedrich Schulz war des Geheimen Staatsraths Stägemann vertrauter Freund. Nichts könnte uns hindern, anzunehmen, daß von *st(ägemann)* das erste Verspaar herrühre, und daß Friedrich Schulz den Schlüssel zu der Auflösung im zweiten Reimspruch lieferte.

Das „Kalb“ und der „Jason“ sind die Merkworte des Räthfels, von denen aus wir die Lösung versuchen müssen. Das goldene Kalb und der Jason waren nämlich schriftstellerische Unternehmungen des Grafen Benzel-Sternau, der zu der Zeit, um die es sich hier handelt, als Staats- und Cultusminister in großherzoglich badischen Diensten stand. Graf Benzel war ein ungemein geist- und kenntnißreicher Mann, dem, in der Weise wie Hippel, eine unerschöpfliche Fülle von Welt- und Lebenserfahrung, nur mehr von oben her gewonnen, zu Gebote stand. Einen litterarischen Namen machte er sich, nach Beginn des Jahrhunderts, durch eine Art von Biographie, das goldene Kalb betitelt, das als ein süddeutsches Gegenstück zu Hippel's nordisch scharfen Lebensläufen gelten darf. Von 1808 bis 1811 gab er in zwölf Bänden die Zeitschrift „Jason“ heraus, und diese war es, die den Zorn der deutschen Patrioten erregte. In Graf Benzel lebte

jener Geist idealer Schwärmerei für ein nie vorhanden gewesenes allgemeines Menschenthum, der, in unduldsame Vorliebe für das Fremde ausartend, selbst das eigne Vaterland fast verrätherisch zum Opfer bringt. Der deutschen Geschichte haben Vertreter dieses Geistes zu keiner Zeit gefehlt. Damals lieferten sie Napoleon den sichern Boden, in den er die Wurzeln seiner Rheinbunds-Politik einsenken konnte.

Graf Benzel-Sternau sah, von seinem Plaze aus, die Welt um sich herum sehr einfach an: auf der einen Seite „Mittelalter“, auf der anderen die „neue Zeit“ des allgemeinen Menschenthums. Für „Mittelalter“ warfen sich, seiner Meinung nach, Oesterreich und Preußen, Friedrich's große Persönlichkeit die er herabsetzt mit eingeschlossen, auf; eine neue Zeit dagegen brachte der Welt Napoleon: „der große Sohn des eignen Schicksals“. Graf Benzel's Jason wurde dadurch zu einem unbedingten Rheinbunds-Blatt. Man muß die Bände durchgelesen haben, um eine Vorstellung von der überschwenglichen Verherrlichung Napoleon's zu erhalten, die hier ein Deutscher treibt. Ich hebe ein paar Stellen aus. 1809 nach bejubelter Beendigung des österreichischen Krieges: „Er, der Einzig-Große, der Mann der Welt und der Genius der Zeit, geht schöpferisch erhaben und unwandelbar den Hergang zum Kolossal-Ziele, und der Vergangenheit Meister, der Gegenwart Bildner, der Zukunft Vater, gründet und sichert er die Aera der Menschenkultur durch Staaten- und Bürger-Bereidung.“ 1810: „In Napoleons Centralsystem wohnen Glorie, Kraft und Vervollkommnung.“ Und nun bedenke man, daß dieser Graf in dem Lande seine amtliche Wirksamkeit entfaltete, in welchem Heidelberg um dieselbe Zeit seinen patriotisch-romantischen Ausflug nahm!

Ich habe mir früher einmal aus dem Heidelberger Wochenblatt notirt, daß gerade als Wunderhorn und Einsiedler-

zeitung im Gange waren, Graf Benzel, am 23. Mai 1808, in Heidelberg erschien. Wie mußte er diesen „Mittelalter“-Bestrebungen aus Herzensgrunde abhold sein! Im Jason geht denn auch die litterarische Befehdung der Heidelberger Romantik los, in der „jedes betagte Schneiderlied mehr gelte, als eine Ode von Uz oder Ramler“. Der Jahrgang 1809 enthält ein Gespräch im Elysium zwischen Lessing, als dem Vertreter des allgemeinen Menschenthums, und einem modernen „Realiker“. Die Tendenz des Ganzen drückt sich sehr gut in dem Schlußtableau aus: während die Weisen des Alterthums Bossens Luise lesen, die Gleim mitgebracht hat, „setzen die Bedienten den Realiker zu den Schatten ehrlicher Schneider und Schuster, die Bier trinken, Lieder aus dem Wunderhorn singen und sie mit dem Getöse ihrer Werkzeuge begleiten“.

Noch aggressiver gegen die Patrioten wird der Ton des Jahrgangs 1810. Namentlich ist es jetzt auf Adam Müller und seine Elemente der Staatskunst abgesehen, als dessen „natürliche Miirte alle romantisch-mystischen Poetiker, alle christlich-religiösen Gemüther des neuesten Schlags“ hingestellt werden. Als erschreckliche Proben dieses romantisch-mystischen Geistes theilt Graf Benzel, ohne Arnim's Namen zu nennen, Sätze seiner Recension des Werner'schen Attila aus den Heidelberger Jahrbüchern mit (oben S. 176) und spickt sie hämisch mit seinen Ausrufungszeichen. Die gehässigste Sprache aber läßt er einen Mannheimer Mitarbeiter, der v. . . n zeichnet, gegen „den berühmten berlinischen Tugendverein und seine Unternehmungen und Thaten“ führen, deren „glänzendste und größte Schill's Heldenzug von Berlin nach Stralsund“ gewesen sei; Schill wird noch an anderem Orte im Jason geschmäht. Und gegen eine markante Stelle in Adam Müller's Elementen, wo, allerdings mit absichtlicher Beziehungsmöglichkeit auf die Gegenwart, die altrömische Administration eroberten

germanischen Landes besprochen wird, erfolgt die öffentliche Denunciation, daß diese „mit Frechheit erlogene“ Parallele gegen das neue Königreich Westphalen und seinen großen Gründer geschliffen sei. Nun, Unrecht hatte der Denunciant thatsächlich nicht; wir wissen ja, wie sich Kleist über den „Handlungscommis“ Jerome mit haßerfüllter Verächtlichkeit ausgelassen hat. Aber schnöde war es von einem Deutschen, so zu schreiben. Eine Kugel, wie die, die Palm oder Schill's Offiziere niederstreckte, hätte Napoleon, nach dem Herzenswunsche dieser Rheinbundsseelen, auch Adam Müller zudictiren sollen.

Die Berliner Abendblätter — denn die Männer, die hinter ihnen standen, bildeten die Linien auf die geschossen wurde — wehrten mit kaltem Blut den Angriff ab und zahlten dem unverschämten Gegner gründlich heim. Die beiden Doppelverse waren die guten Treffer, die dem Grafen Benzel in die Glieder fuhren. Nun, meine ich, wird auch verständlich sein, weshalb in ihnen die Vergleichung eines „Kalbes“, das sich als „Stier“, aber als „Stier — des Phalaris“ d. h. Napoleon's, auswachsen werde, auf Graf Benzel angewendet worden ist. Stärkeres gegen Napoleon, das sich in gleich unfaßbarer Form darböte, ist in den ganzen Abendblättern nicht gesagt worden.

### III. Berichterstattung und Nachrichtendienst.

Zu den Pflichten einer unabhängigen Journalistik, die Kleist selber dahin formulirte, daß sie die treuherzige und unverfängliche Kunst sei, das Volk von dem zu unterrichten was wirklich in der Welt vorkomme, gehörte die Berichterstattung über die die europäischen Staaten damals in Athem haltenden politischen und militärischen Ereignisse. Diese Pflicht war äußerst dringlich, aber für Kleist und seine Freunde fast unausführbar. Dringlich: da die beiden französischen Blätter, der

officielle Moniteur, und das officiöse Journal de l'Empire systematisch Europa irre führten, indem sie nur was dem Napoleonischen Interesse diene, aufnahmen und verbreiteten. Der Moniteur fälschte die öffentliche Meinung durch Verschweigen dessen, was unbequem und ungünstig war; das Journal de l'Empire fälschte ebenso durch Hinzufügung von Nachrichten, die „erfunden und erlogen“ waren. In Berlin segelte die eine politische Zeitung, die Bossische, neben der die Spenersche Zeitung nicht aufkam, im Fahrwasser französischer Interessen. Die preußische Regierung, welche die Sachlage durchschaute, vermochte bei dem noch herrschenden französischen Einflusse nichts Entscheidendes dagegen zu thun, ja sie mußte fortfahren, die Bossische Zeitung als das officielle Blatt zu benutzen. Die Berliner Patrioten empfanden das Bedürfnis, eine unabhängige, Vaterlands-eingebende Berichterstattung der Weltbegebenheiten ins Werk zu richten.

Eine Berichterstattung über auswärtige Angelegenheiten erforderte aber Geld. Das fehlte. Denn der preußische Adel war durch die Erschütterungen des Staates „bettelarm“ geworden, und die Hardenbergische Agrarpolitik würde ihn, das war seine Ueberzeugung, noch bettelarmer machen. Er hatte kein Geld für ein umfassendes Zeitungsunternehmen übrig. Ja, was die Hauptsache war, er hatte in seiner großen Mehrheit noch kein Verständniß und deshalb keine Neigung für journalistische Erfordernisse großen Stils. Eigentlich ist diese Stimmung heute noch, nach hundert Jahren, nicht überwunden. Ein groß angelegtes Blatt conservativer Richtung, das der Gebildete, ohne in allgemeinen Dingen zurückzubleiben, lesen könnte, giebt es heutigen Tages in Preußen und im Reiche noch nicht. Wie wären Kleist und seine Freunde mit ihren minimalen Mitteln damals schon im Stande gewesen, die Aufgabe zu lösen?

Das Wenige, das sie aufbringen konnten, war die Censur jeden Augenblick im Stande zu vernichten. Die Staatskanzlei mußte auch, was auswärtige Nachrichten anlangte, sehr sorgsam den möglichen Argwohn des französischen Regimes im Auge behalten. Wenn man, wie meine Arbeit es verlangte, in großem Umfange die maßgebenden preußischen und nichtpreußischen Zeitungen damaliger Zeit durchnimmt, so bewundert man die Kunst, mit der die Staatskanzlei, oder der Staatskanzler, durch lancirte Artikel irgend welchen möglichen Verstimmungen der französischen Instanzen zuvorzukommen mußte. Hardenberg brauchte Ruhe für das, was in Preußen sich vorbereitete. Er hätte nicht dulden dürfen, daß in einem Berliner Preßorgan diese Ruhe gestört würde. Kleist und seine Freunde waren aber politisch einsichtsvoll genug, um die Gefahren einer rücksichtslosen Berichterstattung nicht zu verkennen. Als die Abendblätter am 3. November 1810 durch die portugiesische Notiz Anlaß zu französischem Einspruch gaben (oben S. 70), that Kleist sofort Alles, um die Sache wieder gut zu machen. Es war nicht der Wunsch der Berliner Patrioten, der Staatsregierung auf dem Gebiete der auswärtigen Politik formell Schwierigkeiten zu bereiten.

Anfänglich gab Kleist in seinen Abendblättern überhaupt keine politischen Nachrichten. Polizei-Rapporte und Tagesmittheilungen — Vermischtes, wie wir heute sagen — diente am Schlusse eines Abendblattes, wenn die Hauptsachen abgethan waren, noch dem niederen Lesebedürfniß. Es schien fast, als wollte sich das Abendblatt allein mit Berliner und mit preußischen Verhältnissen beschäftigen. Erst allmählig und vorsichtig wagen sich politische Nachrichten über nichtpreußische Geschehnisse hervor. Die Ueberschrift „Bülletin der öffentlichen Blätter“ erscheint über dem nun ständig werdenden Artikel zuerst im 45. Abendblatt, vom 21. November 1810.

In dem Maße, als die Censur den Abdruck originaler Partheiartikel in den Abendblättern verhindert, nimmt das Bülletin wachsend an Umfang zu. Es rückt, seit Beginn des zweiten Quartals der Abendblätter, als Hauptartikel an die Spitze jedes Blattes, dergestalt, daß nur noch wenig Raum für einen allgemein (aber nicht politisch) unterhaltenden Aufsatz zur Verfügung bleibt. Eine ganze Reihe von Nummern sogar ist allein aus Nachrichten öffentlicher Blätter zusammengesetzt.

Die in den Abendblättern citirten oder nicht citirten Zeitungen und Journale, die Kleist benutzte, sind — im Wesentlichen — die folgenden: Der Moniteur, das Journal de l'Empire, der Westphälische Moniteur; die (Schweizer) Miscellen für die neueste Weltkunde, Schweizer Nachrichten, Wiener Zeitung, Oesterreichischer Beobachter, Frankfurter Staats Ristretto, Rheinischer Correspondent, der (Münchener) Correspondent von und für Deutschland, Alt. Merkur, Hamburger Zeitung, Hamburger neue Zeitung, Hamburger Correspondent, Hamburger Gemeinnützige Unterhaltungs-Blätter, Das Vaterländische Museum, Liste der Börsen-Halle, Magdeburgische Zeitung, Hallisches Wochenblatt, Königsbergische Zeitung, Der Freimüthige, Das Morgenblatt, Die Zeitung für die elegante Welt, Allgemeine Modenzeitung, Journal der Damen, Das Journal die Zeiten (von Voss), Journal des Luxus und der Moden, Journal für Kunst und Kunstfachen, Künsteleien und Moden, Archiv für Litteratur, Kunst und Politik, Archiv für Geographie, Allgemeine Litteratur-Zeitung; Alfred, Statesman, Morning Chronicle, Times, Traveller, The Courier, Dubliner Evening-Post. Und andere. Kleist hat freilich nicht alle Blätter in Händen gehabt, so wahrscheinlich nicht die englischen Zeitungen. Die ihnen entnommenen Nachrichten wurden ihm wohl durch andere Zeitungen vermittelt. Seine Hauptquelle waren die Hamburger Journale und Zeitungen, darunter insbesondere

die Hamburger Liste der Börsen-Halle. Hamburg zog, vermöge seiner Lage und Bedeutung, alle die nördlichen Staaten berührenden Nachrichten früher, als jeder andere Ort, an sich. Selbst *Moniteur* und *Journal de l'Empire* kamen, wie es scheint, über Holland schneller nach Hamburg und von da nach Berlin, als auf der inländischen Militärstraße über den Rhein, Cassel, Magdeburg nach Berlin: so daß meist in den Berliner Abendblättern die Nachrichten der französischen Blätter nach dem schon übersetzten Texte der Hamburger Zeitungen erschienen, ohne daß jedoch daneben die Originalbenutzung der Pariser Organe ausgeschlossen gewesen wäre. Für Nachrichten aus dem südlichen, rheinbündischen Deutschland wurde der Nürnberger Korrespondent die eigentliche Quelle Kleist's.

Im umgekehrten Verhältnisse zur anwachsenden Entwicklung des „*Bulletins der öffentlichen Blätter*“ in den Berliner Abendblättern verminderte sich das Maß der Arbeit, die Kleist aufwandte. Ein je beschränkterer Raum anfänglich für das *Bulletin* zur Verfügung blieb, desto mehr Parteiinteresse in der Auswahl und desto mehr Sorgfalt in der Uebersetzung oder kürzenden Stilbehandlung der Nachrichten war möglich und in Kleist's Sinne auch nothwendig. Kleist's Aufmerksamkeit als Redacteur erstreckte sich bis in alle Ecken und Winkel seines Unternehmens. Er drückte, in den guten Zeiten der Abendblätter, jeder Zeile den Stempel seines literarischen Willens auf. Wer äußerlich, damals wie heute, die Abendblätter ansieht, merkt das nicht. Aber in Folge fortgesetzter Vergleichen der benutzten Zeitungen mit den Abendblättern ist mir ein unerschöpfliches Beobachtungsmaterial in die Hände gewachsen. Ich staune über die Arbeit, die Heinrich von Kleist tagtäglich geleistet hat. Die ganze Masse vorzulegen ist unmöglich. Nur Proben seien im Folgenden zur Veranschaulichung der Dinge gegeben.

Ich wähle zunächst ein paar vollständige Nachrichtengruppen der Abendblätter aus. Die erste aus der früheren Zeit, wo noch unter dem Titel „Miscellen“ auswärtige Nachrichten und Berlinische Neuigkeiten vereinigt wurden. Ich stelle die Abendblätter neben ihre Quellen.

Abendblätter Nr. 24, 27. Oct. 1810.

Miscellen.

Fr. v. Stael hat das Unglück gehabt, daß ihr Werk, *Lettres sur l'Allemagne* u. s. w. woran sie seit acht Jahren gearbeitet hatte und welches von drei Censoren war gebilligt worden, confiscirt worden ist: die Probebögen und Manuscripte sind ihr zu Blois von dem Präfecten abgenommen worden. Man berechnet den Verlust der Verleger auf 50 000 Franken.

[Ohne Angabe der Herkunft.]

In Wilmersdorf hat man, bei dem Brande, wiederum zwei verdächtige Menschen bemerkt, die sich gleich nachher entfernt haben.

Auch hat man neuerlich in der Hasenheide wieder zwei Pechluchen gefunden.

Die Bank von London, heißt es, werde denjenigen Hilfe leisten, die dem Hrn. A. Goldschmidt Vorschüsse gemacht haben. (L. d. B.)

Öffentliche Blätter widerlegen das Gerücht, daß der Kaiser von

Liste der Börsen-Halle, den 24. October 1810.

Madame de Stael, die, wie man weiß, sich in diesem Augenblick im Innern von Frankreich befindet, sich seit acht Jahren mit der Composition eines Werkes über Literatur beschäftigt, und es so eben drucken lassen wollte, hat das Unglück gehabt, daß ihr Werk, obgleich es von drei Censoren war gebilligt worden, confiscirt worden ist; die Probebögen und Manuscripte sind ihr, wie man sagt, zu Blois von dem Präfecten abgenommen worden, so daß auch nicht ein Exemplar davon ans Tageslicht kommen kann. Den Verlust für den Verleger berechnet man auf 50 000 Franken.

[Aus einem längeren Artikel über das Schwanken der englischen Staatsfonds:]

. . . Uebrigens will man wissen, daß die Bank denjenigen Hilfe leisten wird, welche dem Herrn Goldschmid Vorschüsse gemacht haben . . .

Liste der Börsen-Halle (nach dem Journal de l'Empire):

Einige politische Speculanten, welche die Soverains von Europa

Oesterreich und ein Prinz seines Hauses in Fontainebleau eintreffen werden.

[Ohne Angabe der Herkunft.]

nach eigenem Gefallen auf Reisen schicken, verbreiten seit einigen Tagen das Gerücht, daß Se. Majestät der Kaiser von Oestreich, oder ein Prinz seines Hauses, in Fontainebleau eintreffen werden. Man weiß nicht, woher diese Neuigkeitskrämer ihre Nachrichten erhalten; es scheint aber gewiß, daß man in Wien und in Fontainebleau nichts davon weiß.

Ferner: in den Abendblättern No. 67, vom 17. December 1810, bilden folgende Nachrichten (links), zu denen ich (rechts) die Quellen setze, das vollständige „Bulletin der öffentl. Blätter:“

Berliner Abendblätter.

Am 27 sten Nov. war in Petersburg der Wechsel-Cours 7 à 6<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Schilling Banco \*).

Dieser unglaublich niedrige Stand des Wechselcours erinnert an die gleiche Lage der Dinge in Oestreich. Auf gleiche Weise wie dort, hat die Petersburger Kaufmannschaft aus ihrer Mitte eine Committee zu Untersuchung der Ursachen niedergesetzt. Der Finanzminister hat diese Maasregel in Vorschlag gebracht, und Sr. Majestät der Kaiser haben sie bestätigt. (Hamb. Corr.)

In Wien erhalten die Truppen wegen des niedrigen Standes der Bankzettel vierfache Löhnung (ibid.)

Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburg. unpartheyischen Correspondenten No. 199. 14. Dec. 1810. Schreiben aus St. Petersburg v. 28. Nov.

Der ungewöhnlich niedrige Stand des Wechsel-Courses hat die hiesige Kaufmannschaft bestimmt, aus ihren Mitteln eine Committee niederzusetzen, welche sich mit Untersuchungen über die Ursachen des niedrigen Wechsel-Courses und den Mitteln, demselben abzuhelpen, beschäftigen soll. Die Committee besteht aus neun Mitgliedern, nämlich den Herren Hall, F. W. Amburger, P. Sewerin, Pichler, Bleßig, Carstens, Stiegliz, Molwo und Schoel. Der Finanzminister hat diese Maasregel in Vorschlag gebracht und Se. Majestät der Kaiser haben sie bestätigt.

Schreiben aus Wien, v. 5. Decemb.

Wegen des niedern Standes des Papiergeldes erhalten jetzt die Truppen eine vierfache Löhnung.

\*) Der Coursstand in jedem Hamburger Blatt besonders gegeben und dorthin von Kleist genommen und dem Artikel vorgelegt.

Er. Päbstl. Heiligkeit haben am 12ten Nov. die Tochter des Generals Cäsar Berthier ehelich eingesegnet.\*) (L. d. B.)

Das Begräbniß des Reichsmarschall Fersen ist in Stochholm am 4. Dec. mit größtem Gepränge unter dem Donner von 80 Kanonenschüssen vollzogen worden. (Hamb. Corr.)

In dem Mayländer officiellen Blatt werden aus Nizza die fürchterlichen Fortschritte der Pest (nicht des gelben Fiebers) an der Südküste von Spanien beschrieben (ibid.)

Liste der Börsen-Halle, 14. Dec. 1810 (gleichlautend im Hamb. Corresp.)

Vom Mayn, vom 10. December.

Se. Päbstl. Heiligkeit haben am 12ten Nov. die Tochter des Generals Cäsar Berthier in Savona ehelich eingesegnet.

Hamb. Correspondent: Schreiben aus Stochholm, vom 4. December.

Heute Mittag hat das solemne Begräbniß des verstorbenen Reichsmarschalls zc., Grafen Axel von Fersen, mit aller einem Seraphinen-Ritter gehörigen Pracht, in der hiesigen Ritterholms-Kirche Statt gehabt. Die Proceßion, die außerordentlich zahlreich war, gieng vor dem Königl. Schlosse vorbey. Die ganze Garnison paradirte. Ihre Excellenzen, die Reichsherren, die Staats- und Justizräthe, mehrere Generals, worunter die Freyherren Sandels und von Döbeln sowol als Gen. Silversparre, wohnten diesem Act bey. Während der Beerdigung wurden 80 Kanonenschüsse in zwey Reprisen abgefeuert.

Ebenda: Mayland, 28. Nov.

Das hiesige officielle Blatt liefert folgende Berichte aus Nizza: . . . Die officiellen Anzeigen des Sanitätsraths zu Marseille setzen es außer Zweifel, daß zu Carthagena und Malaga die Pest herrscht. Diese Landplage macht fürchterliche Fortschritte . . [folgen weitere Angaben.]

\*) Ich bemerkte, daß Kleist, entgegen seinen Quellen, Er. Heiligkeit und Er. Majestät zweimal im Nominativ gebraucht: Er. Majestät aber pflegen so preussische Offiziere noch jezt zu sagen.

Auf dem bevorstehenden Landtage in Sachsen werden Veränderungen von der größten Wichtigkeit proponirt werden. Es wird eine Territorialeintheilung nach Präfecturen statt haben, und der Code Napoleon mit einigen Modificationen wird eingeführt werden.

(S. neue Zeitung.)\*

Hamburg. Neue Zeitung, 199 Stück. 14. Dec. 1810: Vom Mayn, 7. Dec.

Man bereitet in Sachsen höchst wichtige Arbeiten vor, die dem nun bald zu eröffnenden Landtag vorgelegt werden sollen. Man erwartet große Veränderungen in der Organisation des Königreichs, Veränderungen, die dem Geist der Zeit und den in Frankreich und mehreren Staaten des Rheinbunds gültigen Einrichtungen angemessen sind. Dem Vernehmen nach wird eine neue Territorial-Eintheilung des Königreichs Statt haben, man wird Departement-Präfecten aufstellen und eine neue Gerichtsordnung einführen; der Code Napoleon mit einigen Modificationen soll angenommen werden. Auch eine neue Criminal-Gesetzgebung wird erwartet.

Man wird diesen wenigen Proben entnehmen, welchen Quellwerth für Kleist die Liste der Börsen-Halle hatte. Späterhin setzte er ganze Nummern aus ihren Nachrichten zusammen. Das 9. Abendblatt, beispielsweise, vom 11. Januar 1811, ist auf allen vier Seiten eine wörtliche Wiedergabe der englischen Nachrichten aus der Liste der Börsen-Halle vom 8. Januar. Hier ist dieses Blatt von Kleist citirt worden. Dagegen fehlt das Citat, gewiß nicht aus irgend welcher Absicht, im 3. Abendblatt vom 4. Januar 1811, das zwei ausführliche Berichte aus dem „heutigen Moniteur“ enthält: beide aber sind wörtlich — mit kleinen Abweichungen, die auf Verschreibung oder undeutliche Schriftzüge Kleist's zurückgehen — der Liste der Börsen-Halle vom 1. Januar 1811 entnommen. Das allerletzte Abendblatt, das vom 30. März 1811, ist seinem

\*) Absichtlich ist von Kleist die Bezeichnung Sachsens als eines Königreiches hier vermieden.

ganzen Umfange nach, bis auf den Schlußsatz Kleist's (oben S. 164) der Liste der Börsen-Halle vom 26. März 1811 nachgedruckt. Zuletzt gab Kleist die Nachrichten häufig so, wie sie ihm in den öffentlichen Blättern vorkamen, ohne eigene Arbeit noch daran zu setzen.

Der Nürnberger Korrespondent von und für Deutschland wurde von Kleist nicht minder ausgiebig benutzt. Allein da er als Quelle mehr während des zweiten Quartals der Abendblätter hervortritt, wo Kleist von der Bearbeitung der Nachrichten bereits abließ, so fand die Uebernahme der Artikel fast immer in genauem Wortlaute Statt, so daß Beispiele dafür zu bringen überflüssig wäre. Der Krieg in Spanien, die französischen Maßnahmen zur Durchführung der Continentsperre und die englischen Gegenmaßnahmen waren die Vorgänge, auf welche die damaligen Zeitungen, und gleich ihnen die Berliner Abendblätter ihre Aufmerksamkeit richteten. Nach welcher Seite die Sympathien Kleist's und seiner Freunde neigten, wissen wir.

Ein weiterer Complex von Vorgängen betraf die Thronveränderungen in Schweden, bei denen Kleist und seine Freunde mit ihrem Gefühle auf Seite der Unterlegenen und Vertriebenen standen. In diesem Sinne wurde das auf den König Gustav IV. Abolpß gedeutete Gedicht von C. M. Arndt hervorgezogen und von Kleist in den Abendblättern verbreitet (unten S. 469). Als der Kronprinz Karl August plötzlich starb, an dessen Stelle nunmehr Bernadotte gewählt wurde, hielt man den Grafen Fersen für den heimlichen Mörder. Beim Leichenbegängnisse fiel Graf Fersen der Volkswuth zum Opfer. Auf diese Begebenheiten beziehen sich viele Nachrichten der Abendblätter. Zunächst übersezte Kleist aus dem Französischen einen Brief der Gräfin Piper, der Schwester des Grafen Fersen. Das Original war in den Zeiten, herausgegeben von

Christian Daniel Voss (Leipzig 1810. 24, 139), erschienen. Der Artikel zeigt uns Kleist als gewandten und einem guten Deutsch zuliebe unverzagt zufassenden Uebersetzer: Nr. 43 der Berliner Abendblätter, vom 19. November 1810.

#### Die Zeiten.

Forteresse de Waxholm en Suede  
du 10. d'Aout 1810.

Ce n'est qu'apresent ma chère et bonne amie, que je puis assez rassembler mes idees pour vous écrire, encore seront elles confuses et troublées par l'horreur et le saisissement, dont je ne sortirai jamais. Je vais quoi, qu'il en coute à mon coeur, vous faire des details, mais je le dois à la constante amitie que vous m'avez temoigné; il est bon, que les gens de bien connoissent, jusqu' où va l'atrocité du mensonge le plus affreux, jusqu' où il a su pousser ses horribles poursuites. Depuis le temps de la revolte, que se fit contre Gustave IV., les esprits etoient montés à la revolte, ils se formentoient, ils se formoient des plans de trouble. La classe de laquais avoit des rassemblements cachés, des écrits incendiaires, portants tous contre les maitres et les gens en place circuloient, se rependoient à Stockholm, comme en province et marquoient en mecontentement suivi de sedition. Le Prince Royal arrive, son abord plait, il se sait aimer. Il avoit en effet des qualités bien estimables, brave militaire, simple

#### Kleist.

Brief der Gräfinn Piper, an eine  
Freundinn in Deutschland.

Festung Waxholm in Schweden d. 10. Aug. 1810.

Erst jetzt, meine theure und liebe Freundinn, kann ich meine Geister in dem Maaße sammeln, als es nöthig ist, um Ihnen zu schreiben, und noch werden meine Gedanken verworren und zerrissen sein, unter der Einwirkung des Schreckens und des Entsetzens, in welchem meine Seele befangen ist. Gleichwohl, so schwer es mir wird, so bin ich es der standhaften Freundschaft, die Sie mir bewiesen haben, schuldig, Ihnen einige Zeilen zu schreiben; es ist gut und zweckmäßig, zur Wissenschaft aller Männer von Ehre zu bringen, wie weit die Vermegenheit der abscheulichsten Lüge, und der Grimm ihrer entsetzlichen Verfolgungen geht. Seit jenes, gegen Gustav IV. ausgeübten Gewaltschrittes, waren die Gemüther überhaupt zur Rebellion geneigt: der Keim der Empörung bildete sich und gährte in ihrem Innern. Bediente und Lakaien hatten geheime Zusammentünfte; Brandbriefe gegen ihre Herrn und gegen die Männer in Amt und Würden, gingen, in Stockholm sowohl als in der Provinz, von Hand zu Hand, und verriethen nur zu deutlich die allgemeine Vöhrung. Darauf kömmt

et bon dans ses manières, se rapprochant avec bonté de tous les états, il convenoit en tout à ce pays et y fut apprécié par ses véritables grandes et rares qualités. Cet amour pour lui calma ou parut calmer les esprits, le bonheur de la Suède commençoit à renaître et nous étions tous calmes d'espérer sous lui un règne heureux, doux et juste, ce Prince avoit de hautes qualités et un cœur excellent. Sa mort fut hélas! le signal des maux de la Suède. Les séditeux, qui ne desiroient qu'une occasion de commencer la révolte, saisirent ce moment pour parvenir à leur fin; l'on fit courir partout le bruit, que la mort du prince n'étoit pas naturelle, que le poison avoit mis fin à ses jours, que notre famille en étoit les auteurs, et qu'encore d'autres grandes familles y étoient réunies, que mon infortuné frère et moi en étions surtout les auteurs. Nous avons été hélas! mon frère et moi les derniers à savoir les bruits atroces contre nous; nous avons ignoré longtemps les calomnies, dirigées dans les papiers qui circuloient dans le pays; forts de notre bonne conscience, assurés par la pureté de nos cœurs et notre innocence nous étions dans la sécurité, il nous sembloit impossible, qu'une conduite sans tache, éprouvée depuis nos jeunes années, qu'un dévouement entier aux principes sacrés, comme

der Kronprinz an: sein Anblick gefüllt, er weiß sich geliebt zu machen. Und in der That hatte er die angenehmsten und schätzenswürdigsten Eigenschaften; tapfer als Soldat, einfach und edelmüthig in seinen Sitten, voll von Güte und Herablassung für alle Stände, schickte er sich in jeder Rücksicht für dies Land; er ward nach seinem vollen Verdienst darin gewürdigt. Diese Liebe zu ihm beschwichtigte oder schien wenigstens die Gemüther zu beschwichtigen; das Glück Schwedens schimmerte von Neuem empor, und bei der milden und gerechten Denkungsart dieses Herrn, hoffte jeder auf eine glückliche Regierung. Sein Tod, ach! war das Zeichen des Hineinbrechens aller Uebel über Schweden. Die Unzufriedenen, die nichts als eine Gelegenheit wünschten, um die Revolution zu beginnen, ergriffen diesen Augenblick, um zu ihrem Zweck zu gelangen. Ueberall streute man Gerüchte aus, des Prinzen Tod sei kein natürlicher, das Gift habe seinem Leben ein Ende gemacht; unsere Familie sei der Urheber dieses Verbrechens, noch mehrere große Familien seien darin verwickelt, mein Bruder aber und ich vorzüglich die Anstifter desselben. Wir waren, leider! mein Bruder und ich, die Letzten, die von diesen abscheulichen Stadtgesprächen unterrichtet wurden; wir wußten nichts von den Verläumdungen, die in öffentlichen Blättern gegen uns im Umlauf waren; im Schooß eines reinen Gewissens und

homme d'état, comme citoyen devoit assurer à mon frère (apresent meconnu) la sureté et la justice publique; nous avons cru, lui et moi, que ces bruits n'avoient pour but qu'une mediance particuliere de quelques malveillants, et qui ne pourroient sans absurdité et depourvues de toute espece de fondement, faire impression. Ce ne fut que 6 jours avant la journée affreuse du 20, que nous aprimes les horreurs dites contre nous, et nous les avons alors trouvées tellement depourvues de l'ombre de croyance, que même ils ne nous ont pas inquiétés. Dailleurs, lorsque l'on se repose sur 56 années de conduite sans reproche, l'on est loin de penser, que l'on est totalement meconnu. Dans cette securité, me reposant sur son coeur, sur les vertues et son caractere loyal, j'etois sans alarmes pour mon frère et lui sans apprehensions. La nation suedoise s'étant dailleurs toujours montré noble et jamais injuste et cruelle, comment aprehender, que la plus noire calomnie put lui faire changer en un moment de caractere. Non, ma chere amie, cette crainte ne pouvoit entrer dans nos coeurs, je savois la vie de mon frère ecoulée dans la pratique de la vertu, je devois le croire en sureté. Nous nous separames donc le 20, le matin a 9 heures avec le calme de la bonne conscience. La cour du

der Unschuld unsrer Herzen lebten wir in völliger Ruhe und Sicherheit. Es schien uns unmöglich, daß eine tadellose Aufführung seit den Tagen unserer frühesten Jugend, daß ein gängliches Hingeben, als Staatsmann sowohl als Bürger, an die geheiligten Grundsätze der Ehre meinem (jetzt so schwer verklamten) Bruder nicht den Schutz der öffentlichen Sicherheit und Gerechtigkeit verbürgen sollten. Wir glaubten, er sowohl als ich, diese Gerüchte hätten keine andre Quelle, als die Verhehungen einzelner Uebelgestun-ter, und könnten, von allen Belegen entblößt, vernünftiger Weise keinen Eindruck machen. Erst 6 Tage vor dem schrecklichen 20ten erfuhren wir die, gegen uns im Volk umlaufenden, Schmähungen; und auch selbst dann noch konnten wir uns nicht entschließen, eine bedeutende Rücksicht darauf zu nehmen. Ueberdies, wenn man sechs und fünfzig tadellos durchlebte Jahre hinter sich hat, so glaubt man nicht, so unerhört verkannt zu sein. Indem ich mich nun völlig auf das Herz meines Bruders, auf seine Tugenden und seinen offenen und trefflichen Charakter stützte, war ich seinethalben ohne die mindeste Besorgniß. Der Edel-muth und die Gerechtigkeit der schwedischen Nation war auch zu bekannt, als daß es nur von fern möglich geschiene hätte, die schwärzeste Verläumdung könne diesen Charakter in der Schnelligkeit eines Augenblicks umwandeln. So trennten wir uns nun den 20ten Mor-

roi alla au devant du convoi du prince royal. Vous saurez mieux que moi des details à cet egard, je n'en jamais la force de les entendre — — — A deux heures l'on vint me dire que ce frère cheri, etoit mort, victime de la populace — — — Mon état à cette nouvelle m'enpecha d'en entendre d'avantage, aneantie et dans l'état d'horreur, ou jetois plongée, je sais à peine, que les officiers de garde avec une garde nombreuse sauvèrent ma maison du pillage et assurement ma malheureuse vie, qui etoit également proscrite. Je conjurai, que l'on mit le scelé aux papiers de mon frère et aux miens. Voila, quelle fut ma premiere journée avec ma fille, grosse de 7 mois et deux anciens amis de mon frère. Ceux ci m'anoncèrent par les avis, qu'ils avoient reçus en entrants et sortants de la maison, qu'il n'y avoit plus de sureté pour moi dans cette maison infortunée, que je ne devois plus y passer la nuit. Enfin à 9 heures du soir, il me salut au risque de la vie quitter cette maison, devenue si funeste pour moi. Je suis deguisee en servante, je ne voulois pas quitter le pays, mais je demandois un ordre pour le Commandant de cette forteresse ci, pour m'y rendre, et y prendre les moyens de mettre en évidence l'innocence de mon malheureux frère et la mienne. Je fus sur mer

gens um 9 Uhr, in der Sorglosigkeit eines ganz ungestörten Bewusstseins. Der Königl. Hof ging, wie Sie wissen, dem Leichenzug des Kronprinzen entgegen. Aber Sie kennen besser, als ich, die entsetzlichen Umstände, die diesen Vorfall — niemals hatte ich die Kraft sie anzuhören. — — Um 2 Uhr kam man, und sagte mir, daß dieser theure Bruder, todt, ein Opfer der Volkswuth — — —. Mein Zustand, bei dieser Nachricht, erlaubte mir nie, das Ausführliche darüber — Ich weiß nur, daß einige Offiziere von der Garde, an der Spitze einer starken Wache, mein Haus vor der Zerstörung und Plünderung sicherten, und mein unglückliches, dem Tode gleichfalls geweihtes, Leben retteten. Ich beschwor sie, die Papiere meines Bruders und die meinigen, unter Siegel zu legen. — So verstrich der Tag, für mich und meine im siebenten Monat schwangere Tochter. Inzwischen zeigten mir zwei bewährte Freunde meines Bruders an, daß für mich keine Sicherheit mehr in diesem Hause sei und daß ich es noch vor der Nacht verlassen mußte. Demnach entschloß ich mich, um 9 Uhr Abends, mit Gefahr meines Lebens zu diesem Schritt; man hüllte mich in die Kleider einer Dienstmagd, und da ich nicht aus dem Lande fliehen wollte, so ertheilte man mir, auf meine Bitte, einen Befehl für den Commandanten der hiesigen Festung, um mich dahin zu retten, und von hier aus

jusqu' à 7 heures du matin dans une pluie et un vent terrible; ce fut après 36 heures, que je pus changer de vêtements, qui trempés de pluie secherent sur mon corps. Arrivée ici, je trouvai des âmes compatissantes, bien traitée par le Commandant et les officiers, remplis d'égards et d'attention pour moi. C'est d'ici, que j'ai demandée justice pour la mémoire de mon malheureux frère et pour moi. Je suis ici à ma demande pour réclamer les loix contre la violence et la plus atroce calomnie. Nul autre part mes tristes jours n'étoient en sûreté, car la rage et le mensonge avoit parmi le peuple proscriit ma pénible existence. Oh, ma chere amie, je ne vous dis pas la moitié, de ce que j'ai soufferte; grand dieu! que n'aie pas eu à éprouver, et combien ma sombre retraite ici, m'a paru un azile conforme à mon triste coeur: J'ai passée ici un mois toute seule avec ma fille de chambre, qui est venue m'y joindre le lendemain de mon arrivée. J'ai demandée à ne recevoir ny lettres ny personne, je n'ai pas permis à mes enfans de venir avant mon interrogatoire. Je me suis imposé ces privations moi même; du reste je ne suis absolument ni prisonniere, ni traitée ainsi; il n'a jamais été défendu de m'écrire. Je reçois de moment votre petit billet; votre intérêt me comble, oui, je vous y recon-

meine und die Unschuld meines unglücklichen Bruders an den Tag zu legen. Bis 7 Uhr Morgens war ich in einem entsetzlichen Regen und Wind auf dem Meere; erst nach 36 Stunden war es mir vergönnt, meine ganz durchnässten Kleider zu wechseln. Hier endlich fand ich Theilnahme und Wohlwollen bei dem Commandanten und seinen Offizieren; ihre Behandlung war voll von Achtung und Menschlichkeit, und mein erster Schritt war sogleich, mich wegen meines unglücklichen Bruders und meiner, an die öffentliche Gerechtigkeit zu wenden.

O meine theure Freundinn! Ich habe nur die Hälfte meiner Leiden erzählt! Wie schrecklich war dieser einsame Aufenthalt meinem traurigen Herzen.

Ich habe einen Monat ganz allein mit meinem Kammermädchen zugebracht, die sich, am Morgen nach meiner Ankunft, hier bei mir eingefunden hat: weder meine Kinder, noch sonst irgend jemand sah ich; ich habe selbst gefordert, daß man mich mit Briefen bis zu meinem Verhör verschonen möchte. — Uebrigens, theure Freundinn, bin ich, wie schon bemerkt, weder Gefangene, noch so behandelt, und es steht jedermann frei, mir zu schreiben. Ich bekomme in diesem Augenblick Ihr kleines Billet, und

nois, ce trait, ne m'etoit pas inatendu; j'etois sure des sentiments, que je viens de lire dans votre lettre et ne puis assez vous en remercier. Je suis faible et malade, j'ai la fièvre et eû 2 ataqes de la Gracelle. J'ai toute seule, tout fait et ecrit pour ma justification; ma cause parle d'elle même. Je suis allitée et bien fatiguée dans ce moment d'avoir tant ecrit, mais je le devois à votre amitié et vous voyez que je n'ai pas attendue votre lettre pour etre sure de votre coeur. Le mien est absorbé par le triste souvenir de mon bien aimé frère au regret duquel j'ai consacré tout le reste de ma deplorable vie.

die Theilnahme, die Sie mir darin zu erkennen geben, rührt mich.

Sehr schwach bin ich und krank am Fieber — ich habe ganz allein und ohne Hilfe meine Vertheidigungsschrift aufgesetzt, meine Sache spricht für sich selbst; doch fühle ich mich sehr ermüdet davon.

Ach! Mein Leben ist durch die Rückerinnerung an das Schicksal meines lieben Bruders verbittert! —

Graf Fersen's Unschuld kam an den Tag. Seine Beerdigung fand, wie Kleist auch in seinen Blättern berichtete (oben S. 401), mit den ihm gebührenden Ehren Statt. Der König drückte der Gräfin in eigenhändiger Zuschrift seine Theilnahme aus (Abendblätter Nr. 1 vom 2. Januar 1811). Die schwedische Gesellschaft aber wurde noch lange von den Nachwirkungen dieses schrecklichen Ereignisses geschüttelt. Wiewohl noch Manches zu besprechen wäre, verlasse ich doch diese Dinge, um Kleist auch noch als Berichterstatter und Uebersetzer englischer Texte zu zeigen.

Als Beispiel dafür gebe ich einen sich wie einen Originalartikel lesenden Aufsatz, der auf dem Annual-Register von 1776 beruht, und der zugleich zeigt, wie Kleist auch bestrebt war, andere als politische und militärische Nachrichten heranzuziehen:

## The Annual Register.

London 1776, Natural History  
pag. 82.

Extraordinary Instance of Maternal Affection in a savage Animal, to which several of the Gentlemen and Seamen belonging to the Carcass Frigate, which went out, a short Time since, to make Discoveries towards the North Pole, were Eye Witnesses.

While the Carcass was locked in the ice, early one morning the man at the masthead gave notice, that three bears were making their way very fast over the frozen ocean, and were directing their course towards the ship. They had, no doubt, been invited by the scent of some blubber of a sea-horse the crew had killed a few days before, which had been set on fire, and was burning on the ice at the time of their approach. They proved to be a she-bear and her two cubs; but the cubs were nearly as large as the dam. They ran eagerly to the fire, and drew out from the flames part of the flesh of the sea-horse that remained unconsumed, and eat it voraciously. The crew from the ship threw great lumps of the flesh of the sea-horse, which they had still left upon the ice, which the old bear fetched away singly, laid every lump before her cubs as she brought it, and, dividing it, gave each a share, reserving but a small portion to

## Kleist

Berliner Abendblätter Nr. 83. 84,  
8. 9. Februar 1811.

Außerordentliches Beispiel von Mutterliebe bei einem wilden Thiere.

Als die Fregatte the carcass, welche im Jahr 1772 nach dem Nordpol segelte, um Entdeckungen zu machen, eingefroren war, meldete der Wächter auf dem Mast an einem Morgen, daß drei Bären heftig über den Ocean liefen, und dem Schiffe zueilten. Sie waren ohne Zweifel durch den Thrangeruch von einem Seepferd eingeladen worden, welches das Schiffsvolk einige Tage vorher getödtet hatte, und eben auf dem Eise verbrannte. Es zeigte sich gleich, daß es eine Bärinn mit zwei Jungen war, die aber fast so groß waren, wie ihre Mutter. Sie rannten dem Feuer zu, rissen Stücke Fleisch heraus, welche unverbraunt geblieben waren, und fraßen sie gierig auf. Das Schiffsvolk warf ihnen noch mehr Klumpen Seepferdefleisch hin, welche man auf dem Eise hatte liegen lassen. Die alte Bärinn holte einen nach dem andern, legte ihn, so wie sie ihn brachte, vor die Jungen hin, zertheilte ihn, gab jedem ein großes Stück, und behielt für sich nur ein kleines. Wie sie den letzten holte, feuerte man auf die Jungen, schoß

herself. As she was fetching away the last piece, they levelled their musquets at the cubs, and shot them both dead, and, in her retreat, they wounded the dam, but not mortally. It would have drawn tears of pity, from any but unfeeling minds, to have marked the affectionate concern expressed by this poor beast in the dying moments of her expiring young. Though she was sorely wounded, and could but just crawl to the place where they lay, she carried the lump of flesh she had fetched away, as she had done others before; tore it in pieces, and laid it down before them; and, when she saw that they refused to eat, she laid her paws first upon one, and then upon the other, and endeavoured to raise them up: all this while, it was pitiful to hear her moan. When she found she could not stir them, she went off, and, when she had got at some distance, looked back and moaned; and, that not availing her to entice them away, she returned, and, smelling round them, began to lick their wounds. She went off a second time, as before; and, having crawled a few paces, looked again behind her, and for some time stood moaning. But still, her cubs not rising to follow her, she returned to them again, and, with signs of inexpressible fondness, went round one, and round the

sie nieder, und verwundete die Mutter auf ihrem Rückwege, obgleich nicht tödtlich. Hier würde es auch der rauhesten Seele Empfindungen des Mitleidens ausgepreßt haben, wenn sie die liebevolle Kümmerniß gesehen hätte, welche das arme Thier bei dem Sterben ihrer Jungen ausdrückte. Ob sie gleich schwer verwundet war, und kaum zu dem Plage, wo sie lagen, kriechen konnte, so schleppte sie doch das Stück Fleisch mit, welches sie zuletzt gefast hatte, zertheilte es wie die vorigen, und legte es vor sie nieder. Und wie sie sah, daß sie nicht fressen wollten, legte sie ihre Taten erst auf das eine, und dann auf das andere, und wollte sie gerne aufrichten. Erbärmlich war die ganze Zeit über ihr Wehzen anzuhören. Wie sie fand, daß sie ihre Jungen nicht aufrichten konnte, kroch sie eine kleine Strecke von ihnen weg, sah zurück und ächzte. Wie dieses Hinweglocken nicht helfen wollte, kehrte sie zurück, roch um sie herum, und hub an, ihre Wunden zu lecken. Sie kroch darauf noch einmal einige Schritte weg, sah wieder zurück, und stand einige Augenblicke still und ächzend. Aber ihre Jungen konnten ihr nicht folgen. Sie kroch wieder zu ihnen, ging mit den Zeichen der unausdrückbarsten Liebe um sie herum, sie betastend und ächzend. Endlich, wie sie fand, daß sie todt, und ohne Leben waren, hob sie ihr Haupt in die Höhe, sah nach dem Schiffe, und heulte den Mör-

other, pawing them and moaning. Finding at last that they were cold and lifeless, she raised head towards the ship, and growled a curse upon the murderers, which they returned with a volley of musquet balls. She fell between her cubs, and died licking their wounds.

bern einen Fluch zu, den diese mit einer Musketensalve beantworteten. Sie fiel hierauf zwischen ihre Jungen nieder, und starb, ihre Wunden leckend.

Die Stoffe derartiger unterhaltender Nachrichten sind äußerst mannichfaltig. Sie gehen auch auf das Gebiet der Litteratur, Poesie und Kunst hinüber. Daß von Geyner's Tode Abels eine französische Uebersetzung im Moniteur erschien, bemerkte Kleist sogleich in seinem Abendblatt vom 23. November 1810. Jede auswärtige Notiz über die Frau von Stael, über Dehleschläger, über Baggesen u. a. fand sicher ihren Eingang in die Abendblätter. In allen Fällen aber muß man, soweit Kleist's eigene Arbeits-Betheiligung oder Nichtbetheiligung in Frage kommt, auf der Hut sein: ohne Auffindung und Bestimmung der Quelle, führt ein nach sprachlichen Beobachtungen allein gebildetes Urtheil gar zu leicht auf falsche Wege. Ich habe das, im langsamen Fortschritt meiner Untersuchungen, oft genug durchkosten müssen. Ich führe zum Belege eine Miscelle aus dem 51. Abendblatte, vom 28. November 1810, vor, die auf Schokke's Miscellen für die neueste Weltkunde (1810, S. 364) beruht:

Misc. f. d. n. Weltkunde.

Aus Italien.

Zu Siena ist vor kurzem ein für die Litteratur und Kunst gleich interessanter Fund gemacht worden. Schon seit geraumer Zeit beschäftigte sich hier ein Hr. Antonio Piccolomini Bellanti mit Sammlung alter Medaillen und berühmter

Abendblätter.

Aus Italien.

Zu Siena ist vor Kurzen ein für die Litteratur und Kunst gleich interessanter Fund gemacht worden. Hr. Antonio Piccolomini Bellanti nämlich, der sich längst mit Sammlung alter Medaillen und Malereien beschäftigte, hat das Bild-

Malereien. Sein Museum ward reicher und merkwürdiger, als man es bei irgend einem wohlbegüterten Privatmann zu finden erwarten könnte. Jetzt verschönert eins der seltensten Gemälde seine Sammlung. Es ist das Bildniß der unsterblichen Laura, der Geliebten Petrarka's, welches auf Verlangen des Dichters Simone di Memmo von Siena gemalt hat. Es ist so schön erhalten, daß man davon auch nicht den geringsten Schaden der Zeit wahrnimmt. Die Arbeit selbst gehört zu den vorzüglichsten des berühmten Künstlers. Man sieht sie nicht ohne Bewunderung. Man erkennt Lauren, ihr Alter, ihren Karakter, ihr Kostüm, ihren Schmuck, ganz wie der göttliche Sänger sie zu schildern pfliegte.

niß der unsterblichen Laura, der Geliebten Petrarka's aufgefunden, welches, auf Verlangen dieses Dichters, sein Zeitgenosse, der Maler Simone di Memmo malte. Es ist so schön erhalten, daß man davon auch nicht die geringsten Spuren seines Alters wahrnimmt. Die Arbeit selbst gehört zu den vorzüglichsten des berühmten Künstlers. Man erkennt Laura, ihr Alter, ihren Charakter, ihr Kostüm, ihren Schmuck, ganz wie der göttliche Sänger sie zu schildern pfliegte.

Wie hat Kleist hier wieder durch Auslassung und Zusammenziehung etwas hervorgebracht, das, für sich allein gelesen, den Eindruck kleistischer Originalität gewähren würde!

Der Nachrichtendienst, den Kleist in dieser Weise für die Abendblätter zu üben hatte, war eine schwere Last für ihn. Erträglich noch, wo ein das Material ummodelndes Gedankenpiel die Thätigkeit erhöhte und in seiner eignen Schätzung adelte. Unerträglich aber auf die Dauer, als er allmählig sich genöthigt sah, nichts als geistlose Frohnarbeit zu leisten. Wie mag Kleist im Kampfe um das tägliche Brod unter dieser alle Tage neu aufstehenden Arbeit gelitten haben! Was ihm als die Hohepflicht seines Daseins vorschwebte, wonach seine Seele leidenschaftlich rang, mußte ungethan liegen bleiben. Keine Hand rührte sich für ihn. Welcher ins Physische übergreifende geistige Schmerz für ihn, durch Erfüllung aufgegebener

Tagespflicht sich selbst sein Lebensglück, das Glück künstlerischen Schaffens, zerstören zu müssen!

Worüber uns kein Zeugniß erhalten ist, das erschließe ich aus der Beschaffenheit der Abendblätter zweiten Quartals: Kleist arbeitete im Solde und im Interesse seines Verlegers Ruhn. Ruhn gab zugleich den Freimüthigen heraus. Während Abendblätter und Freimüthiger im ersten Quartal nichts miteinander gemein haben, erscheinen plötzlich im zweiten Quartal immer die nämlichen Nachrichten, wortgenau, in den beiden Journalen zugleich. Ein ganzes Vierteljahr lang! Massenhaftes Material habe ich aufgebracht. Kein Zweifel, daß Kleist die unselbständige Redactionsarbeit für beide Journale that. Vielleicht wurde Kleist dafür besonders honorirt; vielleicht war es aber die Kostenentschädigung, die Kleist an Ruhn in Tagesraten zu zahlen hatte. Unter diesem Gesichtspunkte betrachte ich es auch, daß Ruhn von Kleist die Novelle „Die Verlobung“ als Zugstück für den Quartalswechsel des Freimüthigen erhielt: die vor und nach dem 1. April 1811 vertheilten „Fortsetzungen“, in denen sie veröffentlicht wurde, sollten nach bekannter Speculation die Leser aus dem alten Quartal in das neue hinüberziehen helfen. Dazu war in diesem Falle Kleist's voller Name nöthig.

Ich habe Grund zu der Annahme, daß Kleist die niedere journalistische Arbeit, auch als er durch das Eingehen seiner Abendblätter frei wurde, im Stillen und ohne Preisgabe seines Namens fortgesetzt hat, ja — daß er sie auch früher all die Jahre hindurch, die er amt- und einkommenlos als Schriftsteller lebte, wo er sich aufhielt und die Gelegenheit sich bot, ausgeübt hat. Wovon lebte er die Jahre? Diejenigen Erzeugnisse, die er seines Namens würdigte, brachten ihm immer wenig ein. Die Zuschüsse von Hause, und für wenige Jahre die Pension der Königin, konnten ihm nur

das Nothdürftigste gewähren. Immer wieder, in Prag, in Berlin, und später noch einmal 1811, kommt er auf die Uebernahme einer Redactionsstellung zurück. Er mußte eben journalistische Erfahrungen gemacht haben und wissen, daß und wie auf diesem Wege Geld zu verdienen sei. Während des Schweizer Aufenthaltes schreibt er von nicht unbeträchtlichen Summen, die er durch eigne Arbeit erworben habe. Liegt die Annahme fern, daß er in irgend welche Zeitungen oder Journale geschrieben habe? Seine Schwester Ulrike muß gewußt haben, daß er für Zeitungen correspondirte: nur so versteht sich 1803 ihre Anfrage bei ihm wegen einer Correspondenz im Freimüthigen und seine Verneinung der Autorschaft. Unsere Untersuchung muß hier ganz neu einsetzen: indem ich dies ausspreche, bin ich mir wohl der mühseligen Folgen und der großen Schwierigkeiten bewußt, die zu überwältigen oder auch nicht zu überwältigen sind. Ich werde an anderer Stelle anonyme Arbeiten Kleist's in auswärtigen Zeitungen aufzuweisen suchen. Wir haben Kleist's „Sämmtliche Werke“ noch lange nicht beisammen. Es wird noch sehr energischer neuer Arbeit bedürfen, ehe wir dahin kommen. Dasselbe gilt mir von Arnim, von Brentano und anderen Zeitgenossen. Die Schriftstellerei dieser Männer fiel in eine Zeit, wo die an Bedeutung wachsende Tagespresse die deutsche Litteratur bereits in ihren Bereich zu ziehen begann, und günstig oder ungünstig auf ihre Entwicklung einwirkte. Wissenschaftlicher Thätigkeit fällt die Aufgabe zu, in diesen Zusammenhang zwischen Presse und Litteratur einzudringen, und was dabei gewonnen wird, zum Aufbau der Geschichte unserer Litteratur mit zu verwenden.

## Siebentes Capitel.

### Heinrich von Kleist's Freunde und Mitarbeiter.

---

Die Heinrich von Kleist befreundeten Autoren, die ihm in die Abendblätter litterarische oder dichterische Beiträge lieferten, waren Achim von Arnim, Bettina, Clemens Brentano, Wilhelm Grimm, Henriette Schütz, Ernst Moriz Arndt, Friedrich de la Motte Fouqué, Graf Loeben, Joseph von Eichendorff, Adam Müller und Beckedorff.

Da der Zweck der Berliner Abendblätter ein politischer war, so trat von vornherein das Allgemein-Litterarische dem Politischen nach oder mußte, wo es hervorkam, dem Politischen dienen. Aus diesem Grunde, und weil das einzelne Blatt nur über einen beschränkten Raum verfügte, konnte sich eine größere litterarische Studie, wie im Phöbus etwa, nicht entwickeln. Die Arbeitslage der Freunde war zudem nicht günstig. Kleist schuf in der kargen, von Redactionsgeschäften freien Zeit an seinen Dichtungen und Novellen, die er glücklich noch vollendete. Brentano förderte die Romanzen vom Rosenkranz. Arnim hatte seine kleineren novellistischen Sachen, die er von früher her besaß, erst kürzlich in der Gräfin Dolores untergebracht und steckte in der Vollendung seines Spieles Halle und Jerusalem. Adam Müller war jetzt ganz und gar

in das politische Getriebe hineingezogen. Von ihnen, auf die doch Kleist als seine Stützen von Anfang an gezählt hatte, konnten für gewöhnlich nur Beiträge geliefert werden, die nicht zu weit von ihrer Hauptarbeit ablenkten. Aber auch unter diesen Vorbehalten wird sich ungesucht die Gelegenheit zur Entfaltung und Ausbreitung der zwischen Kleist und seinen Freunden einst geknüpft gewesenen Beziehungen bieten. Die Einflußnahme Kleist's auf die Arbeiten Anderer, der Entstehungszusammenhang seiner eigenen Schriften, seine Arbeitsmethode im Kleinen wie im Großen wird sich beobachten lassen. Und zu dem Schriftenbestande der Freunde werden neue Stücke hinzutreten.

### I. Achim von Arnim.

In den Erörterungen über die Politik, das Theater, die Kunst, die Wissenschaft, die Anekdote und das Epigramm trat Arnim's persönliche und litterarische Betheiligung an den Abendblättern schon sehr stark hervor. Jetzt stehen im Wesentlichen noch vier Beiträge zur Betrachtung, die Arnim und Kleist in neuen Verhältnissen zeigen. Der erste Beitrag ist im 31. Abendblatte, vom 5. November 1810, die

#### 1. Warnung gegen weibliche Jägerei.

Wäre dieser Aufsatz auch nicht mit *vaa* (versehentlich für *ava*) gezeichnet, so würde man doch Arnim's sorglos anreihenden, nicht periodisirenden Stil durchfühlen können. Der Inhalt wiegt allerdings nicht schwer. Eine kurzsichtige Gräfin kann die Jagd nicht lassen. Sie schießt, anstatt eines Rehbockes, den sie fehlt, ihren Sohn und dessen Erzieher, einen Abbé, an. Der Abbé hat das Meiste abgekriegt. Trotzdem

kümmert sich, infolge eines komischen Mißverständnisses, der herbeigeholte Wundarzt nur um den jungen Grafen, und der Abbé wird sogar wegen seines schmerzlichen Gestöhnes, das man als unzeitiges Mitleid betrachtet, mit lustigen Worten zur Ruhe gemahnt. Er übersteht mit seinem Zögling glücklich die Schießgeschichte. Arnim äußert, daß er den Abbé selbst gesehen und gesprochen habe. Möglich, daß ihm diese oder eine ähnliche Geschichte irgendwo auf seinen Reisen begegnet ist.

Der Aufsatz steht auf dem Uebergang von der Anekdote zur Novelle. Mir scheint, daß die Art, wie Kleist Anekdotenstoffe bearbeitete, auf Arnim hier eingewirkt habe. Wir würden aber dabei nicht länger zu verweilen brauchen, enthielte dieser Arnim'sche Aufsatz nicht den ersten Druck von Goethe's „Schneidercourage“, die der Wundarzt zur beabsichtigten Erheiterung des Abbé her sagt, in der folgenden Form:

Es ist ein Schuß gefallen,  
 Mein, sagt, wer schoß da draus?  
 Es war ein junger Jäger,  
 Der schoß im Hinterhaus.  
 Die Späßen in dem Garten,  
 Die machen viel Verdruß,  
 Zwei Späßen und ein Schneider,  
 Die fielen von dem Schuß.  
 Die Späßen von den Schrotten,  
 Der Schneider von dem Schreck;  
 Die Späßen in die Schotten,  
 Der Abbé in den Dreck.\*)

Wir fragen: wie kamen Arnim und Kleist in den Besitz dieses Goethe'schen Gedichtes? da doch Goethe in dieser Zeit keinerlei directen Verkehr mit Weiden unterhielt. Die

---

\*) „Abbé“ in dieser Zeile, für den ursprünglichen „Schneider“, ist von Arnim natürlich der Erzählung zu Liebe eingesetzt.

Antwort kann nicht anderes lauten, als: sie erhielten es von Zelter an der Liedertafel.

Goethe hatte das Gedicht in Teplitz, Sommer 1810, schon Zelter zur ersten Composition überlassen. Eine zweite Composition Zelter's ging aber brieflich von Berlin am 3. November 1810 an Goethe ab und am — 5. November erschien der Text gedruckt in den Abendblättern. Der innere Zusammenhang der Dinge entfaltet sich nun von selbst. Der Druck der Abendblätter hat uns daher anstatt der verlorenen Urhandschrift zu gelten. Er weicht von der in Goethe's Werken später auftauchenden Gestalt des Liedes nur in der 3. und 4. Zeile ab, dergestalt, daß die Fassung der Abendblätter

Es war ein junger Jäger,  
Der schoß im Hinterhaus

der Fassung in Goethe's Werken

Das ist der junge Jäger,  
Der schießt im Hinterhaus

gegenüber steht. Daß es sich nicht um Sorglosigkeiten Arnim's handelt, beweist der gleichlautende Text bei Reichardt, der ebenfalls 1810 in Berlin, nach dem Texte der Liedertafel, das Lied componirte und 1811 veröffentlichte. Andererseits findet sich in einem der Zelter'schen Autographenbände auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin mit dem Vermerke „Dresden 28. August 1810“ die erste Composition Zelter's, und hier hat der Text wieder

Es ist der junge Jäger,  
Er schießt im Hinterhaus.

Also: es existirten von einander abweichende Fassungen Goethe's, deren eine in seine Werke aufgenommen, eine andere in den Abendblättern aufbewahrt ist.

Es ist dies der einzige Fall, daß Goethe'sches originales Eigenthum sich in den Abendblättern findet. (Ander's lautende Angaben sind irrig.) Arnim's anekdotenhafte Erzählung wird dadurch werthvoller für uns, als sie uns an sich erscheinen würde. Die sie begleitenden Umstände und Verhältnisse gehören in das litterarhistorische Capitel von den Beziehungen der märkischen Romantiker Arnim und Kleist zu Goethe.

## 2. Bei Gelegenheit der Jubelfeier in der Waisenhauskirche.

Wenn man sich den religiösen Gehalt des Programms vergegenwärtigt, mit dem Kleist seine Blätter einleitete, und dann die Kämpfe überrechnet, auf die er sich mit seinen Freunden im Dienste ihrer Idee von Gott, Vaterland und Welt einließ, so fehlt uns noch die Antwort auf die Frage: wie standen sie, die Protestanten waren, zu dem was kirchlich ihrer Zeit und ihrem Volke Noth that? Die Antwort sind sie uns nicht schuldig geblieben. Achim von Arnim hat sie im 74. Abendblatte, vom 27. December 1810, „bei Gelegenheit der Jubelfeier in der Waisenhauskirche“ mit Kleist's Einverständniß gegeben.

Der Journalismus der Berliner Abendblätter hat etwas Vorbildliches an sich. Nur über Dinge und Personen, zu denen ein wirkliches Verhältniß oder innerer Beruf vorhanden war, schrieben die Freunde. Dies trifft auch gegenüber dem Geistlichen zu, der am Sonntag, den 16. December 1810, in der kleinen Waisenhauskirche, die noch heute steht, gefeiert wurde. „Die Jubelfeier des ehrwürdigen und gelehrten vierundachtzigjährigen Predigers Schmidt,“ schreibt Arnim in den Abendblättern, „nach glücklicher und thätiger Amtsführung, während eines halben Jahrhunderts, wurde am vorletzten Sonntage von dem, im vorigen Jahre ausgebrannten, durch milde Beiträge wieder

aufgebauten Thurme der Waisenhauskirche, durch den ersten Klang der neugegossenen Glocken verkündet. Die Versammlung war zahlreicher, als die kleine Kirche fassen konnte, man denke sich, wie viele Bürger einen nahen Beruf zu dieser Feier fühlten, da über dreitausend Kinder aus dieser Anstalt unter der christlichen Belehrung und Segnung des Jubelgusses zu allen Arten bürgerlicher Nahrung übergegangen sind. — Die Singsakademie verherrlichte diese andächtige Stunde durch wohlgewählte Chöre. — Herr Prediger Ribbeck (hielt die Jubelpredigt).“

Was sich Persönliches hinter diesem Berichte birgt, das möge uns ein (noch ungedruckter) Brief Arnim's an Wilhelm Grimm enthüllen, der stückweise in längerem Zeitraume niedergeschrieben, erst im April des Jahres 1811 abgesendet wurde. Arnim meldet mit neuempfundnem Glücksgefühl seine allem äußeren Gepränge entzogen gewesene Trauung mit Bettina: „Den 11. März hatten wir dazu bestimmt, nachdem das letzte Aufgebot in lutherischer und katholischer Kirche vollendet war, uns zu verheirathen\*). (Nach Ueberwindung einiger Schwierigkeiten) beschloß ich endlich mit Bettinen zum alten Prediger Schmidt zu fahren, dessen goldene Amtsfeier Bettine einen Monat vorher mit besingen half. Auf seiner Bibliothek ruhten wir erst in einem grünseidnen Sopha aus und ließen die ersten ungestümen Bewegungen des Herzens vorübergehen, seine Frau, die mich seit drei Generationen gekannt hatte, ich meine in meinen Großeltern, erzählte von

\*) Nebenbei: Zelter, der sich sehr gut informirt glaubte, trug Goethe doch nur ein ungegründetes Stadtgeschwäze zu, als er schrieb (Briefwechsel I, 438): „Bettina hat am Sonntage vor acht Tagen Hochzeit machen wollen. Da hatten beide einige Kleinigkeiten zu besorgen vergessen; z. B. sich aufbieten zu lassen u.“ Ich habe dagegen das Aufgebot Arnim's in den Kirchenbüchern der hiesigen St. Hedwigskirche mit meinen Augen gesehen.

meiner Jugend, und wie ich oft so ernst damals gewesen; sie war die einzige Zeugin unserer Trauung und ersetzte den mangelnden Myrthenkranz Bettinens, die unsre hiesige Gewohnheit nicht kannte, nach der er ein bedeutendes Zeichen ist, mit dem ihren, welchen sie vor funfzig Jahren getragen, es war ein zierlich Krönchen, grüne Seide kraus über Drath gesponnen zur Nachahmung der Myrthe, wie es in jener Zeit Mode: Bettine glich darin mit dem schwarz gescheitelten Haare einer Fürstin älterer Zeit. Der alte Prediger sprach mit sicheren, prunklosen Worten sehr eindringlich, wie Gott alles vollende, was mit Gott angefangen und unternommen sei, wir tauschten die früher einander geschenkten Verlobungsringe aus.“ Arnim und Bettina waren also durch alte und neue Bande mit dem greisen Pfarrer verbunden, dessen Jubelfeier die Berliner Abendblätter so würdevoll besprachen.

Aber auch Heinrich von Kleist hat ein Zeichen seiner Verehrung für den Greis uns hinterlassen. Er fügte redactionell zu Arnim's erstem Satze (den ich oben aushob) unter dem Striche die Notiz hinzu: „Dieser große Literatus, der insbesondere eine der herrlichsten Sammlungen von Kirchengesängen besitzt, übte vor einigen Jahren den nachahmungswerthen Patriotismus, der königlichen Bibliothek alle Bücher seiner Bibliothek, die ihr fehlten, zu schenken.“ Ich konnte über diese Bücherschenkung lange keine Auskunft erhalten: bis ich — und zwar in einem alten Exemplare der Chronik Froissard's! — auf vorn eingeklebtem Zettel die Worte fand: Ex libris Viri Venerabilis Gottl. Ern. Schmid, Sacror. Antist. Berol., Regiae Bibliothecae dono aut minus commendabilium exemplorum permutationi oblatis MDCCCIII.

Der greise Herr war demnach ein Prediger nach dem Herzen Kleist's und Arnim's. Seine lebendige Frömmigkeit,

in praktischem Christenthum bewährt, vereinigte das Geislliche mit dem Geisligen in echter Durchdringung. Wie ideal im romantischen Sinne faßten nicht die Brüder Grimm die Stellung eines evangelischen Pfarrers auf. Wer die Mark Brandenburg als Eingeborener kennt, findet das in den Abendblättern ausgesprochene Verhältniß als dasjenige wieder, das noch heute bei uns auf dem platten Lande fortbesteht. Gutsherr und Pfarrherr sind zum Segen der das Land bebauenden Bevölkerung auf einander angewiesen. Arnim schreibt in den Abendblättern, wie ein märkischer Edelmann, der seinen Geist und seine Phantasie besäße, auch heute schreiben könnte.

Nach der trostlosen Verödung der Menschenherzen durch den Rationalismus schwebte Arnim die äußere und innere Wiederherstellung echter Frömmigkeit und Kirchlichkeit als dasjenige vor, was dem preußischen Volke wieder noth sei. Wie war die einem absterbenden politischen System allenfalls genügende Selbstzufriedenheit vor dem großen Hauche der Weltgeschichte zu Schanden geworden. Die Besseren im Volke wandten sich wieder aus tiefer Noth dem christlichen Gedanken zu. Man begann von Christus lebendig wieder zu sprechen. Kleist hat gesagt: „Blicken Sie einmal zweitausend Jahre in die Vergangenheit zurück, auf jenen besten und edelsten der Menschen, der den Tod am Kreuze für die Menschheit starb, auf Christus. Er schlummerte unter seinen Mördern, er reichte seine Hände freiwillig zum Binden dar, die theuern Hände, deren Geschäfte nur Wohlthun war, er fühlte sich ja doch frei, mehr als die Unmenschen, die ihn fesselten, seine Seele war so voll des Trostes, daß er dessen noch seinen Freunden mittheilen konnte, er vergab sterbend seinen Feinden, er lächelte liebeich seine Henker an, er sah dem furchtbar schrecklichen Tode ruhig und freudig entgegen — In seiner

Brust muß ein ganzer Himmel von Empfindungen gewohnt haben.“ So hat sich Kleist zu Christi Persönlichkeit bekannt: es darf dies weder biographisch noch litterarhistorisch weg- gemischt werden. Die Wahrhaftigkeit der deutschen Litteratur- geschichte, als einer Wissenschaft, gestattet nicht, daß das christ- liche Element in unserer Litteratur, auch wie nicht vorhanden, behandelt werden dürfe.

Auch für Arnim war, wie er sich im September 1810 zu einem Bekannten äußerte, die christliche Volksreligion etwas Ehrwürdiges. Was sein religiöses Bedürfniß nicht völlig befriedigte, war die sich an den Verstand wendende Predigt, die als die Hauptsache des protestantischen Gottesdienstes ihm zu sehr hervortrat, und er beschäftigte sich oft mit dem Ge- danken, wie die Wirkung unseres Gottesdienstes auf das Ge- müth zu vertiefen sei, und fand bei der Geistlichkeit nirgends damals vielen Widerspruch (An Dorow S. 110). Nach welcher Richtung hin dies geschehen könnte und müsse, führt nun Arnim's Aufsatz in den Abendblättern aus: „Wir hatten die Singeakademie oft in ihrem Saale und im Opersaale bewundert, doch ungeachtet der Stimmendämpfung in der kleinen Kirche voll Menschengedränge, fühlten wir nie so leb- haft das Herrliche dieses Instituts, und die Möglichkeit, durch dasselbe den verschollenen Kirchengesang wieder zu beleben. Wir wünschen, daß es den Mitgliedern dieser freien musika- lischen Verbindung gefallen möchte, statt den in dem be- schränkten Saale der Akademie immer nur wenigen zugäng- lichen öffentlichen Singeabenden, eine der Hauptkirchen unserer Stadt zu wählen, um als Einleitung und in Verbindung mit dem großen Vormittagsgottesdienste, ihrer Kunst den würdigsten Zweck und allen ihren Glaubensgenossen wenig- stens alle vierzehn Tage eine Erhebung zu gewähren: ja wir möchten diesen Vorschlag, der uns wie eine Eingebung

dieses Festes vor der Seele geblieben, dem würdigen Vorsteher dieser Anstalt\*) recht ernstlich zur Prüfung empfehlen. Wie herrlich könnten wir leben, wenn unsere Zeit, während sie fast zu arm wird, neue Kirchen zu bauen und die älteren zu schmücken, das Kunstgeschick der Menschen hinlänglich entwickelte, um durch ihr unmittelbares Zusammenwirken die Erbauung der Seele zu schaffen.“ Also die Forderung einer religiösen Kunst auch auf das Gebiet der Musik ausgedehnt. Nicht jedoch schlechthin in katholischem Sinne. Arnim war davon entfernt, die protestantische Volksreligion oder seine eigene Frömmigkeit zu katholisiren. Sein Ehebund mit Bettina, die katholisch war, blieb protestantisch und die Erziehung seiner Kinder protestantisch. Wie verehrte er Luther. Was Arnim als ein Ziel ins Auge faßte, war die Evangelisirung dessen, worin ihm der katholisch-christliche Gottesdienst dem evangelisch-christlichen überlegen schien.

Und zu zweit forderte Arnim den Bau neuer Gotteshäuser. Aber wie unkatholisch und romantisch-unbefangen stellt er sich die Aufbringung der Mittel dazu vor. In nationalpatriotischer Anspielung hatte der Prediger Ribbeck mit Rührung der Armuth jener Tage gedacht, die auf Erbauung zerstörter Gotteshäuser nur wenig zu wenden erlaube; er hatte erwähnt, wie eine der Hauptkirchen Berlins wahrscheinlich noch lange, vielleicht für immer untergegangen sei. Dazu sagt in den Abendblättern Arnim: „Eine Bemerkung drängte sich uns hierbei auf. Ungeachtet wir den Wiederaufbau der verbrannten Petrikirche wünschen, und den Bau einer großen Kirche als Denkmal und Begräbnisort der unvergeßlichen Königin rühmen würden, so nothwendig scheint es uns, alles für den öffentlichen Gottesdienst zu Errichtende

\*) das ist Zelter.

aus dem freien Willen des Volkes hervorgehen zu lassen; die heiligsten Kirchen sind das Werk milder Stiftungen und freiwilliger Beiträge, und die St. Peterskirche in Rom hat mit aller ihrer Herrlichkeit der Kirche nie vergütet, was durch die dazu eingerichtete, der Gesinnung der Zeit widerwärtige Ablasskrämerei in der allgemeinsten Schwankung und Trennung der christlichen Kirche für Schaden gestiftet worden.“ Und zur Bekräftigung seiner Ansicht theilt Arnim im Wortlaute die Erzählung des Myrenius von dem kleinen baufälligen Kirchlein des Augustinerklosters zu Wittenberg mit, wo Luther seine ersten Predigten zur Abschaffung der Kirchenmißbräuche gehalten habe.

Also: zu Erweckung der idealen Kräfte des Volkes sollte, wie die religiöse Musik, so auch die Kirchenbaukunst das ihrige thun. Der aus märkischem Pfarrhause hervorgegangene Meister, der genial die höchste Aufgabe damaliger Zeit, den Bau einer großen Kirche, als Denkmal und Begräbnisort der unvergeßlichen Königin, lösen würde, war schon da: Arnim's und Kleist's Freund Schinkel, für dessen Entwürfe die Abendblätter sich erklärt hatten.

### 3. Nachricht von einem deutschen Seehelden.

Dieser Aufsatz Arnim's, mit seinen Initialen L. A. v. A. gezeichnet, erschien im 51. Abendblatte, vom 28. November 1810. Es war zu einer Zeit, wo die staatskanzlerische Uebermacht bereits die Abendblätter zu erdrücken begann. Die England günstigen Artikel erhielten nicht mehr das Impri-matur der Censur.

Arnim gelang es doch, eine scheinbar bloß litterarische, harmlose „Nachricht von einem deutschen Seehelden“, Gappel's Denkwürdigkeiten der Welt von 1687 nach erzählt, durch die Fährlichkeiten der Censur durchzubringen. Es wird darin

geschilbert, wie der Hamburger Kapitän Carpfanger 1683 in der Bai von Cadix auf seinem brennenden Schiffe verblieb und sich mit 64 Bootleuten und Soldaten in die Luft sprengen ließ, während 156 Menschen inzwischen sich retten konnten. Arnim's eigentliche Absicht offenbart sich in einzelnen Wendungen, die wie absichtslos dazustehen scheinen. „In unserer Zeit, wo zu dem Kampfe gegen England in Hamburg und Bremen deutsche Matrosen geworben wurden“, werde ein Beispiel deutschen Seeheldenthums willkommen sein. Aber gerade nicht Feindschaft, sondern Freundschaft mit der englischen Flotte kommt zuletzt zum Vorschein: „Des Kapitän's Leichnam ward am Thau eines Englischen Schiffes gefunden, wo er hingeschleudert worden; er wurde begleitet von einigen 20 Schaluppen, beim Flaggen aller englischen, holländischen und hamburgischen Schiffe, unter Lösung von mehr als dreihundert Kanonen, nach der Insel Cadix, an den Platz geführt, wo man die Evangelischen zu begraben pflegte, und dort, mit allgemeiner Bewunderung seines Heldenthums, christmählig bestattet.“ Nicht weit davon, an spanischer Küste, ruht jetzt auch, in Heldenruhm gebettet, der Kapitän der „Gneisenau“.

Man bedenke nun, daß damals, 1810 bis 1812, Cadix von den Franzosen belagert wurde, während englische und spanische Schiffe die Seeseite deckten; man bedenke, daß Hamburg französisch geworden war! Was Arnim, und mit ihm Kleist, aussprechen wollte, hieß: „Hamburger, deutsche Seeleute, nehmt nicht französische Dienste, kämpft nicht gegen England!“ So war es in dem einen Falle gelungen, die officiösen Englandfeindlichen Artikel der Abendblätter zu neutralisiren\*).

\*) Die Nachricht vom Kapitän Carpfanger findet man in der Deutschen Flotten-Zeitung „Ueberall“ (1899, S. 189) wieder mitgetheilt.

## 4. Karl Ludwig Fernow.

Der letzte Beitrag Arnim's zu den Berliner Abendblättern vom 30. und 31. Januar 1811, ist eine Anzeige des Lebens Fernow's von Johanna Schopenhauer 1810, wie sie eher in die Heidelberger Jahrbücher, für die Arnim bisher geschrieben hatte, gepaßt haben würde: regelrecht steht die Buchangabe voran; die Besprechung folgt alsdann; am Schlusse die Unterzeichnung L. A. v. A. Die einzige Anzeige dieser Art in den Abendblättern. Sie fehlt in Arnim's Werken.

Es trafen für Arnim — und für Kleist — hier wiederum die verschiedensten Interessen zusammen. Fernow war eine im geistigen Weimar wichtige Persönlichkeit gewesen. Er hatte die Stellung eines die römisch-italienische Litteratur und Kunst dahin vermittelnden Gelehrten inne. Goethe gedenkt seiner in diesem Sinne in den Tag- und Jahreshesten. Ueber eines seiner Werke: das Leben seines Freundes Carstens, der in der Kunst dem Jopse ein Ende machte und Schinkel und Cornelius den Weg bereitete, hat sich Herman Grimm (1865, über Künstler und Kunstwerke S. 79), zuerst wieder mit Anerkennung seines Werthes ausgesprochen. Arnim kannte Fernow von Weimar her persönlich und war mit Johanna Schopenhauer befreundet, die den unheilbar hinsiechenden Mann in seinem Letzten pflegte, und nun die Geschichte seines Lebens schrieb.

Indem Arnim den Inhalt des Buches in großen Zügen wiedergab, ergänzte er denselben doch zugleich aus Gesichtspunkten, die nur er als Märker und als märkischer Gutsherr haben konnte. Fernow war auch ein Märker von Geburt, vom flachen Lande stammend, aus der dienenden Klasse der Bevölkerung hervorgegangen. „Viele überrascht es bei uns (führt Arnim aus), in Fernow einen Landsmann zu begrüßen; er gehörte, wie Winkelmann, Herder und Ritter zu

der großen Zahl ausgezeichneten Talente, die in ihrem Vaterlande nicht die erwünschte Unterstützung fanden und deswegen dem Auslande ihre Dienste widmeten. Sein Geburtsort ist Blumenhagen in der Uckermark (geboren 1763 den 19. Nov.), wo sein Vater als Knecht auf dem Hofe des Gutsbesizers, des Herrn von Necker, diente. Das jüngste Fräulein war seine Pathe, die ihn im fünften Jahre zu sich aufs Schloß nahm, und ihn mit liebevoller Sorgfalt aufzog. Diesem Fräulein danken wir alles, was dieser schätzbare Gelehrte der Welt geleistet hat, wir stellen sie als ein nachahmenswerthes Beispiel den Frauen, die unter ähnlichen Verhältnissen leben, auf; der Uebergang eines ausgezeichneten Talents unter den Landleuten ärmerer Gegenden zu einer höheren Bestimmung ist ohne eine solche verbindende Mittelstufe fast unmöglich. Gutsbesitzer und Prediger vermöchten in dieser Hinsicht sehr viel, wenn nicht die eigenen Verhältnisse derselben durch Zeitumstände so drückend geworden wären.“ In diesen Sätzen tritt die oppositionelle und, wenn ich so sagen darf, die agrarische Tendenz der Abendblätter wieder hervor. Einen Aufsatz Arnim's über den in München 1810 verstorbenen Physiker Ritter, der aus Schlesien stammte, hatte der Censor kürzlich, als vorwurfsvoll für die Regierung, weggestrichen\*). Und ließ sich der Zahl ausgezeichneten Talente, die im engeren Vaterlande nicht unterstützt wurden, nicht auch Heinrich von Kleist hinzuzählen? Wir bemerken die ideale Art, wie Arnim die ihm werthen, historisch gewordenen Zustände des platten Landes gegen die moderne Zerbröckelung stützen und mit edlem Inhalt füllen wollte. Wer wüßte nicht, daß Fälle, wie der Fernow's, sich auch heute wiederholen. In dem ernstesten Ringen, Emporkommen und Erreichen Fernow's sah

\*) Ich verfüge über das vom Censor Gimly durchgestrichene Blatt.

Arnim etwas, das im preußischen Sinne als Vorbild dienen könne, und in froher Zuversicht sprach er, mitten in der trüben Ruhe der sein Vaterland fesselnden Politik, „zum Schluß die gute Lehre“ aus:

Ich seh den Zufall jetzt mit Männern spielen  
Wie Meereswellen mit dem leeren Rachen,  
Da muß ich wohl des ersten Strebens lachen,  
Der Arbeit Gluth will sich in Ruhe kühlen.

Doch seh ich dieses Kind im Dorf erwachen,  
Zur hohen Roma viele Jahre zielen,  
Die es als Mann erreicht, wo ihn vor vielen  
Allein durchbringt die Gabe aller Sprachen:

Da fühle ich die Kraft im eignen Willen;  
Der Zufall stürmet uns umsonst vom Hasen,  
Der Steuermann belauert ihn im Stillen.

Er fesselt ihn, wenn müde Seelen schlafen,  
Der Zufall muß ihm jeden Wunsch erfüllen,  
Den Zufall macht ein froher Muth zum Sklaven.

Dies ist das Märkisch-Preussische in Arnim's Art und Schriftstellerei. Es trat damals in Berlin zuerst mit Bewußtsein hervor und wurde in Weimar nicht sogleich als neues Element verstanden. Es läßt die Differenz zwischen Weimar und Berlin, zwischen Goethe und den Märkern Kleist und Arnim, auch von dieser Seite her als natürlich und nothwendig erscheinen. Lauter Dinge, die auch in das Capitel über Goethe und die Berliner Romantiker gehören.

## II. Bettina.

Bettina war seit früher Zeit daran gewöhnt, wie ein guter Kamerad, an der geistigen Arbeit Clemens' und Arnim's Theil zu nehmen. Das verstand sich für sie von selbst. Wunderhorn und Einsiedlerzeitung bewahren ihre Beiträge,

die noch zu bestimmen sind. Man wird es begreiflich finden, daß sie, nach Berlin versetzt, auch hier in die neuen Bestrebungen der Ihrigen einging. Wie sie für Kleist und die Abendblätter, die sie als ein Unternehmen ihrer Nächsten betrachtete, sich bethätigen wollte, davon ist noch eine Spur erhalten, der ich folge.

Heinrich von Kleist sah Bettinen im Savigny'schen Hause, dessen Gast er häufig war. Hier floß all das Neueste zusammen, was Kunst und Wissenschaft, Musik und Litteratur zu bieten hatten. Bettina setzte damals in Berlin ihre musikalische Ausbildung fort. In München hatte sie die Lehre des Kapellmeisters Winter genossen, und ihre geniale Erfassung alles Bedeutenden ließ sie früher, als die Schaar der Musikverständigen, ahnen und aussprechen, daß Beethoven in der Tonkunst der Goethe ebenbürtige Meister sei. Grade damals begann in der preussischen Hauptstadt die Musik auch als ein privates Bedürfniß höherer Lebensführung betrachtet zu werden. Das Palais des Fürsten Anton Radzivil und die Singakademie Zelter's waren die beiden Stätten, wo Musik in edlem Sinne gepflegt wurde. Die Berliner Dichter, die in diese Kreise gehörten, rückten ihr eigenes Schaffen in engere Fühlung mit der Musik, als vorher der Fall gewesen war. Fürst Radzivil hat Arnim's Gräfin Dolores mit Melodien beschenkt.

Neben ihm in der Dolores finden wir als Componistin Bettina. Ihr Name birgt sich unter der Bezeichnung Beans Beor (= beglückend werde ich beglückt), wie von Arnim die Anfangsbuchstaben ihres Namens ausgedeutet worden waren. Arnim hatte, in poetischer Anspielung auf seinen preussischen König, in die Dolores (2, 389) die schwermüthig-heroische Romanze eingelegt, wie der Kaiser, dessen Heer aufgerieben ist, vertrieben das eigene Land flieht, sich selbst und seinen

Selben bis in den Tod getreu. Diese Romanze componirte Bettina; man muß die Musik hören, um zu empfinden, wie die vaterländische Stimmung Arnim's erfaßt und wieder ausgesprochen ist. So durfte wohl auch Heinrich von Kleist damals hoffen, daß Bettina seiner nationalen Dichtung die gleiche Gunst erweisen würde. Darüber müssen zwischen ihr und Kleist Verabredungen getroffen worden sein. Sie berechtigten ihn, bei Arnim, 18. October 1810, mahnend anzufragen: „werd' ich die Composition von Fräulein Bettina erhalten?“ Der Zusammenhang, in dem die Briefstelle steht, läßt keinen Zweifel übrig, daß Kleist eine Composition Bettinens für seine Abendblätter erwartete, denen er sie als Musikbeilage mitzugeben Willens war.

Um welche Composition kann es sich gehandelt haben? Es liegt kein unmittelbares Zeugniß vor. Aber ich meine, es kann nur ein Gedicht in Betracht kommen, dessen Text die Abendblätter enthalten. Wendet man, vom 14. October an, die Abendblätter rückwärts, so trifft man nur auf eine einzige Dichtung, die musikalischer Behandlung fähig und würdig wäre: Kleist's heroisch-grandiose Ode auf den Wiedereinzug des Königs im Winter 1809

Was blickst Du doch zu Boden schweigend nieder,  
Durch ein Portal siegprangend eingeführt?

Von der Macht dieser patriotischen Dichtung ergriffen, hätte Bettina, als sie die Ode im 5. Abendblatte las, ein Seitenstück zu Arnim's Romanze liefern können. Es ist nicht dazu gekommen. Die politischen Kämpfe, die immer breiteren Raum für sich in Anspruch nahmen, gaben den Abendblättern ein ernsteres und strengeres Gepräge, zu dem das musikalische Spiel nicht mehr paßte.

Es verdient bemerkt zu werden, daß in Bettinens späteren Werken Kleist's Name, Poesie und Schicksal nicht

eine einzige Erwähnung findet. Wie siegesficher ist sie dagegen für Hölberlin und für die Gänderode eingetreten. Freilich, die ganze Zeit, daß sie Kleist bisweilen sah, füllte kaum mehr als ein paar Monate aus, vom Herbst 1810 bis in das neue Jahr hinein, und die Erinnerung an sein persönliches Wesen mag allmählich in ihr blaß geworden sein. Indessen Bettina hielt aus allen Verhältnissen das geistig-Unvergängliche fest, das äußerlich-Vergängliche gab sie unbedenklich hin. Am letzten Ende blieb ihr doch wohl Kleist's märkisch-preussische Art fremd und nicht verständlich. Sie stand Kleist innerlich mehr wie ihr Bruder Clemens gegenüber.

### III. Clemens Brentano.

Clemens Brentano's Mitarbeit an den Berliner Abendblättern erschöpfte sich leider mit den beiden Beiträgen, die Friedrich's Seelandschaft und Otto Runge's kurz bemessene Künstlerlaufbahn behandelten. Ein dritter Aufsatz ist ihm, bei Verlesung der Unterzeichnung L. B. (= Ludolph Beckedorff), irrtümlich zugeschrieben worden. Ich hätte, da die beiden Aufsätze in dem Kunst-Capitel ihre Stelle fanden, keinen Anlaß mehr, über Brentano hier zu sprechen, wäre mir nicht klar geworden, daß eines seiner groß angelegten Gedichte, das der zweite Band seiner Gesammelten Schriften, S. 70, im ersten Druck uns bietet, ursprünglich für Kleist's Abendblätter gedichtet wurde und in ihnen erscheinen sollte. Ich meine das Gedicht „Vom großen Kurfürsten. Gesicht eines alten Soldaten in Berlin vor der Wiederherstellung des preussischen Staates am 14. October“. Kein Interpret hat das Gedicht bisher vorgenommen: gleichwie auch die Einordnung in die Gesammelten Schriften chronologisch irrig ist. Brentano's Berliner

Wirksamkeit in preußisch-patriotischer Richtung hat deshalb die Beachtung, die ihr gebührte, nicht finden können.

Die Dichtung „Vom großen Kurfürsten“ ist das tief bedeutsame Traumgesicht eines Fridericianischen Sergeanten am 14. October — 1810! dem unseligen Gedentage der Schlacht von Jena, die Preußen niederstreckte. Gram und Kummer um sein Vaterland erfüllt die Seele des alten Kriegers. Er erzählt den schweren Traum, den er die Nacht geträumt.

„Es war mir gestern trüb der Tag“, beginnt der Sergeant. Was ihm sonst lieb sei, habe er unwirsch gestern von sich gestoßen. Sein Dompfaff sang ihm gar noch den Siegesmarsch vom alten Dessauer vor. Da hielt es ihn nicht länger in dem Hause. Er schleicht hinaus auf die stillen, vom Mond beschienenen Straßen, die er heute von Herzen hassen muß. Die Himmelssterne kommen ihm vor wie ein zersprengter Heldenchor. Der Mond steht ihm am Himmel wie ein bestochener Commandant. Wir fühlen, auf welche Ereignisse von 1806 das gehen soll. So gelangt der Veteran zum Großen Kurfürsten auf der Langen (jetzt: Kurfürsten-) Brücke, und hier, wo Preußens Macht und Größe unerschütterlich von Schlüter's Hand verkörpert steht, setzt er sich am Sockel zu den gefesselten Sklaven nieder, schläft ein und — träumt.

Die vier Riesen, diese „Allegorie von Monarchie und Victorie“, wollen die harten Eisenschellen ablegen. Die Zeit nimmt, merken sie, einen anderen Lauf. Da erscheint, geisterhaft, auf der Langen Brücke das Sinnbild des Unglückstages von Jena und Saalfeld: ein Jüngling in bittrem Leid und tiefer Trauer:

Eine blut'ge Fahn' war sein Gewand,  
Ein blutig Schwerdt trug seine Hand,  
In seinem Haupt eine große Wund,

Aber die ein Adler, der preussische Adler, seine Fänge spreitet,  
die herabhängenden Flügel in das verworrene Haar des  
Jünglings mischend. Ringsum wird Trauer laut:

Da zog die Luft mit milbem Schauer,  
Und tiefaufschlagend seufzt die Spree,  
Das weite Königsschloß hallt Weh.

Die vier Sklaven, still erbebend, bitten den Jüngling,  
ihnen die Fesseln lösen zu helfen. Er thut es auf des Kur-  
fürsten Geheiß; denn sein ungebeugter Hohenzollernsinn ist  
„ohne sie gleich eben reich“. Sie aber kehren nach langem  
Rath, wohin sie sich begeben könnten, ungefesselt zu den  
Füßen ihres Helden zurück als an die Stelle, wo sie hin-  
gehören: denn die Männer, die einst Friedrich Wilhelm's  
kräftige Hand, zum Segen ihres Landes, dem Hohenzollernstaate  
dienstbar machte, wollen jetzt, in der Zeit der Noth, dem könig-  
lichen Enkel nicht die Treue brechen.

Der arme Jüngling wird vom Kurfürsten fortgewiesen.  
Die Ketten, mit denen er sich nun belastet, und die ihm  
der Sergeant mittheilig tragen hilft, will er in das Zeughaus  
(die heutige Ruhmeshalle) hinübertragen. Sein Weg führt  
ihn durch den Hof des königlichen Schlosses (der früher als  
Durchgang dem allgemeinen Verkehre offen stand). Da ruft  
das Schloß:

. . . D weich hinaus!  
Du führtest einst 'nen Gast mir zu,  
Der mir hinaustrug meine Ruh,

hatte doch gewissermaßen der 14. October es verschuldet, daß  
durch das Brandenburger Thor her Napoleon in das Schloß  
einziehen durfte. Nun wendet sich der arme Jüngling zum  
Lustgarten hinaus. Aber ihn packt die Furcht, daß der alte  
Dessauer (dessen von Gottfried Schadow 1800 vollendetes Standbild

damals seinen Platz vornan im Lustgarten hatte, bis es später, in Bronze, auf den Wilhelmsplatz veretzt wurde) ihn gleichfalls hart anschnarchen werde, und er schleicht die Mauer entlang am Dom vorbei. Doch auch von den Stufen des Domthores herab schallt ihm Fluch entgegen, aus dem Munde des Steinbildes eines Jünglings, dem ein Hündchen zu den Füßen liegt, und der viel Thränen in seinen schwarzen Thränenkrug vergießt. Ein noch schlimmerer Empfang wird ihm im Zeughause bereitet. Die Masken der sterbenden Krieger entsetzen sich beim Anblick des Jünglings, die Medusa oben von dem Bogen sträubt ihr Schlangenhaar. Er darf die Fesseln in dieser Ruhmeshalle preussischer Waffenehre nicht niederlegen, verflucht und elend wankt er weiter.

Beide Wanderer kommen bis vor das Palais Heinrich, die neue Universität. Der arme Jüngling sieht schauernd nach dem Brandenburger Thore hin, durch das der Feind in die Stadt eingezogen war, und dem sein Wahrzeichen, die Victoria, fehlt. Der Morgenwind erhebt sich, der Hahnen-schrei ist nahe. Der elende Jüngling bittet um Rath, wohin er sich begeben solle. Ihm wird zur Antwort:

Zu Stralsund laß die Ketten fallen,  
Die Fahne laß zu Kolberg wallen;  
Den Adler bade in der See,  
Er steigt dann wieder frisch zur Höh',  
Und du geh still gen Silau los,  
Leg dich dort in der Erde Schooß.

„So sei's“, erschallt die Antwort, und der Geist des armen Jünglings verschwindet vor dem V'Estocq'schen Hause unter den Linden. Der Dichter meint, daß durch Thaten, wie die zu Stralsund (Schill!), Kolberg (Gneisenau!), Silau geschehenen, der Tag von Jena ausgestrichen werden könnte.

Es war dies also die Gesinnung der preussischen Kriegs-

parthei, die die Freunde von den Berliner Abendblättern hegten, und drastisch genug ist der Unmuth des Sergeanten im Eingang des Gedichtes von Anspielungen auf die Abendblätter und ihren Inhalt angefüllt.

Der alte Querkopf läßt Jeden seine üble Laune fühlen, der in seine Nähe kommt. Er schimpft seinen alten Knecht einen läufischen Gesellen und die Magd von sechzig Jahren eine junge Meze \*). Am übelsten ergeht es dem Barbier, der schon seit zwanzig Jahren ihm auf seiner Backe die Ehrenspur der alten Narbe polirt. Die Scene ist von Brentano mit behaglicher Breite ausgeführt. Der Barbier wehrt sich mit komisch-ergiebigem Wortgefäll:

Mein Herr Sergeant, könnt ich es lassen,  
 All Tag Sie bei der Nas zu fassen,  
 Wahrhaftig auf der Polizei  
 Macht ich sogleich ein Klaggeschrei,  
 Halb eingeseift, der ganzen Stadt  
 Stellt ich Sie vor im Abendblatt.  
 Doch findet Ihre Unvernunft  
 Bei mei'm Verstand heut' Unterkunft — —

worauf er den Barbiersack nahm und sah, daß er zur Thür 'naus kam.

Diese Verse spielen vergnüglich auf Gruner's Polizei-Nachrichten in den Abendblättern an, und parodiren die Barbierscene in der „Muthwille des Himmels“ überschriebenen Anekdote (im Abendblatt vom 10. October, vgl. oben S. 360), derzufolge der Feldprediger den Barbier, welcher den General bei der Nase gefaßt hielt, hinwegschickte und diesen eingeseift und mit halbem Barte begraben ließ. Wenn die

\*) Nebenbei bemerkt: Brentano macht sich hier den Spaß, seine und Arnim's alte Aufwärterin, die „Grimmen“, anzubringen, mit der sie und ihr „Namensvetter“ Wilhelm Grimm, als er bei ihnen wohnte, ihre Redereien hatten.

Anekdote ursprünglich von Arnim aufgeschrieben wäre, so hätten wir hier in dem Gedichte Brentano's den analogen Fall wie in den Acten der Tischgesellschaft, wo Clemens auf den „Ernst“ der Appelmänner seinen „Schertz“ von dem Gießener Professorensohne folgen ließ.

Der Sergeant, dem heute nicht einmal sein „Schill“-Knaster schmecken will, ärgert sich über die Leute draußen weiter:

Ich glaubt', wer ging' am Haus vorbei,  
 Daß er auch ein Mordbrenner sei;  
 Mein eigne Handschuh leert' ich aus,  
 Als falle Berg und Schwefel 'raus — —

voll neuer Anspielungen auf Berichte der Abendblätter. Die Einwohnerschaft wurde in den Octobertagen 1810 von einer Reihe vorsätzlicher Brandstiftungen in Athem gehalten. Der Polizei-Rapport im 2. Abendblatt meldet, daß auf der Straße ein alter baumwollener Handschuh gefunden und der Polizei eingeliefert worden sei, der, mit einer Menge Holz- kohlen, Feuerchwamm, Papier und einem Präparat von Kohlenstaub und Spiritus angefüllt, schon bei Annäherung der Flamme Feuer fing und sehr gefährlich hätte werden können. Ueberall wollte man die Brandstifter gesehen haben, und das Abendblatt vom 9. October verzeichnete das „Stadt- Gerücht“, daß die berüchtigte Louise von der Mordbrenner- Bande möglicherweise sich noch in der Stadt befinde. Hierauf also gehen Brentano's Verse.

Der alte Veteran, als patriotischer Mann, liest natürlich Kleist's Abendblatt, auf das er, wie Jedermann, der Nichts und Viel zu thun hat, immer ungeduldig wartet. Mit Behagen schmaust er sonst die Neuigkeiten des Abendblattes ein. Aber dies Mal,

. . . . als das Abendblatt ankam,  
 Ich's zornig von dem Burschen nahm,  
 Und las und nannt' die Kunstkritik  
 Darin ein neidisch Zornesglück,  
 Die tapfern Reiteranekdoten  
 Laß ich mit tausend Schoß Schwernothen,  
 Die Noten von der Polizei  
 Laß ich wie eine Litanei,  
 Und sagte endlich: Amen, Amen!  
 Warf's an die Erb' in's Teufels Namen — —

Verse, zu denen die im 6. Abendblatt einsetzende Kunstkritik Ludolph Beckedorff's, die prachtvolle Jenaer Reiteranekdote, und die Polizeilichen Tages-Mittheilungen ebendasselbst den Grund hergaben. Die „Schwernoth“ und der Fluch „in's Teufels Namen“ stammen wörtlich aus der Reiteranekdote. Es ist ein echter Witz Brentano's, daß er den Schwernoth den die Noten der Polizei reimend gegenüber stellt. Die amtliche Eintönigkeit dieser Noten, die er in verschiebendem Wortspiele als musikalische Noten faßt, vergleicht er dem monotonen Vortrage einer Litanei, die gewohnheitsmäßig mit Amen! Amen! schließt: während die alte Kriegernatur des Veteranen sich gleich wieder mit kräftigem Fluche Luft zu machen sucht.

Eine weitere Stelle ist noch zu betrachten. Wie der Sergeant mit dem Geiste des Jünglings, der der Schloßwache unsichtbar geblieben ist, vor dem Palais Heinrich steht, kommt des Sergeanten Pudel hergesprungen:

Doch kaum sieht er mein' Leidgesellen,  
 Als er gar bang sich thät anstellen,  
 Er hängt den Schweif, zieht mich am Kleid  
 Und bleckt die Zähn' voll Grimmigkeit,  
 Und thut sich ängstiglich bemühen  
 Von mei'm Gesell'n mich abzuziehen.

Man bemerke die Situation im Bettelweib von Locarno (im Abendblatt vom 11. October): Der Hund, den Marlese und

Markefin in das unheimliche Zimmer mitgenommen haben, erwacht beim ersten Schritte des Gespenstes, hebt sich, die Ohren spitzend, vom Boden empor, und knurrend und bellend, grad' als ob ein Mensch auf ihn eingeschritten käme, weicht er rückwärts aus. Die parodistische Anspielung auch auf diese Erzählung Kleist's ist bei Brentano Absicht.

Der Zusammenhang des „Traumgesichtes“ mit den Berliner Abendblättern reicht also bis zum 11. October 1810 — nicht weiter! Es folgt daraus: Brentano arbeitete seit dem 10. oder 11. October im Voraus, wie natürlich, sein Gedicht für das Tags nach dem 14. October erscheinende Abendblatt. Nun aber kam störend der Verdruß mit Friedrich's Seelandschaft (13. October) dazwischen. Dem sehr empfindlichen Brentano verging die Lust, an sein Gedicht die letzte Hand zu legen. So blieb es unbenuzt und unvollendet liegen, bis es aus den Nachlasspapieren, gleich der ursprünglichen Kritik der Seelandschaft, in die Gesammelten Schriften aufgenommen wurde. Die hier stehende Ueberschrift muß unecht sein; denn 1810 könnte Brentano wenigstens nicht die Worte „vor der Wiederherstellung des preußischen Staates“ geschrieben haben, die vielmehr Zusatz ex posteriori sind.

Die Verstimmung Brentano's hat doch den Abendblättern Schaden eingetragen. Denn das Gedicht mit seiner tiefen symbolischen Bedeutsamkeit und mit seiner wundervollen Schilderung der architektonischen Schönheit Berlins wäre, wenn Brentano es bis ins Einzelne durchgebildet hätte, ein Prachtstück in Kleist's Abendblättern geworden. Mir ist keine Dichtung bekannt, in der das historisch-monumentale Berlin absichtslos in gleicher Verklärung erschiene, wie in Clemens Brentano's Traumgesicht vom 14. October 1810.

## IV. Wilhelm Grimm.

Bei der Zugehörigkeit der Brüder Grimm, als sie noch junge Männer waren, zur Heidelberger Romantik, kann es nicht fehlen, daß auch zwischen ihnen und Kleist Beziehungen irgend welcher Art hinüber und herüber spielten. Je weniger noch davon greifbar hervorgetreten ist, desto mehr scheint es mir nöthig, darüber jetzt Etwas zu sagen.

Es ist bekannt, daß die Brüder Grimm schon früh mit planmäßiger Sammlung von Büchern, Manuscripten und Zeitschriften begannen, denen, nach ihrem Gefühle, eine künftige Bedeutung beizubringen werde. Sie hielten sich daher 1808, wie ihre Heidelberger Freunde von der Einsiedlerzeitung, Kleist's und Müller's Phöbus, von dem ein schönes Exemplar in ihrem Nachlaß vorhanden ist (im Handexemplar des dritten Bandes der Märchenausgabe von 1822 finde ich aus „Kleist's Phöbus“ das Märchen von der langen Nase zum Märchen „Der Krautefel“ notirt). Kleist's Erzählungen und die organischen Fragmente aus seinen dramatischen Dichtungen liebten und bewunderten sie. Daneben durften die geschichtsphilosophischen Betrachtungen Müller's über die deutsche Sprache von ihnen nicht unbeachtet bleiben. Ich verweise auf das Märzheft von 1808. Müller spricht da über Wesen und Entfaltung unserer Sprache, über das Pedantische und den Purismus bereits Meinungen aus, die von der wissenschaftlichen Arbeit der Brüder nachher als Grundsätze festgestellt worden sind. Ohne daß Müller's Construction dieser Dinge ihnen jedoch hätte zusagen können. Seit dem Phöbus waren sie vielmehr mißtrauisch gegen Müller, aber herzlich eingenommen für Kleist. Als Wilhelm 1809 in Berlin erfuhr, Heinrich von Kleist sollte in dem Kloster der Barmherzigen Brüder

zu Prag gestorben sein, theilte er Jacob diese Nachricht als das Traurigste mit, das er vernommen habe: in Kleist stecke unendlich mehr als in seinem Freunde und Mitherausgeber Müller. Und weil die Brüder Kleist's Schaffen im Auge hielten, darum gaben ihnen Arnim und Brentano, als Kleist 1810 in Berlin eingetroffen war, ausführlichere Berichte über ihn, die, bisher unbekannt, hier in ihrer Gesamtheit hervortreten mögen.

Clemens Brentano 1810, Anfang April, an Wilhelm Grimm: „Unsre Tischgesellschaft hat sich jetzt sehr vermehrt. Der Poet Kleist, den Müller einmal todt gesagt, und nachdem er ihn hier wieder besucht und darauf aufs Land gegangen, mir als einen plötzlich mystisch verschwundenen angekündigt, ist frisch und gesund unser Mitesser, ein untersehter Zweiunddreißiger, mit einem erlebten runden stumpfen Kopf, gemischt launigt, kindergut, arm und fest. Von seinen Arbeiten habe ich im Phöbus mit ungemeinem Vergnügen die zwei ersten Acte des Trauerspiels Käthchen von Heilbronn und die Erzählung Kohlhaas gelesen, worinn vieles sehr hart, vieles aber ganz ungemein rührend und vortrefflich gedichtet ist, es macht Ihnen gewiß Vergnügen. Was mich aber bei der Sache ängstigt, ist, daß er sehr, sehr schwer und mühsam arbeitet.“ Er erzählt weiter noch von einem Abend-schmause beim „dicken guten, alle Jahre einmal verrückten“ Buchhändler Sander, der außer ihm Bernhardi, Fouqué, den Kapellmeister Weber, Pistor, Kleist, Müller u. a. geladen hatte. Und Arnim schrieb zu gleicher Zeit mit Clemens, Fouqué sei da, empfindlich über seine und Wilhelm's Recension des Sigurd in den Heidelberger Jahrbüchern: „Nach ihm ist Kleist angekommen, eine sehr eigenthümliche, ein wenig verdrehte Natur, wie das fast immer der Fall, wo sich Talent aus der alten Preussischen Montirung durcharbeitete. Hast Du seinen Kohlhaas im Phöbus gelesen? eine treffliche Erzählung

wie es wenige giebt. Er ist der unbefangenste, fast cynische Mensch, der mir lange begegnet, hat eine gewisse Unbestimmtheit in der Rede, die sich dem Stammern nähert und in seinen Arbeiten durch stetes Ausstreichen und Abändern sich äußert. Er lebt sehr wunderbar, oft ganze Tage im Bette, um da ungestörter bei der Tabakspfeife zu arbeiten.“

Demnächst lud Arnim die Brüder zur Mitarbeit an den Abendblättern ein. Am 3. September 1810: „Kleist ist der beste Kerl, er giebt jetzt ein Abendblatt heraus, wozu Ihr einige Casseler Notizen, Späße und dergleichen liefern müßt.“ Dazu kam es nun freilich während des ersten Quartals, der guten Zeit des Unternehmens, nicht. Aber am 15. December 1810 meldete Wilhelm Arnim, er lerne jetzt isländisch und arbeite fleißig an den nordischen Sagen, es sei oft eine große gewaltige Poesie darin, meist aber roh und unbeholfen ausgedrückt: „Die Hervararsage, eine der ältesten und schönsten, hab ich mir fast fertig übersetzt; ich lege Dir einige Räthsel daraus bei, die sicher Volksräthsel waren und mir sehr schön vorkommen. Wär es Dir in irgend einer Hinsicht lieb, eine Abschrift vom Ganzen zu haben, so brauchst Du es nur zu äußern: es ist eine große Bedeutung in dem Gedicht, vielleicht möchtest Du etwas davon benutzen.“ Ebenso hatte Wilhelm Grimm damals Görres Proben angeboten. Von seiner Uebersetzung der ganzen Hervararsage nach dem Originaltexte spricht Grimm auch im Sendschreiben an Gräter 1813 öffentlich. Wo Poeslion in seiner „altnordischen Waffensage: Das Tyrningschwert“ (Hagen und Leipzig 1883) eine Uebersetzungsgeschichte der Hervararsage giebt, käme also diese Uebersetzung als unerlässlich hinzu.

Arnim erwiderte in seinem Neujahrsbriefe auf 1811: „Deine Räthsel sind sehr angenehm, ich will sie dem Kleist für die Abendblätter geben; freilich kommen sie da nicht immer

in die beste Gesellschaft, aber der arme Kerl hat seine bittere Noth mit der Censur.“ Die Absendung des Neujahrsbriefes verzögerte sich aber, durch Arnim's Verheirathung, bis in den März 1811 und inzwischen hatte Wilhelm Grimm am 22. Januar 1811 „noch einige nordische Räthsel“ an Arnim gesandt, um dann plötzlich verwundert in den Abendblättern, die er für die Casseler Lesegesellschaft hielt, zu bemerken, daß nach dem ersten Manuscripte „Räthsel aus der Hervararsage“ im 19. Blatte des zweiten Quartals, vom 23. Januar 1811, anonym abgedruckt worden waren. An die Möglichkeit oder Absicht einer Veröffentlichung bei Kleist hatte Wilhelm Grimm ursprünglich nicht gedacht; und deshalb nahm er in seinem kritisch-antikritischen Sendschreiben an Gräter Anlaß zu erklären, daß er das, was aus seiner nie zum Druck bestimmt gewesenen Uebersetzung der Hervararsage gelegentlich gedruckt sei, selbst als unrichtig oder ungenau verwerfe. Diese Stelle im Sendschreiben geht auf Kleist's Berliner Abendblätter.

Die erste Sendung Räthsel also ist bei Kleist gedruckt, und danach, nicht ganz genau, in Wilhelm Grimm's Kleineren Schriften (I, 171) wiederholt; die zweite Sendung liegt mir, da Arnim sie entweder Kleist nicht mehr übergeben, oder dieser sie nicht hat drucken mögen, aus Arnim's Nachlaß in der originalen Handschrift vor.

Der Druck bei Kleist (Nr. 19, 1811) hat folgenden Wortlaut:

#### Räthsel aus der Hervararsaga.

(Der König Heidrekur hat einem reichen Mann in Gothland, der Giestur heißt, der ihm Feind war und ihm seiner bösen Thaten wegen oft Unglück gewünscht hatte, die Wahl gelassen, entweder sich dem Urtheil seiner zwölf weisen Männer zu unterwerfen, oder mit ihm in Räthseln zu streiten. In der Noth, da er durch beides gefährdet wurde, hört Giestur Abends an seiner Thüre pochen; ein Mann tritt ein, der ihm heißt, die Kleider mit ihm tauschen. Das geschieht, der Ver-

kleidete geht nun an des Königs Hof, wird dort für den Giestur erkannt, und will sich auf Räthsel mit dem König einlassen, der es nicht ahndet, daß es Othin ist, der vor ihm steht.)

Ich wähle nur einige aus.

II. Giestur sprach: heim fuhr ich gestern, sah ich auf dem Weg Wege: war da Weg unten, Weg oben, und Weg in allen Wegen. Heidrekur König, denk du an das Räthsel.

König antwortete: Gut ist dein Räthsel, errathen ist das. Da fährst du über eine Brücke, und Weg war unter dir nieden, und Vögel flogen über deinem Haupt, und rund um dich: und war darum Weg auf allen Wegen.

III. G. sprach: Was ist das für ein Trank, den trank ich gestern? das war nicht Wein, nicht Wasser, nicht Meth, nicht irgend eine Speise, fuhr doch durstlos davon? Heidrekur 1c.

König antwortete: Errathen 1c. Du lagst im Schatten, als der Thau war gefallen auf's Gras und kühlte dir deine Lippen.

IV. G. sprach: Wer ist der Schallende, er geht auf hartem Weg, ist oft vorher weggesprungen, oft küßt er, hat zwei Münde, und zu Gold nur geht er? Heidrekur 1c.

König antwortete: das ist der Hammer, den hat der Goldschmied.

V. G. sprach: Was sind das für Mägblein, sie gehen oft zusammen nach ihrer Natur, manchem Mann haben sie Leid gebracht?

König antwortete: das sind Meer-Mägblein (d. h. Wellen) und thun die manchem Mann Leid an, und sind manche zusammen.

VI. G. sprach: Was sind das für Wittwen, die gehen alle zusammen, nach ihrer Natur, selten sind sie günstig den Männern, und müssen im Winde wachen?

König antwortete: das sind die Meeres-Töchter (die Wogen), die gehen stets drei zusammen, wenn der Wind sie aufweckt.

VII. G. sprach: Was sind das für Weiber, die gehen in kleinen Haufen (wie Wasser das mit Schnee hin und wieder bedeckt ist), haben bleiches Haar und sind weiß geschleiert, und achten auf nichts?

Heidrekur antwortete: das sind die Meereswellen, die gehen rauschend und küssen ihren weißen Scheitel auseinander und ihren bleichen Schleier: ihnen folgen immer Seemänner und sind achtlos.

IX. G. sprach: Was ist das für ein Thier, was ich drinnen sah, unter des Königs Thieren, hat acht Füße und vier Augen, trägt die Kniee höher, als den Magen?

Heidrekur antwortete: das ist ein klein Thier, das heißt der Gewebekönig (die Spinne).

X. G. sprach: Was ist das für ein wunderlich Ding, das sah ich draußen, hatte sein Gesicht zur Hölle gelehrt, und seine Füße zur Sonne hinauf?

Heidrekur antwortete: Das ist Spieß-Lauch, der hat Zwiebel in der Erde und Blatt zur Sonne.

Wilhelm Grimm's Manuscript der zweiten, nicht bei Kleist gedruckten, Sendung enthält noch folgende Räthsel:

Wer ist der Große, der fährt über die Erde, verschlingt Wasser und Wälder, fürchtet den Wind, aber einen Mann nicht, und thut der Sonne Leids an?

Das ist der Rebel, der schlägt den Sonnenschein, und der Wind besiegt ihn, aber kein Mann.

Wer sind die Brüder, die in Schaumkleidern waten, haben auf dem Meer ihre Fahrt; hartes Bett haben ihre weißgeschleierten Frauen, und spielen in der Windstille wenig?

Das sind die Wellen, die spielen mit den Felsen, und waten in dem Meer, und ruhen bei Windstille.

Wer ist der Große, der über manchen herrscht, und neigt sich zur Hölle halb, heißt Bärge, wird tief in die Erde begraben, wenn er hat treue Freunde?

Das ist der Anker mit guten Strängen, herrscht über manches Schiff und treibt den einen Haken in die Erde, und senkt sich so zur Erde und verbürgt manchen Mann.

Was ist das für ein Wunder, das sah ich an des Königs Hof: zwei unterjochte und leblose trugen was verwundet und an der Seite hängt?

Das sind die Schmiedsbälge, die sind leblos und unterjocht und haben doch vor sich manch gutes Schwert geschmiedet.

Zwei Brüder bleichhaarig tragen zwei Mägdlein zur Kammer: war da keine Thüre, ist nicht von Händen gemacht, vom Hammer geschmiedet. Draußen war glänzend vor dem Giland, der es machte?

Das ist das Ei und das Junge darin: die Schale ist das Haus des Jungen. Das ist weder geschlagen vom Hammer, noch mit Händen

gemacht. Der Schwan ist der Mann, der das gethan, und singt glänzend außen vor dem Eiland.

Fahren sah ich der Erd aus Bewohner: saß Naß auf Naß, Blinder ritt auf Blindem zu dem Seestrand; das Roß war leblos?

Da fandest du ein todt's Pferd, das lag auf einem Eistück, und ein todt'er Ar auf dem Pferd. Das magst du gesetzt haben zu schwimmen allsammen auf dem Wasser.

Viel war jüngst Nasengand gewachsen und wollte Kinder haben, trug Bauzeug zusammen, bedeckte des Halmbeißers Spieße, und die Brüllschale lag über der Thüre?

Da fandest du eine Ente auf den Eiern, die lag zwischen zwei Döhsenkinnladen, die nanntest du Halmbeißers Spieße, Brüllschale nanntest du den Hirnschädel vom Döhsen.

Sah ich im Sommer, vor Sonnenuntergang tranken Herrn\*) den Meth schweigend, und rief das Glas, woraus sie tranken?

Da fandst du Ferkel, die tranken stillschweigend, und das Schwein grunzte dabei.

Der Druck bei Kleist und das Manuscript sehen äußerlich verschieden aus. Da wir Kleist's Art, mit fremden Manuscripten umzugehen, genugsam kennen und kennen lernen werden, so müssen wir mit der Möglichkeit rechnen, daß Kleist vielleicht auch in Wilhelm Grimm's Handschrift eingegriffen habe. Im Druck sind die Räthsel mit römischen Zahlen gezählt: von II—VII und von IX—X. Es fehlen sonderbarer Weise die Räthsel I und VIII. Die beiden hat doch wohl Kleist redactionell, nicht Wilhelm Grimm, ausgelassen, und deswegen werden wir nach der Einleitung die Worte „Ich wähle nur einige aus“ auch Kleist zuzuschreiben haben. Ich zweifle ferner, daß die, in Klammern vorausgeschickten, Be-

\*) Wortspiel mit Sir (Herr) und Syr (Ferkel).

merkungen über die Herwararsage von Grimm herrühren. Sein Stil ist es meines Empfindens nicht. Ich würde eher glauben, Arnim's unbesorgte, assertorische Schreibart in den Sätzen zu erkennen. Vom Standpunkte der Abendblätter aber war eine Orientirung vor den Räthseln nöthig, und es gab sie von den Berliner Freunden, wer genügend über die Dinge Bescheid wußte. Wozu auch sonst die Einschließung der Sätze in Klammern? In den kleineren Schriften Wilhelm Grimm's sind freilich die Klammern fortgelassen worden.

Ich sagte, daß die Brüder Grimm auf die Berliner Abendblätter abonniert gewesen seien. Aber nicht nur sie allein in Hessen: sondern auch, auf ihre Verwendung, ein anderer hessischer Leserkreis in Hörter, den Grimm's Jugendfreund Paul Wigand leitete, legte sich die Abendblätter zu. Wilhelm schrieb an ihn am 18. November 1810: „In Berlin erscheint jetzt vom Kleist, der sonst den Phöbus herausgab, ein Abendblatt, das Du dort einführen mußt, es kostet jährlich höchstens nur 4 Thaler, und enthält eine Menge ganz köstlicher Anekdoten. Es erscheinen alle Woche sechs Oktavblätter, ganz bescheiden gedruckt, und soll eigentlich eine ideale Wurstzeitung seyn.“ Worauf Wigand antwortete (7. 1. 1811): „Für die Empfehlung des Abendblattes von Kleist danke ich Dir, der Preis ist gering, man kann es sehr leicht halten.“ Ob sich dies Exemplar etwa noch ermitteln ließe, weiß ich nicht. Dem Abonnement der Brüder Grimm aber verdanken wir heute das einzige vollständige Exemplar der Abendblätter, das existirt. Dem bücherliebenden Ordnungs- und Bewahrungssinn der Brüder kam, zu unserem heutigen Gewinn, die Art des Vertriebes der Abendblätter nach außerhalb zu Statten. Während die einzelnen in Berlin täglich ausgegebenen Nummern dem gewöhnlichen Zeitungsschicksale anheimfielen, so daß nicht einmal aus Interesse auffammelnde

Liebhaber\*) vollständige Exemplare aufbringen konnten, wurden nach außerhalb die Abendblätter nur in ganzen Monatslagen abgegeben, eine Einrichtung, die der Aufbewahrung natürlich förderlich war. Das Grimm'sche Exemplar, in festem Einbände, trägt jetzt von des greisen Jacob Hand die Einschrift vorne „*liber nunc rarissimus*“, welche von ihm unter dem Eindruck der Friedrich Raumer'schen Lebensbeschreibung 1861, die er dazu notirte, eingetragen wurde. Der Band ist inzwischen in mancher Gelehrten Hände gewesen. Ich danke es Herman Grimm, daß ich das Exemplar wie mein eigenes um mich haben darf: ohne seine Güte, die mir freie Hand ließ, würde ich mich nicht in die Dinge haben einleben können. Es ist meine Absicht, Kleist's Berliner Abendblätter durch einen Neudruck allgemein wieder zugänglich zu machen.

Die Brüder Grimm haben von Heinrich von Kleist's Bedeutung als Dichter, Schriftsteller und Beherrscher der deutschen Sprache eine Meinung gehabt, wie — Goethe ausgenommen — von keinem der mit ihnen lebenden Poeten. Kleist's Art, die Novelle ohne Vorbild neu zu behandeln, muthete viele Leser anfangs befremdend an. Noch unter diesem Eindrucke steht Wilhelm Grimm's frühestes Urtheil über den Kohlhaas, das ich kenne, in einem Briefe an Brentano 1811 (ungedruckt): „Der Kohlhaas ist eine kunstreiche treffliche Schmiedearbeit, die jeder mit großem Vergnügen lesen wird; sonst prahlt er etwas, wie gelehrte Maler mit Anatomie.“

---

\*) aus deren Kreisen wohl das sogenannte Nathahn'sche Exemplar, jetzt auf der königlichen Bibliothek in Berlin, das aus einzelnen von mir in Wiepersdorf gefundenen Nummern handschriftlich ergänzt ist, und das in der Graf Yorck'schen Fideicommissbibliothek in Schlessien hervorgegangen sein mögen; einzelne Blätter bewahrt noch das königliche Geheime Staats-Archiv und die Görlik-Lübeck-Stiftung in Berlin.

Das, was wie Bemängelung in diesem Urtheile aussieht, ist ähnlich von Wilhelm Grimm selbst gegen Goethe geltend gemacht worden, und sollte die Entfernung andeuten, welche, ihrem Gefühle nach, alle Kunstpoesie von der Schlichtheit der Naturpoesie trenne; im vorliegenden Falle war es zugleich eine Art Concession an Brentano, der den Kohlhaas zuerst dem Casseler Freunde gegenüber erwähnt hatte. Der eigentliche Accent ist auf das Auerkennende in dem Urtheil zu legen. So auch Jacob Grimm an Wigand (21. 2. 1811): „Willst Du eine vortreffliche Erzählung lesen, so schaff Dir Kleists „Erzählungen“ an, worin nun der Kohlhaas, davon der Anfang schon im Phöbus stand, vollendet ist. Eine übermaßen gelungene und lebende Geschichte.“ Die Antwort Wigand's lautete (12. 3. 1811): „Auf die Erzählungen von Kleist bin ich recht neugierig, denn ich erinnere mich noch sehr lebhaft des Kohlhaas im Phöbus und des außerordentlichen Interesses, den diese Erzählung bei aller Ruhe und Einfachheit der Darstellung erweckte.“ Man sieht, daß unter den Besseren der Zeit sich im Stillen ein Publicum für Kleist zu bilden begann\*).

Kleist's Arbeiten waren den Brüdern so „werth und lieb“, wie unmittelbar nach seinem Tode Wilhelm an Arnim, 10. December 1811, schrieb (ungedruckt), daß sie sich verpflichtet fühlten, für ihn öffentlich einzutreten: „ich hatte etwa vierzehn Tage vorher eine Anzeige von seinen Erzählungen nach Heidelberg geschickt, weil ich sie sehr schätzte und weil ich

\*) Die Briefe Wigand's an die Brüder Grimm werden künftig in den Grimm-Schränken auf der königlichen Bibliothek zu Berlin befindlich sein. Aus den Grimm'schen Briefen, auf der Ständischen Landesbibliothek in Cassel, theilte mir auf meine Bitte der Vorsitzende der Casseler Grimm-Gesellschaft, Herr Director Dr. Lohmeyer, freundlich die beiden Stellen mit.

dachte, meine Anerkennung sei doch besser als gar keine, da sie wahrscheinlich von der Redaction übersehen würden. Ich hatte sie darin gelobt, so gut ich konnte, und meine Meinung darüber gesagt; weil mir eben die vielen niederträchtigen Urtheile über seine Dichtungen einfielen, sind auch ein paar Sätze gegen diese darin; so ist die Recension ziemlich ausführlich geworden." Grimm's Recension, die an Wilken als den damaligen Redacteur der Heidelberger Jahrbücher gelangt war, ist leider nicht abgedruckt worden. Mag sein, daß die dem Boissischen Einflusse damals schon verfallenden Jahrbücher für Kleist's Poesie nicht gern mehr eintreten mochten, oder daß die ziemlich fade und geistlose Anzeige des Rätchens von Fu, die wirklich in den Jahrbüchern 1812 (5, 411) steht, der Recension Wilhelm Grimm's zuvorgekommen ist. Wer wird nicht den Verlust um Kleist's und Grimm's willen bedauern? Wilhelm wirkte für Kleist im Stillen weiter. Einer Büchersendung an den Pfarrer Bang legte er noch 1817 Kleist's Erzählungen bei, „die er besonders wegen des Michel Kohlhaas und der heiligen Cäcilia schickte, in welchen sich das herrliche Talent des unglücklichen Verfassers recht zeige“.

Als in den, von Tieck herausgegebenen, Hinterlassenen Schriften Kleist's der Prinz von Homburg zum ersten Male in die Oeffentlichkeit drang, schrieb Wilhelm Grimm an Arnim 5. April 1821 (ungedruckt):

Kleist's Prinzen von Hessen habe ich mit großem Vergnügen gelesen. Der Gegenstand ist sehr geschickt behandelt und wird auf dem Theater großen Eindruck machen. Das Mühsame in der Ausarbeitung fühlt man doch und macht einen vielleicht nicht ungünstigen Gegensatz zu den tiefen und kühnen Zügen; ich habe nirgends schöner die Macht des Gesetzes und die Anerkennung des Höhern, vor dem auch das Gesetz zerfällt, dargestellt gefunden. Sonst haben die Kleistischen Sachen etwas von den niederländischen Malercien, die Ausführung in den Weirwerken und in einzelnen Stücken, die das Auge reizt und ergötzt.

In Göttingen trafen die Brüder Grimm in ihrer Verehrung Kleist's mit Dahlmann zusammen. Wie wird und muß Jacob in seinen litterarischen Vorlesungen, ehe Gervinus kam, über Kleist gesprochen haben, anders als nachgeschriebene Notizen uns zu sagen scheinen. Dahlmann und die Brüder Grimm hielten auch nachher Gervinus gegenüber, der von anderen Anschauungen ausging, in der Beurtheilung Kleist's das Gegengewicht, und dementsprechend galt Kleist's Schriftstellerei den Brüdern Grimm, als sie sich zum deutschen Wörterbuche rüsteten, als eine Quelle unserer Sprache. In dem Quellenverzeichniß des ersten Bandes sind das Rätchen und die Erzählungen — beide übrigens in den Original-exemplaren noch im Nachlaß der Brüder vorhanden — mitaufgezählt: zu denen dann im zweiten Bande des Wörterbuches die Penthesilea, von 1808, und endgültig Julian Schmidt's Gesamtausgabe der Schriften Kleist's von 1859 hinzutraten.

Als productiv arbeitende Männer berührten sich die Brüder Grimm mit Kleist ferner auf dem Gebiete der Sage und des Märchens. Sie athmeten ja mit ihm die gleiche geistige Luft jener Tage vor den Freiheitskriegen ein, und als befreundete Vermittler zwischen ihnen standen Arnim und Brentano da. Was über die litterarische Behandlung von Märchen und Märchenstoff bei Grimm's und bei Kleist zu sagen ist, wird im folgenden Capitel an die Erzählung „Das Bettelweib von Locarno“ angeschlossen werden.

#### V. Frau Henriette Schütz.

Die als ehemalige Schauspielerin an der Berliner Bühne und als pantomimische Darstellerin in jener Zeit berühmte Frau Professor Henriette Schütz ist gleichfalls in Kleist's

Abendblättern mit Beiträgen betheilt. Vier Nummern der Abendblätter, die vom 13. bis 16. Februar 1811, enthalten ihre Schilderung einer Reise von Wien nach Salzburg, aus dem Beginn des Jahres 1809. Eigentlich ein großer Brief der Frau Schütz an Jemand, der nicht genannt sein wollte. Zur Mittheilung desselben war Heinrich von Kleist, auch ohne vorher die Genehmigung der Schreiberin selbst eingeholt zu haben, freundschaftlich berechtigt.

Wer wie Kleist in Berlin zu Hause war, kannte natürlich Frau Händel-Schütz (ehemalige Schüler, wie ihr Mädchenname war) als eine der hervorragenden Schauspielerinnen in Berlin. Damals nahm man kein Journal zur Hand, ohne auf das immer wiederholte Lob ihrer pantomimischen Darstellungen in den meisten Städten Deutschlands zu stoßen. Sie führte ein freies Kunst- und Wanderleben. Mit allen bedeutenden Männern ist sie, im Namen ihrer Kunst, zusammengekommen, und sie haben sich in ihr Stammbuch, das einer Blumenlese gleicht, eingeschrieben. Nach den mannichfaltigsten Schicksalen und Erlebnissen heirathete sie 1810 den jüngeren Professor Schütz aus Halle, und mit ihm erschien sie 1810 im August von Hamburg her, nur auf wenige Tage in Berlin, ohne jetzt auftreten zu können, aus Gründen, die im Morgenblatte von 1810 (Nr. 227 und 233) angedeutet werden und natürlich sind.

Ihr Gatte traf hier wieder mit der Patriotengruppe zusammen, aus der er Brentano von Jena her, Arnim und Kleist von früherem Berliner Aufenthalt her kannte. Sein Vater, Professor Christian Gottfried Schütz, der Herausgeber der Allgemeinen Litteratur-Zeitung, an der auch der Sohn betheilt war, hatte, als Halle 1806 verloren ging, in Berlin persönlich seine Wiederverwendung in preussischen Diensten betrieben. Darüber ist mancherlei Material auf dem Geheimen

Staats-Archiv vorhanden. Der Sohn repräsentirte immerhin ein Stückchen litterarischer Macht seines Vaters. Aus der Allgemeinen Litteratur-Zeitung hat Kleist für die Abendblätter Nr. 77, vom 31. December 1810, seine ausführlichen Mittheilungen „über die in Oestreich erschienene neue Censurverordnung“ geschöpft. Genug, es spann sich damals ein neuer Verkehr des Schützischen Ehepaars mit den Freunden von den Abendblättern an. Arnim schätzte die Talente der Frau Schütz, wie auch Grimm's in Cassel. Wir haben Kenntniß davon, daß sie den Brüdern Grimm Volks-Reime und Märchen lieferte. Und so erklärt sich, daß die Theaterartikel der Abendblätter ihren Namen, wo sie ihn gelegentlich nennen, mit Achtung und Auszeichnung umgeben. Das schloß nicht aus, daß doch der Klatsch gedieh und so derbe Aeußerungen, wie die Zelter's zu Goethe, über sie ausgesprochen wurden.

Kleist hat der Veröffentlichung ihrer Reisebeschreibung in den Abendblättern (13. Februar 1811) eine „Einleitung“ vorangeschickt, in der er sagt: „Die herrliche Darstellung, welche Frau Professor Schütz auch in ihre, an Freunde während ihrer Reisen gerichtete, Briefe zu legen weiß, bewegt den Besizer, einen derselben, seines allgemein interessanten Inhaltes wegen, mit Weglassung aller Privat-Angelegenheiten, in diesen Blättern öffentlich mitzutheilen. Das Schöne, in welcher Form es auch hervortritt, darf nicht gänzlich verborgen bleiben; und die treffliche Künstlerin selbst wird in dieser Bekanntmachung ihres Schreibens, nicht ohne Beifall, das Bestreben eines Freundes anerkennen, ihren Werth auch als sinnige Beobachterin geltend zu machen, welche die seltne Gabe zugleich besitzt, mit der Feder dasjenige lebendig darzustellen, was sie gesehen, gedacht und empfunden; so wie sie das Gleiche auf der höchsten Stufe der dramatischen Mimik, und der mimischen Plastik längst geleistet hat.“ Als Freund

der genialen Frau bezeichnet sich Kleist hier öffentlich. Der Besitzer des Schreibens, nehme ich an, war ihr nunmehriger Gatte selbst, der Kleist Einblick in das Schriftstück und die Erlaubniß zur Veröffentlichung gab. Nach dem Morgenblatte (1809, Nr. 46) war die Künstlerin in Wien während des Februar 1809 aufgetreten. Ihre Weiterreise von dort ging — ihrer eigenen Schilderung zufolge — über den Semmering nach Grätz (frühere Schreibung für heutiges Graz oder Graz) dann nach Werfen an der Salzach, und über Golling nach Salzburg: von hier, den 12. April 1809, datirt das Schreiben.

Es enthält in der That merkwürdige Schilderungen von Land, Leuten, Sitten und Zuständen. Die Verfasserin schafft ungesucht wirksame Contraste. In Steier findet sie bereits, im März, die Berge und Thäler ganz mit Veilchen, Schlüsselblumen, blühenden Gesträuchen und Schmetterlingen bedeckt: aber um wieviel häßlicher die Menschenart mit ihrer fürchterlichen Menge Cretins und Mißgestalteter! Die Zustände der Wege, der Häuser, der Sennhütten, in denen die „Schwögerinn“ so unabgesondert mit der Milch hantire, daß man sie, zu Hause und auf der Straße, auf zehn Schritt riechen könne, nöthigen ihr manchen drastischen Tadel ab. Wirth und Kellner in den Gasthöfen, anstatt behülflich dem Ankommenden zu sein, stünden bloß herum und fragten: „was schofen's z'Nacht z'speisen? schofen's a Bratnes, a Kälbernes? a Brodsuppen mit 'n Ah, an Sallat mit 'n El? u. s. w.“ Die Verfasserin bekundet ihre Gabe, auch das Volksmäßige in der Sprache aufzufassen, und ich bemerke dazu, daß Wilhelm Grimm damals nach ihrem Vorfagen Reime im pommerischen Platt aufgeschrieben hat.

Zunmer aber nimmt sie auch — und das war etwas, was einem Kleist in seine Zeitung paßte! — auf Truppenzüge und Landesbefestigungen gegen den Einbruch der Fran-

zosen Bedacht. „Bei Werfen bestieg ich den hohen Berg, auf welchem, am Ufer der tobenden Salzach, die alte Feste dieses Namens liegt: ein Riesenwerk, schon zwölfhundert Jahre alt, aber noch völlig erhalten. Die Thürme, mit ihren Zugbrücken und angrenzenden, unüberwindlichen Festungswerken, die prachtvolle alte Kapelle, im Innern der Burg, in welcher noch alle Jahre siebenmal Gottesdienst gehalten wird: Alles deutet die Kraft und die Herrlichkeit der verfloffenen Jahrhunderte an.“ Die letzten Worte, wie wenn Kleist selbst sie geschrieben hätte! „Am andern Morgen kam ich durch den Salzburger Paß, wo eben damals, auf dem Gipfel des Felsens, beträchtliche Festungswerke angelegt wurden, um den Feind, wenn er von hier aus vordringen sollte, abzuwehren. Mehrere Bastionen, auf den vorspringenden Winkeln, waren schon fertig und eben beschäftigte man sich, die Casematten, für die Garnison, in Stein zu hauen.“ Die Landwehr passirte eben durch Salzburg hindurch, und Niemand wurde über die bairische Grenze hinübergelassen, bevor sie nicht das österreichische Militär zum Kampfe gegen die Franzosen überschritten hätte! Man muß bedenken, was Patrioten, wie Heinrich von Kleist, mit solchen scheinbar nur Vergangenes berührenden Artikeln ausdrücken wollten, in einem Momente, wo sich schon die französische Kriegsbewegung nach Rußland hin ankündigte, und die Berliner Kriegsparthei dahin zu arbeiten begann, daß Napoleon der Durchzug durch die preußischen Lande versperrt werde.

Was die äußere Gestalt des Artikels anbelangt, so hat Kleist in der Einleitung betont, daß Stellen weggelassen worden seien: Gedankenstriche deuten auch bisweilen Lücken an, und die Gedankensprünge bestätigen das. Trotzdem ist Einheitlichkeit nicht ganz erzielt, und Wiederholung nicht durchweg vermieden worden. Die Streichungen aber mußten

Änderungen nach sich ziehen. Ich glaube, daß Kleist an der letzten Gestaltung für den Druck sehr eindringlich betheilt ist.

Die Veröffentlichung geschah sechs Wochen, bevor die Frau Schütz und ihr Gatte abermals in Berlin erschienen. Die Künstlerin betrat wieder zu kurzem Gastspiel, als Braut von Messina, Maria Stuart, Kogebue's Octavia und in anderen Rollen, die Bühne des Königlichen Nationaltheaters. Am 8. April 1811 begann sie vor überfülltem Zuschauerraum ihre mimischen Darstellungen von Werken älterer, italienischer und namentlich auch deutscher Kunst. Der Freimüthige z. B. berichtet darüber. Von Jedermann wurde die berühmte Frau gefeiert. Anfangs Mai schon verließ das Ehepaar Berlin, um eine große Kunstreise nach dem Norden anzutreten, von der sie erst zwei Jahre später nach Deutschland zurückkehren sollten.

In diesem April des Jahres 1811 herrschte nun sofort wieder ein angeregter Verkehr zwischen dem Ehepaare Schütz und Heinrich von Kleist. Wir haben drei von einander unabhängige Zeugnisse dafür, von denen zwei aus jenen Tagen selbst stammen, das dritte aber, aus viel späterer Zeit, in einer Darstellung und Zuspitzung erscheint, die sich nicht mit jenen beiden reimen läßt. Wir prüfen sie und versuchen, was aus ihnen für Kleist's Leben sich ergeben möge.

Einem dramatischen Dichter wird der Umgang mit darstellenden Künstlern immer erwünscht und lehrreich sein, um sich darüber aufzuklären, was dramatisch wirksam, bühnengerecht und ausführbar sei. War Heinrich von Kleist der Freundschaft des Schützischen Ehepaares sicher, so konnte er mit der Künstlerin, die in die Berliner Verhältnisse und Personen eingeweiht war, ohne Rückhalt über die Gründe sprechen, die seinen Dichtungen den Zugang auf die Berliner Bühne versperrten. Die Penthesilea hatte in Weimar nicht

gefallen, durch Goethe's Schuld, wie Kleist überzeugt war. Für das energische Junkergefühl Heinrich's von Kleist, das er auch im Aesthetischen bethätigte, bedeutete aber Goethe's abweichende Anschauung noch lange nicht die Instanz, der er sich unterordnen müßte. Im Gegentheil, Kleist ging in seinen Dichtungen aggressiv auf Goethe los. Kleist glaubte an seine Penthesilea, und seine Freunde theilten diesen Glauben. Frau Schütz war erbötig, die Darstellbarkeit der Scenen im Kleistischen Sinne zur Erscheinung zu bringen. Das mußte Kleist mit Genugthuung erfüllen. Am 23. April 1811 fand, vorher angekündigt, eine öffentliche Vorlesung des Professors Schütz aus der Penthesilea mit pantomimischen Darstellungen seiner Gattin Statt.

Vorlesung und Vorstellung leiteten auf den Höhepunkt des Trauerspiels. Professor Schütz erzählte die Fabel von den Amazonen und recitirte aus Kleist's Dichtung, während seine Frau nachher die Hauptscenen in bewegter Plastik folgen ließ. Zeitungsberichte von damals, wie unvollkommen sie sein mögen, geben immerhin einen Anhalt herauszubringen, welche Scenen dargestellt wurden. Ich glaube: wie Penthesilea, verwirrt in ihren Sinnen, Achill mit ihrem Pfeile trifft; wie sie, über ihn sich werfend, die Zähne in seinen Körper schlägt und dann, nach vollbrachter That, lautlos dasteht und starr in das Unendliche hinausblickt; wie sie, bereits aller irdischen Schranken frei, unbekümmert um Fluch und Entföhnung der Oerpriesterin, todt neben Achilles niedersinkt. Es handelte sich also um die beiden letzten Auftritte des Trauerspiels. Wir haben in den Zeitungen keine unbefangene Stimme über die Wirkung des Dargebotenen auf das Publicum. Man denke sich die Boffische Zeitung! Wie konnte Catel, der nur Jffland und Koyebue räucherte, der von Kleist in den Abendblättern so unsanft gerüttelt worden war, über

die Penthesilea anders als mißgünstig schreiben! Er konnte es sich nicht einmal abringen, Kleist's Namen nur zu nennen. Er fand natürlich Alles für die Ungebuld der Zuschauer langweilig, zumal da die Stelle mit ihrem Hez! Hez! Hez! — also die Stelle, wo Penthesilea auf Achill die Hunde hezt — unpoetisch, flach und gehaltlos sei. Während in der Bossischen Zeitung sich ästhetische Urtheilslosigkeit erging, schallte aus dem Morgenblatte die Sprache eines Saul Ascher zurück, der mit Schmutz bewarf, was in Berlin nicht seines Gleichen war: „Das von Herrn Professor Schütz gelesene Bruchstück des Gedichts langweilte (schrieb er) und ward zuwider durch verrenkte Sprache und gemeine Malerei im Ausdruck!“ Nur die Spenersche Zeitung, wenn sie auch an der recitativen und mimischen Darstellung auszufehen hatte, besaß Geschmack genug, an Kleist's Dichtung selbst sich nicht zu vergreifen. In seinen damaligen Verhältnissen mögen Kleist solche bösen Urtheile in gelesenen Zeitungen nicht gleichgültig gewesen sein. Wir aber betrachten sie historisch heute als Erscheinungen von innerster Nothwendigkeit. Von denjenigen Richtungen, die sich in Catel und Saul Ascher verkörpern, war Heinrich von Kleist weltenweit geschieden. Und gerade dadurch, daß sie aus dem überreichen Programm des Abends das Kleist Betreffende, wenn auch mißgünstig und gehässig, hervorheben mußten, erkannten sie wider Willen Kleist's geniale Ueberlegenheit an.

Eine gute Woche später, im Anfang Mai 1811, reiste das Schützische Ehepaar von Berlin ab, gegen Norden zu, ohne Kleist je wiederzusehen. In den April des Jahres 1811, und in keine andre Zeit, muß das Thatsächliche einer Geschichte fallen, die Peguilhen in Gubi's „Berühmten Schriftstellern“ (1854, S. 309) über Kleist und die Frau Schütz vorgelegt hat. Kleist und die Frau Professorin seien als

berühmte Leute von einem jüdischen Geldproben zu Tische geladen worden. Die Frau redet da Unsinn und macht dem Dichter Zumuthungen. Kleist entflieht plötzlich, wie Joseph dem Weibe Potiphar's. Ohne Hut auf dem Kopfe, stürmt er auf Peguilhen's Stube. Am andern Tage kommt die Frau Schütz in die Wohnung Kleist's, der sich verleugnen läßt. Und Peguilhen deutet frecher Weise an, er habe selbst die von Kleist verschmähten Erfolge gehabt. Ihm sei später alles klar geworden: denn „wenige Monate später“ habe eben Kleist, wie die geschmacklose Wendung lautet, neben seiner Himmelsbraut entseelt in der waldumkränzten Grube gelegen. Eine große Anzahl Seiten verbraucht Peguilhen, um mit geschwägiger Seichtigkeit seinen Unsinn herauszuspeln.

Leider steht die Geschichte unbeanstandet in den Biographien des Dichters. Nirgends aber wäre eine kritische Reinigung nöthiger gewesen, als hier. „Wenige Monate darauf“ — vom April bis zum November sind aber volle sieben Monat noch: Peguilhen hatte von den chronologischen Zusammenhängen keine Ahnung mehr. Welcher „jüdische Mäcen“, wie Peguilhen sagt, gemeint sein könne, ist unerfindlich, zumal wenn man bedenkt, daß damals schon zwischen der Kleistischen Gruppe und den Juden die Spannung eingetreten war, die sich bald zu öffentlichem Eclat entladen sollte. Nach Maßgabe gesellschaftlicher Gepflogenheiten wäre dem Mäcen doch auch unmöglich gewesen, die Frau Professor Schütz ohne ihren Gatten einzuladen. Was Peguilhen die Frau Schütz zu Kleist bei Tische faseln läßt, ist seine freie Erfindung, da er ja nicht zugegen war, und der „wortfarge“ Kleist mit solcher Fülle completen Unsinn ihm nicht aufwartet haben kann. Peguilhen war ein taktloser Mensch, dessen unbesonnene Schritte Kleist, als er in der Erde lag, mehr geschadet haben, als alle Ränke seiner Gegner. Die

Geschichte mit der Frau Schütz ist eine verfrachtete Entstellung irgend eines thatsächlichen Vorganges, der sich zugetragen hat. Peguilhen will um jeden Preis pikant und geistreich sein. Er giebt der Geschichte, um sie „interessant“ zu machen, einen anti-jüdischen und unmoralisch, lazen Beigeschmack. Kleist benutzt er als Pose, um sich gehen zu lassen. Uebrig bleibt, meinem Gefühle nach, nur das: In einer Gesellschaft — unbestimmt, in welcher — sind Kleist und die Frau Schütz Tischnachbarn; Kleist, von Unwohlsein (das Peguilhen als vorgeschützten Grund ausgeben möchte) befallen, verläßt das Haus; am anderen Tage erkundigt sich Frau Schütz nach seinem Befinden. Wie oft mag sie und ihr Gatte, zur Einstudirung der Penthesileascenen, bei ihm oder mit ihm zusammengewesen sein. Die Biographen mögen aufhören, Peguilhen's Geschichte nachzuschreiben, und gar daraus eine Art Vor-Wahnsinn Kleist's zu fabriciren, der nie existirt hat.

Nein, Kleist und das Schützische Ehepaar sind in gutem Einvernehmen von einander geschieden. Wir freilich, die wir Schütz' ganzes Leben überschauen, halten nicht zu viel von ihm. Aber damals lagen keine Dinge vor, die Kleist den Umgang mit Schütz hätten widerrathen müssen. Als die Künstlerin fortging aus Berlin, schrieb ihr Kleist mit leichter Veränderung Verse Wilhelm Schlegel's aus den soeben, 1811, erschienenen Poetischen Werken (1, 172) in das Stammbuch:

Arion spricht: — ein wandernd Leben  
Gefällt der freien Künstlerbrust.  
Die Kunst, die Dir ein Gott gegeben,  
Sie sei noch vieler Tausend Lust!  
An wohl erworbnen Gaben  
Magst Du Dich fröhlich laben,  
Des weiten Ruhmes Dir bewußt!

Berlin.

Heinrich von Kleist.

Und als Professor Schütz 1815 die „Blumenlese aus dem Stammbuche“ seiner Frau zusammenstellte, in der Kleist's Zeilen abgedruckt sind, da erinnerte er sich in der Vorrede (S. XII) unter anderen, die nicht mehr lebten, auch „seines für die dichtende Kunst allzu früh verstorbenen theuern Freundes“ Heinrich von Kleist.

## VI. Ernst Moriz Arndt.

Der Kampf gegen Napoleon ist nicht mit einerlei Waffe und einerlei Truppe eingeleitet und durchgefochten worden. Die preussischen Diplomaten hatten für ihr Vorgehen andere Wege einzuschlagen, als die Militairs, welche die Armee zum Ansturm reorganisirten. Der allgemein-geistige Angriff auf Napoleon dagegen forderte wieder seine besonderen Mittel. Hier, wo keine amtliche Gliederung mit einheitlicher Spitze zuletzt den Ausschlag gab, war jeder Patriot auf sich allein gestellt. Jeder entfaltete seine Wirksamkeit so wie Herkunft, Erziehung und Charakter sie verlangten. Heinrich von Kleist und seine preussischen Freunde hatten immer noch etwas von diplomatischer oder militärischer Schulung an sich. Sie standen auch als Schriftsteller wie Offiziere da, die kaltblütig abwarten, bis das Commando zum Angriff gegeben werden darf. Derjenige Schriftsteller damals aber, der fast revolutionirend unter die Seinigen trat und mit Ungestüm loszubrechen bereit war: ist Ernst Moriz Arndt.

Kleist, dessen verbissenem Ingrimm jedes wirksame Mittel gegen Napoleon recht und willkommen war, stieß sich nicht an dem berberen, demokratisch gefärbten Wesen Arndt's. Kleist hätte auch, wenn Alles versagte, zuletzt die Massen, wie Gneisenau es wollte, zu bewaffnetem Volksaufstande aufgereizt, ein sehr gefährliches Beginnen, dessen innerpolitische

Tragweite gar nicht zu berechnen war. 1809 in Böhmen schrieb Kleist einige Kampfsartikel bereits in diesem Sinne. Sein litterarisches Waffenbündniß mit Arndt tritt schon zu Tage. Seit 1806 war Arndt's Buch „Vom Geist der Zeit“ mit seiner gewaltigen Auflage gegen Napoleon in aller Patrioten Händen. Arndt zeichnete darin den Geist der Zeit, der zum Heile deutscher Zukunft überwunden werden müsse. Wie fährt er furchtlos auf das schlappe Treiben der Schreiber, der Philosophen, der Theologen, der Geschichtsschreiber, der Dichter, der Recensenten, der Journalisten los! Die Welt sei zu klug, zu gebildet, zu geistig: sie könne nicht mehr sinnlich fromm sein. Dem Schöpferischen und Göttlichen im Menschen müsse wieder zu seinem Rechte verholfen werden. Die Schicksale der alten und neueren Völker sollten eine Warnung sein. „Für die großen Dinge gehören Kinderaugen und Kinderherzen“, sagt er an einer Stelle und läßt uns damit die höhere Nothwendigkeit aufleuchten, aus der in jener Zeit ein Buch wie Grimm's Kindermärchen entstehen mußte.

Wie Arnim sich, noch ehe er Arndt persönlich kannte, mit dem Geist der Zeit abfand, darüber liegt, 1806, eine Aufzeichnung an Brentano vor (S. 184). Die Vorwürfe, die Arndt, der damalige Nicht-Preuße, gegen Preußen und Friedrich den Großen gehäuft hatte, schmerzten Arnim. Sonst aber kam ihm aus bestimmten Zügen vor, als wenn Arndt hin und wieder seine vielbestrittene und vielgelobte Abhandlung im Wunderhorn vor Augen gehabt hätte. Arnim verspürte Geist von seinem Geist.

Seit Köpfe besitzen wir auch ein früheres Schriftstück Kleist's, das über Arndt sich ausläßt. Köpfe hat es „Aufruf“ überschrieben. Die fremde That, die er durch edige Klammern noch als solche markirte, steht in den neuesten Ausgaben ungeklammert da, wie wenn sie Kleist eigenthümlich

zugehörte; das Verständniß, das Köpfe nicht gefunden zu haben ehrlich erklärte, wird dadurch erschwert. Wir haben es nämlich nur mit einem Bruchstück Kleist's zu thun, von dem wir nicht wissen können, wo es eigentlich hinaus wollte. Was das Schriftstück jetzt enthält, ist weiter nichts, als der Rechtfertigungsversuch einer Stelle aus Arndt's „Geist der Zeit“, hervorgerufen durch Aeußerungen, die Arndt widersprachen.

Kleist citirt eine Stelle (Geist der Zeit 1806, S. 13) wörtlich: „Zeitgenossen! Glückliche oder unglückliche Zeitgenossen — wie soll ich euch nennen? Daß ihr nicht aufmerken wollet oder nicht aufmerken könnet. Wunderbare und sorgenlose Blindheit, mit welcher ihr nichts vernehmt. O, wenn in euren Füßen Weissagung wäre, wie schnell würden sie zur Flucht sein! Denn unter ihnen gährt die Flamme, die bald in Vulcanen herausdonnern, und unter ihrer Asche und ihren Lavaströmen Alles begraben wird. Wunderbare Blindheit, die nicht gewahrt, daß Ungeheures und Unerhörtes nahe ist, daß Dinge reifen, von welchen noch der Urenkel mit Grausen sprechen wird, wie von atridischen Tischen und Pariser und Nanter Bluthochzeiten? Welche Verwandlungen nahen! Ja, in welchen seid ihr mitten inne und merkt sie nicht, und meint, es geschähe etwas Alltägliches in dem alltäglichen Nichts, worin ihr befangen seid!“ \*) Wie oft, erklärt Kleist, habe er diese Stelle als übertrieben tabeln hören: sie flöße ein gewisses falsches Entsetzen ein, das die Gemüther, statt sie zu erregen, vielmehr abspanne und er-

---

\*) Die Handschrift hat, wie ich glaube, nicht G. v. J. S. 13, was Köpfe, der das Citat nicht auffinden konnte, gedruckt hat und Neuere wiederholen, sondern G. d. Z. S. 13: eine vorläufige Notirung der Stelle, die Kleist, hätte er das Blatt in Druck gegeben, voller hingesetzt haben würde.

schlasse. Die Folge davon sei alsdann, daß man das Wahrfastige, das darin liege, mit dem Unwahrhaftigen verwerfe, und man dazu neige, die ganze Weißagung, die das Buch enthalte, für nichts als eine Vision zu erklären.

Gegen eine solche Behandlung des Buches erhebt sich Kleist mit aller Energie: „O du, der du so sprichst, du kömmt mir vor wie etwa ein Grieche aus dem Zeitalter des Sulla, oder aus jenem des Titus ein Israelit.“ Und nun führt Kleist den Israeliten redend ein, der sich nicht denken kann, daß die Stadt Gottes, von seinem lebhaftigen Cherubine beschützt, vor Titus zu Asche versinken werde. Hier bricht das Schriftstück ab. Es fehlt wenigstens die analoge Rede des Griechen, die angekündigt war. Die politische Anwendung auf diejenigen Zeitgenossen, die, weil sie an den Untergang Preußens oder Deutschlands nicht glaubten, die Hände in den Schooß zu legen riethen, ist ersichtlich.

Die Spuren des „Geistes der Zeit“ können wir wohl noch weiter bei Kleist verfolgen. Arndt beginnt sein Buch ernst und feierlich, wie ein Priester, der sich zur heiligen Handlung rüstet. Er ruft die siegende Macht der Rede an: „Rede, heiliges Geschenk der Natur, womit ich alles Größte und Herrlichste nenne, den hohen Vorrang der Menschenmajestät vor allem andern Lebendigen — Rede, Geist Gottes, zartes wehendes Licht des Unendlichen über dem nächtlichen, brütenden Chaos — Rede, Schwert in des Mannes tapfrer Hand, ich hebe, wie ich dich fasse; denn fürchterlich ist der Kampf, kleiner die Kraft als der Muth.“ So ernst und feierlich, im Gebet des Zoroaster, tritt auch Kleist zu Beginn der Abendblätter vor seine Leser hin. Wie Arndt, will auch Kleist die Jämmerlichkeiten und Nichtigkeiten seiner Gegenwart — den Geist der Zeit! — bestreiten. Gott im Himmel ruft er an, daß er „ihn rüste mit dem Köcher der

Rede“, damit er das Werk, zu dem er sich anschickte, vollbringen könne. Das ist Verwandtschaft der Gedanken und der Wortauswahl. Kleist hat an Arndt gelernt. Aber Kleist, ringend mit jedem Vorbild, überbietet Arndt an Pracht der Bilder und poetischer Tiefe der Sprache. Wahrscheinlich, daß das Gebet des Zoroaster schon früher, nicht erst 1810 für die Abendblätter, geschrieben worden ist.

Männer, die sich geistig so nahe stehen, wie Arndt und Kleist, treten in persönliche Gemeinschaft mit einander, wo sie sich treffen. Arndt, wiewohl geächtet von Napoleon, erschien mehrmals zu heimlichem Aufenthalt in Berlin. Er wohnte dann bei seinem Freunde und Landsmann Reimer, mit dem er immer auch brieflichen Verkehr unterhielt. Wir durchschauen eigentlich nicht mit Sicherheit, aus welchem politischen Anlaß Arndt sich immer von neuem der großen Gefahr aussetzte, und zu welcher Verwendung die so erworbene Kenntniß Berliner Zustände bestimmt war. Bei Reimer nun lernte Arndt (wie er in seinen „Erinnerungen“ sagt) alle die Männer und Jünglinge kennen, die den Gefühlen, wodurch die Menschen damals zusammengeführt wurden, treu geblieben waren. Nach seinen Briefen können wir Arndt's Aufenthalt, auf den es hier ankommt, genau auf die Zeit von Weihnachten 1809 bis in den April 1810 bestimmen: und wir sehen ihn in heimlichem, nicht verrathenen Verkehr mit Eichhorn, Schleiermacher, Zahn, Arnim, Brentano, Adam Müller, Kleist, Eckart (ihr aller 1813 gefallener Liebling), Gruner, Gneisenau, Clausewitz u. A. An Arnim's neu aufgenommenen Bestrebungen für das Wunderhorn betheiligte er sich seitdem. Den Ausgang mit Kleist bezeugte er noch spät in seinen „Erinnerungen“: er habe 1814 die Stelle besucht, wo der geniale Heinrich von Kleist, den er im Winter 1809 (genauer 1809 auf 1810) während seines Incognito in Berlin oft mit Freunden gesehen

habe, am Wannsee ruhte, und über dessen Tod er 1812 im Januar, als die Dinge noch frisch waren, Mancherlei von den gemeinsamen Freunden gehört hatte.

So war Kleist's Blick immer auf Arndt gerichtet gewesen. Nun erschien im Octoberhefte des Vaterländischen Museums ein mit H. von Pl. gezeichneter Brief über Gripsholm, der in Anknüpfung an das schauerlich berühmte Schloß Gripsholm (bei Stockholm) die schwedische Geschichte in einer Auffassung behandelte, welche die Legitimität als Princip vertrat. Das Vaterländische Museum wurde seit Juli 1810 bei Friedrich Berthes in Hamburg herausgegeben. Der Name schon zeigt Zweck und Richtung des Unternehmens an. Berthes, der Begründer und Verleger des Journals, spricht sich am schönsten darüber in einem Briefe an seine Gattin aus. Er liest, um sich, nachdem es kein Deutschland mehr gebe, doch seinen Glauben an die Cultur erhaltende Kraft der Einzelstaaten zu stärken, Sismondi's Geschichte der italienischen Republiken: „Ich liebe (schreibt er dazu seiner Frau) mein Vaterland, habe oft gebetet, oft gezittert für dasselbe — ich bin aber, um Adam Müller's Ausdruck zu gebrauchen, nicht mit der grassirenden Vaterlandsrötherei behaftet und darum auch nicht in Verzweiflung — ich will versuchen, was ich auf meinem Standpunkte vermag.“ Zur Arbeit am Vaterländischen Museum wollte er die besten Männer versammeln. Außer Hamburger Gelehrten, wie Charles de Villers und Zimmermann, schrieben Göttinger Professoren, Heeren und Sartorius, sowie Königsberger Professoren hinein. Von Schriftstellern seien der uralte Kriegs Rath Scheffner, Matthias Claudius, Graf Friedrich Leopold Stolberg, Jean Paul, Friedrich Schlegel, Görres genannt. Runge schmückte die Umschläge mit wundervollen Gebilden seiner Phantasie.

So war dem Unternehmen die Sympathie der Berliner

Patrioten sicher. Adam Müller, Savigny, Arnim, Brentano, die Brüder Grimm stimmten Berthes zu (Leben 1857. 1, 167). Arnim gab, ohne Wilhelm Grimm's Vorwissen, eine Uebersetzung lieblicher Marienlieder Dehlenschläger's von ihm hinein. Es sind im Vaterländischen Museum pseudonym auch Berliner Briefe veröffentlicht, die den politischen Standpunkt der Patrioten-Gruppe geltend machen. Kleist empfahl zweimal in seinen Abendblättern, Nr. 22 und 50, die Lectüre des Museums seinen Lesern. Aus dem Briefe über Gripsholm druckte er in den Blättern vom 24. und 25. October 1810 das Document eines gespensterhaften Vorfalles ab: das Gesicht Karl's des Elften aus dem Jahre 1676, worin blutige und gräuelvolle Thaten, welche man jetzt erleben werde, vorhergesagt sein sollten.

König Karl XI., um Mitternacht erwachend, sieht den Reichssaal von starkem Schein erleuchtet. Wie er mit erprobten Freunden eintritt, wird er eines Tisches gewahr, an dem sechzehn Männer sitzen, darunter ein junger König, die jugendliche Edelleute zum Tode verurtheilen. Hinter dem Tische der fast umgestürzte Thron, daneben der Reichsvorsteher. Karl dem Elften wird die Antwort, daß dies Alles in der Zeit des sechsten Regenten nach ihm geschehen werde. Der alsdann herrschende König werde wie jetzt der junge König aussehen; dessen Vormund wie der Reichsvorsteher jetzt. Aber der Vormund, der unter seiner Regierung den jungen Herrn verfolge, werde sich nachher der Sache desselben wieder annehmen; sie würden den Thron stärker befestigen. Ein großes Blutbad komme jedoch zuvor, daß nie desgleichen im schwedischen Lande gewesen: „Gieb du ihm, als König im Schwedenlande, deine guten Vermahnungen!“ Bei diesen Worten verschwand die Erscheinung. Worauf Karl dies Gesicht, seinen Nachfolgern an der Krone zur Vermahnung, aufschreiben und, durch seine und seiner

Freunde Namen beglaubigt, für sie im Reichsarchive niederlegen ließ.

Die Prophezeiung deutete man auf den 1809 durch seinen Oheim entthronten König Gustav IV. Dieser hochherzige Fürst war der schärfste Gegner Napoleon's und starkste Anhänger der Legitimität. Als Graf Gottorp irrte er jetzt in Deutschland umher, passirte auch (nach Gruner's Polizeiberichten) im August 1810 durch Potsdam, um nach Töpliz weiterzureisen; und wie die Abendblätter zu erscheinen begannen, gab Kleist theilnahmsvoll in ihnen fortlaufende Kunde von den Schicksalen des unglücklichen Königs. Darum die Aufnahme dieser alten Prophezeiung in die Abendblätter, nach der Graf Gottorp noch demaleinst als ein mächtiger König in Schweden herrschen werde. Kleist traf hier in seinen politischen Zielen mit dem „H. von Pl.“ zusammen, der die alte Urkunde, aus dem Schwedischen übersetzt, in das Vaterländische Museum gegeben hatte. Dieser „H. von Pl.“ aber war — Ernst Moriz Arndt. In den Schriften für und an seine liebe Deutschen (1, 173) hat er den Aufsatz, ihn wieder abdruckend, als sein Eigenthum in Anspruch genommen\*). Reimer und Kleist und die übrigen Freunde aber wußten natürlich damals schon, wer sich unter dem „H. von Pl.“ berge. Dieser Umstand ist für Kleist mitbestimmend gewesen. Und so sehen wir E. M. Arndt, wiewohl nicht mit seinem Namen, der verschwiegen werden mußte, aber doch mit einem organischen Fragmente seiner

---

\*) Arndt sagt da 1845: „Dieser Brief aus der Zeit der Schande und der Schelme, wo ein redlicher Mann Rede, Ort und Namen auch in den unschuldigsten und unverfänglichsten Dingen und Verhältnissen nicht allein verhehlen, sondern auch verhüllen mußte, trug eben der vielen umherlaufenden und umherspähenden Schelme wegen eine fremde Kappe.“

damaligen Wirksamkeit bei Kleist auch in den Abendblättern vertreten\*).

Arndt, und Kleist nach ihm, versichert, daß schon vor der Veröffentlichung Abschriften im Umlauf gewesen seien. Bei der allgemeinen Unsicherheit der politischen Verhältnisse nahm das Publicum Wundergeschichten, wie deren eine hier in urkundlicher Beglaubigung vorgelegt werden konnte, mit Begierde auf. Die Wirkungen in unsere Litteratur hinein sind mannigfaltiger Art. Kleist selber entnahm solchen Geschichten neue poetische Mittel für seine Arbeiten. In Arnim's Gräfin Dolores sieht der alte Graf von der Höhe herab sein Schloß in gespensterhaftem Lichte erglänzen. Dies kann, aber muß nicht auf Beeinflussung beruhen. Fontane hat in seinem Romane „Vor dem Sturm“ sich des alten schwedischen Stoffes wieder bemächtigt, um das Ahnungsvolle jener Zeiten, die damalige Ergebung in Zeichen und Wunder zur poetischen Nacherschaffung zu bringen. Es ist hier das Jahr 1812. Aus Berlin erfährt man, an drei Tagen seien plötzlich nach Sonnenuntergang die oberen Fenster des alten Schloßhofes erglüht. Die Leute sagen, es bedeute Krieg. Und um der Erscheinung eine tiefere Bedeutung zu geben, habe eins der hauptstädtischen Blätter das wunderbare Gesicht Karl's XI. im Reichssaale zu Stockholm gebracht. Fontane slicht die Erzählung ein. Er folgt, nur stilistisch nachbessernd, der Prosa Arndt's. Es wäre nicht unmöglich, daß Fontane aus den Abendblättern, oder durch sie aus der Quelle im Vaterländischen Museum schöpfte.

---

\*) Im Vaterländischen Museum ist der ganze Brief Arndt's über Gripsholm aus „Stockholm, den 16. Junii 1810“ datirt. Dies ist chronologisch nicht richtig. Arndt war 1809 in Schweden, nicht 1810, wo er wieder in Greifswald lebte. Es ist also der 16. Juni 1809 zu bessern. Möglich aber, daß die Jahreszahl absichtlich, zur Streiführung der Schelme, verändert worden war.

## VII. Friedrich de la Motte Fouqué.

Die Kriegsbregel und der unentschiedene Wettstreit, zwei Stücke, die ich unter den Anekdoten mit behandelte (oben S. 373) zeigten uns schon Fouqué's Mitarbeit an den Abendblättern Kleist's. Es wird jetzt erforderlich, Fouqué's Theilnahme an denselben in ihrem ganzen Umfange ins Auge zu fassen.

Diejenige Dichtung, auf der Fouqué, ehe die Undine erschien, mit seinem Ruhm als Autor beruhte, war Sigurd der Schlangentödter, Fichte zugeeignet: eine dramatisirende Bearbeitung der Wölfungensage. Fouqué stand mit den Berliner Förderern der altdeutschen und altnordischen Litteratur, namentlich mit v. d. Hagen, in Zusammenhang und wie dieser versuchte er schneller zum Ziele zu springen, als nach dem Stande damaliger Kenntniß altnordischer Litteratur möglich war. Mochte das Durchschnittspublicum noch so glücklich über den Besitz des Sigurd sein: Fouqué mußte die Erfahrung machen, daß weder wirkliche Dichter noch Kenner der altgermanischen Litteratur mit seiner Leistung zufrieden waren. Brentano sagte ihm das ohne Schonung ins Gesicht\*). Wilhelm Grimm bestritt als wissenschaftlicher Forscher Fouqué's Werk, in einer Heidelberger Recension, deren herbe Wahrheiten Arnim mit ein paar freundlichen Sätzen für den „geachteten Verfasser“ zu mildern suchte. Fouqué war wüthend über diese Recension (nach einem ungedruckten Briefe Ar-

---

\*) Der in die Werke Brentano's (8, 165) aufgenommene Brief ist natürlich nicht vom Jahre 1812, wo Brentano nicht mehr in Berlin war, sondern gehört in das Jahr 1810; Fouqué und Brentano sehen wir danach zusammen an der Liedertafel. — Nach Brentano's „Legende“: Drauß bei Schleswig an der Mauer (sic!) dichtete Fouqué das Gedicht „Der Schuß der Mutter“ (Gedichte 1827. 5, 104).

nim's). Er hat Grimm's Tadel niemals verwinden können. Daraus allein erklärt es sich, daß er 1812 in seinen *Musen* (4, 200) dem Berliner Professor Rühls den Raum für persönliche Verunglimpfung der Brüder Grimm zur Verfügung stellte.

Indessen 1810 konnte Kleist recht gut auch Fouqué's Beihülfe gebrauchen. Als frühere preußische Offiziere, die denselben Rheinfeldzug mitgemacht hatten, kannten sie sich längst. Sie hatten ähnliche, aus dem Militair ins civile Schriftstellerthum hinüberführende Schicksale gehabt. Ihre Productionen verhiiteten, daß sie sich aus den Augen verloren. Am *Phöbus* arbeitete Fouqué mit. Näher aber traten sich die beiden Männer erst, seitdem Kleist 1810 in Berlin erschienen war.

Fouqué hat, als er seine (1840 herausgekommene) Lebensgeschichte aufzeichnete, die Dinge aus sehr verblaster oder sehr verallgemeinerter Erinnerung heraus beschrieben. Nicht bloß daß er in den Zeitansätzen chronologisch nicht genau gewesen ist: was man niemals bei Werken selbstbiographischer Art erwarten, oder wenn es ausbleibt, tadeln darf. Die schwereren Bedenken liegen anderswo. Fouqué feierte, wenn er die Feder rührte, mit allerlei Leuten, die nach innerer Anlage und Richtung gar nicht zu ihm gehörten, überschwengliche Freundschaftsfeste. Es lag etwas Gutmüthiges, Schwächliches darin, das mit den Jahren zunahm und zu einer Art Specialität bei ihm wurde. Als er sein Leben schrieb, war er der Kämpfe, in denen Kleist arbeitete, und der scharfen Luft, die damals in Berlin wehte, längst entwöhnt und nicht mehr eingedenk. Er bringt es fertig, selbst Ludwig Robert als Vertrauensmann zwischen sich und Kleist einzuschieben. Es sei um die Zeit nach Aspern und Wagram gewesen. Bei einer Zusammenkunft mit Berliner

litterarischen Freunden zwischen Berlin und Potsdam habe er durch Robert einen Brief Heinrich's von Kleist empfangen, im Wesentlichen des Inhalts: „Wir beide sind nun wohl als Dichter mündig geworden, und der Schule ledig. Es wäre drum an der Zeit, daß wir einander auch in dieser Hinsicht die Hände böten zum heitern Bund und Verkehr.“ Er, Fouqué, sei mit hoher Freude darauf eingegangen, noch eigenthümlich ergriffen durch die Andeutung, es werde sich bei einem verheißenen Besuche Kleist's in Rennhausen eine ganz wunderbare, bis jetzt noch völlig verschwiegene „prästabilirte Harmonie“ zwischen ihnen beiden offenbaren. Fouqué schreibt so, daß in uns die Vorstellung der Anbahnung eines Verkehrs mit Kleist entstehen soll. Die Angabe „nach Aspern und Wagram“ muß das Jahr 1809, allenfalls 1810 bedeuten: und doch soll sich, wie Fouqué weiter schreibt, Kleist „wenige Monde nachher“ an derselben Stelle erschossen haben!

Diese Darstellung entbehrt nun aber des historischen Werthes für uns, weil sie weiter nichts als die mißverständliche Benutzung eines wirklichen Briefes Kleist's an Fouqué, aus Berlin vom 15. August 1811, ist.

Fouqué hatte nämlich Kleist im Sommer 1811 seine bei Hitzig erschienenen „Vaterländischen Schauspiele“ übersandt, deren erstes ein Trauerspiel „Waldemar der Pilger, Markgraf von Brandenburg“ und zweites das Schauspiel „Die Ritter und die Bauern“ war. Beide Stücke behandelten märkisch-vaterländische Stoffe. Der echte Waldemar erscheint im Brandenburger Lande wieder als Retter aus der Noth. Der Adel, die Bauern und die Städter schließen sich ihm an, selbst der Kaiser tritt auf seine Seite. Verwüstend aber geht der Aufruhr durch Land und Reich; der Gegenkaiser Günther empfängt den Giftrank aus des eignen Arztes Hand. Tief erschüttert

entsagt der fromme Waldemar dem Thron und zieht sich in die Einsamkeit zurück\*). Das Schauspiel „Die Ritter und die Bauern“ griff, sichtbar noch, in die schwebenden Zeitverhältnisse ein. Uralte Treue verbindet die Herrschaft und die Bauern eines märkischen Dorfes. Des Junkherrn wildes Blut, im üppigen Herrendienst verwöhnt, kann sich zwar zu übler That vergessen: in schwerer Prüfung aber wird die ernste Pflicht des Edelmannes und die treue Liebe des Bauern neu geboren. Ganz in dem Sinne der Abendblätter, die die alten patriarchalischen Verhältnisse auf dem Lande bewahren oder, wo sie entartet wären, wiederherstellen wollten.

Manche Stelle in den Stücken hat mich auch heute noch gerührt: indessen episch, nicht dramatisch. Es sind eigentlich dialogisirte Erzählungen, in denen Schiller's Einfluß sich bemerkbar macht. Das mußte Jedermann empfinden. Kleist wird über den Sigurd und die Vaterländischen Schauspiele nicht viel anders geurtheilt haben, wie alle seine Freunde. Trotzdem hatte er in einem dankenden Brief keine Veranlassung, Fouqué wehe zu thun. In der Gesammttendenz, wie sie auch herauskommen mochte, war er ja mit Fouqué einig. Man höre die Verse des Prologs zum Waldemar, in denen Fouqué von sich, als dem Dichter, sagt:

— froh griff er zu seiner Zither,  
 Drin er die Brandenburger Namen sang,  
 Die fast noch unbefangnen Heldennamen,  
 Und doch des Priesters werth, wie andre je,  
 Und ihm vor allen andern heimisch lieb;  
 Denn freudig nennt er Brandenburger sich.

\*) In anderer Weise hat Arnim, ohne seine Dichtung abzuschließen, in zwei zusammengehörigen Stücken die Geschichte des echten und die des falschen Waldemar behandelt.

Als Brandenburger fühlte sich auch Kleist. Er half sich Fouqué gegenüber so, daß er ein Einzelnes mit Lob hervorhob, um das Ganze nicht zu loben: „Ihren vaterländischen Schauspielen bin ich einen Tag der herzlichsten Freude schuldig; besonders ist eine Vergiftungsscene im Waldemar mit wahrhaft großem und freiem dramatischen Geiste gebichtet, und gehört zu dem Musterhaftesten in unserer deutschen Literatur.“ Und nun rasch die verbindlich ablenkende Wendung: „Wenn es Ihnen recht ist, so machen wir einen Vertrag, uns Alles, was wir in den Druck geben, freundschaftlich mitzutheilen.“ Mit dem zweiten Bande seiner Erzählungen macht er gleich den Anfang: „Vielleicht kann ich Ihnen in Kurzem gleichfalls ein vaterländisches Schauspiel, betitelt: „Der Prinz von Homburg“ vorlegen, worin ich auf diesem dürren, aber eben deshalb fast, möcht' ich sagen, reizenden Felde, mit Ihnen in die Schranken trete.“ Ich empfinde Kleist das stolze, und doch so zart verhüllte Gefühl nach, daß er in diesem Wettstreit nicht verlieren werde. Mit keinem Wort spricht er das aus. Im Gegentheil, wie einen Gleichen behandelt er den Freund. Er wäre gern schon nach Nennhausen gekommen. Vielleicht geschehe es noch im Herbst. Die durch Arbeitsstoff und Arbeitsweise bereits bekundete Gleichheit der Anschauungen werde sich im vertrauten Umgang nur noch mehr bewähren, ein Gedanke, den Kleist's graziöse Verbindlichkeit so ausdrückte: „inzwischen kommt es mir vor, als ob eine Verwandtschaft zwischen uns prästabiliert werde, die sich in kurzer Zeit (wenn ich nach Nennhausen käme) wunderbar entwickeln müsse.“ Es liegt in dieser Art, Fouqué zu behandeln, etwas ungemein Gutherziges, das Kleist immer eigen blieb.

Jedermann sieht nun, was Fouqué's Darstellung dem Briefe Kleist's entnahm. Aber auch noch sein Gedicht: „Ab-

schied von Heinrich von Kleist. Am 27. October 1811“ diente ihm als Quelle\*). Denn die Verse

So standen wir, nun fest im Männer-Bund  
Die Hand uns brügend . . . .

haben einige Färbung später hergeliehen. Wir müssen also, in Anbetracht der Quellen, von Fouqué's „Erinnerung“ künftig absehen. Auch Robert's Vermittelung ist wohl abzulehnen. Denn Robert, der jüdischer Abkunft war, stand mit Kleist und seinen Freunden, deren christlich-deutsche Tischgesellschaft gerade Robert's Kreise ausschloß, nicht auf dem Fuße, den Fouqué's Gutmüthigkeit für möglich halten konnte. Im Gegentheil, gerade damals hatten sich die Dinge sehr scharf zugespitzt, und in dem Zwiste, der im Sommer 1811 ausbrach, ergriff Robert natürlich die Parthei der Seinigen. Die Dinge trugen sich anders zu, als Fouqué sich erinnerte.

Ich wende mich nun zu dem, was ich positiv zu sagen habe. Fouqué kam, wie jeder märkische Edelmann, der es möglich machen konnte, zu der Königlichen Majestäten Rückkehr (Weihnachten 1809) nach Berlin. Er muß bei Hofe bemerkt worden sein. Denn Gruner's Polizei-Rapporte melden dem Könige für 31. Januar und 1. Februar 1810: „de la Motte Fouqué, Lieutenant außer Diensten, zurück nach Nennhausen.“ Fouqué's Rückreise fiel demnach genau mit Kleist's Ankunft in Berlin zusammen. Aber Fouqué kann nur kurze Zeit von Berlin entfernt gewesen sein. Denn im März 1810 treffen wir Kleist und seine Freunde mit Fouqué zusammen auf dem Abendschmause beim Buchhändler Sander (oben S. 442). Den Sommer 1810 brachte Fouqué auf seinem Gute Nennhausen

\*) In Fouqué's Gedichten (1817. 2, 220): „October“ daselbst irrthümlich für „November“.

zu. Im Herbst kam er wieder nach Berlin, und nun wurden Gesellschaft, Liedertafel, Schriftstellerei und Abendblätter die Verbindung zwischen Herrn und Frau von Fouqué und dem Freundeskreise Heinrich's von Kleist.

Fouqué erwähnt all dieser Dinge in seiner Lebensgeschichte mit keinem Worte: nicht einmal der Abendblätter gedenkt er, in denen doch von Anfang an eine freundschaftliche Gewogenheit für Fouqué's Gattin und hernach für Fouqué's eigene Mitarbeit hervortritt. Im 5. Abendblatt berichtet Adam Müller über litterarische Merkwürdigkeiten, an erster Stelle über Frau von Staël, um dann fortzufahren: „Biel näher steht uns, da wir einmal von geistreichen Frauen reden, die Schrift unsrer Landsmännin, der Frau von Fouqué, „über weibliche Bildung“, welche gleichfalls in diesen Tagen (October 1810) erwartet wird“; in der „eine deutsche Frau, mit ihrer eigenthümlichen Klarheit und Innigkeit, über die Grenzen ihres Geschlechtes reden“ werde. Man empfindet die graziöse Verbindlichkeit dieser Worte gegen die befreundete Dame. Und als das Buch der Frau von Fouqué wirklich erschienen war, prophezeite Adam Müller im 22. Abendblatte allzu galant, daß es in der deutschen Kalenderfluth des Jahres 1811 nicht untergehen werde\*). Ohne sich für die Ansicht der Frau von Fouqué, daß kein Gebiet des Lebens den Frauen verschlossen sein dürfe, zu entscheiden, rieth er den Leserinnen der Abendblätter dennoch eine eindringliche und zu dem Buche wiederkehrende Lectüre an, das für ein leichtsinniges Aburtheilen in der nächsten Theegesellschaft zu schade sei. Und als die Abendblätter schon eingegangen waren, bezeichnete Kleist das nächste Werk der Frau von Fouqué, die Kleinen

---

\*) Es scheint doch untergegangen zu sein, ich habe es mir nirgends verschaffen können.

Erzählungen von 1811, in denen die Welt der Weiber und Männer wunderbar gepaart sei, in einem seiner Briefe als vortrefflich.

Fouqué selbst meldete sich im 18. Abendblatte, vom 20. October 1810, zum ersten Male, als ein in Berlin Anwesender, zu Worte; und den bibelfrommen, hochkirchlichen Ton, den er annahm, behielt er für eine Gruppe religiös gefärbter Artikel bei, die nunmehr zu betrachten sind.

### 1. Sonntagruhe.

Fouqué vertrat in Kleist's Blättern den positiven, hochkirchlichen Standpunkt des evangelischen Märkerthums, wie er von den meisten Lesern und Mitarbeitern getheilt wurde. Derartige Artikel waren für Kleist eine Nothwendigkeit. Denn Adam Müller brachte in seine Darlegungen immer einen katholisirenden Zug hinein. Kleist wieder nahm die religiösen Dinge, wie im Gebet des Zoroaster, von einem zu hohen Gesichtspunkte aus, als daß er Lust gehabt hätte, in die kleinen Bedürfnisse des Tages einzugehen. Fouqué war dazu geneigt und geeignet. Seine Art, diese Dinge zu behandeln, hatte nichts Aufreizendes und den Widerspruch Herausforderndes an sich. Adam Müller und Kleist, auch Arnim, hätten sich sofort, wenn sie das Wort ergriffen, die Gegner auf den Leib gezogen.

Es war die Zeit, wo die Abendblätter noch einen gewaltigen Absatz fanden und das Publicum mit Ungeduld der Ausgabe jeder Nummer entgegen sah. Alle Tage ein Blatt! Immer etwas ganz Neues und Unerhörtes! Das war in Berlin noch nicht dagewesen! Aber: „Warum werden die Abendblätter nicht auch Sonntag ausgegeben?“ fragte man wohl, eine Frage, die Fouqué folgender Maßen beantwortete (18. Blatt, vom 20. October 1810):

Warum werden die Abendblätter nicht auch Sonntags  
ausgegeben?

Diese Frage that ein junger Bürger an seinen Vater und verwunderte sich dabei sehr über eine solche Unterbrechung. Der alte Mann antwortete: Weil Schreiber, Drucker, Herumträger und was dazu gehört, am heiligen Sonntage Gott dem Herren dienen wollen und nachher auch fröhlich sein, im Herrn. Da ist nichts zu verwundern. Daß aber in einer Christenstadt ein Christenmensch so was fragen kann, da muß ich mich sehr darüber verwundern und auch sehr betrüben, mein Sohn!

d. I. M. F.

Hier erscheint zum ersten Male der „alte“ Mann als der Träger guter alter Gesinnung dem „jungen“, neuen Ideen hingeebenen Bürger gegenüber. Berlin eine „Christenstadt“ — welche Erinnerung damals an eine Thatsache, die fast nicht mehr zu bestehen schien!

## 2. Ueber Lectüre.

Eine gleich praktische Tendenz zeigt Fouqué's Beantwortung der Frage: „Welche Bücher soll man öfter lesen?“ im 35. Abendblatt, vom 9. November 1810. Goethe's *Benvenuto Cellini*, meint Fouqué, ziehe durch ein unbeschreibliches Wohlgefallen uns zum Lesen und Wiederlesen an. Anders sei es mit Werken, die uns zusammenschüttern, daß wir erschrecken und unserer eigenen Verderbtheit inne werden. An solche „ernstlichen Warner“ wagten wir uns nicht so leicht wieder heran: „Trete aber doch um Gotteswillen, seiner trägen Verderbtheit zum Troste, Jedermann, der es ehrlich mit sich meint, aber und abermals hinzu, und erkenne eben diese Scheu als Kriterium der Heilsamkeit des Genesungsmittels. Man kann wohl annehmen, daß sich viele Leser hierbei an Fichte'sche Werke, z. B. an die Anweisung zu einem gottseligen Leben, erinnert fühlen werden.“ So schließt Fouqué ab.

Man muß staunen über die Verquickung hochkirchlicher Anschauungen bei Fouqué mit denjenigen Ideen, die Fichte in der „Anweisung zum seeligen Leben oder auch der Religionslehre“ (Berlin 1806) vorgetragen hatte. Man schlage Fichte's sechste Vorlesung auf, wie er da seine Stellung zum Christenthum und zu den Quellen, aus denen wir es schöpfen, zu bestimmen sucht. „Nur mit Johannes (sagt Fichte selbstbewußt) kann der Philosoph zusammenkommen, denn dieser allein hat Achtung für die Vernunft, und beruft sich auf den Beweis, den der Philosoph allein gelten läßt: den inneren.“ Die anderen Verkündiger des Christenthums aber bauten, meint er, auf die äußere Beweisführung durch Wunder: „welche, für uns wenigstens, nichts beweiset“. Von Fichte war also gerade die Position negirt worden, die Fouqué und seine hochkirchlichen Gesinnungsgenossen hielten. In späteren Jahren hat Fouqué gefühlt, daß seinen Worten das Entscheidende fehle. Als er diesen Antheil an den Abendblättern, ohne Quellangabe, 1819 in seine Sammlung kleiner prosaischer Schriften aufnahm (1, 3), fügte er hinzu: „Aber vor allen Dingen laßt uns an das Buch der Bücher denken, das mit göttlicher Strenge Wunden schlägt, um sie mit göttlicher Milde zu heilen!“ Wie wunderbar, daß Fichte's, des wegen Atheismus Verfolgten, Religionslehre hier in Parallele mit der Bibel selbst gestellt werden konnte.

### 3. Ueber Schwärmerei.

In der nämlichen Sammlung kleiner prosaischer Schriften (1819. 1, 21) wiederholt Fouqué, auch ohne Quellangabe, aus Kleist's Abendblättern vom 10. December 1810 einen Artikel „Ueber Schwärmerei“, der mit M. F. unterzeichnet ist. Fouqué schlägt darin schon flott auf den Rationalismus los. Einem großen Theile der Zeitgenossen sei vor

nichts in der geistigen Welt so bange, als vor Schwärmerei. Aus dem rechten Gesichtspunkte gefaßt, auch mit vollem Rechte. Schwärmen sei in der bürgerlich-sittigen Existenz etwas Unwürdiges, Auflösendes, wahrhaft Abscheuliches. Was sei denn das viel beklagte, viel gescholtene Verderbniß der Zeit anderes, als Schwärmerei? Nach dieser scheinbaren Concession an das gewöhnliche Leben, geht Fouqué nun aggressiv gegen die geistigen Gegner vor: „Gewöhnlich aber braucht man Schwärmerei in einem ganz andern, ja meist gerade entgegengesetzten Sinne. Festhalten an der Idee, — sie über das Sichtbare, mit Händen zu fassende, stellen, glauben, weil wir den Bürgen des Glaubens in unserm eignen Herzen finden, — Gott lieben und Christum — das heißt heut' zu Tage Schwärmerei. Es hat es schon Jemand mit tiefen Schmerzen vernommen, daß von sonst wackren, unbescholtenen Menschen, wenn man ihnen das Lesen der Bibel empfahl, gemeint ward, das führe ja gerade zur Schwärmerei. — Wohin auch das Nichtlesen der Bibel führe und geführt habe, wollen wir hier nicht weiter berühren. Aber nur das laßt uns fragen: kann Schwärmerei heißen, was dem Leben eine unbedingte feste, über Freud und Leid hinauswirkende Richtung giebt, den Menschen zum Kampf gegen seinen innern Widersacher weckt und stählt, und folgerecht Früchte trägt, welche zu erreichen die sogenannte Aufklärung doch auch nach ihrer Weise ringt und strebt? — Kennt es doch lieber Irrthum, Ihr anders meinenden Brüder, wenn es Euch so vorkömmt und Ihr es über Euer Herz bringen könnt, aber begeht nicht die grund- und bodenlose Schwärmerei, es Schwärmerei zu heißen.“ Der Artikel läuft damit in eine Klage und Anklage gegen die praktische Intoleranz des Rationalismus aus, der sich in theoretischer Betonung der Toleranz nicht genug thun könne. Die da-

maligen Journale, meist ja alle aufklärerischer Richtung, sind Zeugen der Unduldsamkeit, mit der die neuerwachte Religiosität verfolgt wurde.

#### 4. Ueber Eylert.

Aber auch gegen die rationalistischen Geistlichen, die das Christenthum, wenn der unbeirrte Glaube fehle, auch nicht mit Wahrhaftigkeit predigen könnten, erklärte sich Fouqué in Kleist's Abendblättern, vom 26. October 1810:

„Bei den unendlich mannigfachen Strebungen unsres vielseitig und fein gebildeten Zeitalters giebt es unter andern Erscheinungen im Reiche der Geister auch noch Christen, ernste Christen, die es mit ihrem Glauben ohne alle Umschreibung treuherzig so halten, wie es die Bibel als Urquell des Christenthums gebeut. Solche Leute verlangen von Christlichen Predigern ein Gleiches, weil ihnen sonst alles Vertrauen auf Lehrer ausgehen müßte, welche evangelische Prediger hießen, ohne es nach vollster, unbedingtester Ueberzeugung zu sein.

„Der Zweifler, oder der Indifferentist, der unser positives Christenthum nur negativ gelten läßt, müsse, — meinen die oberwähnten Leute, — schon nach dem pflichtmäßigen Sinne des ehrlichen Mannes abtreten, sprechend: „Ihr mögt nicht Unrecht haben, Ihr Christen, aber überzeugt bin ich nicht, und lehren also kann ich nicht in Euern Kirchen.

„Also einen Christen, nach dem strengsten Begriffe des Wortes, wollen sie zu ihrem Prediger, und das soll er vor allen andern Dingen voraus unbedingt und unerläßlich sein.“

Diesen positiven Forderungen entsprach der Königlich Preussische Hofprediger und Kurmärkische Consistorialrath N. Eylert in Potsdam, an dessen Predigten in der Garnisonkirche der König und die holdselige Königin sich so häufig erbaut hatten. Fouqué kannte ihn sehr gut. Fouqué's

Lebensgeschichte berichtet, wie die 1813 nach Schlesien abgehende Schar an Friedrich's des Großen Grabgewölbe die Einsegnung durch den „Gottbegnadeten Bischof“ (damals noch Hofprediger) Eylert empfing. Seit Frühjahr 1810 lag ein neuer Band seiner Predigten, die „weise Benutzung des Unglücks“ betitelt, vor. Ohne die politischen Begebenheiten als solche zur Sprache zu bringen, bemüht er sich, die tiefen und schmerzhaften Eindrücke, welche sie in ihrer angreifenden Härte und in ihrer zerstörenden Gewalt überall ohne Ausnahme machten, religiös zu benutzen, und sie mit dem Glauben an Gott und Jesum, mit den Aussprüchen der heiligen Schrift und den Erinnerungen des Gewissens in eine ernsthafte Verbindung zu bringen.

Den Namen dieses Mannes, als eines Predigers wie er sein müsse, nannte Fouqué nun den Lesern der Abendblätter: „Nicht, als könnte ein Mann von Eylert's Herz und Geist, und der eine solche Stelle bekleidet, in den Preussischen Hauptstädten unbekannt sein; aber es geschieht, weil ihm doch wohl Einzelne nicht die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt haben möchten, und weil die Abendblätter ja auch durch die Provinzen des Reiches gehen.“ Fouqué empfiehlt Eylert's Predigten den Lesern der Abendblätter. Die Verbindung des politisch-Patriotischen mit dem religiös-Christlichen darin war nach seinem und seiner Freunde Sinn. Wer jedoch diesen „Freund des Himmels“ selbst höre, thue noch um Vieles besser. Gestalt, Stimme, Kraft des Geistes und Ausdrucks erinnere an Luther, Weichheit und Milde des Gemüthes an den Jünger, welchen Jesus lieb hatte. Als königstreuer Mann dankt Fouqué es dem König, daß er Eylert an die rechte Stelle berufen habe.

Ich finde nirgends in Fouqué's Schriften — soweit sie mir, bei dem Mangel einer Gesamtausgabe, die doch auch

einmal unsre Pflicht wird, zugänglich waren — den Aufsatz über Eylert wiederholt \*). Unerkannt bisher, spielt der Abendblatt-Artikel in der Correspondenz Fouqué's mit Jung-Stilling eine Rolle. Fouqué knüpfte 1810 mit Jung in Karlsruhe an. Wir kennen nur Jung's Briefe, die mit prompter Regelmäßigkeit auf Fouqué's Anfragen zurückliefen, und die dann, nach der Sitte damaliger Zeit, in Berlin von Hand zu Hand umgingen. Fouqué's Briefe, wenn sie aus Jung's Nachlasse auftauchen würden, müßten uns Aufschlüsse über die geistigen Kämpfe jener Tage und die Abendblätter erbringen. Einiges versuche ich zu erschließen.

In seiner Antwort vom 12. November 1810 geht Jung die ihm vorher von Fouqué unterbreiteten Dinge durch. Unter ihnen muß sich Fouqué's Abendblatt-Artikel über Eylert befunden haben. Nur unter dieser Voraussetzung, glaube ich, wird verständlich, daß Jung schrieb: „Den trefflichen Pastor Eylert kenne ich nur per renommée, sein Vater, der Herr Professor Nulemann-Eylert zu Hamm in Westphalen, hat lang als intimer Freund mit mir correspondirt, der war auch ein Kanzelredner ohne Gleichen, und zugleich im reinsten Sinn des Wortes ein Christ.“ Diese Bemerkungen Jung's werden gleichsam zu Complementen unsres Abendblatt-Artikels. Und wie sich Kleist in Jung's Schriften hineingelesen hat (unten S. 524), so ist auch Kleist's Abendblatt Jung-Stilling vor die Augen gekommen.

Nicht jedoch war dies das einzige und letzte Abendblatt. Fouqué ließ nicht nach, dem unverdroffen Bescheid gebenden Greise immer von Neuem zu schreiben und zu schicken. Um Neujahr 1811 muß er ihm „die Ankündigung eines zu er-

\*) Die Görig-Lübed-Stiftung in Berlin enthält für Fouqué und unsre vaterländische Literatur überhaupt ein reiches Material, dessen Benutzung ich dem Stifter, Herrn Otto Görig, danke.

richtenden Denkmal zum Andenken der verklärten Königin Luise in Predigten von dem ehrwürdigen Herrn Consistorialrath Eylert“ vorgelegt haben: worauf Jung am 21. Januar 1811 zurückäußerte, daß er, wiewohl er für die Sache sei, in seiner Gegend nicht für sie wirken könne. Es handelt sich um die Ankündigung Eylert's, die damals durch die öffentlichen Blätter ging, und im 74. Abendblatt vom 27. December 1810, einen empfehlenden Artikel, unmittelbar hinter Arnim's Aufsatz über die Jubelfeier des greisen Pastors Schmidt, hervorrief\*). Eylert lud zur Subscription auf einen neuen Band Predigten ein, die er vor der Königin gehalten hatte; aus den Erträgen wolle er ein Capital bilden, dessen Zinsen alljährlich einer tugendhaften Braut an ihrem Trautage, dem Todestage der Königin, überreicht werden sollten; 1812 erschien das Werk. Etwas davon Verschiedenes ist die Gründung des Luisenstiftes in Potsdam, zu der damals hohe Beamte einen Aufruf erließen: Kleist hoffte 1811 seiner Schwester Ulrike (S. 158) hier einen Wirkungskreis erschließen zu können.

So war dieß 74. Abendblatt ein recht religiöses Blatt und wohl geeignet, von Fouqué als Zeichen der neuen Berliner Bewegung Jung vorgelegt zu werden. Gerade diese

---

\*) Ich habe mir z. B. die Königsbergische Staats-, Krieger- und Friedens-Zeitung No. 28, vom 23. Februar 1811, notirt, wo die Ankündigung Eylert's und die Cabinet's-Ordre des Königs abgedruckt ist. — Der Abendblatt-Artikel ist W gezeichnet und stammt aus Potsdam. Derselbe W hatte an Kleist unter dem 12. December ein Schreiben gerichtet, in dem er den Besuch des Königs im großen Waisenhaus schilderte. Aus diesem Schreiben hat Kleist das Wesentlichste in sein 66. Abendblatt, vom 15. December 1810, aufgenommen. Meine Versuche, den W zu eruiren, blieben ohne Erfolg: dagegen ließ die Direction des Militair-Waisenhauses das „Schreiben“, das ich ihr mittheilte, im „Jugendfreund“, dem Correspondenzblatt für ehemalige Zöglinge des K. Gr. Militair-Waisenhauses zu Potsdam und Schloß Preysch, 1899 Nr. 190 wieder abdrucken.

Religiosität wurde in der Umgebung des Staatskanzlers als gefährliches Symptom vermerkt. Schrieb doch der Kriegsrath von Cölln im Interesse der Staatskanzlei, vor Neujahr 1811 \*): „Eine auffallende Erscheinung ist auch die hohe Religiosität, welche man hier affektirt und der die Tagesblätter unausgesetzt hulbigen. Ja ich hörte sogar neulich den Redakteur der sich zur Ruhe neigenden Abendblätter behaupten: der tiefe Sinn der Apokalypse scheine dem Zeitgeist zu entsprechen. Adam Müller, der berühmte Gesetzgeber, setzt die Kirche über die Regierung, und unser Erbadel ist ihm schon von Gott selbst eingesetztes religiöses Institut. Alles lebt in der Idee, von Fichte bis auf Heinrich von Kleist, den cidevant „Prometheus“\*\*), und nur der „Beobachter an der Spree“ befaßt sich noch mit der gemeinen Wirklichkeit. Wehe der Religion, wo Religiosität Mode wird.“ Wie höhnisch werden Adam Müller und Heinrich von Kleist behandelt, und wie merkwürdig auch, daß sie beide und Fichte der Staatskanzlei als gemeinschaftliche Gegner erschienen! Man könnte glauben, daß die Sätze niedergeschrieben seien, um dem Redacteur einer staatskanzlerfreundlichen Zeitung als Material für eine „Correspondenznachricht aus Berlin“ zu dienen; der Wortwitz von den „sich zur Ruhe neigenden Abendblättern“ spielt wirklich in officiöse Auslassungen hinein. Aus alledem folgt, daß die hochkirchlichen Artikel der Abendblätter auf ein großes Publicum wirkten,

\*) Der Brief, ohne Angabe des Adressaten, ist abgedruckt in Gubitz' Erlebnissen (1868) 1, 177. Gubitz setzt irrthümlich Frühjahr 1811 für den Brief an. Indessen die darin enthaltene Bezugnahme auf den Streit wegen der Schweizerfamilie (oben S. 225), der „ganz kürzlich“ statt gefunden, und der noch nicht vom Könige entschieden sei, lassen nur Ende December 1810 oder Neujahr 1811 als Datum des Briefes zu.

\*\*) Soll natürlich heißen „Phöbus“ und ist Verwechslung mit dem Prometheus, den Sedendorff und Stoll herausgaben. Von der Apokalypse ist (oben S. 295) in den Abendblättern die Rede.

und daß man in der Staatskanzlei diese Wirkung fürchtete und abzuschwächen suchte. Fouqué grollte man freilich nicht: das *Obium* ließ man auf Kleist und Müller fallen.

### 5. Das Grab der Väter.

Es begegnen nun ferner zwei novellenartige Aufsätze, die Fouqué's Buchstaben tragen: Das Grab der Väter, im 57. Blatt vom 5. December 1810, und etwas früher Die Heilung, im 52. Blatt vom 29. November 1810.

Das Grab der Väter ist eine ziemlich matt behandelte nordische Sage. Ein armer Jüngling in Norwegen liebt die Tochter eines reichen Mannes. Dieser begehrt aber einen reichen Schwiegersohn. Die Liebenden treffen heimlich auf einem Hügel zusammen, in den alte Ueberlieferung das Grab eines heldenhaften Ahnen des Jünglings verlegt. Plötzlich wird der Vater der Jungfrau sichtbar. Die Liebenden flüchten sich über den Hügel. Sie finden unvermuthet den Eingang einer Höhle, darin am Steuer eines alten Schiffes eine hohe Gestalt in der Rüstung und mit goldgriffigem Schwerte sitzt. Der Jüngling ergreift das Schwert. Durch das Einschmelzen des Goldes wird er reich, erhält die Braut und läßt aus der ungeheuren Klinge Wirthschaftsgeräthe schmieden.

Das Mangelhafte des Aufsatzes besteht darin, daß die unsrer Erwartung vorschwebende Begegnung des starren Alten mit den Liebenden, die uns dramatisch spannt, ohne jeden Effect verloren geht. Trotzdem habe ich das Stück skizzirt. Denn Fouqué hat es in keine seiner Sammlungen späterer Zeit aufgenommen. Möglich, daß er es aus den Augen verloren hatte. Möglich aber — und das rath uns die Betrachtung der folgenden Novelle zu glauben — daß

Fouqué die Novelle in der Form, wie sie in den Abendblättern erschien, nicht mehr als sein eigen anzuerkennen vermochte. Kleist wird sie stark geändert und zusammengestrichen haben. Bei derartigen Eigenmächtigkeiten eines Redacteurs geht es selten ohne Schnitzer ab. Z. B. die Flucht der Liebenden wird geschildert: „schon fühlten sich beide von Angst und Schwindel versucht, die jähe Tiefe und den Standkreis (!) hinab zu stürzen — da 2c.“ So seltsam und so unverständlich schreibt nach meinem Gefühle der seine Sachen breit ausführende Fouqué nicht. Da in der ganzen Erzählung nur immer von dem Einen Ahn die Rede ist, so kam der Titel schwerlich „Das Grab der Väter“ gelautet haben; vielleicht ursprünglich bloß: Eine nordische Sage; eine Allgemeinheit, die Kleist durch eine schärfere Aufschrift zu ersetzen wünschte. Mir scheint, als wären hier die Spuren von Kleist's zusammenziehender Nacharbeit noch bemerkbar.

## 6. Die Heilung.

Bei Der Heilung dagegen ist kein Vermuthen nöthig, da sprechen die Thatfachen. Von der Erzählung der Abendblätter aber ist die Heilung, wie sie in Fouqué's Kleinen Romanen 1814 (3, 225) wieder erscheint, grell verschieden. Rein äußerlich angesehen, nimmt sie hier 28 Seiten ein, dort ist sie auf drittheil Seiten eingeschnitten! Kleist war, was seine Zeitung und seine Idee von Stil anging, den Autoren gegenüber rücksichtslos.

Die Heilung ist, obschon von tieferem Gehalt als das Grab der Väter, doch auch keine ausgezeichnete Erzählung. Sie spielt zu Ludwigs XIV. Zeit. Ein Edelmann berückt die wunderschöne Frau eines Bürgermannes, so daß sie zu ihm in den Palast zieht. Von seiner Laune wieder aufgegeben,

verfällt sie in Wahnsinn. Auf einem entlegenen Gute der Provence lebt sie ihre traurigen Jahre hin. Eines Tages erscheint der Ritter mit Gästen dort zur Jagd. Auf schwindelndem Pfade tritt fliegenden Haars die arme Kranke ihm entgegen. Seine Sinne verwirren sich vor Schreck. Sie trägt ihn, wie durch ein Wunder wieder klar und ihrer Pflicht sich neu bewußt geworden, zum Schlosse, und während die Aerzte an seiner Heilung verzweifeln, harret sie in Hoffnung und Pflege bei ihm aus. Sie gaukelt ihm, in stetem Fortschritt, die Phasen seines Kriegerlebens vor, sein Sinn entwirrt sich, und endlich gelingt die Heilung. Der nun bejahrte Edelmann und die alternde Frau reichen sich jetzt, zum Segen ihrer Gutseingefessenen, am Altar zum Ehebund die Hände.

So Fouqué in der Sammlung seiner Kleinen Romane: breit, zerfließend und behaglich. Kleist dagegen hat die Hauptmotive, durch Aufgeben der Nebenscenen, schärfer herausgeholt, als Fouqué. Den ersten Satz behielt Kleist unverändert bei. Dann aber machte er die Parthien, in denen die Verführungskünste des Edelmanns geschildert werden, schnellstens mit ein paar Worten ab. Einzelne Worte (z. B. Juwel, phrenetische Ausbrüche) dienten ihm als Stützpunkte für die Zusammenziehung. Die Jagdgesellschaft ließ er ganz verschwinden. Ebenso schnitt er die etwas raffinirte Gaukelei mit dem früheren Kriegerleben gänzlich fort. Er verlegte die Heilung rein in das Innere, Gemüthstiefe, Wunderbare der schönen, leidgeprüften Frau. Die kleistisirte Erzählung sieht ganz anders aus, als Fouqué's Original. Der Unterschied ist so groß, daß es — abgesehen vom ersten Satze — unmöglich wäre, beide Fassungen neben einander hindrucken. Gedenken wir der Art, wie Kleist mit dem Kunstgespräch über Friedrich's Seelandschaft verfuhr. So verfuhr er mit der Heilung Fouqué's. In beiden Fällen ist später aus den Originalmanuscrip-

ten die ursprüngliche Gestalt hervorgetreten\*). Die Schriften Kleist's würden sowohl Die Heilung als Das Grab der Väter als Parerga aufzunehmen haben.

Niemals hat Fouqué über diese litterarischen Differenzen zwischen sich und Kleist ein Wort gesagt. Er ist vielmehr einer von den Wenigen gewesen, die öffentlich sich für Kleist erklärten und durch Nachlaß-Publicationen die Erinnerung an ihn lebendig hielten. Fouqué hatte Respect vor Kleist. Er beugte sich vor Kleist's Ueberlegenheit. Das darf ihm nicht vergessen werden.

#### VIII. Otto Heinrich Graf von Loeben und die Brüder von Eichendorff.

Für die Litteraturgeschichte fließen ein paar Jugendjahre des sächsischen Grafen Loeben und der schlesischen Barone Eichendorff zusammen. Sie lernten sich 1807 in Heidelberg kennen, reisten gemeinsam als Freunde durch die schönsten Gegenden Süddeutschlands, und fanden sich noch einmal, zu Anfang des Jahres 1810, in Berlin zusammen, um von da ab Jeder seinen eigenen Weg zu gehen.

Die Trennung, die eintrat, war nothwendig, weil die ursprüngliche Verschiedenheit, über die jugendliche Freundschaft sie hinwegtäuschen konnte, nunmehr durchzubrechen begonnen hatte. Graf Loeben kam aus der Schule Ludwig Tieck's und Novalis', deren kunstreligiöser und mystischer Gefühls-erfassung des höheren Lebens er es gleich zu thun versuchte. Sein Roman Guido, 1808, steht auf dem Höhepunkt dieser

\*) Bei Fouqué (3, 251) heißt es: „Die Stellen waren gewechselt unter den Weiden.“ Es muß heißen: die Rollen. So haben richtig auch die Abendblätter.

schwärmerischen Nachahmung erwählter Vorbilder. Die Entwicklung des Romans durchläuft drei Stufen: Sehnsucht, Reich der Minne, Verklärung. Im Isisstempel des Orients erfolgen die wunderbaren Aufschlüsse. Isidorus Orientalis hat sich darum Graf Loeben auf dem Titel seines Werkes genannt.

Die Boß-Parthei witterte sofort den Wind, der aus dem Guido wehte. Dem Isidorus Orientalis trat ein Apollodoros Occidentalis — ein westlicher Lichtfreund, ein „Aufgeklärter“ also — in den Spalten des Morgenblattes entgegen. Geschah dies auch, der Bedeutung des Romanes angemessen, mehr mit lässiger Ironie als mit der bössartigen Polemik, die sonst das Morgenblatt für die Heidelberger Romantik bereit hielt, so war Graf Loeben doch von nun an als Anhänger der neuen mystischen Schule abgestempelt. Trotzdem gewann er zu Arnim, Brentano, Görres damals kein inneres Verhältniß. Die Einsiedlerzeitung und das Wunderhorn sind ohne Spur von ihm. Das wußten die Heidelberger „Classiker“; und während sie sonst ihr Morgenblatt vor der gefährlichsten Ansteckung, die sie kannten, rein hielten, ließen sie Graf Loeben noch im selben Jahrgang mit einer Novelle zu. Dies hinderte ihn nicht, gleichzeitig bei Kleist die Aufnahme einer Romanze Kunz von Rauffungen und zweier Mariengedichte in den Phöbus nachzusuchen (Schlußheft 1808). Wir empfangen von Graf Loeben den Eindruck, daß er innerlich nicht fertig war.

Ganz anders stehen Wilhelm und Joseph von Eichendorff für uns da. Sie hatten, als die Sprossen einer grundbesitzenden Familie, das Agrarische wie Arnim und das katholisch-Volksmäßige wie Brentano. Zu ihnen als den Freunden ihres Lehrers Görres, dem sie mit studentischer Ehrfurcht ergeben waren, fühlten sie sich auch poetisch hingezogen. Sie nahmen an den litterarischen Bestrebungen der drei Freunde Theil. Joseph von Eichendorff steht Brentano,

ohne dessen Nachahmer zu sein, von allen Jüngeren am nächsten; in seiner Lyrik ist die Poesie des Wunderhorns wieder aufgeblüht. Eichendorff hat das selber freudig anerkannt.

Als nun die Brüder Eichendorff bei ihrem Freunde Voeben in Berlin erschienen, stellte sich sehr bald aus inneren und gesellschaftlichen Gründen der Anschluß an die vornehme Patriotengruppe her. Sie wurden Theilnehmer der gemeinsamen Mittagstafel, die Arnim und Kleist und Brentano und andre Freunde hielten. In der Mauerstraße bei Arnim und Brentano, wohin sie öfters kamen, schien die Heidelberger Zeit wie neu erstanden. Auf den Abendgesellschaften Adam Müller's lernten sie seine die Nationalökonomie gründlich erregenden Ideen kennen. Mit Fouqué befreundeten sie sich auch. Mag immerhin in Joseph's Tagebüchern, die Herrmann von Eichendorff benutzte, Kleist's Name nicht verzeichnet stehen: wie könnte denkbar sein, daß ihnen in dieser gesellschaftlichen Umgebung Kleist persönlich unbekannt geblieben wäre? Alle drei haben sich beim Abschiede von Berlin, am 3. März 1810, in Arnim's Stammbuch eingetragen, Graf Voeben mit den Worten: „Das Lebewohl gleicht einem Menschen, der im April am Fenster steht, zwischen Schnee und Südluft schwan- kend — wenn Ahndung des Wiedersehens Ahndung wärmerer Näherung ist.“ Man empfindet, die frühere zerfließende Gestaltlosigkeit war von Voeben noch nicht gewichen. So mag es sich erklären, daß in der ausgelassenen Carricatur der Berliner Zustände, die Brentano damals seinem Freunde Görres brieflich machte, Graf Voeben am allerübelsten fort- kam, während für die Brüder Eichendorff die freundlichen Accente vorherrschen.

So würde Graf Voeben's und Joseph's von Eichendorff Mitarbeit an den Abendblättern, träte sie hervor, etwas ganz Natürliches für uns haben. Werden doch auch die

Berliner Eindrücke, die sie empfangen, im Sinne der Patriotengruppe noch in ihren nächsten Arbeiten sichtbar. Joseph von Eichendorff schrieb um die Zeit seinen Roman „Ahnung und Gegenwart“, der erst später unter Fouqué's Gönnerschaft herauskam. Der Roman verfolgt die Tendenz, die damalige Gegenwart mit der Ahnung eines höheren Lebens zu erfüllen. Das Niedrige wird, wo es sich findet, satirisch abgethan. Ebenso wie Adam Müller in den Abendblättern, bespöttelt sein Roman das flache Schönthun auf den Berliner Theegesellschaften und das ästhetische Geschwätze in den unerträglichen Salons. Wie erscheint uns der Enthusiasmus für die Gräfin Dolores als der schöne Niederschlag beglückter Stunden, in denen Eichendorff von dem Vorschreiten des Romanes aus Arnim's eignem Munde Kenntniß erhielt! Eichendorff hat für Arnim die reinste Verehrung mit ins Leben genommen.

Nicht in dem gleichen Maße war dies beim Grafen Loeben der Fall. „Loeben läßt einen ungeheuren Band Lyrika bei Sander drucken, er hat aller Mystik entsagt, schimpft alle seine früheren Arbeiten, erklärt sie für Nachahmerei und macht nun Spottgedichte darüber; er ist ein sehr guter, weicher, garstiger Graf und sieht jetzt, da er sich einen ungeheuren Backen- und Schnurrbart hat wachsen lassen, einem schimmlichten Käse gleich,“ schrieb Brentano lästerlich an Görres. Die Dicke des Bandes und die Anzahl der Gedichte steht nun freilich in keinem glücklichen Verhältnisse zu dem poetischen Werthe des Geleisteten. Aber darin geht Brentano zu weit, daß Graf Loeben von sich selber abgefallen sei. Er bekennt sich doch (S. 419) auch jetzt noch denjenigen gegenüber, die ihm, er sei ein Glöckner der romantischen Minne, entgegenkrächzten, als zu der neuesten Schule gehörig. Zwei Sonette richtete er an den „Dichter des Sigurd“ (S. 303), ihm gestehend:

Und beiden will das Laub der Eiche grünen,  
 Der deutschen, deren Nest' im Sturm sich breiten;  
 So halt ich dich, den Bieberen, den Guten.

Auch die drei Gedichte aus Kleist's Phöbus nahm er wieder auf. Die Romanze von der Weißen Rose (S. 360), wie-wohl herderisch gefärbt, ahmt die Romanzen vom Rosenkranze nach, an denen Brentano damals dichtete. Und wenn es in der schönen Jägerin (S. 363) heißt

Wollt ihr lauschen dem Gesange?  
 Meine Laute tönt und klagt . . .

so fühlt man sich an die schmerzlich gebrochenen Töne erinnert, die aus Brentano's lustigen Musikanten uns entgegen klingen. Auch in Voeben's Schäfer- und Ritterroman von 1811 und 1812 hat man den Einfluß der Gräfin Dolores erkennen wollen: eine Beobachtung, die dadurch nicht hinfällig wird, daß Voeben noch 1822 Tiedt erklärte, von der ganzen Dolores ein paar Seiten erst zu kennen.

Ich gestehe also, daß ich gespannt Goedeke's Angabe in seinem Grundriß erster Auflage (1881. 3, 294) las, es seien von Eichendorff's Liedern diejenigen, die nicht in Ahnung und Gegenwart übergingen, in Kleist's Abendblättern veröffentlicht worden. Mit Enttäuschung habe ich jedoch zu constatiren, daß sich kein einziges Gedicht, kein einziger Beitrag überhaupt von Eichendorff in den Abendblättern findet. Goedeke's so bestimmt gefaßter Angabe liegt also nur die unsichere Bekundung Hermann's von Eichendorff (4, 461) zu Grunde, daß verschiedene Lieder seines Vaters damals in Alt's Zeitschrift, im „Abendblatt“ und in anderen periodischen Blättern veröffentlicht worden seien.

Graf Voeben dagegen erscheint wirklich mit einem Beitrag in den Abendblättern: ganz zuletzt, als es fast mit ihnen zu Ende war, in der 69. Nummer des zweiten Quar-

tals, vom 22. März 1811. Es ist eine novellenartige Erzählung mit der Ueberschrift „Die furchtbare Einladung“. Ein junger Lebemann, ein Graf, kommt auf seinem Heimweg von einer reizenden Tänzerin über den einsamen, mondbeschiedenen Platz einer Kirche. Ein Unbekannter lädt ihn zu folgen ein. Er wird endlich in ein dämmeriges Gemach geführt, in dem ihm eine verschleierte Erscheinung entgegenrauscht. Sie spricht leidenschaftliche Worte zu ihm, und er macht die schreckliche Entdeckung, daß es seine eigene Mutter ist. Durch Zufall und Irrthum war er für einen Anderen verkannt worden. Sohn und Mutter sind der Verzweiflung nahe: „Seit dem Vorfall suchte der Graf nichts auf, als die Wälder und Einsamkeiten seiner Schlösser; er glaubte die Stirn nicht und niemals frei, das heißt ablich, tragen zu können an dem Orte, wo die eigene Mutter ihm Veranlassung ward, die angeborne und gesetzmäßige Scheu und Heiligkeit zu verhöhnen: alle Verstohlenheiten und Dessenlichkeiten verliebter Abentheurer waren ihm Gift, und nur in der Liebe einer sehr reinen und höchst zärtlichen Gräfinn hat er im Laufe der Tage Beruhigung erreicht, und wahres Leben gefunden\*.“

Die Erzählung, nicht viel mehr als zwei Octavseiten lang, trägt die volle Namensunterschrift: D. G. Graf von Loeben. Fehlte diese, so würde Niemand durch Conjectur auf Loeben als den Autor kommen können. Nehmen wir beispielsweise seine Novelle Julius und Blanka zum Vergleiche: auch eine Liebesgeschichte, in deren Verlaufe zwei edle junge Leute, durch Irrthum getrennt, sich schließlich doch zusammenfinden. Eine breite, umständliche Ausführung des Stoffes, ohne Beschränkung auf das Wesentliche. Man wird an Fouqué's Art erinnert. Fouqué brachte gleichzeitig im Preussischen

\*) „nicht und niemals“: wohl Druckfehler oder Vermengung verschiedener Randcorrecturen durch den Setzer; vgl. unten S. 529.

Waterlandsfreunde (1811 Nr. 16) Loeben's compositionlose Erzählung „Der Schlüssel am Brunnen“, die in einem Anklang an Kleist's Bettelweib endet. Durchschnittsmäßig in Wortauswahl und Wortgebrauch. Wie ist dies alles anders in der Novelle der Abendblätter! Die Erzählung kurz, die Motive zusammengepreßt, die Sprache gut, die Sätze kunstabsichtlich periodisirt. So hat Loeben niemals geschrieben. So arbeitete aber — Kleist.

Der Stoff der Novelle gehört nicht zu denen, die erfreulich sind. Um den fatalen Eindruck abzuschwächen, sind ein paar Sätze vorgeschoben, die „die furchtbare Einladung“ als Einzelbeispiel einer allgemeineren Zeiterscheinung hinstellen sollen. „Man weiß (lauten sie) viel Beispiele aufzuführen von leichtfertigen Dienern der Liebe, welche bei späten Jahren nichts gethan und gedacht, als Rosenkränze abzählen und die weißen Scheitel mit Pönitenzasche bestreuen. Hier sei einer Bekehrung erwähnt, welche früher und gewaltsamer vor sich ging.“ Dies sind nach meinem Gefühle Sätze aus Kleist's Feder. Ich betone das Wort Bekehrung. Es macht mir den Eindruck, als stelle Kleist die furchtbare Einladung Loeben's als Pendant neben Die Heilung Fouqué's; als hätten beide Dichter in Einer Anregung ihre Heilung und Bekehrung niedergeschrieben. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird Kleist vor Loeben nicht mehr Respect als vor Fouqué gehegt haben. Er hat gewiß auch die furchtbare Einladung in seinem Sinne durch- und umgearbeitet. Ich würde als Herausgeber die Erzählung sogar unter Kleist's Parerga aufnehmen.

#### IX. Adam Müller.

Als die Freunde die Rollen, die für die Abendblätter zu besetzen seien, unter sich vertheilten, nahm Adam Müller, wie im Phöbus, die Pflicht der kritisch-ästhetischen Berichterstattung

auf seine Schultern. Schon im 5. Abendblatt, vom 5. October 1810, stellte er unter der Ueberschrift „Literarische Merkwürdigkeiten“ drei solcher Beurtheilungen zusammen: das ihnen Gemeinsame war, daß es sich um Schriften handelte, die Frauen als Verfasserinnen hatten.

### 1. Frau von Staël.

Frau von Staël war damals die „berühmte“ Frau. Sie verfolgte mit ihren Schriften die Absicht, der französischen Welt die Augen für deutsches Geistesleben zu öffnen, dem deutschen Geiste französisches Terrain jenseits des Rheines zu erobern. In diesen Bestrebungen traf sie mit andern „Deutschfranzosen“, wie Constant und Charles de Villers, zusammen. So rein und ehrlich ihre Absichten waren: sie verkannten die große Lehre der Geschichte, daß zwischen principiell verfeindeten Culturmächten die letzte Entscheidung nur durch die Gewalt der Waffen, und nicht durch die der Bücher, herbeigeführt werden kann. Männer wie Adam Müller, Kleist, Arnim, die der Berliner Kriegsparthei zugehörten, stimmten nicht in den gewöhnlichen Zeitungston über Frau von Staël ein.

In Berlin war Frau von Staël seit 1804, wo sie es besuchte, wohl bekannt. Arnim hatte sich schon früher, 1802, in Genf bei ihr eingeführt, und glaubte ihr damals die Lobspprüche auf die deutsche Litteratur in der Vorrede der Delphine ausgepreßt zu haben; sie erneuerte später den Versuch, ihn in ihre Kreise zurückzuziehen. Kleist und Adam Müller, der im Phöbus sich mit ihrem schriftstellerischen Charakter und ihrem Romane Corinne ou l'Italie beschäftigt hatte, sahen sie dann, von Genf empfohlen, 1808 in Dresden. La fête de la victoire ou le retour des Grecs, par Madame de Staël-Holstein steht an der Spitze des Juniheftes des Phöbus von 1808. Was Genf (S. 107 des Briefwechsels) ihre „be-

ständige, dunkle, trübe Reue über die Vergangenheit“ nennt und Adam Müller im Phöbus als „Melancholie, die sie sich um alles in der Welt nicht nehmen lasse“ bezeichnet: das bewährte den Dresdener Freunden der Eindruck, den sie persönlich von ihr empfingen. Zu freier gegenseitiger Anerkennung führte die Begegnung nicht.

Der Ertrag, den die Reise durch Deutschland der Frau von Staël brachte, waren die lettres de l'Allemagne, an denen sie seit 1810 die letzte Arbeit that. Die öffentlichen Blätter erhielten in wohlberechneten Intervallen Notizen über das Vorschreiten des Werkes. Für den Berliner Kreis kam unmittelbare Benachrichtigung durch Chamisso hinzu, der 1810 bei Frau von Staël in Chaumont weilte und was er sah und hörte, Hitzig und Fouqué meldete. Hitzig, der das Werk in deutscher Uebersetzung sogleich drucken wollte — eine Absicht, die auch 1814 erfüllt wurde — erhielt die Généraux, die Aushängebogen, zugesandt. Aber unter dem 10. October 1810 schrieb Chamisso an Hitzig: „Das Buch der Staël ist nach empfangenem Imprimatur höheren Orts verboten und confiscirt, sie selbst binnen zweimal vierundzwanzig Stunden des Landes verwiesen . . . Schreib an Wilhelm Schlegel oder an sie nach der Schweiz.“

Diese Stelle des erst 1839 (S. 284) gedruckten Briefes finde ich nun schon im Abendblatt vom 29. October 1810 benutzt, wo es heißt: „Nach Briefen aus Paris hat Fr. v. Stael unmittelbar nach der Confiscation ihres Werkes binnen 2 mal 24 Stunden Frankreich verlassen müssen. Sie ist mit Hr. Aug. Wilh. Schlegel, von Chaumont, wo sie sich aufhielt, nach der Schweiz zurückgegangen.“ Die Umschreibung der Notiz ist für Kleist charakteristisch. Wir gewahren hier noch zwischen ihm und Hitzig das Einvernehmen, das nachher in die Brücke ging.

Wir dürfen demnach annehmen, daß, wie der Brief Chamisso's, so auch die Généraug in die Hände der Abendblätter-Freunde gelangten und die Grundlage wurden für den Artikel Adam Müller's im 5. Abendblatt:

Wir erwarten in wenigen Tagen die Erscheinung der Lettres sur l'Allemagne von Madame Stael. Es sind die Früchte der Reisen dieser merkwürdigen Frau, vielleicht auch der häuslichen Unterweisung ihrer Freunde, welche diese Sirene entführt, und anständigeren Wirkungskreisen abwendig gemacht hat. Da werden wir Deutsche nun der großen Welt und den Franzosen vorgestellt, vielleicht gar empfohlen werden; man wird zeigen, wie wir den idéalisme repräsentirten, während Frankreich den réalisme; wir werden behandelt werden, wie es einem jungen, gefunden, mitunter etwas schwärmerischen, oder störrigen, oder stummen, oder ungeschickten Liebhaber gebührt, den eine solche Dame in die Welt einzuführen würdigt; kurz, wie der Bär im Park der Madame Stael. Deutschland mit seinen Schicksalen eignet sich unvergleichlich für die douce melancolie seiner Beschützerin, und wenn sich die Empfindung auf Reisen begiebt, so findet sie bei uns viel zu schaffen. Was wären wir Deutsche auch, wenn es keinen Villers und keine Stael gäbe? — Nur das Eine hoffen wir, daß diesmal endlich der Geoffroy belehrt werde, denn so lange wir den nicht haben, hat auch der Deutsche Geist den Rhein nicht überschritten.

Ein höchst merkwürdiger Artikel, voll des exquisitesten Spottes, der selbst goethische Anspielung zu Hilfe nimmt. Schon unterscheidet Adam Müller, mit Geringschätzung zwischen dem eignen Wissen der Frau von Staël und der häuslichen Unterweisung ihrer „Freunde“. Er meint damit hauptsächlich, neben Sismondi, Wilhelm Schlegel, den — absichtlich zweideutig gesagt — die Sirene „entführt“ und „anständigeren Wirkungskreisen“ abwendig gemacht habe. „Anständigeren“, das konnte und sollte auch bedeuten: solchen, die Schlegel mehr anstehen würden — und das, worauf Müller zielte, war die Shakespeare-Üebersetzung, die Schlegel durch seine Verbindung mit der Frau von Staël hinauszögerte. Schlegel kannte diese Stimmung gegen sich und sah sich veranlaßt,

in der Jenaischen Litteratur-Zeitung (im Intelligenzblatt vom 10. October 1810) die beschwichtigende Erklärung abzugeben, daß Richard III. unter der Presse sei. Und einmal im Zuge, geht Adam Müller auch auf Villers' Los, gegen den er mit schadenfroher Ironie Geoffroy ausspielt. Kein Zweifel, daß, wie die Grimm's in Cassel, wo Villers' Mitarbeit am *Moniteur Westphalien* unliebsam hervortrat, so auch die Berliner Freunde sich von der Wahrnehmung deutscher Interessen durch die „Deutschfranzosen“ nicht sehr viel versprachen.

Warum aber mischte Müller Villers und Geoffroy ein? Ich antworte: weil ihm eine ältere Fehde mit Villers und neuerdings das Vaterländische Museum in Hamburg den Anlaß dazu gab.

Wir erinnern uns (oben S. 53), daß Adam Müller 1808 im *Phöbus* Villers unter den Gegnern Burke's mitbenannte. Aus welchem Anlaß, wird durch eine „Erklärung“ in der Jenaischen Litteratur-Zeitung 1809 (Intell. Bl. Nr. 26) dargethan. Villers verwahrt sich dort dagegen, ein Werk unter dem Titel „*Le plan de Napoléon et de la Providence*“ verfaßt zu haben, wie eine vielgelesene Zeitschrift ungenau verbreite, und bemerkt: „Diese unrichtige Angabe ist vielleicht mit Schuld an dem bäuerisch-türkischen *Οστρακον*, das neulich, im *Phöbus*, von einer unedlen teutschen Hand, mit meinem Namen bezeichnet ward“. Das vergalt ihm Müller jetzt.

Damals beschäftigte eine Abhandlung sur la manière essentiellement différente dont les poètes français et les allemands traitent l'amour von Villers die Presse. Er führte die Verschiedenheit der erotischen Poesie auf die Verschiedenheit der Volkscharaktere zurück; in der französischen Liebesdichtung spreche sich die Lustigkeit, oft die Frivolität der Race aus; in der deutschen lebe das Gemüth und die Empfindung — wofür Beispiele beider Litteraturen den Beweis erbringen sollen. Villers

hing mit den Göttinger Gelehrten, deren College an der Universität er 1811 wurde, zusammen, und deshalb gab Heeren in einem Aufsage „über die Mittel zur Erhaltung der Nationalität besiegter Völker“ (Vaterländ. Museum S. 147) geflissentlich den Inhalt der Schrift Villers' an; ein Hamburger Gelehrter, Friedrich Gottlieb Zimmermann, rüchte sogar in das Octoberheft von 1810 eine autorisirte Uebersetzung ein, mit ziemlich hohlen, gutgemeinten Einleitungsworten.

In diesem Octoberheft übten die Hamburger eine Art von Antikritik gegen den einflußreichen Redacteur des dem Journal de l'Empire zugehörigen Feuilletons: Geoffroy. Geoffroy und der preußenhassende Däne Malte-Brun leiteten das Feuilleton in durchaus antideutschem Sinne. Ihre Methode war weniger, deutsche Werke (was ihrem Wissen schwer geworden wäre) schlecht zu kritisiren, sondern sie gänzlich todt zu schweigen. Die ganze abhängige Continentalpresse nahm natürlich dieselbe Methode an. Nur wenige Blätter damals, voran Wiener Journale, gingen polemisch gegen Geoffroy vor. Als was für eine Macht das Journal de l'Empire in geistigen Dingen empfunden wurde, ahnt man daraus, daß selbst ein so unbefangener Mann, wie der junge Jacob Grimm, in Paris den Maltebrun nicht aufzusuchen vergaß. Geoffroy aber hätte sein Feuilleton nicht in diesem Geiste geleitet, wenn er sich nicht in Einklang mit der französischen Regierung befunden hätte. Er erklärte sich nun gegen Villers' Abhandlung: was auf die „Deutschfranzosen“ einen verblüffenden, auf die Kriegsgesinnten einen recht befriedigenden Eindruck machte. Die Hamburger versuchten zwar den Gegenschlag. Sie fanden heraus, daß Geoffroy (im Feuilleton vom 12. Février 1810) selber ein Pariser Gedichtchen auf die Hungersnoth als mit sehr leichtfertigen Gedanken beschmußt getadelt hatte. Aber was half dies Monitum? Der Beweis stand da, schwarz auf weiß, im

Journal de l'Empire, daß die maßgebenden französischen Kreise gar nicht daran dachten, in eine Vermittlungspolitik einzulernen. Es ist beißende Ironie, wenn Adam Müller in den Abendblättern wünscht, daß diesmal endlich das Werk der Frau von Staël den Geoffroy befehren möge. So hat das Octoberheft des Vaterländischen Museums den unmittelbaren Anstoß zu Adam Müller's Abendblatt-Artikel vom 5. October 1810 geliefert.

## 2. Caroline von Fouqué.

Ich habe schon oben (S. 477) Einiges zu der Kritik über die damals bei Hitzig erscheinende Schrift der Frau von Fouqué bemerkt. Der Gegensatz, in den Adam Müller sie als deutsche Frau gegen Madame de Staël rückt, fördert erst die deutlichsten Invectiven gegen diese zu Tage. Denn auf sie war der „Empfindungsballast, der auf allen Museen und Landstraßen Europas zusammengeslesen“ und der „gesprächige, wolüstige und in seinem eigenen Nebel schwelgende Trübsinn“ gemünzt, ohne den, wie Müller rühmt, die Frau von Fouqué sich in ihrem Buche ausspreche.

Die Gegenüberstellung der beiden Schriftstellerinnen durch Adam Müller könnte heute uns gesucht erscheinen. Sie war es aber damals nicht. Graf Voeben schätzt auch, 1814, die beiden Frauen gegen einander ab (Litteratur-Archiv 1898, S. 60), und erreicht er auch nicht die Sicherheit der Müller'schen Gedankenentwicklung, so empfindet man doch, daß er sachlich auf dasselbe Resultat hinauswollte.

## 3. Die Denkwürdigkeiten der Prinzessin von Bayreuth.

Im Jahre 1810 erschienen plötzlich, in deutscher Uebersetzung bei Cotta, die Denkwürdigkeiten aus dem Leben der

Königl. Preussischen Prinzessin Friederike Sophie, Markgräfinn von Bayreuth, der Schwester Friedrich's des Großen, und brachten eine unmutige Stimmung unter den preussischen Patrioten hervor. Nicht als ob die Memoiren etwas ganz Neues gewesen wären. Im Gegentheil, ihre Existenz und ihr Inhalt waren lange schon bekannt. Es circulirten handschriftliche Exemplare, deren eines Arnim selbst besaß. Er und seine Gesinnungsgenossen sahen bewundernd auf den großen Flug, den Friedrich II., trotz der geschilderten Widerwärtigkeiten, aufwärts nahm. Friedrich erschien Arnim wie ein gejagter Wallfisch, der mit tausend Harpunen im Leibe sich immer wieder durcharbeite, ein Bild der Zeit, wie es kein anderes gebe, und um so ergreifender, weil der Charakter der Prinzessin aus drei sehr einfachen Elementen zusammengesetzt sei, etwas Stolz, etwas Eigensinn und Einbildung von Klugheit, die sich bisweilen in hoher Besonnenheit bewähre: „übrigens eine schändliche, stumpfe Roheit in allen Verhältnissen, daß man unsere Zeit tausendmal segnet, die ein so widriges Gemisch von Barbarei und Sittenverderbniß nicht mehr ertragen würde“.

So schrieb Arnim vor 1806. Jetzt, 1810, kam zu all dem Unglück, das über Preußen und sein Königshaus hereingebrochen war, noch die Widerwärtigkeit dieser unberechtigten Veröffentlichung. Sie war schlimmer als Cölln's Feuerbrände, weil sich, um der Person der Verfasserin willen, nichts dagegen sagen ließ. Die antipreussischen Zeitungen machten sich das willkommene Thema zu Nutze und zogen gerade Das hervor, was zu krasser Bloßstellung geeignet schien.

Es war ein litterarisches Kunststück, das Adam Müller für die Abendblätter Kleist's leistete, als er die Memoiren aus der niedrigen Sphäre des Besprochenwerdens wieder heraus- und emporriß:

Das größte aber und theuerste, was wir eben jetzt aus Frauenhänden erhalten, sind die unvergleichlichen Denkwürdigkeiten der Prinzessin Friedrike von Baireuth. Was könnte uns aufregen, erheben und entzücken, wie eine Fürstinn unser's Hauses, die, groß und gut geworden, unter unachlassenden Leiden, ihr Leben mit dem eignen und völlig unabsichtlichen Tiefsinn der Weiblichkeit erzählt? — Und ist nicht diese Leidenschönheit das besondere Erbtheil aller Frauen unser's Fürstenhauses?

Man bemerke, wie jedes Wort mit der größten Sorgfalt ausgewählt worden ist. Das frauenhaft-Unhistorische wird ganz leise angedeutet. Das Leiden tritt wieder als Durchgang zu höheren Formen des Daseins, wie bei Arnim, hervor und weihet die Prinzessin gleichsam zur Vorläuferin der verkärten Königin Luise.

#### 4. Arnim's Spiel Halle und Jerusalem.

In der Zeit, wo Arnim mit Müller und Kleist 1810 tagtäglich zusammen war, schrieb er die Gräfin Dolores und das Spiel Halle und Jerusalem. Die Gräfin Dolores las er parthienweise Müller vor, sich seines Beifalls erfreuend; und als er im Juni 1810 ein Empfehlungsschreiben an Gutz in Tepliz mitnahm, empfahl Müller zugleich diese „neueste und vortrefflichste“ Arbeit Arnim's als ein Buch, das man lesen müsse. Natürlich: denn in den politischen Grundanschauungen waren sich Adam Müller und Arnim einig.

Nun kam, gegen Ende des Jahres 1810, Halle und Jerusalem heraus. Die gegnerische Kritik, die an der Dolores arg herumgezaust hatte, und der Arnim's fehlerhafte Sorglosigkeit das Geschäft auch gar zu sehr erleichterte, schäumte nun erst recht bei der „neuromantischen Mystik“ des dramatischen Gedichtes auf. Das Tadelnswerthe wurde dermaßen aufgebauht, daß es das Tüchtige völlig überdeckte. Da traten doch die Abendblätter dazwischen, und in ihrer 76.

Nummer, vom 29. December 1810, brachten sie folgendes Schriftstück:

Literatur.

Das so eben erschienene Halle und Jerusalem, Studentenspiel und Pilgerabentheuer von L. A. v. Arnim wird in der Folge dieser Blätter zugleich mit dem Roman desselben Dichters: Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfinn Dolores, einer näheren Betrachtung unterzogen werden. Vorläufig begnügen wir uns, auf die großartige und durchaus eigenthümliche Natur jenes dramatischen Gedichtes aufmerksam zu machen. Erfüllt wie wir von dem ersten Eindruck sind, fehlt uns noch der Maasstab des Urtheils, der unter den übrigen Alltäglichkeiten der dermaligen deutschen Poesie leicht abhanden kommt.

Wenn hier oder dort uns eine Wendung des wunderbaren Gedichtes befremdete, so sind wir doch nicht Barbaren genug, um irgend eine angewöhnte, unserm Ohr längst eingesungene poetische Weise für die Regel alles Gesanges zu halten. Der Dichter hat mehr auszusprechen, als das besondere uns in engen Schulen anempfundene Gute und Schöne. Alles Vortrefliche führt etwas Befremdendes mit sich, am meisten in Zeiten, wo die Wunder der Poesie der großen Mehrzahl der Menschen auf Erden fremd geworden sind. rs.

Es ist dies natürlich Adam Müller's gehaltene, andeutende Ausdrucksweise, und da dies Blatt eine der ersten Nummern ist, die im neuen Ruhn'schen Verlage von noch nicht eingewöhnten Lesern hergestellt wurden, so wird rs, das man sich mit lateinischen Lettern dargestellt denke, nichts als ein verlesenes ps, das bekannte Zeichen Adam Müller's, sein. Ich kann ein fremdes Zeugniß dafür beibringen. Wilhelm Grimm schrieb, zu Anfang 1811, an Clemens Brentano über seinen Runge gewidmeten Abendblatt-Artikel (oben S. 288) und fuhr dann fort (ungedruckt): „Ich habe Arnim meine Meinung über Halle und Jerusalem kürzlich geschrieben . . . Adam Müller will ja in den Abendblättern darüber urtheilen: gewiß ist vieles Gute und Richtige in dem was er sagt.“ Aber wenn wir uns der alten Antipathie Wilhelm Grimm's gegen Müller erinnern, so können wir verstehen, daß er hin-

zufügte: „es ist seltsam, daß mich das Gute in seinen (Müller's) Schriften ärgert, weil ich meine, er habe es auf Borg.“ Gewiß würde es für uns heute werthvoll sein, wenn Adam Müller die verheißene Besprechung geliefert hätte. Es ist nicht dazu gekommen. Adam Müller's Kraft und Zeit wurde durch das Einschwenken in die politischen Kämpfe gänzlich aufgebraucht, so daß er das Litterarisch-Aesthetische, das er sonst so gerne pflegte, bei Seite schieben mußte.

### 5. Ein Fehlurtheil des Obristlieutenants von Ompteda.

Mit dem, was ich vorstehend ausgeführt habe, könnte ich den Artikel über Adam Müller schließen, fühlte ich mich nicht veranlaßt, ein Fehlurtheil des Oberstlieutenants von Ompteda mit Bezug auf Müller zur Sprache zu bringen.

Ompteda hatte Kleist aus freien Stücken für die Abendblätter die „Fragmente eines Zuschauers am Tage“ zugestellt (oben S. 91), die, obwohl oft mit extremer Schärfe ausgesprochen, doch mit der Gesinnung der Freunde Kleist's zusammentrafen. Auf Ompteda's Fragmente im 29. Abendblatt, vom 2. November 1810, die eine Seite lang waren, kamen, einen Monat später, vier enge Seiten antikritischer „Bemerkungen über das erste Fragment eines Zuschauers am Tage“ heraus, welche, ohne principiellen Widerspruch zu üben, mit leichter Geläufigkeit, die den Schein von Tiefsinn anzunehmen sich bestrebte, mit Worten um die Worte stritten. Unterzeichnet ist diese Antikritik mit W und offenbar haben wir es hier mit demselben Autor zu thun, dessen gereimten Sinnsprüchen, so schlecht sie waren, Kleist aus irgendwelchen Gründen die Abendblätter nicht hatte versperren dürfen. Wer der W sein möchte, war auch Ompteda damals nicht

bekannt, und er rieth, was uns heute unglaublich scheint, auf Adam Müller als Verfasser. Er entwarf nun seinerseits eine Entgegnung, aus der ein paar Sätze erhalten sind, deren Aufnahme Kleist jedoch abzuwenden wußte. Adam Müller war gänzlich ohne Schuld dabei, und die Ausführung zum zweiten Bande des Politischen Nachlasses Ompteda's (S. 6), die nach äußerlichem Material das Gegentheil behauptet, ist ohne Einblick in den wirklichen Bestand der Abendblätter abgefaßt. Dies Mißverständniß trug leider dazu bei, daß Ompteda's Interesse für die Abendblätter schwand. „Mit Herrn von Kleist (schrieb er seinem Bruder im Januar 1811) bin ich ganz piano aus einander geschieden, was auch nach der immer mehr erkannten Verschiedenheit unserer Gesinnungen das beste war.“ Die Verschiedenheit der Gesinnungen existirte jedoch nur in der trügenden Vorstellung Ompteda's.

## X. Ludolph Beckedorff.

Ludolph Beckedorff hatte, wie wir uns erinnern, für die Abendblätter eine Folge von Kunstartikeln mit einem etwas langen Athem geschrieben. Was ihnen aber Werth verleiht, sind die von ihm berichteten Kunsturtheile der Hofreise und des Königs über Portraits der Königin. Beckedorff übte eine Art von Luisecult. Und als der Sonnabend vor dem Weihnachtsfeste herankam, der Tag, an dem die Königin mit ihrem Gemahl vor einem Jahre in die Hauptstadt eingezogen war, lieferte er zum

### 1. .Andenken an die Königin Luise

einen Artikel in das Abendblatt vom 22. December 1810. Er beschreibt das leuchtende Wetter des Einzugstages, den

Schmuck der Straßen, die Stimmung des Publicums. Damals, als das königliche Paar wieder einzog, schien man an die Schwelle einer neuen goldnen Zukunft getreten zu sein. Das vergangene Jahr habe Mancherlei gebracht: „Aber viel, sehr viel, das Beste und Herrlichste, was wir besaßen, haben wir auch verlieren müssen. Auch dieses schmerzlichen Verlustes muß heute gedacht werden, mit neuer, tiefer, inniger Trauer, aber zugleich mit dem ewigen Troste, den das nahe segensreiche Fest Desjenigen gewährt, der nur in die Welt kam, um zu sterben, durch dessen Tod kein Tod mehr furchtbar ist und mit des heiligen Namen auf der erlassenden Lippe Sie heilig entschlafen ist, um welche wir trauern. Gott erhalte den König!“

So durfte in Berlin doch nur in einer Zeitung, die wie die Abendblätter auf christlich-positivem Boden stand, gesprochen werden: in den alten Berliner Zeitungen wäre diese Sprache damals ganz unmöglich gewesen.

## 2. Fragment über Erziehung.

Beckedorff hat in späteren Jahren, als hoher Beamter im preussischen Cultusministerium, das Volksschulwesen geleitet, und darum sehen wir mit Interesse, daß sich die ersten Anfänge seines die allgemeine Erziehung betreffenden Nachdenkens in Kleist's Abendblättern aufweisen lassen. Sein 1b gezeichnetes „Fragment über Erziehung“ steht im 13. Abendblatt vom 16. Januar 1811.

Er betrachtet die Erziehung der Knaben und der Mädchen gesondert. Was er über die Knaben sagt, ist beeinflusst durch die damalige Lage des preussischen Staates, zu deren gründlicher Umgestaltung einem Patrioten jedes Mittel der Wehrhaftmachung des Volkes recht und willkommen war. In

fühlbarer Anlehnung an platonische Gedanken fordert er für die Knaben, nach der unmittelbaren mütterlichen Pflege und Sorge, eine öffentliche Erziehung, durch die sie gleich gewöhnt würden, „unter ihres Gleichen mit Ordnung und gegenseitiger Anerkennung in gemeinschaftlichem Bestreben kriegerisch gerüstet und friedlich gesinnt leben zu müssen“ — eine Utopie, von der er selber natürlich, als die Freiheitskriege geschlagen waren, zurückgekommen ist. Aber man gewahrt auch hier den Gegensatz zu Pestalozzi, mit dessen Erziehungsideal sich die wehrhaft-nationale Ausbildung der Knaben nicht vertrug.

Dagegen wird Bedeborff in Dem, was die Erziehung der Mädchen betrifft, gerade heute wieder von Vielen Beifall gegeben werden. Er sagt:

Ihre Bestimmung ist eine häusliche, ihr ganzes künftiges Leben hat eine fortbauende Beziehung auf die Männer, und zu dieser Bestimmung müssen sie von Jugend auf angeleitet werden. Nur ein Mädchen, welches mit der Mutter für Vater und Bruder fortbauend sich beschäftigt und gesorgt hat, das schon gewohnt ist, von ihnen geliebt, geadert und beschützt zu werden, und sie wieder zu lieben, zu necken und zu ehren, die in alle Geheimnisse eines unbefangenen Verkehrs mit Männern schon geweiht ist, nur ein solches wird eine gute, tüchtige, ordentliche und züchtige Hausfrau werden, die für Mann und Söhne zu sorgen und von ihnen geachtet zu werden versteht, die ihre Würde behauptet, und ihre Abhängigkeit empfindet, und die endlich wieder Töchter bildet, die ihr gleichen. Daher wird die Klage über Frauen, die in allgemeinen Anstalten erzogen worden, so häufig gehört; und daher sind Frauen aus einem Hause, worin es viele Söhne gab, in der Regel die besten, gewandtesten, ordentlichsten und Klügsten.

Ich müßte mehr, als die bisherigen Quellen bieten, über Bedeborff's Leben wissen, um meine Empfindung bestätigen zu können, wie Bedeborff hier das Bild der eignen Mutter und der eignen Schwestern vor den Augen schwebt. Der Grundsatz, die Frau gehöre in das Haus, nimmt schon Angesichts der damals sich regenden „Frauenbewegung“ pole-

---

mischen Charakter an. Bedeborff stand in dieser Frage wie sein Freund Adam Müller, der Frau von Fouqué's „Weibliche Bildung“ mit galanter Artigkeit ablehnte; wie Clemens Brentano, der von den zwei verkehrten Arten weiblichen Philistertums die eine, die „Genialität des Wortes“, als die Eigenschaft gelehrter Frauen gründlich verspottete; und wie Heinrich von Kleist, der, was er als den Werth echter Weiblichkeit empfand, die selbstvergessende Hingabe an den geliebten Mann, im Râthchen von Heilbronn uns ausgesprochen hat.

---

## Achtes Capitel.

### Heinrich von Kleist als Autor in den Abendblättern.

---

Ich habe Kleist's Freunde als Mitarbeiter an den Abendblättern voraus behandelt, damit der Kreis der anonymen Artikel, für die Kleist's Autorschaft in Betracht kommen könnte, möglichst eingeengt würde. Seine Aufsätze zur Politik, zur Kunst, zum Theater, von denen früher die Rede war, lasse ich hier bei Seite und behandle nur diejenigen Stücke von ihm, die allgemeineren Charakters sind.

#### I. Gedichte.

Außer den Epigrammen, enthalten die Abendblätter nur drei Gedichte Heinrich's von Kleist: die „Ode auf den Wiedereinzug des Königs im Winter 1809“, im 5. Abendblatt vom 5. October 1810, G. v. K. gezeichnet; und im 30. und 60. Abendblatte vom 3. November und 8. December 1810 die beiden Legenden nach Hans Sachs: „Gleich und Ungleich“ und „Der Welt Lauf“, diese beiden anonym, und Kleist von Köpfe zuerst aus sicherer Conjectur beigelegt. Das Gedicht auf Iffland (oben S. 189): „Singt, Varden! singt Ihm Lieder, Ihm, der sich treu bewährt; Dem Künstler, der heut'

wieder „In Eure Mitte kehrt“ ist zu trocken, und noch ein *F. L.* gezeichnetes Sonett „Zum Geburtstag des Kronprinzen“ ist zu schlecht, als daß man an Kleist als Autor denken dürfte.

### 1. Gleich und Ungleich.

„Gleich und Ungleich“ ist die Ueberschrift, die Kleist dem Hans Sächsischen Gespräch „Sanct Peter mit dem faulen Bauernknecht“ gegeben hat. Der faule Bauernknecht weigert dem Herrn und Petrus Auskunft über den Weg, den ihnen die fleißige Magd flink und emsig weist: der Herr bestimmt beide, weil sie ungleich sind, zur Ehe mit einander. Darüber, wann Kleist dieses und das andere Reimgespräch bearbeitet habe, giebt es keinerlei weiteres Zeugniß, als das Erscheinen in den Abendblättern. Hieran müssen wir uns halten. Wie wir jetzt in Kleist's Verkehr mit Arnim hell hineinsehen, werden wir die Thatsache, daß dieser 1810 in der Dolores dieselbe Fabel Hans Sachs' nachzählte, ehe Kleist's Arbeit in den Abendblättern erschien, nicht für Zufall halten wollen, sondern für einen neuen Beweis der Arbeitsfreundschaft beider Dichter. Arnim besaß damals schon die (in Wiepersdorf noch vorhandene) fünfbändige Folio-Ausgabe vom Hans Sachs, in deren erstem Bande von 1558 beide Gespräche stehen; wahrscheinlich hat auch Kleist dieses Exemplar benutzt.

Die Gräfin Dolores, durch den Markese zu Fall gebracht, will an Gottes Gerechtigkeit verzweifeln, der ihrem frommen Gemahle eine so lasterhafte Frau wie sie gegeben habe (2, 121): ihr alter Diener tröstet sie mit der Erzählung „aus unserm braven alten Hans Sachs“. Arnim bleibt innerhalb der ursprünglichen Absicht des Reimgesprächs, nur er fertigt einen Prosa-Auszug an. Er kürzt und schiebt zusammen, bis er das erhält, was er gebrauchen kann. Abweichungen in Neben- sachen beruhen eher auf sorgloser Auffassung, als auf Absicht.

Kleist verfuhr ganz anders. Er wollte nicht im landläufigen Sinne Hans Sachs erneuen, noch (was immer Arnim's Endziel war) das Publicum auf die Lectüre älterer deutscher Schriftsteller hinführen. Sondern er wollte Eigenes, Modernes schaffen: nach Hans Sachs, in Hans Sachs'scher Manier. Darum jedes Mal in den Abendblättern der Zusatz: „Eine Legende nach Hans Sachs.“ Darum scheut Kleist sich nicht, seine modernsten Wendungen, selbst sein lässigkräftiges Wort „Kerl“, in das fromme Gehege der Legende einzulassen. Arnim, welcher zu gleicher Zeit die gereimte Legende von Unserm Herrn, der freundlich bei einem fluchenden Schmied eintritt, in „Jerusalem“ (Werke 16, 370) einlegte, hat dagegen Ton und Sprache von Goethe's Hufeisen-Legende festgehalten.

Kleist kürzt nicht, sondern er dichtet die Scenen und Motive aus. Er giebt mehr Verse als Hans Sachs. Wie gründlich hat er, ehe er begann, den Text studirt; und wie fein ist, bei aller Freiheit, seine Interpretation. Ich wähle eine Stelle, die Kleist möglichst festgehalten hat. Bei Hans Sachs (1558, S. 493):

Sanct Peter sprach, o maister mein,  
Ich bitt dich durch die güte dein  
Diese gutthat du wieder ehr —

bei Kleist:

Sanct Peter spricht: O Meister mein!  
Ich bitte dich, um deiner Güte willen,  
Du wollest dieser Maid die That der Liebe lohnen.

Kein Meister deutscher Philologie hätte die Worte, auf die es ankommt, feiner übertragen können. Aber dann wieder schwingt sich Kleist mit glänzendem Gefieder über Sachs hinaus. Wie der Herr seinen Willen kund gethan, daß der faule Schelm der flinken Maid zu Theil werden soll, da

Sanct Peter sprach, daß wöll Gott nit  
 D Herr daß wer ye immer schad  
 Ich bitt dich Herr sie haß begnad  
 Laß sie dieser gutthat genießen.

Kleist aber, erst noch bei Sachs aushaltend, dichtet freien Schwungs:

Sanct Peter spricht: „Rein Herr, daß wolle Gott verhüten.  
 Das wär' ja ewig Schad' um sie,  
 Müßt' all' ihr Schweiß und Müh' verloren gehn.  
 Laß einen Mann, ihr ähnlicher, sie finden,  
 Auf daß sich, wie sie wünscht, hoch bis zum Giebel ihr  
 Der Reichthum in der Tenne fülle.“

Man bemerke zugleich aus diesen Proben, daß Kleist den Endreim aufgegeben hat, und daß die Zahl der jambischen Füße seines Verses keine Beschränkung leidet. Es gilt dies für beide Hans Sächsische Gedichte Kleist's. Nur ein einziger Vers, am Schlusse von „Gleich und Ungleich“, hat gestörten Rhythmus und, wie ich glaube, auch gestörten Sinn. Der Herr belehrt Petrus zuletzt:

D Petre, daß verstehst du nicht.  
 Der Schelm, der kann doch nicht zur Höllen fahren.  
 Die Maid auch, frischen Lebens voll,  
 Die könnte leicht zu stolz und üppig werden.  
 Drum, wo die Schwinge sich ihr allzuflüchtig regt,  
 Henk' ich ihr ein Gewichtlein an,  
 Auf daß sie's beide im Maße treffen,  
 Und fröhlich, wenn es ruft, hinkommen, er wie sie,  
 Wo ich sie Alle gern versammeln mögte.

Kleist verläßt mit diesen Versen gänzlich das Hans Sächsische Original. Er erst braucht das Bild von der allzuflüchtigen Schwinge der frischen Maid, die durch ein „Gewichtlein“ niederzuziehen sei. Sachs hat

Drumb hend ich jr den schlüffel an  
 daß sie hat zu schwimmen und waten —

„Schlüssel“ bedeutet den faulen Bauernknecht. Aber wie soll nun der unrhymische Vers

Auf daß sie's beide im Maße treffen  
 verstanden werden? was ist „es“? Ich meine, es sei wohl Unfertigkeit des Schlusses, oder ein Druckversehen, das ich nicht zu berichtigen weiß, anzunehmen; eine Aenderung von „beide“ in „beid“ kann nicht genügen.

Kleist hat dem Schlusse, über die ungleiche Ehe hinaus, eine allgemeinere Wendung gegeben, und damit hängt die erst von ihm geschaffene Ueberschrift „Gleich und Ungleich“ zusammen. Gleichheit war die moderne Forderung, die damals durch Hardenberg's Reformen ihren Einzug in die preussische Gesetzgebung hielt. Gegen die égalité aber kämpften Kleist und seine Freunde an. Ihnen galt „Ungleich“ als das Leben und Segen spendende Princip in Natur, Staat und Familie. Indem Kleist sein „Gleich und Ungleich“ in die Abendblätter einrückte, erklärte er sich und seine Freunde als Gegner des herrschenden Systems.

## 2. Der Welt Lauf.

Bei Hans Sachs (1558, S. 94) lesen wir „Ein gesprech zwischen Sanct Peter vnd dem Herren, von der jetzigen Welt Lauf“. Petrus fährt mit des Herrn Urlaub zur Erde nieder, um sich zu Fastnacht einmal gründlich aufzuheitern. Kein Mensch denkt im Jubel an den Herrn, außer einem Weibe, das um seine verbrannte Habe jammert. Ein Jahr später sieht es anders aus. Krieg und Mißwachs war im Lande. Petrus gefällt sich nicht: nun seufzen und schreien alle früh und spät zum Herrn. Der Herr erklärt Petrus, dies sei seine Arznei, um „das sündig Fleisch darmit zu dämpfen und dem Geist darmit helfen kämpfen“.

Kleist empfand, bei der Lectüre, die — romantische! — Parallele zu dem Laufe der Welt, in der er jetzt selber lebte. Er fühlte sich angeregt, nun auch den Lauf seiner Welt abzuspiegeln, damit wer in diesen Spiegel blicke, erschrecke und sich bessere. Kleist schritt zu noch viel größerer Freiheit der Behandlung vor, als das erste Mal. Er schilderte jetzt, mit genügender Deutlichkeit, die Stadt Berlin und das Jahr 1810 mit seiner Noth. Früher, ehe das nationale Unglück einbrach, da war ein lustig Leben in der Hauptstadt, und die Kirchen standen leer. Aber jetzt, läßt Kleist (nicht Hans Sachs!) den Sanctus berichten,

Als ich durch eine Hauptstadt kam,  
 Fand ich, zur Zeit der Mitternacht,  
 Vom Altarkerzenglanz, durch die Portäle strahlend,  
 Dir alle Märkt' und Straßen hell;  
 Die Glöckner zogen, daß die Stränge rissen;  
 Hoch an den Säulen hiengen Knaben,  
 Und hielten ihre Mützen in der Hand.  
 Kein Mensch . . im Weichbild rings zu sehn . .

Des Volkes Noth schildert Kleist an der Noth der Landwirthschaft: wie in Schiller's Glocke etwa die den Acker bebauende Arbeit als die ideale Grund- und Durchschnittsthätigkeit des Deutschen auch erscheint. Krieg, Gefängniß, Raub, Mord und Brand, Plagen die Hans Sachs aufführt, konnte Kleist freilich jetzt nicht brauchen. 1810 litt das durch den Krieg noch ruinirte flache Land unter den Folgen einer schlechten Ernte:

Rings sieht das Auge nichts, als Noth und Jammer.  
 Die Ernte, ascheweiß versengt auf allen Felbern,  
 Gab für den Hunger nicht, um Brod zu backen,  
 Viel wen'ger Kuchen, für die Lust, und Stripeln.  
 Und weil der Herbstwind früh der Berge Hang durchstreift,  
 War auch an Wein und Most nicht zu gedenken.

Nun legten die neuen Agrargesetze den Grund besitzenden Ständen weitere Lasten auf, viele Familien konnten den ererbten Besitz nicht mehr halten, die Güter wurden in Lotterien ausgespielt oder von heraufkommenden Geldleuten erstanden. Einen solchen Geldmann — einen Kornwucherer — führt Kleist in sein Zeitgemälde ein. Als noch das Volk im Ueberflusse schwelgte, da sah Petrus nur einen einzigen Mann murmelnd in der Kirche:

Der aber war ein Wucherer,  
Und hatte Korn, im Herbst erstanden,  
Für Mäuf' und Raken hungrig aufgeschüttet\*).

Jetzt aber, in der Zeit der Noth, wo alle in die Kirchen drängen, da war auf den Straßen Niemand zu sehn

Als Einer nur, der eine Schaar  
Lastträger leuchtend von dem Hasen führte:  
Der aber war ein Wucherer,  
Und häufte Korn auf, lächelnd, fern erkaufte,  
Um von des Landes Hunger sich zu mästen.

Wie furchtbar wirkt der zweimal einschlagende Vers: Der aber war ein Wucherer! Welche Beispiele mochten Kleist in seiner Zeit vor Augen sehen! Arnim schildert in der Gräfin Dolores (1, 286) einen Fall, wo in einer Residenzstadt sich eine Judenfamilie, nachdem sie durch Lieferungen schnell reich geworden, gegen den verarmten Fürsten aufgelehnt habe; und im (ungedruckten) Briefwechsel mit Grimm's giebt er die Namen und die thatsächlichen Vorgänge dieses Falles an. Daß eben rief so erbitterten Widerstand gegen Hardenberg's Agrarpolitik hervor, daß man die völlige Zerstörung aller alten ehrwürdig-festen Verhältnisse glaubte voraussehen zu

\*) „Raken“, wie vorhin „Strickeln“ (z. B. in Mohnstrickeln = berlinisch Mohnpilen) ist allgemein märktisch.

müssen. Arnim und Kleist haben diese Anschauungen gehegt. In den Abendblättern kämpfte also der Dichter Kleist mit dem Politiker Müller in Einer Front.

### 3. Ode auf den Wiedereinzug des Königs im Winter 1809.

Die Kämpfe, in die sich Kleist und seine Freunde gezogen sahen, berührten ihre Ehrfurcht und Liebe dem angestammten Herrscherhause gegenüber nicht. Ihre Zeitung war ein königstreues Blatt, und das grandiose Merkzeichen dieser Königstreue ist darin Kleist's Ode auf den König.

Die Ode ist, als Kleist im Oesterreichischen noch war, auf die wechselnden Nachrichten hin, der König werde in seine Hauptstadt zurückkehren, 1809 gedichtet worden. Im Einzeldruck hatte sie damals in Berlin nicht verbreitet werden dürfen; das Geh. Staats-Archiv bewahrt, wie bekannt, das Material darüber. Erst als der König wieder Herr im Hause war, erschien sie in den Abendblättern. Es lebt in ihr eine Idee, die Kleist's Wesen ganz beherrschte. Als er die Ode dichtete, schuf er seine Herrmannschlacht. Crassus ist (5, 23) in Teutoburg erlegt, Herrmann empfängt die Melbung; da sagt Eginhardt:

Doch hier, o Herr, schau her! das sind die Folgen  
Des Kampfs, den Astolf mit den Römern kämpfte:  
Ganz Teutoburg siehst Du in Schutt und Asche!

worauf Herrmann königlich erwidert:

Mag sein! wir bauen uns ein schönes auf.

Hier finden wir die Gedanken ausgesprochen, aus denen die Ode an den König erblühte. Für höhere Güter waren Kleist und seine Freunde bereit, selbst die Thürme Berlins in den Staub sinken zu lassen; gleichwie nachher, zur rechten

Stunde, Moskau in Staub und Asche sank. Und zu dieser heroischen Gesinnung, welche Pracht der Sprache und Kraft der Poesie! All die überschwenglich-inhaltsleeren Gedichte, die damals die Majestäten über sich ergehen lassen mußten, sind heute verschwunden, als ob sie niemals dagewesen wären. Kleist's Ode allein lebt fort: der edelste Ausdruck märkischer Liebe zu König und Vaterland.

#### 4. Auf die Königin Luise.

Wir wissen, daß Kleist auf die Königin Luise ein gleichgeartetes Gedicht, wie auf den König, gedichtet hat, das sogar in mehreren Gestalten aus seinem Nachlaß auf uns gekommen ist. Kleist, der Dichter, aber schweigt in den Abendblättern über die Königin. Auch als Redacteur, wenn die thatsächlichen Vorgänge des öffentlichen Lebens den Lesern zu berichten waren, ließ er über die Königin das Wort seinen Freunden. Niemand hatte, als Patriot und als Mensch zugleich, an der Königin so unendlich viel verloren, wie Heinrich von Kleist. Die Größe des Verlustes machte ihn stumm.

Um so rührender ist, wie Kleist des Geburtstages der verklärten Königin 1811 in seinen Abendblättern gedachte. Welche Kämpfe hatte er 1810, seit dem Fortgang seiner königlichen Gönnerin, durchgefochten! Und nun, 1811 zu Anfang, stand er vor dem unausbleiblichen Niedergange seines Unternehmens, das für die Gedanken eintreten sollte, deren Beschützerin die Königin gewesen war. Wie hätte er sein Gefühl mit dürren Worten öffentlich aussprechen mögen! Die Sprache allein, die der Menge fremd und nur sein eigen war, durfte er sprechen. In das 4. Abendblatt, vom 5. Januar 1811, setzte er die folgende

## Kalender-Betrachtung.

den 10. März 1811.

Im vorigen Jahre waren keine sichtbaren Sonnen- oder Mond-Finsternisse; also seit ungewöhnlich langer Zeit die erste fällt auf den Geburtstag unsrer unvergeßlichen Königin. Der Mond, der an diesem Tage das Zeichen der Jungfrau verläßt, wird in der sechsten Morgenstunde (die auch ihre Todesstunde war) verfinstert, und geht in der Verfinsternung unter. — Uebrigens ist es Sonntag.

Wie ein Hauch mystischer Schwermuth schwebt es um diese wenigen Sätze. Sie scheinen von Kleist's wundem Gefühl eingegeben zu sein. Man möchte jedes Wort ausdeuten. „Uebrigens ist es Sonntag“: eine Mahnung, daß das Volk in die Gotteshäuser ströme und der todtten Königin gedenke.

## II. Prosa.

Ich schicke die allgemeine Bemerkung voraus, die ich im Einzelnen zu bewähren hoffe, daß Kleist's Arbeiten für die Abendblätter ihre Wurzeln und Ranken weiter in seine größeren Werke, die vor oder nach denselben liegen, erstrecken. Sie zeigen uns, wie Kleist, im raschen Bedürfniß des Tages, früher Erworbenes jetzt benützte, und wie er neuen Vorrath von allen Seiten sich verschaffte. Er muß unglaublich viel gelesen haben, ältere, neuere und modernste Litteratur durcheinander. Neben der deutschen hielt er stets die französische und englische Litteratur im Auge. Keiner von den Beiträgen aber, die er in die Abendblätter lieferte, hat ihm in der Form, keiner außer dem Bettelweib von Locarno ihm dem Inhalte nach genügt.

So verschieden empfand er die Ansprüche, die der vergehende Tag machen dürfe, und die die dauernde Zukunft an ihn stellen werde.

Auf die Abendblätter folgte nur noch Ein Berliner Werk, das zugleich Kleist's letztes war: der zweite Theil der „Erzählungen“, bei Reimer in Verlag, ein Band von 240 Seiten, um ein Drittel schwächer als der erste Theil von 1810. Der Zerbrochene Krug, der gleichfalls bei Reimer 1811 gedruckt wurde, scheidet als einer früheren Zeit angehörig für diese Dinge aus. Jener zweite Theil enthält die fünf Erzählungen: die Verlobung in St. Domingo, das Bettelweib von Locarno, der Findling, die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik (Eine Legende), den Zweikampf. Kleist muß in den Monaten März, April, in denen er die Vorlagen herrichtete und den Druck überwachte, auf das angestrengteste gearbeitet haben. Die Frage entsteht, ob ein Zusammenhang und welcher zwischen Abendblättern und Erzählungen obwalte. Zwei Erzählungen, das Bettelweib und die heilige Cäcilie, treffen wir mit gleicher Aufschrift an beiden Stellen an.

### 1. Das Bettelweib von Locarno.

Die Erzählung steht im 10. Abendblatt, vom 11. October 1810, und ist *ms* gezeichnet. Das Bettelweib ist, wie das Râthchen, auf märchenhaftem Grunde gewachsen, und wenn wir seine Entstehung fassen wollen, so müssen wir mitten in die Märchen- und Sagen-Bemühungen Arnim's, Brentano's, Grimm's und Kleist's eintreten.

Märchen und Sage, als man auf sie zu achten begann, erfuhren, grundsätzlich, eine zwiefache Art der Behandlung. Die Einen benutzten Sage und Märchen als Stoff oder als Motiv für eigne freie Phantasiegebilde: so standen etwa in

damaliger Zeit Ludwig Tieck, Brentano, selbst Goethe. Wohingegen Jacob und Wilhelm Grimm, um sie allein als Vertreter der andern Seite zu nennen, Märchen und Sage um ihrer selbst willen — als litterarischen Zweck, nicht als Mittel — betrachteten, erforschten und wieder darstellten. So mußte etwas ganz Anderes aus Grimm's Händen hervorgehen. Denn die Form der Darstellung, die sie fanden und im Fortschritt ihres eigenen Geschmacks weiter bildeten (wie es eine noch fehlende Textgeschichte der Grimm'schen Märchen, eine höchst schwierige und feine Aufgabe, lehren würde) ging aus der Art, wie die noch jugendlichen Brüder Grimm die Frage stellten und sie beantworteten, mit innerer Nothwendigkeit hervor. Ihre Märchen und Sagen, wiewohl verschiedenster Herkunft, zeigen daher im allgemeinen die gleiche Form der Darstellung: sei es daß die Brüder mündlichen Berichten die erste litterarische Form zu geben hatten, oder daß sie aus gedruckten Vorlagen den echten Grund, wie er ihnen erschien, zurückzugewinnen suchten.

Kleist nahm auch der Sage und dem Märchen gegenüber diejenige Freiheit der Behandlung für sich in Anspruch, die seinem Charakter und seinem Schaffen unerläßlich war. Man bedenke, Brentano dichtete damals seine Märchen und überspannte sie, aller Wirklichkeit entrückt, mit den Fäden seiner Phantasie. In Kleist aber wohnte dicht neben seiner bis ins Mystische sich steigenden Phantasie ein sehr praktisches Wirklichkeits- und Natürlichkeits-Bedürfnis, zwei scheinbar getrennte Eigenschaften, auf deren Vereinigung aber noch heute Adel und Offiziercorps in Preußen beruht. Diese merkwürdige Mischung zeigt sich in Kleist's allbekannter Erzählung: das Bettelweib von Locarno. Vergewärtigen wir uns die entscheidenden Züge. Armuth und Reichthum, Niedrig und Hoch treten in scharffen Gegensatz zu einander; eine Bettelfrau wird im reichen

Schlosse so übel behandelt, daß sie stirbt; ihr Tod bringt dem mitleidslosen Reichen Verderben.

In Grimm's Kinder- und Haus-Märchen, in der ersten Ausgabe von 1812, steht das Märchen von der alten Bettelfrau, die von einem Knaben aufgefordert, ins Haus zu treten und sich zu wärmen, den Flammen zu nahe kommt, so daß ihre Kleider Feuer fangen, ohne daß der Knabe, der das sieht, das Feuer löscht. Da bricht das Märchen ab, und die Brüder Grimm bemerken dazu im zweiten Bande von 1815: „Ein Bruchstück und verworren . . . der Schluß fehlt, vermuthlich rächt sich das Bettelweib durch eine Verwünschung, wie man mehr Sagen von eintretenden pilgernden Bettlerinnen hat, die man nicht unbestraft beleidigt.“ Die märchenhafte Grundähnlichkeit zwischen Kleist's und Grimm's Bettelweib leuchtet ein; sie wird uns im Grimm'schen Sinne dadurch noch bestätigt, daß Wilhelm erst handschriftlich am Rande, dann im Druck des dritten Bandes von 1822 (S. 243) und von 1856 (S. 233) hinzugesetzt hat: „siehe das Bettelweib von Locarno in Heinrich Kleist's Erzählungen“.

Die Brüder Grimm geben als ihre Quelle Stilling's Jünglingsjahre an. In diesem Buche (1778, S. 95) findet man eine überraschende Verwendung des Märchens, die zugleich seine, von Grimm's zurückstilisirte, Form und das Abbrechen vor dem Schlusse erklärt. In Stilling haben sich zwei Schwestern verliebt. Die eine, Anna, geräth in einen seltsam verzückten Zustand. Ihre Gefühle und Gedanken drückt sie Stilling durch das Mittel des Volksliedes und Märchens aus. Es ergehe ihr wie der alten Bettelfrau im Märchen. Von Stilling freundlich zuerst behandelt, habe sie brennende Liebe zu ihm gefaßt, die Liebe könne er nun nicht erwidern, auch nicht löschen. Ihre aussichtslose Liebe verkehrt sich aber nicht in Haß und Fluch, woraus Verderben wächst, sondern läßt

sie in Trübsinn versinken, aus dem sie zu ihrer und seiner Beruhigung allmählich genest. Das Märchen, das Stilling oder Anna als bekannt vorschwebte, konnte unter dieser Verwendung nicht bis zu seinem wirklichen Ende, bis zum Verderben des Schuldigen, durchgeführt werden.

Nun kann man ruhig behaupten, Kleist habe Jung-Stilling's Werke gekannt. Leute seiner Weltanschauung achteten auf Jung, als auf den ehrwürdigen Vertheidiger eines lebendigen Glaubens. Brentano und Arnim kannten ihn von Heidelberg her persönlich. Durch Fouqué wurde 1810 ein directer Verkehr Jung's mit den Berlinern angebahnt, der Kleist mitbetraf (oben S. 484). Im Wintergarten zählte Arnim Jung's Selbstbiographie unter den bedeutenderen Werken deutscher Memoirenliteratur mit auf, und gleichzeitig schrieb er eine Anzeige seiner 1808 erschienenen Theorie der Geister-Kunde\*).

Diese Anzeige Arnim's schließt nun merkwürdiger Weise mit der gereimten Darstellung einer märkischen Geisterjage, die wieder die gleichen entscheidenden Züge aufweist. Bauern, mit reicher Einnahme für ihr Korn, kehren in trunkenem Uebermuth aus der Stadt zurück. Ein bleiches Weib an der Kirchhofsmauer bittet den ersten Bauern sie ein Stündlein für Gotteslohn mitzunehmen, wird aber höhrend von ihm zurückgepeitscht, eine Unbarmherzigkeit, die er, noch ehe die Stunde um ist, mit dem Tode büßen muß. So sehen wir die Brüder Grimm, Arnim, Kleist ungefähr zu derselben Zeit mit den gleichen Stoffen beschäftigt.

Die Möglichkeit, daß Kleist die Anregung zum Bettelweib von Locarno aus Jung erhalten habe, empfiehlt sich dadurch, daß der Vorlage Kleist's allem Anschein nach auch ur-

\*) Die von den Heidelberger Jahrbüchern damals, den antiroman-tischen Einflüssen zu Liebe, abgelehnt und erst 1817 zu Jung's Tode in Gubitz' Gesellschafter gedruckt wurde.

springlich der märchenhafte Schluß fehlte. Derjenige wenigstens, welchen Kleist's Erzählung hat, ist so unmärchenhaft ins psychologisch-Erklärliche, ins natürlich-Unumgängliche gewendet, daß man ihn für des Dichters eigne That halten möchte. Die Erscheinung des Geistes des toten Bettelweibes, mit der charakteristischen Eigenschaft, daß der Geist wohl dem Hunde, nicht den Menschen sichtbar wird, tritt zwar als poetisches Moment in die Erzählung ein, aber die Beunruhigung der Schloßbewohner, die Bestürzung und Wuth des Markese, die Verwüstung alles Vorhandenen geht, eins aus dem andern, mit so consequenter Nothwendigkeit hervor, daß die Welt des Märchens fast nur benutzt erscheint, um hülfswise diese Wirklichkeit zu motiviren.

Nun hat wieder Kleist's Schloßbrand in Arnim's Gräfin Dolores, 1810, ein sehr merkwürdiges Gegenstück. Auch Arnim stellt seinen Markese in einen geheimnißvollen Geisterverkehr hinein. Jede Zeit, sagt Arnim, habe ihre eigne Art Geister, ihre eigne Art sie zu denken und zu citiren; die Gegenwart vermische mit dem rosenkreuzlerischen Streben wissenschaftlicher Kenntniß und Erkenntniß noch den Mesmer'schen Magnetismus, um sie als eine furchtbare Geisterhand in das Innerste der Gemüther auszustrecken. Ein ganzes Capitel der Gräfin Dolores handelt in diesem Sinne von dem geisterhaft-gepenstlich vorbereiteten wirklichen Brande eines Schlosses, wie im Bettelweib von Locarno. Aber die der Geisterwelt und die der Wirklichkeit entlehnten Motive verschränken sich bei Arnim noch viel ungeschiedener in einander, so daß man unwillkürlich mitgezogen wird und sich dem Dichter gegenüber kaum behaupten kann. Ich gehe auf dieses wichtige Capitel der Gräfin Dolores ein.

Die innere Gestaltung des Romanes verlangt, daß das neue gräßliche Schloß (aus dem die Geschichte des Romans

ausgeht) verschwinden muß, weil es dem alterthümlichen Residenzschlosse, in das der alte Landesfürst unter dem Jubel seines Volkes nach beendigtem Kriege einzieht, die Aussicht nimmt. Diesen Dienst muß, um Mitternacht vorher, eine wirkliche Feuersbrunst verrichten. Arnim hätte als Motiv für den Brand bloß die Erbitterung der Patrioten gegen das Neuentstandene zu benutzen brauchen. Allein in einem gewissen Ueberschwange dichtete er zur Motivirung eine Geistergeschichte noch hinzu.

Der gräfliche Besitzer des Schlosses verläßt, bei Beginn des Romanes, heimlich sein Schloß und geht nach Ostindien. Die Gräfin stirbt, ihre Töchter vermählen sich. Das Schloß steht schon über zehn Jahre unbewohnt da, den alten Grafen hält man für längst gestorben: „Ein seltsames Toben, das in gewissen Nächten das Schloß erfüllte, die Erleuchtung, die dann in mehreren Zimmern bemerkt wurde, gaben zu wunderlichen Gerüchten Anlaß; man sprach von dem Geiste des alten Grafen, der da umginge, und wie in alter Zeit in Festlichkeiten schwelge, keiner aber wagte es ohne Auftrag die Sache zu untersuchen.“ Jetzt endlich kehrt der alte Graf mit einer neuen Familie zurück \*), der Gespensterspuk beginnt. Von der Anhöhe vor der Stadt herabfahrend sieht er die Zimmer seines Schlosses hellerleuchtet. Im Schlosse empfängt ihn eine prachtvolle Dienerschaft. Die Geister seiner ersten Frau und des einen Schwiegersohnes treten ihm als die Schloßherrschaft entgegen. Nach dem Abendtische entfernt sich aber sonderbarer Weise Einer nach dem Anderen. Der Schloßherr (also der geisterhafte Schwiegersohn des Grafen) erhält eine Botschaft von der Gräfin Dolores und: „er wurde so heftig bewegt, zitterte so gewaltsam, die Haare sträubten sich ihm

\*) Als ein anderer Graf von Gleichen, wie Arnim selbst bemerkend auf sein gleichnamiges Schauspiel, das 1819 erschien, hindeutet.

empor, er flog zur Thür hinaus ohne Abschied und nahm das letzte Licht mit sich fort". Den alten Grafen mit seiner Familie umfängt tiefes Dunkel. Plötzlich aber erhellt sich das Zimmer von außen, des Grafen eigne Leute und die Bürger der Stadt rennen mit Feuergeschrei durch die Vorhöfe, und der alte Graf erfährt jetzt, „daß das Schloß mit dem Glockenschlage zwölf an vier Ecken habe angefangen zu brennen". Mit Mühe rettet er sich, die Seinigen und seinen Reichthum. Herrlich, sagt Arnim, verklärten sich die schönen Verhältnisse des Gebäudes mit scheidender Sehnsucht in dem Feuer und nur halb eingestürzte oder geschwärzte Mauern sind noch übrig, als das Morgenroth am Himmel hervortritt. Die Aehnlichkeit, aber auch die Verschiedenheit der beiden Gespenstergeschichten bei Arnim und bei Kleist ist ersichtlich. Die Möglichkeit der Einwirkung Arnim's auf Kleist scheint mir gegeben; ich setze voraus, daß Kleist die Gräfin Dolores gelesen hat; es kam ja auch die tägliche Aussprache und Gewohnheit des Umganges hinzu.

Bearbeitungen einer Vorlage aber, sie mögen noch so sorgfältig hergestellt worden sein, lassen leicht an einzelnen Stellen den alten Grund noch durchscheinen. Der Satz bei Kleist: „Der Marchese, von Entsetzen überreizt, hatte eine brennende Kerze genommen, und es (das Schloß) an allen vier Ecken, müde seines Lebens, angesteckt", ist im Rahmen der Erzählung eine groteske Unwahrscheinlichkeit, die an Arnim erinnert, wo dieß Auffällige aber nicht besteht. Wäre ein irgendwie geartetes Verhältniß zwischen Arnim und Kleist hier anzunehmen, so hätte vielleicht die Unterzeichnung *mz*, im Abendblatte, wieder eine entsprechende Bedeutung. Kleist ginge dadurch nichts von seinem Eigenthum und seiner Eigenthümlichkeit verloren. Das Bettelweib von Vocarno, wie es in den Abendblättern zuerst erscheint, ist die alleinige Schöpfung

Heinrich's von Kleist. Die äußerliche Localisirung der Vorgänge hält die Erinnerung daran fest, daß Kleist einst die Gotthardstraße ins italienische Land hinabgestiegen ist.

Ich leite ein bemerkenswerthes Urtheil über das Bettelweib der Abendblätter aus einem Briefe Adam Müller's her, der an Kühle von Lilienstern „Berlin 1810“ schreibt: Er habe vom Staatskanzler den Auftrag erhalten, die damals noch in Aussicht stehenden Finanzmaßregeln publicistisch zu vertheidigen; er gedente auch darüber in Kühle's Pallas zu schreiben. „Kleist (fährt er fort) giebt mit ungemeinem Glück Berlinische Abendblätter heraus, hat schon viel Geld verdient, fängt aber schon wieder an, sein sehr großes Publikum zum Bizarren und Ungeheuern umbilden zu wollen, was schwerlich gelingen wird. Der Ps, wenn Du es liest, bin ich, der Deinige, Adam Müller.“ Der Brief muß vor den 27. October fallen, als den Tag, an welchem das Adam Müller und seine Freunde in die Opposition, anstatt in die Vertheidigung, treibende große Finanzedict Hardenberg's erschien. Nimmt man aber die Abendblätter auf den Kleist gemachten Vorwurf des „Bizarren“ in ihnen durch, so kann nur das Bettelweib von Locarno (im 10. Abendblatt vom 11. October), auf das Müller's Ausdruck paßte, in Betracht kommen. Kleist „fängt schon wieder an“, sagt Müller — „schon wieder“, wie im Phöbus. Müller schrieb den Brief also um die Mitte des October. Dies Ergebniß ist wichtig: um Müller's willen, der zu Unrecht wegen seines Einflusses auf Kleist verdächtigt wird, und um Kleist's willen, der, wie wir sehen, gegen den Einspruch der aller-nächsten Freunde seinen ästhetischen Willen durchsetzte.

Und somit übte Kleist sein gutes Recht, das Bettelweib von Locarno in den zweiten Band seiner Erzählungen, 1811, mit aufzunehmen. Während er die anderen Erzählungen gänzlich umarbeitete, gab er ein Exemplar des Abendblattes mit

dem Bettelweibe ungeändert als Vorlage in die Druckerei. Dies lese ich aus der typographischen Beschaffenheit des Originaldruckes von 1811 heraus. Ein geübtes und aufmerksames Auge erkennt leicht, daß die Veränderungen, die die Buchausgabe den Abendblättern gegenüber aufweist, erst im stehenden neuen Satze vorgenommen worden sind, mit steter Rücksicht darauf, keine zu hohen Correcturkosten hervorzurufen. Ein Beweis dafür, daß die endgültige Form eines litterarischen Werkes nicht allein von ästhetischen Bedingungen abhängig ist; und daß neben unsern modernen Gesamtausgaben niemals die Originaldrucke entbehrt werden können. Ich gehe beim Bettelweib nicht auf jede einzelne Variante ein, nur zwei Stellen bespreche ich. Es heißt am Schlusse in den Abendblättern

Aber ehe sie noch aus dem Thor geraffelt, sieht sie schon das Schloß ringsum in Flammen aufgehen —

in der Buchausgabe

Aber ehe sie noch einige Sachen zusammengepackt und nach Zusammenraffung einiger Sachen aus dem Thore herausgeraffelt, sieht sie schon zc. Ich meine nun, daß Kleist durch Randcorrecturen im neuen Satze Zweierlei versuchte, entweder

Aber ehe sie noch (einige Sachen zusammengepackt und) aus dem Thore herausgeraffelt —

oder

Aber ehe sie noch (nach Zusammenraffung einiger Sachen) aus dem Thore herausgeraffelt —

Der Setzer aber nahm versehentlich beide Correcturen auf, ein Irrthum, durch den der Text der Buchausgabe so geworden ist, wie wir ihn seitdem in den Ausgaben von Niemanden beanstandet lesen.

Und weiter: in der Buchausgabe finden wir, den Abendblättern gegenüber, die scheinbar unerklärliche Verwandlung des genuesischen Ritters, der das Schloß kaufen will, in

einen florentinischen Ritter. Den Grund hierfür aber entnehme ich wieder der Originalausgabe der Erzählungen. Auf das „Bettelweib“ folgt daselbst, S. 93, unmittelbar der „Findling“, in dem durchgehends ein genuesischer Ritter zu nennen war. Der Abwechslung halber verließ Kleist, wo es am leichtesten geschehen konnte, nämlich im Bettelweib, dem Ritter florentinische Abkunft, ein Beweis dafür, wie wenig die von Kleist gewählte Einkleidung und Localisirung der Erzählung ursprünglich zum Wesen seines Stoffes gehörte.

Das Bettelweib von Locarno hat auf die Fortentwicklung der Litteratur einen starken Einfluß ausgeübt. Ich beschränke mich auf das Folgende. Nicht genirt hat sich der Dichter Barnhagen, als er, unmittelbar nach Kleist's Tode, das Schloß, das Gespenst, den Hund, den Degen, den Wagen, die Abfahrt als die Ingredienzien für seine Novelle „Das warnende Gespenst“ (in Fouqué's und Neumann's Musen 1812. 1, 126) dem Bettelweibe von Locarno abborgte. In Hoffmann's Serapionsbrüdern erinnert das Fragment aus dem Leben dreier Freunde, wie der Geist der seligen Mamsell Tante schlarrend und vom alten Mopse angewinselt an den Wandschrank tritt, an Kleist's Bettelweib. Erst in Herman Grimm's Novelle „Die Sängerin“ lebte der alte Märchenstoff zu neuer Gestaltung wieder auf.

## 2. Die heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik.

Diese Erzählung, die Kleist zusätzlich als eine Legende bezeichnete, steht gleichfalls in den Abendblättern, wie schon (von Erich Schmidt in der Vierteljahrsschrift 1890) gegen Zölling bemerkt worden ist, und im zweiten Theile der „Erzählungen“; dort geht sie durch die drei Nummern 40, 41, 42, vom 15. bis 17. November 1810, hindurch. Sie spielt zu Aachen um das Ende des sechszehnten Jahrhunderts, als die Bilder-

stürmerei in den benachbarten Niederlanden wüthete. Das Kloster der heiligen Cäcilie soll gestürmt werden. Da vollbringt die Heilige selbst, unerkant in der Gestalt der Schwester Kapellmeisterin, schreckliche und herrliche Wunder zugleich. Die geheimnißvolle Macht der alten Musik, die sie an die Spitze des Nonnenchores tretend aufführt, bändigt die wilde Rote. Mit schrecklichem Wahnsinn aber schlägt die Heilige die Anstifter des Frevels, vier gottverdammte Brüder. Das Kloster ist gerettet, und — schließt Kleist — „bestand noch bis am Schluß des dreißigjährigen Krieges, wo man es, vermöge eines Artikels im westphälischen Frieden, gleichwohl säcularisirte“.

Es ist das einzige Schriftstück Kleist's in den Abendblättern, das wie in katholisirender Tendenz geschrieben scheint. Kleist's religiöses Bedürfnis hatte Stimmungen gehabt, die dem katholischen Gottesdienste zuneigten. Durch den Rationalismus war der evangelische Gottesdienst verödet worden. „Nirgend's“, bekennt Kleist 1801 aus Dresden, „fand ich mich tiefer in meinem Innersten gerührt, als in der katholischen Kirche, wo die größte, erhabenste Musik noch zu den andern Künsten tritt, das Herz gewaltsam zu bewegen.“ Wie selbst die Worte dieser Schilderung in der Ueberschrift unserer so viel späteren Erzählung wieder vorscheinen („gewaltsam“ „Gewalt“), so spricht der Dichter in ihr überhaupt den gesammten Gehalt jener Empfindungen aus. Ein Vermerk nur, in den Abendblättern, deutet an, woher für Kleist der Ursprung und der Anlaß der Erzählung kam. Er bestimmte sie nämlich „zum Taufangebinde für Cäcilie M . . .“, d. i. für Cäcilie Müller, das am 7. November 1810 geborene Töchterchen seines Freundes Adam Müller, dasselbe, dem auch Arnim's Epigramm „auf einen glücklichen Vater“ galt (oben S. 381). Die beiden Glückwünsche zur Geburt des Kindes, Arnim's wie Kleist's, stehen derartig links und rechts auf S. 154 und

155 der Abendblätter, daß, wenn sie aufgeschlagen werden, der Blick zugleich auf beide fällt; und wieder ist es Absicht, daß unmittelbar darauf Fragmente von Müller selber folgen. Taufvater und Taufpathen scheinen gleichsam hier versammelt. Muß man nicht auf den Gedanken kommen, nach der Cäcilien-Legende, die Kleist bearbeitete, habe Müller's Kind den Namen erhalten? — oder umgekehrt?

Aber diese freundschaftlichen Beziehungen spielten auf dem Grunde sehr ernster öffentlicher Angelegenheiten. In den Strauß der Hardenbergischen Finanz-Maßnahmen gehörte die durch Edict vom 30. October 1810 bestimmte Säkularisation aller geistlichen Güter und die Aufhebung der Klöster, vornehmlich in Schlesien, die durch das Beispiel benachbarter (d. h. französischer) Regierungen geboten sei. Das Edict erbitterte nicht nur die Katholiken, sondern machte auch bei Evangelischen böses Blut. Ich beziehe mich dafür auf zwei Zeugnisse aus entgegengesetzten Lagern: auf das Friedrich's von Raumer (Erinnerungen 1, 146) und das Heinrich Steffens' (Was ich erlebte 6, 286). Raumer zumal, der „Kleine Staatskanzler“, galt in Berlin als Gegner der Klöster und Befürworter der neuen Maßregel. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, erhält Kleist's heilige Cäcilie eine neue Bedeutung für uns. Was gegen die Klosterstürmer gesagt ist, hat — romantische — Anwendung auf Hardenberg und seine Leute; über alle weltlichen Maßnahmen wird der „Triumph der Religion“ verkündigt. Also nicht eigentlich katholisirende Tendenz, sondern politische Opposition allerfeinster und allerschärfster Art wohnt, in den Abendblättern, der Heiligen Cäcilie inne.

In drei Absätzen, wie gesagt, erscheint sie hier: äußerlich angesehen, je zweieinhalb, dreiviertel, und zwei Seiten Raum einnehmend. Der erste und der zweite Absatz sind sorgfältig durchgearbeitet; der dritte aber ist nur als Skizze hingeworfen.

Auch hier das Nöthige zu thun, fehlte es Kleist im Drange der erregenden Verhandlungen mit der Staatskanzlei, die Müller's Aufsatz „Vom Nationalcredit“ hervorrief (oben S. 74), an Ruhe, Zeit und Sammlung. Erst für die Buchform der Erzählungen holte Kleist das Versäumte nach. Während er in den ersten und den zweiten Absatz nur kleine, nicht immer glückliche Correcturen eintrug, dachte und formte er das Schlußstück von Grund aus um. Den zweieinhalb und den dreiviertel Seiten der Abendblätter stehen sechs und zwei Seiten der Buchgestalt der Erzählungen gegenüber: die zwei Seiten des Schlußes aber sind hier auf zweiundzwanzig Seiten angestiegen! Ursprünglich lautete nämlich der in den Ausgaben fehlende Schluß:

Aber der Triumph der Religion war, wie sich nach einigen Tagen ergab, noch weit größer. Denn der Gastwirth, bei dem diese vier Brüder wohnten, verfügte sich, ihrer sonderbaren und auffallenden Aufführung wegen, auf das Rathhaus, und zeigte der Obrigkeit an, daß dieselben, dem Anschein nach, abwesenden oder gestörten Geistes sein müßten. Die jungen Leute, sprach er, wären nach Beendigung des Frohnleichnamsfestes, still und niedergeschlagen, in ihre Wohnung zurückgekehrt, hätten sich, in ihre dunkle Mäntel gehüllt, um einen Tisch niedergelassen, nichts als Brod und Wasser zur Nahrung verlangt, und gegen die Mitternachtsstunde, da sich schon Alles zur Ruhe gelegt, mit einer schauerlichen und grausenhaften Stimme, das gloria in excelsis intonirt. Da er, der Gastwirth, mit Licht hinaufgekommen, um zu sehen, was diese ungewohnte Musik veranlasse, habe er sie noch singend alle vier aufrecht um den Tisch vorgefunden: worauf sie, mit dem Glockenschlag Eins, geschwiegen, sich, ohne ein Wort zu sagen, auf die Bretter des Fußbodens niedergelegt, einige Stunden geschlafen, und mit der Sonne schon wieder erhoben hätten, um dasselbe öde und traurige Klosterleben, bei Wasser und Brod, anzufangen. Fünf Mitternächte hindurch, sprach der Wirth, hätte er sie nun schon, mit einer Stimme, daß die Fenster des Hauses erkirrten, das gloria in excelsis absingen gehört; außer diesem Gesang, nicht ohne musikalischen Wohlklang, aber durch sein Geschrei gräßlich, käme kein Laut über ihre Lippen: dergestalt, daß er die Obrigkeit bitten müsse, ihm diese Leute, in welchen ohne Zweifel der böse Geist walten müsse, aus dem Hause zu schaffen. — Der Arzt, der von dem Magistrat in

Folge dieses Berichtes befehligt ward, den Zustand der gedachten jungen Leute zu untersuchen, und der denselben ganz so fand, wie ihn der Wirth beschrieben hatte, konnte schlechterdings, aller Forschungen ungeachtet, nicht erfahren, was ihnen in der Kirche, wohin sie noch ganz mit gesunden und rüstigen Sinnen gekommen waren, zugestoßen war. Man zog einige Bürger der Stadt, die während der Messe, in ihrer Nähe gewesen waren, vor Gericht; allein diese sagten aus, daß sie, zu Anfang derselben, zwar einige, den Gottesdienst störende, Possen getrieben hätten: nachher aber, beim Beginnen der Musik, ganz still geworden, andächtig, Einer nach dem Andern, auf's Knie gesunken wären, und, nach dem Beispiel der übrigen Gemeinde, zu Gott gebetet hätten. Bald darauf starb Schwester Antonia, die Kapellmeisterinn, an den Folgen des Nervenfiebers, an dem sie, wie schon oben erwähnt worden, daniederlag; und als der Arzt sich, auf Befehl des Prälaten der Stadt, ins Kloster verfügte, um die Partitur des, am Morgen jenes merkwürdigen Tages aufgeführten Musikwerks zu übersehen, versicherte die Abtissinn demselben, indem sie ihm die Partitur, unter sonderbar innerlichen Bewegungen übergab, daß schlechterdings niemand wisse, wer eigentlich, an der Orgel, die Messe dirigirt habe. Durch ein Zeugniß, das vor wenig Tagen, in Gegenwart des Schloßvoigts\*) und mehrerer andern Männer abgelegt worden, sei erwiesen, daß die Vollendete in der Stunde, da die Musik aufgeführt worden, ihrer Glieder gänzlich unmächtig, im Winkel ihrer Klosterzelle danieder gelegen habe; eine Klosterschwester, die ihr als leibliche Verwandtin zur Pflege ihres Körpers beigeordnet gewesen, sei während des ganzen Vormittags, da das Frohnleichnamsfest gefeiert worden, nicht von ihrer Seite gewichen. — Demnach sprach der Erzbischof von Trier, an welchen dieser sonderbare Vorfall berichtet ward, zuerst das Wort aus, mit welchem die Abtissinn, aus mancherlei Gründen, nicht laut zu werden wagte: nämlich, daß die heilige Cäcilia selbst dieses, zu gleicher Zeit schreckliche und herrliche, Wunder vollbracht habe. Der Papst, mehrere Jahre darauf, bestätigte es; und noch am Schluß des dreißigjährigen Krieges, wo das Kloster, wie oben bemerkt, säcularisirt ward, soll, sagt die Legende, der Tag, an welchem die heilige Cäcilia dasselbe, durch die geheimnißvolle Gewalt der Musik rettete, gefeiert, und ruhig und prächtig das gloria in excelsis darin abgesungen worden sein.

yz.

Und nun bitte ich, den Schluß der Heiligen Cäcilie in der Gestalt, wie er bis jetzt in den Werken Kleist's erscheint,

\*) Zu bessern: des Klostervoigts.

vergleichend nachzulesen. Es besteht zwischen den beiden Fassungen kaum noch eine Aehnlichkeit. Um sechs Jahre versetzt die neue Fassung den Leser vorwärts. Die vier gottverdammten Brüder gelten in ihrer Heimath für verschollen. Die Mutter sucht endlich ihre Spuren bis Aachen auf und Schritt für Schritt, wie in einem Untersuchungsverfahren, enthüllt sie das schreckliche Verhängniß und den Verbleib ihrer Söhne. Alles was Kleist zu diesem Zwecke nöthig war: die Mitwirkung des Magistrats, ein Brief, ein Besuch im Irrenhause, die Schilderung des Tuchhändlers Veit Gotthelf, die Unterredung der Mutter mit der Nebtissin, ist jetzt frei und neu hinzuverfunden worden. „Hier endigt die Legende“, sagt dann Kleist, um rasch hinzuzufügen, daß die Mutter in den Schooß der katholischen Kirche zurückkehrte, und daß die Söhne, immerfort gloria in excelsis singend, im späten Alter eines heitern und vergnügten Todes gestorben seien.

So hat Kleist durch seine Nacharbeit etwas ganz Neues entstehen lassen. Der uns durch die Abendblätter verstattete Einblick in seine Arbeitsweise verhilft uns aber zu Anschauungen, die wir, bei dem Fehlen fast alles sonstigen Materiales, uns nicht würden bilden können. Kleist band sich keineswegs an Form und Inhalt seiner Quellen, er folgte in allen Stücken nur dem eignen Genius. Wir gewahren, wie Kleist bewußt die Kunstform der Neuen heiligen Cäcilie auf die Höhe seiner früheren Erzählungen bringt. Als die dem Erdbeben in Chili Entronnenen (1810, S. 333) in die Kirche der Dominikaner eintreten, da „glühte die große von gefärbtem Glas gearbeitete Rose in der Kirche äußerstem Hintergrunde, wie die Abendsonne selbst, die sie erleuchtete“. In der Neuen heiligen Cäcilie nehmen die Frauen, die zum Dome hinausgegangen sind, „die prächtig funkelnde Rose im Hintergrund der Kirche“ wahr. Namentlich auch zwischen dem

Finbling und der Neuen (nicht der ursprünglichen) heiligen Cäcilie begegnen solche aus gleichzeitiger Kunstbehandlung hervorgangene Aehnlichkeiten. In diesem Sinne sind die von Minde-Pouet (Sprache und Stil 216 f.) gesammelten Belege zu verwerthen. Trotz solcher weitestgehenden Umgestaltungen gab Kleist die zweite, wie die erste Fassung, mit der größten Unbefangenheit „als Legende“ aus, wie ja der Michael Kohlhaas einfach einer alten Chronik sollte entnommen sein. Wie mag, was der ersten Fassung der Cäcilie vorauslag, dürftig gewesen sein! ebenso vielleicht wie die märchenhaften Reste, mit deren Hülfe das Bettelweib von Locarno neu geschaffen worden ist. Ein ähnliches Licht wird auf den Zweikampf fallen.

### 3. Der Zweikampf.

Der Zweikampf ist die letzte Erzählung des zweiten Theiles von 1811: eine durch des Dichters Kunst glaubhaft gemachte Ver- und Entwirrung seltsam zusammentreffender Begebenheiten, in deren Mitte, nicht in augenblicklicher Entscheidung, sondern in allmählicher Bewährung der Wahrheit, das Gottesurtheil eines Zweikampfes tritt. Zwei Dinge, die ursprünglich nichts mit einander zu thun hatten, sind zu der Einheit der Erzählung zusammengearbeitet. Erstens die Ermordung des Herzogs von Breisach, zu der sein Bruder, Graf Jacob der Rothbart, sechs Wochen vorher den Mörder wirklich gebunden hatte; und zweitens die Beschimpfung der edlen Frau Littergarde, deren Gunst Graf Jacob in derselben Nacht erfahren zu haben glaubte. Zur Entehrung, die er thatsächlich nicht begangen hatte, bekennt er sich aus freien Stücken, um die Anstiftung zum Morde von sich abzuwälzen. Die Wahrheit in beiden Fällen an den Tag zu bringen, ist die complicirte Aufgabe dieser Erzählung. Wenn wir nun bedenken, wie Kleist's künstlerisches Bedürfnis im Bettelweib oder in der

Heiligen Cäcilie sich Personen und Umstände frei erfand, so würde es als aussichtslos erscheinen müssen, beim Zweikampf ohne Hülfsmittel zu den Anfängen der Arbeit vorzudringen. Die Abendblätter aber gewähren uns wieder die Hilfe, die wir brauchen.

Im 43. Abendblatt, vom 20. Februar 1811, beginnt die „Geschichte eines merkwürdigen Zweikampfes“. Obwohl anonym, hat sie doch Kleist zum Autor, wie sich zeigen wird. „Froissard erzählt diese Geschichte, und sie ist Thatjache“, bemerkt Kleist am Schlusse. Die Urquelle war danach leicht zu bestimmen; man trifft sie am bequemsten in Buchon's Ausgabe der Chronik Froissard's (1826) 19, 276. Froissard lebte vor und nach der Wende des 15. Jahrhunderts und schrieb die Geschichte seiner Gegenwart, wie sie ihm von denen, die die entscheidenden Dinge der Zeit mitgemacht hatten, geschildert wurde. Er will Berichte geben, nicht Kritik. Sein Werk, die *Chronique de France, d'Angleterre, d'Écosse, d'Espagne, de Bretagne*, wurde früh in kostbaren Pariser Drucken hergestellt. Das Exemplar, das Kleist wahrscheinlich benutzte, war die große Folioausgabe, die der von ihm und seinen Freunden verehrte greise Pastor Schmid 1803 der Königlichen Bibliothek zu Berlin geschenkt hatte.

Daß Kleist auf Froissard kam, eröffnet uns wieder Ausblicke auf die gegenseitigen Anregungen zwischen ihm und den Heidelbergern. In Heidelberg hatten Arnim und Brentano Froissard zuerst kennen und lieben gelernt. Dort arbeitete sich damals wieder die Ueberzeugung empor, daß die Wissenschaft ein heiliges, ewiges Gut sei, an dem der berufene Mensch in Demuth sich zu betheiligen habe, das menschlich aber nicht hervorgebracht werden könne. Diese offene Erhebung gegen die noch herrschende Richtung, deren innere Unhaltbarkeit im Stillen sich selbst ihre Anhänger eingestanden, ließ Heidelberg

so plötzlich und so glänzend vor den deutschen Universitäten emporsteigen. Creuzer und Böckh haben, von diesem hohen Standpuncte aus, ihre Reconstructionen des Alterthums unternommen. Als vorbildliche Geschichtsschreibung galt den Heidelbergern, im Gegensatze gegen die formalistische Compendienweisheit der die Lehrstühle beherrschenden Historie, Johannes von Müller's Schweizergeschichte und — Froissard's Geschichtskronik Frankreichs. Arnim hat sich im Wintergarten, 1809, über diese Dinge ausgesprochen. Nichts erscheine lächerlicher, sagt er, als die kritischen Auszüge aus den Weltgeschichten, von deren Zahlen und Ansichten keine einzige wahr sei. Unter den Einzelheiten, die diese Kritiker der Historie wie ausgebrückte Citronenhäute wegwürfen, bliebe hingegen das Meiste unbezweifelbar und einzig der Mühe werth, sich um die Vorzeit zu kümmern. Memoiren im weitesten Sinne seien das Wesen, das Höchste der Geschichte. Und als Beispiel, wie er es meine, giebt Arnim ein Geschichtsbild nach — Froissard, der rühmlicher Weise die Geschichte wie Herodot ganz als Memoiren behandelt habe, und der als Vorbild einer geheimen (d. h. einer der trüglichen Zeitungsoffentlichkeit entgegengesetzten) Geschichte seiner Gegenwart aufgestellt werden könne. Arnim trägt die wunderbaren Abenteuer vor, die Olivier Clisson, Kronfeldherr von Frankreich, und der Herzog von Bretagne gegen und mit einander zu bestehen hatten.

Der Wintergarten führte damit fort, was 1808 die Einsiedlerzeitung begonnen hatte. Clemens Brentano und Savigny, die Gündelrode und Bettina, Arnim und die jugendlichen Brüder Grimm lasen alle mit Entzücken damals Froissard's Chronik. Der eigentliche Uebersetzer unter ihnen war Clemens. In seiner Uebertragung erschienen denn auch durch mehrere Nummern der Einsiedlerzeitung, als Proben gewissermaßen die an die Quelle locken sollten, die Abschnitte von dem Leben

und Sterben des Gaston Foix. Brentano's Uebersetzung fließt so rührend einfach, wie die Sprache eines Kindes. Man merkt nicht, daß man eine Uebersetzung vor sich hat. Und doch, wird das Original zur Vergleichung herangezogen, so erstaunt man, wie eng und wortgetreu sich Brentano seiner Vorlage angeschlossen hat. Er liefert den Beweis dafür, daß eine gute Uebersetzung nicht um jeden Preis auch eine freie Uebersetzung sein müsse. Brentano findet hier bereits den Ton und den Stil, in dem er seine Märchen, die Chronika eines fahrenden Schülers oder das Tagebuch der Ahnfrau geschrieben hat. Ganz anders verfährt im Wintergarten Arnim. Er ist der Darstellung Froissard's nicht so treu geblieben wie Clemens. Er bringt zusammen, was ihm für seinen Zweck, ein Bild jener ganzen Zeit in dem einiger Männer und eines ihrer wunderbarsten Abentheuer nachzuschaffen, tauglich schien. Während Brentano die wunderbare Stimmung seines eigenen Empfindens, eine Art lyrischen Elementes in seine Uebersetzung fließen ließ, legte Arnim die Lebensskizze vom Kronfeldherrn Olivier Clisson und dem Herzog von Bretagne in breiten, episch fast zerfließenden Strichen an, sorglos um die Ausführung des Einzelnen, das wieder Brentano auf das reizendste zu behandeln liebte. Wenn nun Kleist ebenfalls auf Froissard kommt, so werden wir auf inneren Zusammenhang schließen dürfen. Gleichwohl kam der Anstoß zur „Geschichte eines merkwürdigen Zweikampfes“ von außen her.

Die Berliner Freunde hingen, wie wir sahen, mit den in Hamburg erscheinenden Gemeinnützigen Unterhaltungs-Blättern zusammen. In diesen findet sich, Nr. 16 vom 21. April 1810, der von C. Baechler gezeichnete Artikel „Hildegard von Carouge und Jacob der Graue“, ohne daß Froissard als Quelle angegeben wäre. Nur wer mit Froissard vertraut war, konnte die Herkunft erkennen. Mit diesem Artikel deckt

sich nun genau dem Umfange nach Kleist's „Geschichte eines merkwürdigen Zweikampfes“, die, weil sie sonst nicht zugänglich ist, ich zunächst hier folgen lasse:

#### Geschichte eines merkwürdigen Zweikampfes.

Der Ritter Hans Carouge, Vasal des Grafen von Menfon, mußte in häuslichen Angelegenheiten eine Reise übers Meer thun. Seine junge und schöne Gemahlinn ließ er auf seiner Burg. Ein anderer Vasal des Grafen, Jakob der Graue genannt, verliebte sich in diese Dame auf das heftigste. Die Zeugen sagten vor Gericht aus, daß er zu der und der Stunde, des und des Tages, in dem und dem Monat, sich auf das Pferd des Grafen gesetzt, und diese Dame zu Argenteuil, wo sie sich aufhielt, besucht habe. Sie empfing ihn als den Gefährten ihres Mannes, und als seinen Freund, und zeigte ihm das ganze Schloß. Er wollte auch die Warte, oder den Wachturm der Burg sehen, und die Dame führte ihn selbst dahin, ohne sich von einem Bedienten begleiten zu lassen.

Sobald sie im Thurm waren, verschloß Jakob, der sehr stark war, die Thüre, nahm die Dame in seine Arme, und überließ sich ganz seiner Leidenschaft. Jakob, Jakob, sagte die Dame weinend, Du hast mich beschimpft, aber die Schmach wird auf Dich zurückfallen, sobald mein Mann wiederkömmt. Jakob achtete nicht viel auf diese Drohung, setzte sich auf sein Pferd, und kehrte in vollem Jagen zurück. Um vier Uhr des Morgens war er in der Burg gewesen, und um neun Uhr desselben Morgens, erschien er auch beim Lever des Grafen. — Dieser Umstand muß wohl bemerkt werden. Hans Carouge kam endlich von seiner Reise zurück, und seine Frau empfing ihn mit den lebhaftesten Beweisen der Bärtlichkeit. Aber des Abends, als Carouge sich in ihr Schlafgemach und zu Bette begeben hatte, ging sie lange im Zimmer auf und nieder, machte von Zeit zu Zeit das Zeichen des Kreuzes vor sich, fiel zuletzt vor seinem Bette auf die Kniee, und erzählte ihrem Manne, unter Thränen, was ihr begegnet war. Dieser wollte es anfangs nicht glauben, doch endlich mußte er den Schwüren und wiederholten Betheurungen seiner Gemahlinn trauen; und nun beschäftigte ihn bloß der Gedanke der Rache. Er versammelte seine und seiner Frau Verwandte, und die Meinung aller ging da hinaus, die Sache bei dem Grafen anzubringen, und ihm die Entscheidung zu überlassen.

Der Graf ließ die Partheien vor sich kommen, hörte ihre Gründe an, und nach vielem Hin- und Herstreiten fällt er den Schluß, daß der Dame die ganze Geschichte geträumt haben müsse, weil es unmöglich sei, daß ein Mensch 28 Meilen zurücklegen,

und auch die That, deren er beschuldigt wurde, mit allen den Neben-  
umständen, in dem kurzen Zeitraum von fünfthalb Stunden, begehen  
könne, welches die einzige Zwischenzeit war, wo man den Jakob  
nicht im Schloß gesehen hatte. Der Graf von Menso\*) befahl also,  
daß man nicht weiter von der Sache sprechen sollte. Aber der Ritter  
Carouge, der ein Mann von Herz, und sehr empfindlich im Punkt der  
Ehre war, ließ es nicht bei dieser Entscheidung bewenden, sondern machte  
die Sache vor dem Parlament zu Paris anhängig. Dieses Tribunal  
erkannte auf einen Zweikampf. Der König, der damals zu Sluys in  
Flandern war, sandte einen Kurier mit dem Befehl ab, den Tag des  
Zweikampfs bis zu seiner Zurückkunft zu verschieben, weil er selbst dabei  
zugegen sein wollte. Die Herzoge von Berry, Burgund und Bourbon  
kamen ebenfalls nach Paris, um dies Schauspiel mit anzusehen. Man  
hatte zum Kampfplatz den St. Katharinenplatz gewählt, und Gerüste für  
die Zuschauer aufgebaut. Die Kämpfer erschienen vom Kopf bis zu den  
Füßen gewaffnet. Die Dame saß auf einem Wagen, und war ganz  
schwarz gekleidet. Ihr Mann näherte sich ihr und sagte: Madame, in  
eurer Fehde, und auf eure Versicherung schlage ich jetzt mein Leben in  
die Schanze, und fechte mit Jakob dem Grauen; niemand weiß besser  
als ihr, ob meine Sache gut und gerecht ist. — Ritter, antwortete die  
Dame, ihr könnt euch auf die Gerechtigkeit eurer Sache verlassen, und  
mit Zuversicht in den Kampf gehen. Hierauf ergriff Carouge ihre Hand,  
küßte sie, machte das Zeichen des Kreuzes, und begab sich in die Schranken.  
Die Dame blieb während des Gefechts im Gebet. Ihre Lage war kritisch;  
wurde Hand Carouge überwunden, so wurde er gehangen, und sie ohne  
Barmherzigkeit verbrannt. Als das Feld und die Sonne gehörig zwischen  
beiden Kämpfern vertheilt war, sprengten sie an, und gingen mit der  
Lanze aufeinander los. Aber sie waren beide zu geschickt, als daß sie  
sich hätten was anhaben können. Sie stiegen also von ihren Pferden,  
und griffen zum Schwerdt. Carouge wurde am Schenkel verwundet; seine  
Freunde zitterten für ihn, und seine Frau war mehr todt als lebendig.  
Aber er drang auf seinen Gegner mit so vieler Wuth und Geschicklichkeit  
ein, daß er ihn zu Boden warf, und ihm das Schwerdt in die Brust stieß.  
Hierauf wandte er sich gegen die Zuschauer, und fragte sie mit lauter  
Stimme: Ob er seine Schuldigkeit gethan habe? Alle antworteten ein-  
stimmig, Ja! Sogleich bemächtigte sich der Scharfrichter des Leichnams  
des Jakobs, und hing ihn an den Galgen. Ritter Carouge warf sich  
dem König zu Füßen, der seine Tapferkeit lobte, ihm auf der Stelle

---

\*) „Menso“ in den Abendblättern Setzerfehler für unbedeutlich ge-  
schriebenes „Menison“.

1000 Livres auszahlen ließ, einen lebenslänglichen Gehalt von 200 Livres aussetzte, und seinen Sohn zum Kammerherrn ernannte. Carouge eilte nunmehr zu seiner Frau, umarmte sie öffentlich, und begab sich mit ihr in die Kirche, um Gott zu danken, und auf dem Altar zu opfern. Froissard erzählt diese Geschichte, und sie ist Thatsache.

Man mußte, um das Entstehungs- und Abhängigkeits-Verhältniß des vorstehenden Aufsatzes zu durchschauen, die drei Texte, den Froissard's, Baechler's und Kleist's neben einander vor den Augen haben: wie ich, während ich dies schreibe. Im Druck läßt sich das nicht ermöglichen. Baechler hat für seinen Zweck den Umfang des Originals auf ein Drittel oder Viertel reducirt, und diese Reductionen sind meist durch Auslassung entbehrlich erschienener Stellen, weniger durch Veränderungen, erzielt worden. Beide Merkmale erbringen nun den Beweis der Abhängigkeit Kleist's von Baechler. Denn es ist eine absolute Unmöglichkeit, daß innerhalb einer so umfangreichen, schwierigen Originalstelle zwei Bearbeiter, unabhängig von einander, genau dasselbe Verfahren einschlagen sollten. Die Uebereinstimmung ist sachlicher wie sprachlicher Natur. Z. B. der Eingang der Zweikampfgeschichte ließ sich unmöglich, wie er bei Froissard lautet, geben. Sie mußte, aus dem Zusammenhang gelöst, selbstständig eingeleitet werden. Baechler begann: „Der Ritter Johann von Carouge, Basall des Grafen von Alençon, war genöthigt, in seinen eigenen Angelegenheiten eine bedeutende Seereise zu unternehmen.“ Wir lesen fast dieselben Eingangsworte oben bei Kleist. Aber durch ihre Verschiedenheit bewähren sie, daß Kleist den Froissard neben der verdeutschten Vorlage mitbenutzt hat; denn er erst bringt Froissard's Sinn-Nuance „de voyager oultremer“ wieder in den deutschen Text hinein. Wie Hans Carouge von seiner Reise zurückkam, da „la dame sa femme . . lui fit très bonne chère,“ erzählt Froissard; Baechler überträgt: „seine Gemahlin empfing ihn mit der innigsten Zärtlichkeit“; Kleist

dagegen: „seine Frau empfing ihn mit den lebhaftesten Beweisen der Zärtlichkeit“. Der Beginn des Zweikampfes wird von Baechler, wie folgt, geschildert: „beide bestiegen die Streitrosse, die Kampfrichter theilten Feld und Sonne, der Trompetenstoß schmetterte und wüthend rannten die Kämpfer mit tausendem Speer auf einander ein“ — eine Schilderung, für die sich bei Froissard, außer ils monterent sur leurs chevaux und . . . joûterent . . ., keine Unterlage findet. Kleist, wie wohl den Satz kürzend, behielt das Bild von Feld und Sonne bei.

Ich beschränke mich auf diese (nur ihrer Kürze wegen) ausgesuchten Beispiele, die das durchgehende Verhältniß der beiden deutschen Texte zu einander darthun mögen. Kleist drängt die Fülle noch mehr zusammen, er stilisirt bereits in seinem Sinne. Schon bemerken wir auch die ersten Ansätze zur novellistischen Construction des Kleist eigenthümlichen Indicienbeweises. Ohne das Vorbild Froissard's oder Baechler's läßt er schon ziemlich früh die Zeugen auftreten, die vor Gericht aussagen, daß Jakob der Graue die Dame zu der und der Stunde besucht habe. Als Jakob, um 4 Uhr noch auf der Burg, um 9 Uhr nach einem rasenden Ritte beim Leber seines Grafen erscheint, schiebt allein Kleist das Sätzchen ein: „Dieser Umstand muß wohl bemerkt werden“, gerade wie er sonst den Leser (z. B. „man muß wissen, daß“) mitten in der Darstellung subjectiv auf entscheidende Momente aufmerksam zu machen liebt. Weiter ist er in der Hinsicht aber noch nicht gegangen.

Diese Unfertigkeit brauchte für Kleist kein Grund zu sein, das Schriftstück im Tagesbedürfniß eines Zeitungsunternehmens nicht zu verwerthen. Es that auch so seine Wirkung. Ich finde, daß es über einen Monat später zu Wien in Hornayr's angesehenem Archiv für Geographie, Historie, Staats-

und Kriegskunst (Nr. 36 und 37, vom 25. und 27. März 1811) in wortgetreuem Abdruck wieder auftaucht, nur mit dem gekürzten Titel: „Ein merkwürdiger Zweikampf“\*). In-  
 dessen fühlte Kleist, daß das Stück unverändert in seine Erzählungen nicht übergehen dürfe. Den Stoff jedoch ließ er nicht fallen. Er complicirte ihn vielmehr mit einer zweiten Geschichte und arbeitete ihn so in die an Umfang, Situationen und Motiven unendlich reicher ausgestattete Novelle „Der Zweikampf“ ein. Die Entehrung der Dame, der versuchte Alibi-beweis, der Zweikampf, die Bestrafung des Frevlers, die Vereinigung des Herrn und der Dame die für einander gehören — alle diese Momente sind aus Froissard, nun aber eigenartig neu gewendet, in Kleist's Erzählung eingegangen. Jakob der Graue ist zu Jakob dem Rothbart umgeformt (wohl weil kleine röthlich überschattete Augen, dem gemeinen Glauben zufolge, die Zeichen tückischen Charakters sind). Die Dame, deren Namen bei Froissard überhaupt fehlt, bei Baechler aber Hildegard heißt, heißt bei Kleist nicht ohne Anklang an Hildegard: Dittegarde. Sprachlich bemerken wir zwar gleiche Wendungen, wie: „von Kopf zu Fuß in schimmerndes Erz gerüstet“, oder „während die Richter Licht und Schatten zwischen den Kämpfern theilten“. Aber im übrigen scheint der Abstand hier am weitesten. Dies hat seinen guten Grund. Kleist's erste Niederschriften zeigen häufig einfache, kurze Sätze, in denen sich das Bestreben kund giebt, die Dinge möglichst rasch und glatt zu bewältigen. Dann erst tritt, zu einer höheren Stufe, die kunstbewußte, subordinirende Stilisirung der Sätze ein. Gerade bei dem „Zweikampf“ läßt sich der kunstbewußte Umbildungsproceß des Stiles sehr gut beobachten. Der „Zweikampf“ wurde,

\*) Sogar der Schreib- oder Druckfehler Menso hat sich nicht verloren, ist aber weiter zu Menjo verdorben worden.

um Ostern 1811, fertig geschrieben, nachdem die Sprache des Bettelweibes und der Heiligen Cäcilie, durch die Neubearbeitung für die „Erzählungen“, frisch auf Kleist gewirkt hatte. Das Bettelweib wird „auf Stroh, das man ihr unterschüttete“, gebettet; in der Heiligen Cäcilie begegnet die Wendung: „Aber wer beschreibt das Entsetzen der armen Frau“, als sie ihre mahnsinnigen Söhne wieder sieht. Ich stelle dazu einen einzigen Satz des „Zweikampfes“ in Parallele: „Aber wer beschreibt das Entsetzen der unglücklichen Littegarde, als sie sich, bei dem an der Thür entstehenden Geräusch, mit halb offener Brust und aufgelöstem Haar, von dem Stroh, das ihr untergeschüttet war, erhob.“ Hier sieht man, wie Kleist's Novellenstil gleichsam von neuem auflebt und den bis dahin fremden Stoff sich unterwirft. Jetzt erst hat Kleist die freie Stellung, die sein poetisches Schaffen brauchte, auch Froissard gegenüber sich erobert.

Arnim's, Brentano's, Kleist's und anderer Uebertragungen aus Froissard sind vergessen heute, nur der Litterarhistoriker braucht von ihnen Kenntniß zu nehmen. Kleist's dichterisches Kunstwerk aber, seine Novelle lebt und hört nicht auf, das deutsche Publicum mit dem, was in Froissard's Chronik das Unvergängliche ist, fort und fort zu beschenken

#### 4. Der neuere (glücklichere) Werther.

Auch Kleist's dritte Erzählung des zweiten Theiles, der Findling, hat in den Abendblättern seine Wurzel, die es bloß zu legen gilt. Hier, in Nr. 5 vom 7. Januar 1811, treffen wir den anonymen Aufsatz „Der neuere (glücklichere) Werther“ an, der bereits in Kleist's Schriften aufgenommen worden

ist\*). Ein Kaufmannsdienner liebt die junge Frau seines reichen, schon bejahrten Principals, legt sich in Abwesenheit des Ehepaars in das Bett der Frau, schießt sich, von den unerwartet zurückkehrenden Eheleuten überrascht, eine Kugel in die Brust, die ihm nur eine fünftägige Bewußtlosigkeit, dem alten Herrn aber den Tod durch Schlagfluß einträgt, und heirathet ganz vergnügt die Wittwe. Für Kleist's Autorschaft führe ich zwei Bemerkungen an. Der ertappte Kaufmannsdienner „schleicht, seines Lebens müde, in sein Zimmer“: dieselbe Motivirung wie im Bettelweib, wo „der Martese das Schloß . . . müde seines Lebens, ansteckt“\*\*). Wenn Kleist Personen, die er nicht mehr braucht, los werden will, so verordnet er ihnen als poetisches Mittel einen Schlagfluß, der auf der Stelle hilft: so ist im Michael Kohlhaas „der alte Herr am Schlagfluß gestorben“, im Zweikampf „rührte augenblicklich der Schlag“ Frau Vittegardens alten Vater — und in unfrem anonymen Werther-Aufsatz „zieht der Schuß dem alten Herrn den Schlagfluß zu“. In der Gestalt, wie der anonyme Aufsatz vorliegt, kann er nur von Kleist niedergeschrieben sein. Es ist zwar kein Glanzstück Kleistischer Diction, aber guter Humor läßt sich nicht verkennen.

\*) Unmittelbar voran steht der „Mord aus Liebe“. Es ist bereits gefunden worden (von Minde-Pouet), daß dieser „Mord aus Liebe“ vorher wörtlich in der Zeitung für die elegante Welt, 18. 12. 1810, erschienen war. Ich finde das Stück auch im Nürnberger Korrespondenten, 29. 12. 1810, wieder. Der Stil ist unkleistisch. Die Einleitung „daß ein Paar Liebende sich gegenseitig aus Verzweiflung in einem Augenblicke getödtet hätten“, wozu ein ganz gleicher Londoner Vorfall, nach dem Journal Encyclopédique von 1770 trete, deutet auf den Selbstmord zweier Liebenden im Gehölz von Gilly hin, über den im Herbst 1810 das Journal de la Côte d'or, und nach ihm die deutschen Blätter (z. B. Korrespondent 1810 S. 1194, Abendblätter 1810 S. 154 ic.), berichteten. Dieselben Zeitungen druckten der Reihe nach den „Mord aus Liebe“ ab.

\*\*\*) Der Hamb. Stadtsoldat ist auch seines Lebens müde (o. S. 353).

Kleist verlegt die Geschichte nach Frankreich in das Jahr 1801 und beruft sich auf einen Bekannten, der sie ihm erzählte. Er deutet auch, um den Personen den Schein wirklicher Existenz zu verleihen, ihre Namen durch Anfangsbuchstaben an. Ob diese Angaben Wahres enthalten oder nicht, bleibe dahingestellt. Vielleicht sind sie nur als Verkleidungen zu beurtheilen, wie sie Heinrich von Kleist geläufig waren. Sie dürfen jedenfalls für uns kein Hinderniß werden, zu erkennen, daß die humoristische Geschichte im Zusammenhang mit einem Aufsehen erregenden Berliner Localereigniß entstanden ist. Im December 1810 trug sich in Berlin der folgende Vorfall zu, den ich nach dem Nürnberger Korrespondenten Nr. 19, vom 19. Januar 1811, citire\*):

Ein junger Kaufmannsdiener hatte eine Liebshaft mit einer verheiratheten Frau; sie gab ihm einst des Abends ein Rendezvous bei sich, wo sie die Zurückkunft ihres Mannes nicht so früh vermuthet hatte, als sie wirklich erfolgte. Der junge Mann, aus Furcht, und aus Besorgniß, seine Geliebte zu kompromittiren, faßte den unüberlegten Entschluß, aus dem zweiten Stockwerk zum Fenster hinaus zu springen; er fiel auf ein, vor dem Hause, mit Spitzen versehenes eisernes Gitter, und beschädigte sich so, daß er . . schon am folgenden Morgen an seinen Wunden starb.

Der tragische Vorfall, aus bedenklichem Anlaß, wurde in Berlin besprochen; der Berliner Witz hält nicht zurück; und so mag, als humoristisches Seitenstück, Kleist's Niederschrift über den glücklicheren Kaufmannsdiener, der nicht zu Tode kam, entstanden sein.

Was aber in die Abendblätter paßte, gehörte deswegen noch nicht in Kleist's zweiten Theil der Erzählungen. Kleist ersann und dichtete vielmehr wieder eine ganz neue Novelle: den Findling. Die Handlung spielt sich gleichfalls in der Kauf-

---

\*) Ich bemerke, daß Berliner Nachrichten, wenn sie nicht äußerst dringlich waren, etwa nach drei Wochen in Nürnberg erschienen.

mannsphäre ab: nur in der aristokratisch-vornehmeren Schicht des italienischen Kaufherrnstandes. Ein alter Kaufherr hat eine schöne junge Frau. Der als Findling in das Haus gekommene Pflegesohn Nicolo, der in der Handlung thätig ist, erfieht die ahnungslose Frau seinem schändlichen Gelüste zum Opfer. In Ehe und Besitz vernichtet, brückt der alte Kaufherr dem ruchlos undankbaren Findling das Gehirn an der Wand ein, und seiner Seelen Seligkeit verschmähend will er in den untersten Grund der Hölle verdammt sein, nur um dort das Geschäft der Rache zu vollenden. Die Art, wie Nicolo zu der jungen Frau entbrennt, wie er sich in Abwesenheit des Hausherrn in ihr Schlafgemach einschleicht, wie er von dem unerwartet heimkehrenden Hausherrn aber gefaßt wird, scheint eine Verwendung der Berliner „Werther“-Geschichte zu sein.

Der „Findling“ weist sich erst als kurz vor dem Gericht des zweiten Theiles der Erzählungen, 1811, gearbeitet aus. Ich wies vorhin auf das Verhältniß zur Neuen heiligen Cäcilie hin. Eine formale und eine sachliche Beobachtung trete hinzu. Im Bettelweib, beider Gestalten, „erschrickt die Marquise, wie sie in ihrem Leben nicht gethan“ — im Findling „erstaunt Nicolo, wie er noch in seinem Leben nicht gethan“! Erinnern wir uns der Anekdote vom Griffel Gottes (oben S. 355), die kurz vor dem Bettelweib erschien: Der in das Denkmal einschlagende Blitz läßt eine Anzahl von Buchstaben übrig, die zusammengelesen „sie ist gerichtet“ lauteten. Im Findling sind von einer Schachtel Buchstaben nur sechs noch vorhanden, die einst, beim Spiel des Knaben, den Namen „Nicolo“ bildeten: aus denen aber auch die, an ihrer Stelle als Novellenmotiv frappirende, Verbindung „Colino“ hergestellt werden kann. Ich meine, daß diese Dinge den Schluß, den ich ziehe, gestatten: die Abfassung des „Findlings“ liege

hinter dem Griffel Gottes und dem Bettelweibe von Locarno. Die Mitte der Erzählung vom Findling machen Motive der neuen „Werther“-Geschichte aus; als Schluß fügte Kleist die Rache des alten Kaufherrn an; als Einleitung, wie derselbe in den Besitz des Findlings und seiner jugendschönen Gemahlin kam. Der tragische Charakter der neuen Novelle schloß natürlich jede humoristische Färbung aus. Man darf sagen, daß Kleist's „Findling“ ein Stück Berliner Localgeschichte in sich berge.

##### 5. Sonderbare Geschichte, die sich, zu meiner Zeit, in Italien zutrug.

Die sonderbare Geschichte füllt, bis auf zwei Zeitungsnutzen, das ganze zweite Abendblatt vom 3. Januar 1811, ist *ms* wie das Bettelweib unterzeichnet und bereits in Kleist's Schriften aufgenommen worden. Frauenwitz bringt es zu Wege, daß den Folgen einer gewaltsamen Verführung die Form legitimer Existenzbefugniß zu Theil wird. In der auch etwas humoristischen Fassung, wie die Geschichte vorgetragen ist, gehört sie zweifellos Heinrich von Kleist. Man verbreitet z. B., daß den fingirten Gatten Grafen Scharfeneck „dringende Geschäfte nöthigten . . nach Venedig, wo ihm ein Onkel gestorben sei und er eine Erbschaft zu erheben habe, zurückzukehren“ — genau wie im Eingang der Heiligen Cäcilie, beider Fassungen, wo Kleist, um das Zusammentreffen der vier Brüder in Aachen zu motiviren, sagt: „Sie wollten daselbst eine Erbschaft erheben, die ihnen von Seiten eines alten, ihnen allen unbekanntem, Oheims zugefallen war.“ Ueber den unsichtbaren Gemahl erfährt man, „daß der Graf wohl auf sei; daß er sich . . . zeigen würde; daß zc.“ — ein Seitenstück zu der ungeheuren daß-Coordination in Koblhasens Brief an Nagelschmidt. Und

schließlich, damit Graf Scharfeneck nicht mehr zu erscheinen brauche, hat nach dem bekannten Recepte Kleist's „ihn der Schlag auf der Stelle geführt“. Gleichwohl ist die Diction im ganzen minderen Ranges, als in Kleist's großen Erzählungen.

Der Dichter verlegt die Handlung in das Jahr 1788, in eine Zeit also, mit der die Angabe der Ueberschrift, daß er damals in Italien gewesen sei, im schärfsten Widerspruche steht. Es macht den Eindruck, als habe er sich den Lesern der Abendblätter möglichst als Autor verdecken wollen. Warum? Ich glaube, im Hinblick auf die Vielen aus dem Phöbus oder dem ersten Theil der Erzählungen bekannte „Marquise von D.“ Denn die Berührungspuncte zwischen der „Sonderbaren Geschichte“ und der „Marquise von D.“ fallen Jedem in die Augen. Auch hier sind gewaltsame Entehrung einer unschuldigen vornehmen Frau und ihre Anstrengung, dem sich regenden Kinde im voraus die Rechte ehelicher Geburt zu schaffen, die beiden Triebfedern der Handlung. Das gerade, worin der Unterschied gegen die „Sonderbare Geschichte“ sichtbar wird, verbürgt mir wieder die mehrfach bei Kleist beobachtete Umwerthung der für einen kunstreichen Aufbau als zu einfach befundenen ursprünglichen Motive. Es sind zur Erforschung der Quelle der „Marquise von D.“ sehr beachtenswerthe Wege ausgekündet worden, die Kleist eingeschlagen haben könnte: indessen glaube ich, daß wir in der „Sonderbaren Geschichte“ die erste noch schmucklose Gestaltung des Kleist verlockenden Stoffes vor uns haben. Hier wie dort ist der Schauplatz, nach seinen eigenen Worten, aus dem Norden in den Süden verlegt. Wahrscheinlich hat Kleist die „Sonderbare Geschichte“ seinen älteren Beständen entnommen und für das Erscheinen in den Abendblättern leicht zurechtgemacht.

## 6. Die Verlobung in St. Domingo.

Ueber diese Novelle will ich vorweg bemerken, daß sie sich weder in den Berliner Abendblättern findet, noch mittelbar mit ihnen zusammenhängt. Kleist hat die Novelle vielmehr ganz für sich geschrieben. Ihr Umfang verhinderte die Aufnahme in die Abendblätter. Sie scheint vor den vier übrigen, mit denen sie den zweiten Band der Erzählungen bildet, fertig gewesen zu sein. Kleist ließ sie besonders in Ruhn's Berliner Freimüthigem erscheinen (oben S. 414), von wo sie in dem Wiener „Sammler“ Nr. 79 bis 87, vom 2. bis 20. Juli, zu — hoffentlich ihm honorirten — Abdruck überging. Die beiden Zeitschriften druckten nicht nach der Buchausgabe, von der sie geringfügig abweichen, sondern nach einer besonderen Vorlage Kleist's, die nur den Titel „Die Verlobung“, nicht den erweiterten Titel der Buchausgabe führte. Im Freimüthigen wie im Sammler steht Heinrich von Kleist's voller Name unter der Erzählung\*).

Die damaligen Zeitungen sind angefüllt mit Nachrichten über St. Domingo. Beschreibungen in englischer und deutscher Sprache kamen heraus. Ich habe Mancherlei davon gelesen, aber nichts gefunden, das für „Die Verlobung“ als Quelle

\*) Nach dem Abdruck der Novelle im Sammler, nicht nach Kleist's Buchausgabe, hat Theodor Körner das Drama Toni gearbeitet. Ich führe dafür Folgendes an. Eine Wiener Correspondenz über die Auf- führung, im Morgenblatt von 1812 Nr. 122, bemerkt: „Der Inhalt . . ist als Erzählung in einer hiesigen Zeitschrift, der Sammler, vorge- tragen.“ Im Oesterreichischen Beobachter von 1812 Nr. 112 steht auch: „Der Stoff zu obigem Drama ist gewiß den meisten unserer Leser aus einer im Juli-Hefte des Sammlers vom vorigen Jahre enthaltenen Er- zählung von Heinrich von Kleist bekannt.“ Wenn Theodor Körner selber an seinen Vater schreibt (1. 2. 1812), „der Stoff sei nach Kleist's Novelle, die Verlobung“, so bestätigt er, eben durch die Anführung des kurzen Titels, die Richtigkeit jener Angaben.

gelten könnte. Kleist's Erzählung war für jene Jahre modern und zeitgemäß, wie wenn heute Jemand Transvaal oder China zum Schauplatz einer Novelle wählte.

### 7. Ein Satz aus der höheren Kritik.

Erfahren wir nun aber auch, wie Kleist selber über die Herkunft, die Entstehung, den Werth, die Beurtheilung literarischer Werke dachte.

Unter der Aufschrift „Ein Satz aus der höheren Kritik“ findet sich im ersten Abendblatt, vom 2. Januar 1811, ein Artikel, der zwar nur *xy* (wohl irrig für *yx*) gezeichnet, doch durch Inhalt und Stil Kleist's Autorschaft verräth. Kleist variirt einen früher schon epigrammatisch ausgedrückten Gedanken. Im Juniheft des *Phöbus* 1808 spricht er als eine allgemeine Erfahrung aus

#### Die Schwierigkeit.

In ein großes Verhältniß, das fand ich oft, ist die Einsicht  
Leicht, das Kleinliche ist's, was sich mit Mühe begreift.

und vertheidigt gegen den ausschließlichen Bewunderer des Höchsten in der dramatischen Poesie, Shakespeare's, auch solche Werke, die von einem Dichter minderen Ranges (also bescheiden: von ihm selber) hervorgebracht würden:

#### Der Bewunderer des Shakespeare.

Narr, du prahlst, ich bestieb'ge dich nicht! Am Mindervollkommenen  
Sich erfreuen, zeigt Geist, nicht am Vortrefflichen, an!

Diese Gedanken sind der Kern des Aufsatzes, den ich, weil er bis jetzt den Werken Kleist's fehlt, folgen lasse:

#### Ein Satz aus der höheren Kritik.

An . . .

Es gehört mehr Genie dazu, ein mittelmäßiges Kunstwerk zu würdigen, als ein vortreffliches. Schönheit und Wahrheit leuchten der

menschlichen Natur in der allerersten Instanz ein; und so wie die erhabensten Sätze am Leichtesten zu verstehen sind (nur das Minutiöse ist schwer zu begreifen), so gefällt das Schöne leicht; nur das Mangelhafte und Manierirte genießt sich mit Mühe. In einem trefflichen Kunstwerk ist das Schöne so rein enthalten, daß es jedem gesunden Auffassungsvermögen, als solchem, in die Sinne springt; im Mittelmäßigen hingegen ist es mit soviel Zufälligem oder wohl gar Widersprechenden vermischt, daß ein weit schärferes Urtheil, eine zartere Empfindung, und eine geübtere und lebhaftere Imagination, kurz mehr Genie dazu gehört, um es davon zu säubern. Daher sind auch über vorzügliche Werke die Meinungen niemals getheilt (die Trennung, die die Leidenschaft hineinbringt, erwäge ich hier nicht); nur über solche, die es nicht ganz sind, streitet und zankt man sich. Wie rührend ist die Erfindung in manchem Gedicht: nur durch Sprache, Bilder und Wendungen so entstellt, daß man oft unfehlbares Sensorium haben muß, um es zu entdecken. Alles dies ist so wahr, daß der Gedanke zu unsern vollkommensten Kunstwerken (z. B. eines großen Theils der Shakespearschen) bei der Lectüre schlechter, der Vergessenheit ganz übergebener Broschüren und Charteken entstanden ist. Wer also Schiller und Goethe lobt, der giebt mir dadurch noch gar nicht, wie er glaubt, den Beweis eines vorzüglichen und außerordentlichen Schönheitsfinnes; wer aber mit Gellert und Kronegg hier und da zufrieden ist, der läßt mich, wenn er nur sonst in einer Rede Recht hat, vermuthen, daß er Verstand und Empfindungen, und zwar beide in einem seltenen Grade besitzt. 19.

Historische und eigene Erfahrung lehrt uns, wie die Mittheilung der allerpersönlichsten Dinge, weil keine andere Art genügt, nur in allgemeiner Form geschehen kann. Dies gilt hier von Kleist. Sein „Satz aus der höheren Kritik“ ist eigentlich Selbstbekenntniß und Selbstvertheidigung, die wir mit Theilnahme aus seinen Händen entgegennehmen. Ich schließe an den

#### 8. Brief eines Dichters an einen andern.

Ein zweites Schriftstück Kleist's zur poetischen Selbstvertheidigung: im 4. Abendblatt vom 5. Januar 1811. Bereits in Kleist's Werke eingereicht: aber ohne die verbessernde

Hülfe der von Kleist selbst angemerkten „Sinnentstellenden Druckfehler“ \*).

Diese litterarische Epistel steht genau so, wie die Epistel eines Malers an seinen Sohn (oben S. 268): in beiden kämpft Kleist gegen Schule, Schulzwang, Schuläusserlichkeit, in Kunst wie in Litteratur. Daher auch die große Aehnlichkeit der Diction in beiden Briefen. Der Maler an seinen Sohn: „Laß dir . . sagen, daß dies eine falsche, dir von der Schule, aus der du herkommst, anklebende Begeisterung ist“ — der Dichter: „diese Unempfindlichkeit gegen . . Poesie klebt Deinem Gemüth überhaupt, meine ich, von der Schule an, aus welcher Du stammst.“ Solche Gleichklänge helfen uns für den „Brief eines Dichters“, der mit Ny (wohl verdruckt für Ky) gezeichnet ist, Kleist's Autorschaft sichern. Wieder in anscheinend allgemeinen Sätzen die allerpersönlichste Confession und Selbstvertheidigung Kleist's. Auf den Gedanken allein komme ihm Alles an; nur damit der

---

\*) Am Schlusse des 7. Abendblattes, vom 9. Januar 1811, bekennt Kleist folgende

Sinnentstellende Druckfehler in Nr. 4 des Abendblattes.

Seite 14, Zeile 9 von unten [Zolling 4, 302<sup>20</sup>], hinter Beredsamkeit, lies: über die Form;

— 15, — 16 von oben [Zolling 4, 303<sup>12</sup>], statt Rede, lies Rede.

— — — 16 und 17, statt des Rhythmus, Wohlklang, lies Rhythmus, Wohlklang.

Obwohl diese Berichtigung nicht ganz correct ist, so glaube ich doch, die von Kleist ursprünglich gewollte Fassung der betroffenen Sätze folgender Maßen herstellen zu müssen:

„Jüngsthin . . verbreitetest Du Dich, mit außerordentlicher Beredsamkeit, über die Form; und, unter beifälligen Rückblicken, über die Schule, nach der ich mich . . gebildet habe.“

„Darum bediene ich mich, wenn ich mich Dir mittheilen will, und nur darum bedarfst Du, um mich zu verstehen, der Rede. Sprache, Rhythmus, Wohlklang u. s. w. [und] so reizend diese Dinge auch . . sein mögen, so sind sie doch . . nichts, als ein . . Uebelstand.“

Gedanke erscheinen (d. h. in Erscheinung treten) könne, bediene er sich nothgedrungen des gröberen, körperlichen Materials, der Sprache, von welcher Metrum, Rhythmus, Wohlklang unerläßliche Eigenschaften seien; seine Kunst gehe auf nichts, als diese Dinge möglichst verschwinden zu machen.

Kleist stellte sich mit diesen Grundsätzen einer Gegnerschaft gegenüber, die, ohne daß er sie bezeichnete, doch hinlänglich erkennbar war. Sie bestand aus denjenigen Leuten, denen umgekehrt das Wort, die Form, der Rhythmus die Hauptsache war. Diese Gegner bildeten die herrschende Parthei, die auf Lehrstühlen und in autoritativer Stellung das entscheidende Wort zu sprechen hatte. Durch Abfassung des Malerbriefes wie des Dichterbriefes erklärte sich Kleist gewissermaßen als Secessionisten. Und wie er dort den Akademiker Weitsch im Auge hatte, so blickte er hier einem anderen Akademiker scharf in das Gesicht: Friedrich August Wolf.

In der Berliner Akademie der Wissenschaften hielt Wolf zur Gedächtnißfeier Friedrich's des Zweiten die Vorlesung „über ein Wort Friedrich's II. von deutscher Verskunst“, die dann mit einer Vorrede vom 6. Februar 1811 im Druck erschien. Wolf sprach, äußerlich betrachtet, sich nach Kleist über die Dinge aus: was aber gar nichts auf sich hat. Fertige Leute, wie Kleist und Wolf, zwischen denen zumal ein fortwährendes Vernehmen hin- und wiederlief, kannten gründlich und genau ihre Stellung in bewegenden Fragen, auch ohne daß Gedrucktes darüber vorlag. Seit Klopstock's Gelehrtenrepublik waren formale Erwägungen über Sprache und Sprachrhythmus bei uns im Schwange. Vossens Homer-übersetzung schien denen, die die antike Rhythmik für möglich und nöthig in deutscher Sprache hielten, den Beweis für die Richtigkeit ihrer Forderung erbracht zu haben: eine gefährlich kühne Minderheit dagegen sah Vossens Versuch,

wegen unmöglicher Wortbildungen und unmöglicher Wortrhythmen, als mißlungen an. Man versteht das Interesse für diese Fragen in einer Zeit, die die Blüthe der deutschen Uebersetzungskunst hervorrief, und in der jeder Uebersetzer sich mit der Frage theoretisch und praktisch abfinden mußte, wie nah oder wie fern er seinem Original treten dürfe. Eben noch, 1808, hatte Solger in der Vorrede zum Sophokles, 1810 Graf Friedrich Leopold Stolberg im Vaterländischen Museum, jeder aus seinem Standpunkte, die Frage erörtert: Stolberg zugleich die deutsche Sprache im nationalpatriotischen Sinne preisend. Kleist benutzte das Vaterländische Museum und empfahl es in den Abendblättern seinem Publicum. Wunderbar, wie sich gewisse Ausführungen Stolberg's mit denen Kleist's in dem Aufsatze über „Wissen, Schaffen, Zerstören, Erhalten“ decken. Stolberg betont die Mängel unsres Wissens: „Kennen wir den Bau unsers Leibes, wie ein Meister sein Werk, so würden wir uns dennoch, ohne den Finger Gottes, beim Wunsche der Anwendung unserer Kenntniß, in der Verlegenheit des Archimedes finden, der die Erde mit Hebeln bewegen wollte, wenn ihm ein Standort, auf die Erde zu wirken, vergönnet würde.“ Fast ebenso Kleist, auf das Wissen spöttelnd (unten S. 567): „Laßt doch einmal nur einen solchen Sternschnuppen herabfallen vom Firmament, mit allen eurem physicalischen und mechanischen Apparat, mit dem ihr die Erde aus den Angeln rücken würdet, wenn sich nur ein fester Stützpunkt fände.“ Auch ohne daß ich solchen Stellen unbedingte Beweisraft zusprechen wollte, kann ich sagen: Kleist hatte Stolberg's Aufsatz gelesen. Der Aufsatz war litterarisch aufgefallen. Auch Wolf hat in seiner Abhandlung ihn berücksichtigt.

Wolf, wie gesagt, nimmt seinen Ausgang von Friedrich dem Großen. Friedrich, ein elegisches Gedicht des von

Ramler der Feile gewürdigten Dichters Götz beurtheilend, habe gesagt, der reimlose Vers aus einer Mischung von Daktylen und Spondeen entspreche unserem Idiom am meisten. Wolf verfiel die Anwendbarkeit der antiken Rhythmen auf unsere Sprache, mit verbindlichen Artigkeiten gegen Boß und mit ziemlich kühler Absage an die moderne Schule und die neuen Volksliedbestrebungen (S. 36). Unsere Dichter, deren wir mehr vorzügliche hätten als erträgliche Verskünstler, so gern sie in Versen dichteten, eiferten hierin den Alten zu wenig nach: „Deshalb (sagt er) klagen über diejenigen Dichter, die noch am meisten für das Volk arbeiten, schon lange unsere Schauspieler, daß sie von ihnen viel zu wenig zu thun bekommen.“ Das konnte Kleist, wenn er wollte, mit auf sich beziehen. Wolf, der Gelehrte, wollte Studium, formales Studium, auch im modernen poetischen Schaffen wahrnehmen. „Möge Friedrich's Ahndung (sagt er am Schlusse), wem sie werth ist, eine Sanction immer gelehrterer Bemühungen werden.“ Es war ein Haupttrumpf von Wolf, Friedrich den Großen Denen als litterarisches Muster vorzuhalten, die im politischen Kampfe auf Friedrich's Geist sich beriefen.

In diesen Strömungen will Kleist feste Stellung nehmen. Dazu schrieb er den Brief eines Dichters an den andern. Wie tritt Kleist aus jedem schulgemäßen Herkommen heraus! Rhythmus und Metrik und Wohlklang erklärt er für nothwendige Uebel, die Sprache sogar (wie einst Goethe) für den gröberen Stoff! Der Geist ist allein sein Element. Wir empfinden, wie Kleist sich zu dem Höchsten, das die Menschheit besitzt, emporringen möchte.

### 9. Aeronautik.

Ich fasse unter dieser Ueberschrift diejenigen Berichte und Aufsätze der Abendblätter zusammen, die sich mit dem Problem

der Luftschiffahrt beschäftigen. Drei davon sind bereits in Kleist's Schriften aufgenommen. Wir kommt es darauf an, die Vorgänge und Zusammenhänge darzulegen, durch die Kleist's Artikel hervorgerufen wurden.

Wir treten damit in die Betrachtung der naturwissenschaftlichen Bestrebungen ein, die in den Abendblättern vorliegen. Es ist wunderbar zu beobachten, wie innerhalb eines Jahrhunderts bei uns die Gebildeten ihr Verhältniß zu den Naturwissenschaften geändert haben. Heute sind Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft getrennte Bezirke, in denen Niemand mehr zugleich zu wohnen pflegt. Am Anfang des 19. Jahrhunderts war das noch anders. Die damalige Jugend sah mit eigenen Augen, daß Goethe nicht bloß als Dichter, sondern auch als Erforscher der Natur immer neue Werke lieferte. Wie er, studirten die jüngeren Talente die Naturwissenschaft. Der Galvanismus hielt die Geister damals in seinem Banne. Der Moment, in welchem Elektrizität und chemischer Proceß in einer höheren Einheit sich wechselseitig zu erklären schienen, trat eben als ein neues Problem mit ungeheuren Aussichten für die Zukunft hervor. Es wurden überall höhere Zusammenhänge zwischen Natur und Geist geahnt. Die Naturphilosophie kam empor und gewann Anhänger. Sie wurde die philosophische Ueberzeugung derer, die sich aus der rationalistischen Weltanschauung herausarbeiteten. So empfanden Heinrich von Kleist und seine Freunde. In diesem Sinne suchten die Berliner Abendblätter ihren Einfluß geltend zu machen und naturwissenschaftliche Anschauungen unter das Publicum zu bringen.

Eine der wichtigsten Erfindungen damals war die des elektrischen Telegraphen durch Sömmerring in München. Die Abendblätter nahmen Notiz davon. Aber was darüber vorgebracht wurde, hatte so sehr politische Farbe angenommen,

daß es in Kleist's politische Kämpfe (oben S. 68) eingeordnet werden mußte. Kein wissenschaftlich behandelte Kleist von seinem Standpunkte aus nur die Aeronautik; da er jedoch von einem Berliner Localereignisse ausging, wurde er in eine Fehde verwickelt, in der die neue und die alte Berliner Richtung auf einander stießen.

In den Zeitungen damaliger Zeit trifft man auf ungezählte Berichte über Luftfahrten und Versuche mit dem lenkbaren Luftballon. Berühmte Luftschiffer waren die Garnerin in Paris, Degen in Wien, Reichard in Berlin. Das Publicum strömte, wo ein Aufstieg Statt finden sollte, wie zu einer Volksbelustigung zusammen. Nur wenige Männer verfolgten die Versuche mit wissenschaftlichem Ernste, um das Problem der Lenkbarkeit des Luftballs — so sagte man damals meistens — zu lösen. Zu diesen Wenigen gehörte in Berlin der Professor Jungius vom Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymnasium.

Jungius war Mitglied der „Gesellschaft naturforschender Freunde“, die sich aus vornehmen Beamten, naturwissenschaftlichen Gelehrten und angesehenen Bürgern Berlins zusammensetzte. Ich nenne Minister von Altenstein und Gruner's Amtsnachfolger von Schlechtendahl, die Professoren der Universität Hermbstädt, Klaproth, Weiß. Die Gesellschaft gab ein splendid gedrucktes „Magazin für die neuesten Entdeckungen in der gesammten Naturkunde“ heraus. In diesem Rahmen erhielten Jungius' Bemühungen leicht den Anschein größerer Bedeutung und Wichtigkeit, als ihnen sonst wohl zugekommen wäre. Er hatte sich nach eigenen Ideen einen Luftball bauen lassen, mit dem er in die Lüfte stieg, und besaß am Wachstuchfabrikanten Claudius auf der Prenzlauerstraße einen Mann, der Wind, Luft und Wolken lange beobachtet hatte, an die Lenkmöglichkeit der Luftbälle glaubte und jeden Augenblick bereit war, seine und Jungius' Theorien durch die That zu erproben.

Der Geburtstag des Kronprinzen, der 15. October 1810, stand bevor. Unter dem 9. October zeigte Claudius in der Spenerschen Zeitung dem Berliner Publicum an, daß er zur Feier dieses Tages, mit Allerhöchster Genehmigung Sr. Majestät des Königs, mit dem dem Professor Jungius gehörigen Ballon eine Lustreise machen wolle. Er werde vor dem Aufstiege bestimmen, wieviel Meilen sein Luftball in einer Stunde zurücklege, und werde mit einer eigens von ihm erfundenen Maschine dem Winde links das Laviren abzugewinnen suchen. Dies doppelte Versprechen hielt sich innerhalb der wissenschaftlichen Bemühungen des Professors Jungius. Damit aber auch das Publicum für sein Eintrittsgeld einen rechten Spaß habe, sollte des Herrn Claudius elfjährige Tochter sich vierzig bis fünfzig Fuß hoch erheben, einen Prolog, der Feier des Tages angemessen, sprechen und in der Gondel ein Solo tanzen.

Das Publicum strömte des Morgens zum Königsthor hinaus dem Schützenplatze zu, wo die Füllung des Luftballes und der Aufstieg vor sich gehen sollte. Auch Heinrich von Kleist blieb aus sachlichem Interesse und als Berichterstatter seiner Abendblätter nicht zurück. Von „10 Uhr Morgens“ ist sein erster Bericht über die Tagesneuigkeit niedergeschrieben und so zeitig in die Druckerei gegeben worden, daß er noch im nämlichen Abendblatt erscheinen konnte. Kleist äußert sich nur über den sachlichen Werth des Versuches und ohne ein Wort über den sensationellen Nebenpaß zu verlieren.

Dieser Bericht Heinrich's von Kleist theilte sachgemäß mit, daß und unter welchen Umständen Herr Claudius in einer Stunde, um 11 Uhr, mit dem „Ballon des Prof. J(ungius) in die Luft gehen“ werde. Der Mann interessirte Kleist. Er erzählt von Claudius: „Einen Gelehrten, mit dem er sich kürzlich in Gesellschaft befand, soll er gefragt haben: ob er ihm wohl sagen könne, in wieviel Zeit eine Wolke,

die eben an dem Horizont heraufzog, im Zenith der Stadt sein würde? Auf die Antwort des Gelehrten: „daß seine Kenntniß so weit nicht reiche“, soll er eine Uhr auf den Tisch gelegt haben, und die Wolke genau, in der von ihm bestimmten Zeit, im Zenith der Stadt gewesen sein.“ Und weiter: „Auch soll derselbe, bei der letzten Luftfahrt des Prof. J(ungius) im Voraus nach Werneuchen gefahren, und die Leute daselbst versammelt haben: indem er aus seiner Kenntniß der Atmosphäre mit Gewißheit folgerte, daß der Ballon diese Richtung nehmen, und der Prof. J(ungius) in der Gegend dieser Stadt niederkommen müsse.“ Diesen scheinbar so schlichten Erzählungen wohnt aber doch eine polemische Absicht inne. Die gesunde Erfahrung eines einfachen Mannes sollte über die theoretische Kenntniß eines unpraktischen Gelehrten gestellt werden.

Aber vier Stunden später war der Aufstieg noch nicht bewerkstelligt. Von „2 Uhr Nachmittags“ datirt Kleist's zweiter Bericht\*). Claudius hatte, diesem zufolge, schon Zettel vertheilen lassen, er werde längs der Potsdamer Chaussee nach dem Luckenwaldischen Kreise zu gehen, und vier Meilen in einer Stunde zurücklegen. Er konnte jedoch mit der Füllung des Ballons nicht fertig werden, und es verbreitete sich das Gerücht, daß er vor 4 Uhr nicht in die Luft gehen würde. Am nächsten Tage aber meldete ein Extrablatt von Kleist sehr launig, daß der Versuch überhaupt nicht gelungen sei. Selbst der erfahrene und muthige Luftschiffahrer Reichard habe nichts ausrichten können. Schließlich sei der Ballon ohne Schiffahrer in das Reich der Lüfte empor gelassen worden; ob man ihn wieder finden werde, stehe dahin. Dies Extra-

\*) Mittelbar folgt aus den Angaben, daß die Einweihungsfeier der Universität an diesem Tage nicht Statt fand, weil sich sonst Heinrich von Kleist mit seinen Freunden daran betheiliget haben würde.

Stielg, S. v. Kleist's Berliner Kämpfe.

blatt machte solch Aufsehen, daß es wörtlich, z. B. im Freimüthigen (S. 844), nachgedruckt wurde.

Kleist betrachtete das Problem der Lenkbarkeit des Luftschiffes. Schon im allerersten Bericht drückte er sein Befremden über Claudius' Lenkversuche aus, da die Kunst, den Ballon auf ganz leichte und naturgemäße Weise ohne alle Maschinerie zu bewegen, schon erfunden sei: „Denn da in der Luft alle nur möglichen Strömungen (Winde) übereinander liegen: so braucht der Aeronaut nur vermittelst perpendicularer Bewegungen den Luftstrom aufzusuchen, der ihn nach seinem Ziel führt: ein Versuch, der bereits mit vollkommenem Glück, in Paris, von Herrn Garnerin, angestellt worden ist.“ Und diese Behauptungen erläuterte und erweiterte Kleist in seinem Extrablatt, indem er Garnerin's Grundanschauungen darlegte und dessen der Vorherbestimmung gemäß verlaufene Luftfahrt von Paris nach Cöln als Beweis anführte. Der Versuch habe genügt, um darzuthun, daß man, bei Direction des Luftballons, schlechthin keiner Maschinen bedürfe. Auch diese Polemik richtete sich, über Claudius hinweg, wieder gegen Jungius und seine Theorie.

Für Jungius war die Angelegenheit verdrießlich. Ihn ärgerten Kleist's kritische Anzweiflungen. Er veröffentlichte daher, mit seiner Namensunterschrift, zwei Tage später in der Spenerschen Zeitung einen Artikel zu seiner Rechtfertigung. Er citirte weder Kleist noch die Abendblätter, aber indem er einen Satz von Kleist wörtlich hervorzog, um ihn zu widerlegen, zeigte er den Eingeweihten, an welche Adresse er sich richtete. Er betonte, die Ursach dieses Mißlingens habe nicht an dem Mangel oder der schlechten Beschaffenheit der angewandten Materialien gelegen. Schuld trage die niedrige Temperatur des Tages. Dies sei nicht seine Ansicht der Sache allein, sondern auch die des Herrn Geh. R. Hermbstädt

und des Herrn Reichard, die zugegen gewesen wären. Der Gelehrte hielt es nicht für angemessen, den Namen eines Dilettanten wie Kleist auszusprechen.

Aber damit nicht genug. Am 25. October trat ein neuer Widersacher gegen Kleist in der Spenerschen Zeitung auf. Diesmal unter ausdrücklichem Hinweis auf die Abendblätter. Die von Garnerin angeblich bereits erfundene Direction der Luftbälle wird sach- und fachgemäß auf die dabei in Frage kommenden Umstände hin geprüft und als verfehlt bestritten. Erst am Schlusse bricht unerwarteter Weise die bis dahin verhaltene Gereiztheit gegen Kleist hervor, der ungenannt mit einem ganzen Kübel derbster Invectiven überschüttet wird.

Kleist antwortete noch einmal „freundschaftlich“ in Nr. 25 und 26 seiner Abendblätter. Mit der Ueberschrift „Aeronautik“ zeigte er an, daß er nur das allgemeine Interesse verfolgen wolle, und die persönliche Wendung ihn nicht störe. Der „unbekannte Herr Verfasser“ mag Kleist dennoch wohl bekannt gewesen sein. In acht Puncten trägt Kleist seine Gegen Gründe vor, die sich auf physikalische, chemische und mathematische Berechnungen stützen. Es ist erstaunlich, über welche Kenntnisse Kleist auf diesen Gebieten noch verfügte. Er hielt seine Auffassung des Windes, als aus einer chemischen Zersetzung oder Entwicklung beträchtlicher Luftmassen hervorgehend, nach den „Aufschlüssen der neuesten Naturwissenschaft“ aufrecht. Man bemerke, wie hier die neueste Naturwissenschaft, der Kleist und seine Freunde anhängen, gegen die ältere Richtung Jungius' ausgespielt wird. Für das Vorhandensein verschiedenartiger Luftströme sah Kleist darin eine Bestätigung, daß der frei aufgelassene Ballon erst westlich aufstieg und dann innerhalb zweier Stunden, durchaus südlich, zu Düben in Sachsen niederfam.

Dieses letztere Factum, von dem die Berliner Zeitungen

wieder eifrigst Notiz nahmen, wurde in Berlin durch ein „Schreiben aus Neuhof bei Dübén am 16. October 1810“ bekannt, daß Kleist im Abendblatt vom 1. November 1810 zu veröffentlichen in der Lage war. Das Schreiben beginnt mit der Anrede „Beliebter Bruder“ und schließt mit der Unterschrift „F. Fl . . . r“. Sicherlich, sagte ich mir, ein nicht von Kleist fingirter Brief. Ich fragte in Dübén an. Ich empfing von dort nicht nur einen fast genau mit dem Schreiben aus Neuhof stimmenden Bericht über den Niedergang des Luftballons, wie ihn alte Leute noch vom Hörensagen zu erzählen wissen, sondern außerdem einen Auszug aus dem Taufregister des Kirchenbuchs, das über die damals Neuhof besitzende Familie Aufschluß giebt\*).

Danach war 1810 Friedrich Flitner Besitzer des Gutes. Er also ist — womit die Unterschrift in den Abendblättern stimmt — der Schreiber des von Kleist veröffentlichten Briefes. Die Personalien des in Berlin ansässigen Bruders ergeben sich, da eins seiner Kinder 1808 auf Neuhof getauft wurde, gleichfalls aus dem Dübener Kirchenbuche. Schon daß die Königin Luise, mit Stellvertretung, der Leibarzt Hufeland und andre Berliner Persönlichkeiten als Taufpathen eingetragen sind, läßt auf einen angesehenen Mann der Berliner Gesellschaft als den Taufvater schließen. Dieser war, nach dem Kirchenbuche, Dr. Christian Gottfried Flitner, Königlich Preussischer Medicinal-Assessor und Inhaber der Apotheke zum König Salomo, jener altrenommirten Apotheke, die noch heute hinter dem Schauspielhause in der Charlottenstraße existirt. An Dr. Flitner also war der Brief gerichtet. Kleist muß mit ihm bekannt genug gewesen sein, um das Schreiben für seine

---

\*) Durch Vermittelung des Magistrats in Dübén verdanke ich die Auskunft dem die Secretariatsgeschäfte der Kirche versiehenden Hrn. Marby.

Abendblätter zum Abdruck zu erhalten. Man ersieht daraus, wieviel die Abendblätter in höheren Kreisen trotz, oder vielleicht wegen, ihrer Regierungsopposition galten. Und so sind durch die Luftschiffahrt-Artikel für Kleist auch neue Zusammenhänge mit hervorragenden Männern wieder gewonnen worden.

### 10. Wissen, Schaffen, Zerstören, Erhalten.

Eine Reihe weiterer Gedanken über naturwissenschaftliche Probleme erscheint in Nr. 35 bis 37 der Berliner Abendblätter vom 11. bis 13. Februar 1811. Der nicht auf einheitliche Form gebrachte Titel deutet schon darauf hin, daß die einzelnen Theile nur lose mit einander verbunden sind. Der anonyme Verfasser bleibt aber nicht bei dem Naturwissenschaftlichen allein stehen, sondern strebt immer zu naturphilosophischer Nutzenwendung und Ahnung des Höheren hin. Er stellt, zur Demuth mahnend, das Wissen des Menschen unter das Schaffen, das ihm nicht verliehen sei, und er erklärt, gegen das Zerstören, das Erhalten für die sittliche Pflicht des Menschen.

Ich nehme das anonyme Schriftstück für Kleist in Anspruch und theile es, da es seinen Werken fehlt, hier zum ersten Male mit:

#### Wissen, Schaffen, Zerstören, Erhalten\*).

Da Gold nächst Platina der schwerste Körper ist, den wir kennen, so ist künstliches Gold nur auf zwei Wegen möglich.

Durch Entdeckung eines wohlfeileren Körpers von derselben, oder größerer specifischer Schwere, dem man durch künstliche Behandlung die übrigen Eigenschaften des Goldes geben könnte. Durch die Platina ist nichts geholfen, weil sie theurer ist.

\*) Zweimal, in Nr. 35 und 36, steht fehlerhaft „Zerstören“, anstatt „Zerstören“, in der Ueberschrift: erst in Nr. 37 wird der Fehler beseitigt.

Durch Entdeckung einer Mischung mehrerer Substanzen, die zusammen alle Eigenschaften, auch die Schwere, des Goldes hätten. Also die Mischung muß schwerer sein, als die einzelnen Bestandtheile vor der Mischung, oder durch chemische oder mechanische Bearbeitung es werden. Unmöglich ist dieses nicht. Wir haben die Beispiele an einigen Metallen, die oxidirt durch Einwirkung des Feuers schwerer werden, als vorher im regulinischen Zustande, und durch Läutern und Hämmern nehmen viele Körper an specifischer Schwere zu. Gold auf künstlichem Wege zu machen, kann man also so wenig unmöglich nennen, als Zinnober und Mineral-Wasser. Dennoch hat man, seitdem es bei policirten Nationen ein Hauptmaterial des Geldes geworden ist, und seinen Inhaber gleichsam allmächtig macht, diese künstliche Erzeugung vergebens versucht; obgleich erfahrene Scheidekünstler mit aller Anstrengung und Aufopferung ihres Vermögens Menschenalter hindurch operirt haben.

Die künstliche Goldmacherei mag ihrem bereinstigen Erfinder ganz nützlich sein, aber für die höhere Naturkunde, für Erweiterung unserer Einsichten in ihre Oekonomie im Großen wird dadurch doch nur wenig gewonnen.

Wie unendlich lehrreicher würde die künstliche Erzeugung eines organischen, oder gar lebendigen Körpers sein. Der Schöpfer einer Milbe, des verächtlichsten aller Thiere, würde weit über dem stehen, dem es gelänge, den ganzen Aetna in reines Gold zu verwandeln.

Wenn wir es erst so weit gebracht hätten, den geringsten Pflanzenkeim, ein einziges keimfähiges Weizenkorn, durch Kunst hervorzubringen, dann erst könnten wir von Elementen und Urstoffen, von deren Kenntniß und Gebrauch reden, und uns eines Blicks hinter den geheimnißvollen Schleier der Werkstätte der Natur rühmen.

In Vogeleiern erwecken wir durch künstliche Wärme den schlafenden Keim des Lebens. Aber — ein Ei zu schaffen, das befruchtbar ist; Thiere oder wol gar den Menschen selbst auf mechanischem und chemischem Wege hervorzubringen; das wären Aufgaben, des so hoffärtigen Menschen würdig. Warum jagt man der Goldmacherei so nach? Hier ist ein erhabeneres Ziel, auch abgesehen von der Bereicherung der Naturkunde. Die Weltherrschaft wäre dem gesichert, der Menschen wie Besenstiele schnitten, und ihren Schädeln nach der Gall'schen Theorie eminente Diebs- und Kauf-Organe imprimiren könnte!

Wozu doch unsre ärmlichen sich einander jagenden physischen und medicinischen Theorien, phlogistische und antiphlogistische, Lufelandsche und Brown'sche Wasser- und Branntweinsysteme?

Sucht erst die Elemente des organischen und unorganischen Lebens kennen zu lernen, und die Art der Zusammensetzung zum Leben; und

glaubt nicht, durch leere physische und hyperphysische, sinnige und unsinnige Träume schon auf's reine zu sein. Vermögt ihr wol vom Regen, Hagel, Thau und andern täglichen Erscheinungen eine andere Erklärung zu geben, als: es regnet, weil — es regnet! und kommen alle eure schwerfälligen, grundgelehrten, superfeinen Deduktionen am Ende auf etwas anderes heraus? Die Sternschnuppen, sagt ihr, sind währige und feurige Dünste. Laßt doch einmal nur einen solchen Sternschnuppen herabfallen vom Firmament, mit allen eurem physicalischen und mechanischen Apparat, mit dem ihr die Erde aus den Angeln rücken würdet, wenn sich nur ein fester Stützpunkt fände; oder — sagt nur einmahl voraus, wann ein solcher Sternschnuppen, oder nur ein Tropfen Regen herabfallen wird!

Ihr rühmt euch eurer naturhistorischen Kenntnisse der Tausende und aber Tausende von Thieren und Vögeln, von Insekten und Würmern. Ihr kennt viele Fische und andere Bewohner des Wassers. Aber wie mit den Bewohnern der inneren Erde?

Glaubt ihr denn, diese ungeheure, 1200 Meilen dicke, Kugel sei unbewohnt und ohne Leben in ihrem Innern? Grabt doch einmahl mit allen euren Maschinen ein Loch durch die Erde bis zu den Gegenfüßlern, belauscht da die Natur in ihrer verborgensten Zeugungswerkstätte, und dann spricht weiter!

Ihr redet so viel von Feuer und Phlogiston, Elementarfeuer und Feuerluft. Fangt doch einmahl die sichtbare Flamme, und schließt sie in unveränderter Gestalt wie die Luft und das Wasser in eure Gefäße ein. Schaffet die Thiere, von denen eure Naturgeschichten sprechen, und setzt — die Urelemente des Lebens kennend — deren tausend neue Arten zusammen, die ihr jezt nur durch eure ungerichtete Phantasie erschafft, und auf Leinwand oder in Marmor darstellt. Sattelt eure Hyppogriphen zur lustigen Reuterei, und richtet den Vogel Rab so ab, daß er euch von den Polen her zuträgt, wornach euch gelüstet! Was sind die Egyptischen Pyramiden und alle Wunder der Welt, gegen ein Loch durch die Erde, oder einen Bau nur von der Höhe des Tschimborasso? — Ihr wißt recht gut zu sagen, auch zu berechnen, warum ein solches Loch und ein solches Gebäude nicht möglich sind. Ihr müßt aber immer dazu seyen: mit unserem jeztigen Maasze von Kenntniß und Erfahrung, und mit unseren jeztigen Einsichten in den Haushalt der Natur. Ihr sagt z. B. so ein Gebäude bis zum Anfang der Frostzone aufzuführen, würde wol möglich sein; aber höher nicht. Die Arbeiter würden erstarren, die Bindungsmittel gefrieren u. s. w. Eben solche Hindernisse zu besiegen, übet euren Scharfsinn.

Zum Ausgraben des Loches würden wir bald auf Wasser stoßen.

Das ist gewiß. Aber eben die Ueberwältigung des Wassers ist das Problem. Wenn es auch nie gelingen sollte, würde es vielleicht die Mechanik und Hydraulik mit den schätzbarsten Erfindungen bereichern. Also die Frostzone, nicht  $\frac{1}{1200}$ tel Dicke unseres Planeten, wäre die Gränze unseres Emporsteigens zum Firmament, wenn auch die mechanischen Hindernisse glücklich besiegt würden? — Der Mensch kann im Wasser nicht leben. In der Taucherglocke kann er es. Er kann auf die Dauer nicht über dem Wasser bleiben. In der Korkweste kann er es. Also — macht daß er in der feinen und kalten Luft da oben dauern könne, oder — macht diese Luft dichter und wärmer!

Wir essen und trinken täglich die mannigfachen Dinge. Aber wissen wir wol, wie jede Gattung Speise und Trank auf uns wirkt?

Wir sehen, daß Milch durch Zuthun einer Säure gerinnt. Wir schließen daraus, daß dieses auch im Magen der Fall sein müsse, wenn wir auf Milch Säuren zu uns nehmen, und daß die Verdauung dadurch zum Nachtheil unserer Gesundheit unterbrochen werden würde.

Wir bedenken nicht, daß der Magen und die innere Organisation der Verdauung dazu kommt, und ganz andere Erfolge hervorbringt, als wir im Destillir-Kolben sehen. Und doch sind unsre mehrsten diätetischen Regeln von einer hypothetischen Analogie dieser äußeren chemischen zur inneren Gährung abgezogen, und unsre mehrsten Arzneimittel hierauf gegründet. Wir schließen: Chinarinde hat den Cajus und Mevius vom Fieber geheilt; also heilt sie jedermann. Wir vergessen dabei, daß jeder Mensch eine Welt ist, seine eigenthümliche Welt in seinem Innern trägt, und selbst im organischen Baue von jedem andern abweicht.

Erst wenn wir die Urelemente aller Körper rein darstellen und beliebig zusammensetzen können, sind wir um einen Schritt weiter.

Wir wissen seit Jahrtausenden, daß Wasser die Salze auflöst. Wie geschieht diese Auflösung? Warum löst sich Blei nicht im Wasser auf? Ist chemische Auflösung von einer mechanischen Trennung der Theile so wesentlich verschieden? und wirkt nicht auch bei jener nichts, als eine feinere Reibung?

So sehr der Mensch hier in seinem Wissen und in der Kunst zu schaffen noch zurück ist, so weit hat er es in der Kunst zu zerstören gebracht; vielleicht bis zum Höchsten.

Der äthiopische Kürbiß-Baum (Adansonische Baum, Calebay-Baum), dessen Stamm kaum 12 Fuß hoch wird, dagegen bis 37 Fuß im Durchmesser erhält, soll, nach Adansons Berechnung, um einen Stamm von 30 Fuß im Durchmesser zu erhalten, 5150 Jahre nöthig haben. Eine solche Frucht von 5000 Jahren zerstört der Mensch in 5 Minuten! Die

Egyptischen Pyramiden, die schon mehrere tausend Jahre den Elementen trotzen, sprengt er vielleicht in einem einzigen Tage in die Luft!

Schaffen und Erhalten ist der Gegensatz von Zerstören. Und doch ist beides sehr nahe mit dem Zerstören verwandt. Denn oft ist Erhaltung nur durch Zerstörung möglich, so wie oft Leben nur aus dem Tode hervorgeht.

So müssen wir, um Obst, Gemüse, Feldfrüchte zu haben, Myriaden von Raupen, Schmetterlingen, Heuschrecken zerstören. Wir tödten den Holzwurm, um unsre Meubles zu retten, die Ratte, um unsre Kleider zu erhalten. Wir tödten den Wolf, der in unsern Schaafstall bricht, ja selbst zuweilen unsers Gleichen, um Haus und Hof und unser Allerheiligstes zu retten. —

Wir haben zwar ein Schriftstück des minderen Stilranges vor uns, das, weil zu rascher Veröffentlichung bestimmt, nur stückweise und ungleichmäßig zugerichtet ist: wie denn das Erhalten allzu kurz abgethan wird. Nichts desto weniger gewahren wir überall den Geist Heinrich's von Kleist. Einzelnes, wie das über die Wirkung der Säuren, erinnert an seine chemischen Studien in Paris (an seine Braut S. 203). Seinen Freund Brokes stattet er (ebenda S. 152) enthusiastisch mit den Eigenschaften aus, die ihm seinen Gedanken über „Wissen“ und „Schaffen“ zufolge als die höchsten erscheinen. Damals, im Februar 1811, bemächtigte sich der Menschen bereits das Gefühl, daß ein Vorstoß Napoleon's gegen Osten erfolgen werde, der neue Opfer erfordere. Auf Napoleon und seinen Menschenverbrauch zielt der grimme Satz Kleist's, daß die Weltherrschaft dem gesichert wäre, der Menschen wie Besenstiele schnitzte, und ihren Schädeln nach der Gall'schen Theorie eminente Diebs- und Rauf-Organen imprimiren könnte. Am Schlusse des Ganzen, wo wir gegen das Zerstören weitere Bemerkungen erwarten würden, springt Kleist paradox zur Forderung des Zerstörens um; denn oft sei Erhaltung nur durch Zerstörung möglich, so wie oft Leben nur aus dem Tode hervorgehe; wie es einst im Phöbus gestanden hatte, poetischer und

in anderem Zusammenhange: „aus der Verwefung Reiche lodet er gern Blumen der Schönheit hervor“. Noch ahnen wir kaum, wo Kleist hinaus will. Immer dichter aber führt er uns an den entscheidenden Satz, den er aussprechen will, heran. Der Dichter der Hermannsschlacht, der (5, 22) dem fremden Tyrannenknechte Varus entgegenherrscht:

Steh, Wolf vom Tiberstrande,  
Hier sind die Jäger, die dich fällen —

der im Kriegslied der Deutschen mit grausigem Humor den Franzmann wie ein jagdbares Wild zu hegen räth:

Auf den Wolf, so viel ich weiß,  
Ist ein Preis gesetzt;  
Wo er immer hungerheiß  
Naht, wird er geheget —

der Germania an ihre Kinder den Befehl der Rache richten läßt:

Eine Lustjagd, wie wenn Schützen  
Auf die Spur dem Wolfe sitzen!  
Schlagt ihn todt! Das Weltgericht  
Fragt euch nach den Gründen nicht —

der unverzagte, liebeglähnde, haßerfüllte Kleist ist es noch immer, der jetzt, wo Napoleon neu sich regt, mit dem Röcher der Rede unter die Seinigen tritt und mit unerhörter Kühnheit seine Pfeile auf die Feinde sendet:

Wir tödten den Holzwurm, um unsre Meubles zu retten, die  
Motte, um unsre Kleider zu erhalten. Wir tödten den Wolf, der in  
unsern Schaafstall bricht, ja selbst zuweilen unser's Gleichen, um Haus  
und Hof und unser Allerheiligstes zu retten.

Wir empfinden den Schwung und den Rhythmus dieser Sätze. Wenig fehlt, so wäre ein Gedicht entstanden. Wer besaß damals in Berlin den Muth, öffentlich eine solche Sprache zu führen und mit seiner Existenz für das Allerheiligste einzustehen?

## 11. Geographische Nachricht von der Insel Helgoland.

In den stetig fortgesponnenen Kleinkrieg gegen Napoleon's Pläne gehört auch die Geographische Nachricht von der Insel Helgoland im 56. Abendblatt, vom 4. December 1810, die mit *hk* unterzeichnet ist. Wiewohl sich Kleist auf die Hamburger Gemeinnützigen Unterhaltungs-Blätter, 1810 Nr. 43, beruft, so darf uns Kleist's Artikel doch als Originalarbeit gelten. In den Hamburger Blättern beginnt die Artikelferie „Einige Nachrichten von der Insel Helgoland und ihren Bewohnern“ mit Nr. 38, vom 22. September 1810, und zieht sich bis Nr. 46, vom 17. November, hin. Zwischen diesen Aufsätzen und dem Kleist's geschah etwas ganz Neues: die Proclamirung der Continentsperre und die festländische Verbrennung der Colonialwaaren, die auch in Berlin Statt finden mußte. Helgoland wurde in den wirthschaftlichen Kämpfen der wichtigste Stützpunkt und Stapelplatz der Engländer. Diese politischen Zustände gaben Kleist für die Ein- und Ausleitung seines Artikels die Farbe, und auch in der eigentlichen Beschreibung Helgolands hält er sich so frei von der Vorlage, die er citirt, daß dieses Citat nur decorativen Deckwerth zu haben scheint. Der Aufsatz Kleist's lautet:

### Geographische Nachricht von der Insel Helgoland.

In den öffentlichen Blättern las man vor einiger Zeit, daß auf der, an der Mündung dreier Flüsse zugleich, nämlich der Weser, Elbe und Eyder, liegenden und mithin den Unterschleifshandel, zwischen England und dem Continent, bis zu den letzten Kaiserlich-Französischen Decreten, äußerst begünstigenden Insel Helgoland, für 20 Mill. Pfund Sterl. Werth, an Colonial-Waaren und Engl. Fabrikaten aufgehäuft wäre. Wenn man erwägt, wie groß die Menschenmasse sein muß, die ein Gewerbe, von so beträchtlichem, man mögte sagen ungeheurem Umfange, auf diesen Platz zusammenzieht: so wird eine Nachricht über die

geographische und physikalische Beschaffenheit dieser Insel sehr interessant, die kürzlich in den Gemeinnützigen Unterhaltungs-Blättern gestanden hat: ein Journal, das überhaupt, wegen der Abwechslung an lehrreichen und ergötzenden Aufsätzen, und des ganzen Geistes, ernst und heiter, der darin herrscht, den Titel eines Volksblatts (ein beneidenswürdiger Titel!) mehr als irgend ein andres Journal, das sich darum bewirbt, verdient. Nach diesem Blatt (St. 48) beträgt der Umfang des thonartigen Felsens, worauf diese kleine, Bedrängnissen aller Art seinen Ursprung dankende Stablisement ruht, nicht mehr als  $\frac{1}{2}$  Meile; und auf der, dem zufolge nicht mehr als  $\frac{1}{4}$  Quadratmeile betragenden Oberfläche, fanden, schon vor Ausbruch des Krieges, weder die Häuser, 400 an der Zahl, die darauf befindlich waren, noch die Familien, 480 an der Zahl, die sie bewohnten, gehörigen Platz. Schon Büsching giebt die Menschenmenge zu 1700 Seelen an; eine ungeheure Bevölkerung, die die beträchtlichsten in England und in den Niederlanden, von 4500 Seelen auf 1 Quadratmeile, um ein Drittel übersteigt. Dabei ist der hohe und steile, an drei Seiten vom Meere bespülte Felsen, worauf der Flecken gebaut ist, wegen seiner mürben, zwischen den Fingern zerreiblichen Substanz, durch die Bitterung vom Gipfel zum Fuß zerspalten und zerrissen; bergestalt, daß, aus Furcht vor den Erdfällen und Zerbrödelungen, die sehr häufig eintreten, bereits mehrere, auf dem äußersten Rand schwebende Häuser haben abgebrochen werden müssen, und bei einem derselben, vor mehreren Jahren, wirklich der Flügel des Königl. Wachthauses, schon herabgestürzt ist. Die Besorgniß, den Felsen ganz sich auflösen und zusammenfallen zu sehen, hat den Rath schon längst die Nothwendigkeit einer Abdachung empfinden lassen; aber der beschränkte Raum, den sein Gipfel darbietet, und der im umgekehrten Verhältniß damit stehende, ungeheure jährliche Wachsthum der Bevölkerung, verzögern die Ausführung dieses Entschlusses von Jahr zu Jahr. Die Einrichtung der Häuser kleiner und compendioser zu machen, oder sie dichter an einander zu rücken, oder die Straßen, die dadurch gebildet werden, zu verengen, ist unmöglich; denn die ein Stock hohen Häuser enthalten nicht mehr, als ein Zimmer, eine Kammer, eine Küche und eine Speisekammer, und die Straßen sind schon, ihrer ersten Anlage nach, so eng, daß kein Fuhrwerk sie passiren, und höchstens nur eine Leiche hindurch getragen werden kann. Gegen Südost befindet sich zwar noch ein kleines dünenartiges Vorland oder Unterland, auf dessen höchstem Punkt dicht an der Felswand, noch 50 Häuser angeordnet sind; aber die Fluth, so oft sie eintritt, überschwemmt diese Düne, und bei Stürmen und Ungewittern droht der Wachsthum derselben, die Häuser, die darauf befindlich sind, gänzlich hinwegzuspülen. Erwägt man hierbei, daß der Felsen ganz unfruchtbar

ist; daß auf dem Vor- oder Unterland, zwischen den Häusern, der einzige süße trinkbare Quell entspringt; daß man sich, im Fleden selbst, mit bloßem Regenwasser behelfen, und an heißen Sommertagen, über eine Treppe von 191 Stufen herabsteigen muß, um daraus zu schöpfen; daß nur einige Johannisbeersträucher, ein wenig Gerste (400 Tonnen nach Büsching) und Weide für's Vieh, auf der Oberfläche des Felsens wachsen; daß innerhalb des hohen, vor Stürmen einigermaßen gesicherten, Hofes des Predigerhauses der einzige Baum befindlich ist (ein Maulbeerbaum); daß demnach, vom Ursprung dieses Etablissements an, alle Bedürfnisse, auch die ersten und dringendsten, aus den, sechs und zehn Meilen fernen Häfen des festen Landes, geholt werden mußten; daß durch den Krieg und die unerbittliche Sperrung des Continents der Insel diese Zufuhr gänzlich abgeschnitten ist; daß mithin, bis auf Fleisch, Butter, Bier, Salz und Brod, Alles, mit unverhältnißmäßig mühevollen Anstrengungen, aus den Häfen von England herübergeschafft werden muß: so gehört dieser, um einen Werth von 20 Mill. Pfund Sterling spielende, continuirliche, an Leben und Bewegung alle Messen des Continents übertreffende Handel, der auf dieser öden, nackten, von der Natur gänzlich vernachlässigten Felscholle, in Mitten des Meers, sein Waarenlager aufgeschlagen hat, (nun aber wahrscheinlich Bankerott machen wird) gewiß zu den außerordentlichsten und merkwürdigsten Erscheinungen der Zeit.

hk.

Man bemerke die außerordentliche Vorsicht, mit der Kleist den gefährlichen Artikel an den Klippen der Censur vorbeibrachte. Das blinde Citat der Gemeinnützigen Unterhaltungsblätter, als habe das Alles schon in ihnen gestanden, und wohl auch der Klammerzusatz am Schlusse, daß der englische Handel wahrscheinlich Bankerott machen werde, sollten gewiß nur den Censor in Sicherheit wiegen. Kleist's und seiner Freunde Wunsch und Hoffnung ging gerade dahin, daß der englische Handel gegen Napoleon nicht unterliegen möge. Kleist wollte für Helgoland beim preußischen Leser Stimmung machen, in der klugen Erwägung, daß dadurch die moralischen Widerstände gegen die französische Herrschaft gestärkt würden. In dem gleichen Sinne wirkte er, als er zwei Tage später, im 58. Abendblatt, eine kurze Nachricht vom Helgoländischen Gottes-

gerichte gab, welches darin bestände, daß Streitigkeiten zweifelhafter Entscheidung durch das Werfen von Looszeichen geschlichtet würden.

Kleist's Aufsatz wurde verstanden, wie er verstanden werden sollte. Der Oberstlieutenant von Ompteda sei wieder unser Zeuge (Nachlaß 2, 32). Als der Partheigänger des englischen Königshauses und der Widersacher Napoleon's griff er mit Befriedigung die Tendenz des Kleist'schen Artikels auf, schrieb selbst, aus eigener Kenntniß Helgolands, einen neuen Artikel und zeigte ihn Heinrich von Kleist: der ihn indeß, der Censur wegen, nicht zum Abdruck bringen konnte. Aber das gesammte Material legte Ompteda doch seinem Bruder, dem Minister, als wichtiges Symptom des preußischen Geheimkrieges gegen Napoleon vor.

## 12. Uralte Reichstagsfeierlichkeit, oder Kampf der Blinden mit dem Schweine.

Wie das vorige Schriftstück, giebt auch die obige Erzählung im 42. Abendblatte, vom 17. November 1810, die Gemeinnützigen Unterhaltungs-Blätter als Quelle an. Und in der That, sie beruht auf deren 43. Nummer vom 27. October 1810, wo sie „Der Kampf der Blinden mit dem Schweine“ betitelt und als „ein alt-deutscher Schwank“ bezeichnet ist. Würde nichts die Quelle andeuten, so müßte man wegen des Stiles auf die Meinung kommen, man habe es mit einem Originalartikel Kleist's zu thun. Mit welchen, gelinden und energischeren, Mitteln Kleist diesen Eindruck hervorbringt, durchschaut man erst, wenn man die beiden Gestalten dieses Aufsatzes neben einander vergleichen kann:

## Gem. Unterh.-Blätter.

Der Kaiser Maximilian der Erste hielt einmal zu Augsburg einen Reichstag, um die Stände zu einem Türkenzuge zu bewegen. Fürsten und Adel ergöhten sich mit mancherlei ritterlichen Spielen. Aber eine eigene Belustigung für den Kayser hatte sich Kunz von der Rosen, Maximilians Hofnarr sowohl als Obrist, ausgedacht. Einen Schwank, in welchem die damalige Zeit wohl nur das Lächerliche allein auffand, unsere Leser aber auch wohl manches finden werden, was keineswegs lächerlich ist.

Auf dem Weinmarkt wurden starke Schranken geschlagen und in der Mitte des dadurch eingeschlossenen Platzes ein Pfahl befestigt, an welchem an einem langen Strick ein fettes Schwein gebunden war. Es traten aber auch zwölf Blinde in die Schranken, aus den niedrigsten Ständen, jeder mit einem Prügel bewaffnet und angethan mit einem alten rostigen Harnisch, um gegen das Schwein zu kämpfen. Kunz von der Rosen hatte verheißen, daß demjenigen Blinden das Schwein gehören würde, der so glücklich wäre, es mit seinem Prügel zu erlegen.

Die Blinden hatten sich in einen Kreis stellen müssen, und da nun, wie bey einem Ritterspiel, trompetet wurde, gieng der Angriff an. Die Blinden tappten auf den Punkt zu, wo die Sau auf etwas Stroh lag und grunzte. Jetzt empfing

## Kleist.

Als Kaiser Maximilian der Erste zu Augsburg, um die Stände zu einem Türkenzuge zu bewegen, einen Reichstag hielt, ergöhten sich Fürsten und Adel mit mancherlei ritterlichen Spielen. Aber eine eigene Belustigung für den Kaiser hatte sich Kunz von der Rosen, Maximilians Hofnarr sowohl als Obrist ausgedacht.

Auf dem Weinmarkt nämlich, in der Mitte eines von starken Schranken eingeschlossenen Platzes, ward ein Pfahl befestigt; an dem Pfahl aber, vermitteltst eines langen Stricks, ein fettes Schwein gebunden. Zwölf Blinde, arme Leute, mit einem Prügel bewaffnet, eine Pichelhaube auf, und von Kopf zu Fuß in altes rostiges Eisen gesteckt, traten nun in die Schranken, um gegen das Schwein zu kämpfen; denn Kunz von der Rosen hatte versprochen, daß demjenigen das Schwein gehören solle, der es erlegen würde.

Drauf, nachdem die Blinden sich in einen Kreis gestellt, geht, auf einen Trompetenstoß, der Angriff an. Die Blinden tappten auf den Punct zu, wo die Sau auf etwas Stroh lag und grunzte. Jetzt empfing diese

diese einen Streich und fieng an zu schreien und fuhr dabey einem oder zwey Blinden zwischen die Füße und warf die Blinden um. Diese trafen im Fallen auf einige Andere und warfen diese mit um. Die übrigen Stehenden, welche die Sau grunzen und schreien hörten, eilten auch hinzu, schlugen tapfer darauf los und trafen weit eher einen Mitkämpfer, als die Sau. Der Mitkämpfer schlug auf den Angreifer ärgerlich zurück und ein Dritter, der von ihrem Haber nichts wußte, meinte freilich, die Weiden schlugen auf das Schwein und half denn auch nach Herzenslust, mit zuschlagen. Zuweilen waren die Blinden alle mit ihren Prügeln aneinander und arbeiteten so grimmig auf die Pidelhauben der Mitkämpfer, daß es klang, als wären Kesselschmiede und Pfannenslider in ihren Werkstätten geschäftig. Die Sau, welche den Vortheil hatte, gut sehen, und den Streichen ausweichen zu können, fieng indessen an zu gröllen. Das brachte die Blinden schnell von einander. Sie giengen auf das Schwein zu, welches sich unterdessen schon wieder eine andre Stelle suchte, gegen die Prügel sicher zu seyn. Bei dem Hineilen zu dem Schweine stießen die Blinden aneinander; Einige fielen über den Strich, an welchen die Sau gelegt war. Mancher lief zu weit, kam an die Schranken und führte auf diese einen gewaltigen Streich. Ein Andrer glaubte, die Sau gewiß zu

einen Streich und fing an zu schreien und fuhr dabei einem oder zwei Blinden zwischen die Füße und warf die Blinden um.

Die übrigen, auf der Seite stehenden, welche die Sau grunzen und schreien hörten, eilten auch hinzu, schlugen tapfer darauf los und trafen eben so oft einen Mitkämpfer, als die Sau. Der Mitkämpfer schlug auf den Angreifer, dem er nichts gethan hatte, ärgerlich zurück; und endlich schlug gar ein Dritter, der von ihrem Haber nichts wußte, indem er meinte, sie schlugen auf das Schwein, auf beide los. Zuweilen waren die Blinden alle mit ihren Prügeln an einander und arbeiteten so grimmig auf die Pidelhauben der Mitkämpfer los, daß es klang, als wären Kesselschmiede und Pfannenslider in Eisenhütten und Werkstätten geschäftig. Die Sau, welche den Vortheil hatte, gut zu sehen und den Streichen ausweichen zu können, fing indessen an, zu gröllen. Auf dieß Gegröll spizen die Blinden die Ohren; sie verlassen einander und gehen, mit ihren Prügeln, auf das Schwein zu. Aber dieß hat sich indessen schon wieder einen andern Platz gesucht; und die Blinden stoßen aneinander, sie fallen über das Seil, woran das Schwein festgebunden ist, sie berühren die Schranke, und führen, weil sie glauben,

haben, hob mit beiden Armen den Prügel und traf das Pflaster so heftig, daß die Waffe ihm aus den Händen fiel, die er mit großer Mühe und vielfältig vergeblichem Tappen dann wieder suchte, indessen ein Anderer dachte, das Schwein traspelte hier, und ihm einen derben Hieb verfehte. Man sieht wohl, wie Roth es that, daß die Blinden so gut geharnischt waren.

An zwey Stunden hatte das Spiel gedauert und Alle waren völlig von Kräften. Da gelang es denn doch einem Blinden, das Schwein mit mehrern gut angebrachten Prügelstreichen zu erlegen, und ihm wurde dasselbe denn auch zu Theil. Nichts von dem Jubel der Zuschauer, die aus allen Ständen in unglaublicher Anzahl vorhanden waren. Aber es darf nicht unerwähnt bleiben, daß man den blinden Kämpfern des Abends ein herrliches Gastmahl gab. Freilich hatte der Eine einen mit Blut unterlaufenen Kopf; der Andere da und dort und ein Dritter hinkte. Die Meisten mochten beschädigt seyn. Indessen beym Mahle dachte Keiner an seinen Schmerz, sondern alle waren wohlgemuthet und lustig.

das Schwein getroffen zu haben, einen ungeheuren Schlag darauf.

Endlich nach vielen Stunden vergeblichen Suchens, gelingt es Einem: er trifft das Schwein mit dem Prügel auf die Schnauze; es fällt — und ein unendliches Jubelgeschrei erhebt sich. Er wird zum Sieger ausgerufen, das Schwein ihm, vom Kampferosd zuerkannt; und blutrünstig

und unterlaufen, wie sie sein mögen, sehen sie sich, sammt und sonders, an einem herrlichen Gastmahl nieder, das die Feierlichkeit beschließt.

Aus dem Verhältniß beider Texte tritt Kleist's Arbeitsweise lehrreich für uns hervor. Nicht nur die von ihm gestrichenen, sondern auch die beibehaltenen oder umgeformten Stellen sind beachtenswerth. So verfuhr Kleist auch mit fremden Manuscripten, die ihm zukamen.

Unter seine Parerga würde die uralte Reichstagsfeierlichkeit zu setzen sein.

## 13. Von der Ueberlegung.

## Eine Paradoxe.

Dieser Artikel steht im 59. Abendblatt vom 7. December 1810, ist  $x$  gezeichnet und findet sich bereits in Kleist's Schriften. Kleist überträgt, was er über Wissen und Schaffen allgemein ausführte, hier auf das Militärische. Den Nutzen der Ueberlegung, den man in alle Himmel rühme, bestreitet er. Er fordert erst die That. Die Ueberlegung finde ihren Zeitpunkt weit schicklicher nach, als vor der That. Als Deutscher gedenke er dereinst seinem Sohne, besonders wenn er sich zum Soldaten bestimmen sollte, in diesem Sinne eine Rede zu halten. So tief steckte Kleist das Militärische in den Gliedern!

## 14. Neujahrswunsch für 1811.

In militärischer Einkleidung brachte Kleist seinen Lesern einen Neujahrsgruß. Er faßte ihn in der Sprache eines Feuerwerfers Friedericianischer Zeit, glorreichen Angedenkens, ab, die er selber erst romantisch sich für seine Zwecke schuf, ohne daß sie jemals so dagewesen wäre. Der Glückwunsch, bisher nicht gekannt, steht im 3. Abendblatt vom 4. Januar 1811 und lautet:

## Neujahrswunsch

eines Feuerwerfers an seinen Hauptmann,  
aus dem siebenjährigen Kriege.

Hochwohlgeborner Herr,  
Hochzuehrender, Hochgebietender, Bester und  
Strenger Herr Hauptmann!

Sintemal und alldieweil und gleichwie, wenn die ungestüme Wasserfluth und deren schäumende Wellen einer ganzen Stadt Untergang und Verwüstung brohen, und dann der zitternde Bürger mit Rettungswerkzeugen herzu eilet und rennt, um wo möglich den rauschenden, brausenden und erzürnten Fluthen Einhalt zu thun: so und nicht anders eile ich

Em. Hochwohlgeboren bei dem jetzigen Jahreswechsel von der Unverbesserlichkeit meiner, Ihnen gewidmeten Ergebenheit bereitwilligst und dienstbeflissenlichst zu versichern und zu überzeugen und dabei meinem Hochgeehrten Herrn Hauptmann ein ganzes Arsenal voll aller zur Glückseligkeit des menschlichen Lebens erforderlichen Bedürfnisse anzuwünschen. — Es müsse meinem Hochgeehrtesten Herrn Hauptmann weder an Pulver der edlen Gesundheit, noch an den Kugeln eines immerwährenden Vergnügens, weder an Bomben der Zufriedenheit, weder an Carcassen der Gemüthsruhe, noch an der Lunte eines langen Lebens ermangeln. Es müssen die Feinde unsrer Ruhe, die Pandurenmäßigen Sorgen, sich nimmer der Citadelle Ihres Herzens nähern; ja, es müsse ihnen gelingen, die Trancheen ihrer Kränkungen vor der Redoute Ihrer Lustempfindungen zu öffnen. Das Glacis Ihres Wohlergehns sei bis in das späteste Alter mit den Pallisaden des Seegens verwahrt, und die Sturmleitern des Kummerß müssen vergebens an das Ravelin Ihrer Freude gelegt werden. Es müssen Em. Hochwohlgeboren alle, bei dem beschwerlichen Marsch dieses Lebens vorkommende, Defilées ohne Verlust und Schaden passiren, und fehle es zu keiner Zeit, weder der Cavallerie Ihrer Wünsche, noch der Infanterie Ihrer Hoffnungen, noch der reitenden Artillerie Ihrer Projecte an dem Proviand und den Munitionen eines glücklichen Erfolgs. Uebrigens ermangle ich auch nicht, das Gewehr meiner mit scharfen Patronen geladenen Dankbarkeit zu der Salve Ihres gütigen Wohlwollens loszuschießen, und mit ganzen Pelotons der Erkenntlichkeit durch zu chargiren. Ich verabscheue die Handgriffe der Falschheit, ich mache den Pfannbedel der Verstellung ab, und bringe mit aufgepflanztem Bajonet meiner ergebensten Bitte in das Bataillon Quarré Ihrer Freundschaft ein, um dieselbe zu forciren, daß sie mir den Wahlplatz Ihrer Gewogenheit überlassen müsse, wo ich mich zu maintainiren suchen werde, bis die unvermeidliche Mine des Todes ihren Effect thut, und mich, nicht in die Luft sprengen, wohl aber in die dunkle Casematte des Grabes einquartiren wird. Bis dahin verharre ich meines

Hochzuehrenden Herrn Hauptmanns  
respektmäßiger Diener N. N.

Die Sprache, die Kleist absichtlich in das Ungewöhnliche verlegt, ist mit der größten Sorgfalt durchgearbeitet. Sie tritt nirgends, in Nachbildung der von Kleist gerühmten Shakespeare'schen Eigenschaft, aus der Sphäre eines Feuerwerkers heraus. Man kann dies Spiel der Dinge und Worte, in geringerem Umfange, schon im Gebet des Zoroaster beobachten.

Aber nicht die feierliche Stimmung desselben, sondern ein leichter Humor beherrscht den Neujahrswunsch, aus dem jedoch mit ernstern Augen die Absicht Kleist's hervorblickt, den Geist altpreussischer Zuversicht und Soldatentreue in seinem Volke wach zu halten.

### 15. General Westermann.

Kleist's Freude an militärischer Bravour strahlt ferner aus einer flotten Schilderung des Generals Westermann, die er als anonyme Miscelle in das 20. Abendblatt, vom 24. Januar 1811 setzte:

In Chateauneuf des généraux qui sont illustres dans la guerre de la revolution findet man sehr viel Merkwürdiges über den General Westermann, der unter dem Zunamen: der Fleischer der Vendee, bekannt war. Westermann, heißt es darin, strahlte als Heerführer in den Schluchten und Forsten der Vendee. Er hatte ein ausgezeichnetes Talent für dieses Terrain und würde vielleicht auf flachem Lande kein so guter General gewesen sein. Mit einer schönen, hohen, anmuthigen Gestalt verband er persönliche Bravour im höchsten Grade; sein Auge flammte drohend, wenn die Schlacht begann, seine Stimme glich dem Donner, und seine stürmische Hitze siegte allenthalben, wo er sich an die Spitze stellte. Wenn sich der Sieg nicht schnell zu seinen Gunsten ergab, zog er den Rock aus, streifte die Hemdärmel wie ein Fleischer auf, nahm die Zügel seines Pferdeß in den Mund, faßte mit jeder Hand eine geladene Pistole, hielt seinen großen Säbel an die Faust und stürzte sich, an der Spitze seiner Cavallerie, in das dichteste Gedränge. Oft sah man ihn mit 500—600 Husaren auf diese Art in den Feind hineinstürzen und allein wieder zurückkommen, indem er alle Leute verloren hatte, und über und über voll Wunden war; oft trug er den Arm in einer Binde, oder war selbst aufs Pferd gebunden, wenn er in die Schlacht ritt. Die Soldaten, welche erstaunten, daß er so wunderbar mit dem Leben aus so vielen Schlachten davongekommen war, ließen es sich nicht ausreden, daß er einen Bund mit dem Teufel gemacht habe.

Chateauneuf's Werk war mir unzugänglich, so daß ich keine Einsicht in das Verhältniß des deutschen und des französischen Textes nehmen konnte. Irrte ich aber nicht, so hat sich

Kleist bei seiner Uebertragung frei und kühn bewegt. Chateauf muß damals viel gelesen worden sein. Als 1810 ein (zufällig hier vorhandener) angeblicher Anhang zu Chateauf erschien, in dem sich der ungenannte Autor sehr böse über Friedrich Wilhelm III. ausließ, nahm sich Adam Müller in einer Literarnotiz der Abendblätter (Nr. 19, 1810) dieses Machwerk vor und gab die freche Unwissenheit des Verfassers dem Gespötte der preussischen Leser preis: und zwar ohne Person und Namen des regierenden Herrn mit einer Silbe zu erwähnen und in die Debatte zu ziehen.

#### 16. Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten.

Der „Hauptmann“, sahen wir, macht bei Kleist Figur. Kleist wäre, wenn er das Militär nicht verlassen hätte, um 1811 nach fast zwanzigjähriger Dienstzeit, selber Hauptmann gewesen: wie er ja wirklich im Herbst 1811 wieder als Hauptmann in die Armee eingestellt zu werden Aussicht hatte. Als „Hauptmann“ bringt er denn auch selber im 8. Abendblatte, vom 10. Januar 1811, drei „Unwahrscheinliche Wahrhaftigkeiten“ vor, die man mit Recht bereits in seine Werke aufgenommen hat. Die Tendenz des Artikels ist eine anti-rationalistische. Gegen die landläufige Forderung, daß die Wahrheit auch wahrscheinlich sein müsse, führt Kleist als höhere Instanz die Erfahrung vor, die lehre, daß die Wahrscheinlichkeit nicht immer auf Seiten der Wahrheit sei: ein Satz, der (wie Minor im Euphorion 1894 aufgewiesen hat) auch im Michael Kohlhaas steckt.

Zwei von den unwahrscheinlichen Wahrhaftigkeiten sind, meines Erachtens, eigene Erlebnisse Kleist's, während die dritte, Schiller's Geschichte des Abfalls der Niederlande (Hempel 11, 150) entnommen, dazu bestimmt ist, autoritativ jeden vorgebrachten Zweifel niederzuschlagen.

Ich gehe von der zuletzt erzählten Wahrhaftigkeit aus: „Im Jahr 1803 befand ich mich, mit meinem Freunde, in dem Flecken Königstein in Sachsen“ . . . „unter vielen andern Einwohnern der Stadt begaben auch wir uns, mein Freund und ich, täglich Abends nach dem (eine halbe Stunde entfernten, am Rande des äußerst steilen Elbufers gelegenen) Steinbruch hinaus.“ Da sei durch den Druck der Luft, den ein niedergehender Steinblock verursachte, ein schwerer Elbfahn aus dem Wasser auf das Ufer gehoben worden. Der berichtete Vorgang fügt sich leicht in das, was wir von Kleist's Leben wissen. Er war 1803 in Dresden (an Ulrike S. 86): gewiß also auch in Königstein! Den „Freund“ von damals kennen wir ebenfalls: es war Pful. Ich sehe in der Geschichte ein selbstbiographisches Zeugniß Kleist's.

Ebenso beurtheile ich die ersterzählte Wahrhaftigkeit, die (wenn ich rückwärts rechne) „elf Jahre früher“, und zwar „auf einem Marsch, 1792, in der Rheincampagne“ geschehen sei. Es war „nach einem Gefecht, das wir mit dem Feinde gehabt hatten“. Ein Soldat, der in Reih und Glied mitmarschirte, war anscheinend mitten durch die Brust geschossen worden. „Abends, da wir ins Lager gerückt waren“, fand der Chirurgus, daß die Kugel, die vorn eingedrungen, rings um den ganzen Leib herumgeglitscht und hinten aus der Haut herausgebrochen sei, ohne den Soldaten ernstlich zu beschädigen. Nun aber wurde das Potsdamer Bataillon Garde, bei dem Kleist seit Juni 1792 stand, im December 1792 (nach authentischer Auskunft des Herrn Major von Ries) mobil gemacht; es kam jedoch schwerlich noch 1792 vor den Feind, sondern erst 1793 am Rhein. Somit würde Kleist's Jahresansatz nicht genau stimmen. Aber dieses Moment braucht uns nicht unsicher zu machen; denn rückschauend vom Jahre 1811 konnte sich Kleist, wo historische Correctheit nicht durchaus ge-

fordert war, wohl irren. So betrachte ich diese Geschichte als eine Kriegserinnerung Kleist's, die ihm lebendig in der Erinnerung haften blieb. Ich messe ihr größeren biographischen Werth zu, als dem Wenigen, was wir durch Zufall über seine Kriegsjahre wissen.

#### 17. Beispiel einer unerhörten Mordbrennerei.

Die Unwahrscheinlichen Wahrhaftigkeiten, der Neujahrswunsch, die Briefe und andere von den vorher besprochenen Aufsätzen haben da, wo sie ursprünglich in den Abendblättern stehen, die Bestimmung, dem einzelnen Blatte, hinter dem Depeschennationale, einen allgemein-interessirenden Abschluß zu geben. Zuweilen treten, anstatt eines längeren, zwei kürzere Aufsätze ein. Dies ist der Fall im 6. und 7. Abendblatt, vom 8. und 9. Januar 1811: das sechste enthält „Mordbrennerei“ und „Prophezeihung“, das siebente „Mutterliebe“ und „Naturgeschichte“. Ich halte diese vier anonymen Stücke für eigene Arbeiten Kleist's.

Eine Entscheidung ist nicht leicht zu treffen. Denn da Kleist fremde Aufsätze auswärtiger Zeitungen, wenn sie ihm werthvoll erschienen und sorgfältig geschrieben waren, stillschweigend in seine Abendblätter übernahm, so ist die Möglichkeit des Irrthums immerfort für uns vorhanden. Jacob Grimm hat z. B. auf dem Deckel seines Exemplars der Abendblätter aus sprachlichem Interesse zwei an sich beachtenswerthe Artikel, eine Erörterung des Sprichwortes „Verbessert durch Johann Balhorn“, sowie einen merkwürdigen Prozeß über den Stadtpfarrern und Stadtfarren ausgezeichnet. Aber dennoch gehören sie nicht Kleist. Ich fand beide wörtlich vorher im Nürnberger Korrespondenten vom 31. December 1810 (Nr. 365) und vom 5. Januar 1811 (Nr. 5). Derartiges habe

ich mir in zahllosen Fällen notirt. Es würde zwecklos sein, diese massenhaften Nachweise hier schon auszubreiten; ich muß das auf eine andre Gelegenheit versparen. Die vier obigen Stücke aber sind mir in keiner Zeitung von damals begegnet. Sie fehlen noch, bis auf eins, den Schriften Kleist's.

#### Beispiel einer unerhörten Nordbrennerei.

Als vor einiger Zeit die Gegend von Berlin von jener berüchtigten Nordbrennerbande heimgesucht ward, war jedem Gemüthe, das Ehrfurcht vor göttlicher und menschlicher Ordnung hat, die entsetzliche Barbarei dieser Gräuel unbegreiflich; und doch war es noch wenigstens nur, um zu stehlen. Was wird man nun zu einem Rechtsfall sagen, der im Jahr 1808 bei dem Kriminalgericht zu Rouen Statt hatte? Dasselbst ward die Todesstrafe, der Nordbrennerei wegen, über einen Mann verhängt, der bis in sein 60stes Jahr für einen rechtschaffenen Mann gegolten und der Achtung aller seiner Mitbürger genossen hatte. Johann Mauconduit, Bauer zu Hattenville, war sein Name. Von bloßem Vergnügen an Nordbrennerei geleitet, hatte er, seit längerer Zeit, hie und da Gebäude in Brand gesteckt, ohne daß es jemand einfiel, ihn deshalb als den Thäter anzusehn. Er hatte eine eigene Maschine erfunden, die sich vermittelst einer Batterie entzündete, und warf sie auf die Häuser, denen er den Brand zugebracht hatte. Innerhalb 8 Monaten hatte er nicht weniger als zehnmal dieses Verbrechen begangen, und zuletzt seine eigene Wohnung in Brand gesteckt: er mußte wohl, daß der Besitzer des Grundstücks verpflichtet war, ihm eine neue zu bauen. Aber da fand man in einem seiner Schränke dergleichen Zündmaschinen, wie man schon öfters, in Fällen, wo sie nicht losgebrannt waren, auf den Dächern der Häuser gefunden hatte; und so klärten sich eine Menge anderer Zeugnisse gegen ihn auf, so, daß er sich endlich zu alle den Feuersbrünsten als Urheber angeben mußte, welche in seiner Nachbarschaft vorgefallen waren.

Das Schriftstück ist also, ähnlich wie die „Werther“-Geschichte, aus Anlaß der Berliner Localereignisse, von denen so oft in den Abendblättern die Rede war, und die auch Brentano in seinem Gedichte benutzte (oben S. 438), verfaßt worden. Ein Berliner hat es für Berliner geschrieben. Daß Kleist es war, bewähre folgende Beobachtung. Der Verfasser

ruft als Instanz gegen die entsetzliche Barbarei der Mordbrenner die „Ehrfurcht vor göttlicher und menschlicher Ordnung“ auf: ebenso sagt Kleist in der Verlobung in St. Domingo, die Engel selbst würden „zur Aufrechthaltung menschlicher und göttlicher Ordnung“ die Sache der Verrathenen nehmen. Beide Male auch, bemerke man, ohne den bestimmten Artikel! Das Beispiel von Rouen muß natürlich französischer Herkunft sein: aber Uebersetzung ist es anscheinend nicht, sondern eigene Darstellung Heinrich's von Kleist.

### 18. Merkwürdige Prophezeihung.

Unmittelbar hinter dem vorigen Stücke im 6. Abendblatte 1811. In den einleitenden Worten auf das engste mit dem Schlußgedanken der „Unwahrscheinlichen Wahrhaftigkeiten“ zusammentreffend, daß der Geschichtschreiber auch ein unwahrscheinliches Factum, wegen der Unverwerflichkeit der Quellen und der Uebereinstimmung der Zeugnisse, aufzunehmen genöthigt sei. Von Kleist nach dem äußerst unterhaltenden französischen Werke, das er citirt, gearbeitet: in welcher Weise, lehre neben der Originalstelle (1,195—197) der Text der Abendblätter:

#### Merkwürdige Prophezeihung.

Monsieur d'Apchon, évêque de Dijon, puis archevêque d'Auch, était dans son enfance chevalier de Malte, et destiné par sa famille au service de la marine. Pendant qu'il étudiait au collège de Lyon, il y passa un jésuite espagnol qui jouissait parmi ses confrères d'une grande réputation de sainteté, et auquel on attribuait le don de prédire l'avenir.

In dem Werk: Paris, Versailles et les Provinces au 18me siècle, par un ancien officier aux gardes françaises, 2 Vol. in 8. 1809 wird die Erzählung einer sonderbar eingetroffenen Vorherverkündigung mit zu viel historischen Angaben belegt, als daß sie nicht einiger Erwägung werth wäre. Herr von Apchon war in seiner früheren Jugend Maltheser:

Le préfet du jeune d'Apchon présenta son élève à ce jésuite, et lui demanda ce qu'il pensait sur son sort à venir? Celui-ci, après avoir bien examiné l'enfant, répondit: „Ayez soin de le faire bien étudier; il doit être un des soutiens de l'Eglise, et sera le troisième évêque de Dijon“; horoscope d'autans plus singulier qu'il n'y avait point encore d'évêché dans cette ville. Les jeunes pensionnaires rirent beaucoup de cette prédiction, et donnèrent au jeune d'Apchon le sobriquet de l'Evêque, qui lui fut même continué par ses nouveaux camarades quand il entra dans les Gardes marines, . . . l'horoscope de M. d'Apchon se trouva accompli, puis-qu'il fut le troisième évêque de Dijon.

Cette anecdote a été attestée par tous ses contemporains; et si quelque chose peut encore en confirmer la vérité, c'est que ce respectable Prélat . . . se plaisait à la raconter comme fait positif . . .

ritter, und von seiner Familie zum Seediensft bestimmt. Als er in dem Collegium zu Lyon war, wurde er einem spanischen Jesuiten vorgestellt, der, unter seinen Mitbrüdern, für einen Wahrsager galt. Dieser, als er ihn ins Auge faßte, sagte ihm, auf eine sonderbare Weise, daß er einst Eine der Stützen der Kirche, und der dritte Bischof von Dijon werden würde. Man verstand den Jesuiten um so weniger, da es damals in Dijon keinen Bischof gab, und Herr von Apchon ward, von diesem Augenblick an, von seinen Mitschülern spottweise der Bischof genannt: einen Zunamen, den er auch nachher als Seekadet beibehielt. Zehn Jahre darauf\*) ward Herr von Apchon Bischof von Dijon, und nachheriger Erzbischof von Auch. —

Diese Begebenheit bestätigen alle Zeitgenossen; und der ehrwürdige Prälat selbst hat sie, durch sein ganzes Leben, erzählt.

(\*) Von „zehn Jahren“ steht nichts im französischen Original.]

Ich benutze die Gelegenheit, um auf Gotthilf Heinrich Schubert's Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften einzugehen; denn die Gesinnung solcher kleistischen Aufsätze, wie der Merkwürdigen Prophezeihung u. a., kommt mit derjenigen Schubert's überein. Schubert hat in seiner Selbstbiographie die Erinnerung an sein und Kleist's befreundetes Streben festgehalten. Der Inhalt des genannten Werkes ist die wissenschaftliche Vertheidigung und historische Beglaubigung derjenigen Erscheinungen des seelischen Daseins, die, als dem

Verstande unbegreiflich, von der sog. Aufklärung abgelehnt wurden. Das Werk ging aus Vorlesungen hervor, die Schubert 1808 in Dresden hielt. Kleist befand sich wohl unter den Zuhörern: man kann erschließen, daß er der achten Vorlesung über die „organische Welt“ beiwohnte. Denn zwei der schönsten Stellen, die allen Druckgestalten des Werkes verblieben sind, wurden zuerst im Phöbus, April- und Maiheft 1808, unter Schubert's Namen veröffentlicht: die Auffindung des Bergmanns zu Falun und eine Schilderung nordischer Regionen in Urzeit und Gegenwart. Wie oft ist seitdem der Bergmann von Falun in Poesie und Prosa bei uns behandelt worden! Bei dieser engsten Verbindung zwischen Kleist's und Schubert's Schriftstellerthum, werden wir begreiflich finden, daß auch das, was Schubert in der vierten Vorlesung über die der menschlichen Natur nicht fremde Gabe der Vorahnungen sagt, mit Kleist's Anschauungen sich deckt. Wie Schubert, bringt Kleist Beispiele von allen Seiten zusammen und veröffentlicht sie. Es war das wirksamste Mittel, Ansichten eines höheren Lebens in die Masse des Volkes fließen zu lassen.

### 19. Mutterliebe.

Im 7. Abendblatt, vom 9. Januar 1811, anonym. „Zu St. Omer im nördlichen Frankreich ereignete sich 1803 der merkwürdige Vorfall“, daß eine Mutter im Kampfe mit einem tollen Hunde, den sie erdroßelt, mit ihren beiden Kindern zu Grunde ging. Man hat das Stück mit Recht bereits in Kleist's Schriften aufgenommen. Es ist, trotz seines geringen Umfangs, mit kleistischer Sorgfalt durchgearbeitet.

Kleist war (an Ulrike S. 93) im October 1803 in St. Omer. Ich glaube, daß wir es wieder mit einem selbstbiographischen Erlebnisse Kleist's zu thun haben.

## 20. Beitrag zur Naturgeschichte des Menschen.

Unmittelbar hinter der „Mutterliebe“ folgt, auch in die Bestrebungen Schubert's einlenkend, der in den Schriften Kleist's nicht enthaltene

## Beitrag zur Naturgeschichte des Menschen.

Im Jahr 1809 zeigten sich in Europa zwei sonderbare entgegengesetzte menschliche Naturphänomene: das Eine eine sogenannte Unverbrennliche, Namens Karoline Kopini, das Andere eine ungeheure Wassertrinkerin, Namens Chartret aus Courton in Frankreich. Jene, die Unverbrennliche, trank siedend heißes Del, wusch sich mit Scheidewasser, ja sogar mit zerschmolzenem Blei, Gesicht und Hände, gieng mit nackten Füßen auf einer dicken glühenden Eisenplatte umher, Alles ohne irgend eine Empfindung von Schmerz. Die Andere trinkt, seit ihrem 8ten Jahre, täglich 20 Kannen laues Wasser; wenn sie weniger trinkt, ist sie krank, fühlt Stiche in der Seite, und fällt in eine Art von Betäubung. — Uebrigens ist sie körperlich und geistig gesund, und war vor zwei Jahren 52 Jahr alt.

Kleist muß beträchtliche Sammlungen merkwürdiger Vorfälle, die er seiner weltgreifenden Lectüre verdankte, besessen haben. Diese Vorräthe kamen ihm, jetzt als Redacteur der Abendblätter, außerordentlich zu Statten. Ich fand seine eine Quelle im Nürnberger Korrespondenten vom 16. März 1809 (Nr. 75) wieder auf:

## Miszelle.

Karoline Kopini, die einzig Unverbrennbare, wie sie sich nennt, gab zu Prag bei ihrer Durchreise aus Italien nach St. Peteröburg verschiedene Beweise. Nebst dem, daß sie Del, welches bis auf 450 Grad siedend gemacht ward, trank, mit einem auf 30 Grade abgezogenen Scheidewasser, so wie auch mit geschmolzenem Zinn sich die Hände und Füße wusch, auf einer dicken glühenden Eisenplatte mit bloßen Füßen umherging, glühende eiserne Schaufeln mit der Zunge betastete, ohne die mindesten Zeichen einer schmerzhaften Empfindung an sich gewahren zu lassen; lieferte sie noch mehrere Proben ihrer wahrhaften Unverbrennbarkeit, und man kann sagen, daß Niemand den Schauplay verließ, welcher diese so außerordentlichen Experimente nicht bewundert hätte.

Auf die andere Urstelle bin ich bei Durchmusterung der Zeitungen nicht gestoßen. Es handelt sich ja um keine großen Dinge; aber kleine interessante Beobachtungen lassen sich doch anstellen. Kleist sagt abweichend: sie wusch sich Gesicht und Hände. Warum nicht das originale: Hände und Füße? Offenbar, weil Kleist stillistisch daran Anstoß nahm, daß das Wort „Füße“ zweimal hinter einander, wie im Original, auch bei ihm gestanden hätte. Er gab in diesem Falle die Treue gegen die Ueberlieferung für die Befriedigung eines ästhetischen Bedürfnisses hin.

## 21. Ueber den Zustand der Schwarzen in Amerika.

Die Verlobung in St. Domingo führt in Land und Sitten amerikanischer Neger ein. Beträchtliche Vorstudien waren nöthig gewesen. Dahin gehört die Lectüre und anonyme Besprechung eines Buches im 10. bis 12. Abendblatt, vom 12. bis 15. Januar 1811: die, wie ich darthun will, von Kleist geschrieben ist. Ich lasse das bisher unbekannte Stück folgen.

### Ueber den Zustand der Schwarzen in Amerika.

In dem Werk: *A Voyage to the Demerary, containing a statistical account of the settlements there, and of those of the Essequibo, the Berbice and other contiguous rivers of Guyana, by Henri Bolingbroke, London, 1810.* sind merkwürdige Nachrichten über den Zustand und die Behandlung der dortigen Neger enthalten.

„Während meines Aufenthalts zu Demerary,“ sagt der Vf., „hatte ich Gelegenheit, mehrere Mal die Eigenthümer der reichen Zuckerplantagen zu Reynestein zu besuchen. So oft ich dies that, benutzte ich dieselbe, mich von dem Zustande und der Arbeit, welche den Negern, in diesen weitläufigen Pflanzungen auferlegt ist, zu unterrichten. Von England hatte ich den Wahn mitgebracht, die Neger wären dergestalt gegen ihre Herren erbittert, daß diese schlechthin kein Zutrauen gegen sie hätten; das Leben eines Weißen glaubte ich einer ununterbrochenen Gefahr ausgesetzt und meinte, die Häuser der Europäer wären, aus Furcht und

Besorgniß, lauter kleine Citabellen. Wie groß war mein Erstaunen, zu finden, daß die Schwarzen zu Demerary selbst die Behüter ihrer Herren und ihres Eigenthums sind!

Ich bemerkte, am Abend meiner Ankunft, mehrere große Feuer, welche auf manchen Punkten der Pflanzung, auf die Art, wie man einander Signale zu geben pflegt, angezündet waren. Auf meine betroffene Frage an den Holländer, der mich empfangen hatte: was dies zu bedeuten habe? antwortete er mir: daß dies eben soviel Negerposten wären, welche ausgestellt wären und sich ablösten, um, während der Nacht, die Diebstähle zu verhüten. Ich hörte sie, bis zum Anbruch des Tages, Patrouillen machen, und sich eine Art von Parole zurufen, wie in einem Lager. (All's well!) In Folge dieser Maasregel stehen, während der Nacht, alle Thüren der Häuser offen, ohne daß sich der mindeste Diebstahl ereignete.

Ich habe mehrere amerikanische Inseln, als Grenada, St. Christoph &c. besucht, und überall den Zustand der Neger nicht nur erträglich, sondern sogar so angenehm gefunden, als es, unter solchen Umständen, nur immer möglich ist.

Die Neger begeben sich, in der Regel, ein wenig vor Aufgang der Sonne, an ihre Arbeit; man giebt ihnen eine halbe Stunde zum Frühstück und zwei Stunden zum Mittagessen. Sie sind nicht träge bei der Arbeit, aber ungeschickt; und ein englischer Tagelöhner würde in einem Tage mehr leisten, als auch der fleißigste Schwarze.

Jeder Neger bekommt einen Quadratstrich Erbreichs, den er, nach seiner Laune und seinem Gutdünken, bewirthschaften kann. Sie gewinnen darauf, wenigstens zweimal des Jahrs, Mais, Ertoffeln, Spinat &c. Die Geschickteren Ananas, Melonen &c. Alle Produkte, die sie auf ihren Feldern erzielen, haben sie das Recht, zu verkaufen; ein Erwerb, der bei weitem beträchtlicher ist, als der Erwerb auch des thätigsten Tagelöhners in Europa. Niemals sieht man, unter diesen Negern Bettler, oder Gestalten so elender und jämmerlicher Art, wie sie Einem in Großbritannien und Irland begegnen.

Alle Schwarze werden in Krankheiten gepflegt; besonders aber die Weiber derselben während ihrer Niederkunft. Jedem Weibe, das in Wochen liegt, wird eine Hebamme und eine Wärterinn zugeordnet; man fordert auch nicht die mindeste Arbeit von ihr, bis sie völlig wieder hergestellt ist. Ueberhaupt aber dürfen die Weiber nicht in schlechtem Wetter arbeiten: ein Aufseher, der zu streng gegen sie wäre, würde weggejagt und nirgends wieder angestellt werden. Auf den Mord steht unerbittlich der Tod.

Selbtem die Engländer Meister vom holländischen Guyana sind,

haben sie eine große Menge freier Schwarzen und Halbnegern ins Land gezogen, welche (als Schuster, Schneider, Zimmermeister, Maurer) Professionen betreiben. Diese Menschen arbeiten anfänglich unter der Anleitung englischer und schottischer Meister; nachher werden sie selbst gebraucht, um die jungen Schwarzen zu unterrichten. Man hat bemerkt, daß diejenigen, die aus den Völkern von Congo und Elbo abstammen, geschickter und gelehriger sind, als die übrigen Afrikaner.

Der Verf. war jedesmal bei der Ankunft eines Fahrzeuges mit Negern und bei dem Verkauf derselben gegenwärtig. Gewöhnlich sind auf Anstiften der Herren die Schwarzen alsdann in dem sogenannten Verkaufssaal versammelt; sie tanzen und singen, und man giebt ihnen zu essen. Der Verf. bemerkte bei einer solchen Gelegenheit zwei Knaben unter den Angekommenen, die, ohne Theil an der Lustbarkeit zu nehmen, traurig und nachdenkend in der Ferne standen. Er näherte sich ihnen freundlich, und sprach mit ihnen; worauf der Ältere von beiden, mehr durch Zeichen, als durch das schlechte Englisch, das er, während seiner Ueberfahrt, gelernt hatte, ihm zu verstehen gab: sein Camerad habe eine entsetzliche Furcht davor, verkauft zu werden, weil er meine, daß man sie nur kaufe, um sie zu essen. Herr B. nahm den Knaben bei der Hand, und führte ihn auf den Hof; er gab ihm einen Hammer, und bemühte sich, ihm verständlich zu machen, daß man ihn brauchen würde, Holz, zum Bau der Schiffe und Häuser, zu bezimmern. Der Knabe that, mit einem fragenden Blick, mehrere Schläge auf das Holz; und da er sich überzeugt hatte, daß er recht gehört habe, sprang er und sang, mit einer ausschweifenden Freude; kehrte aber plötzlich traurig zu Hrn. B. zurück, und legte ihm seinen Finger auf den Mund, gleichsam, um ihn zu fragen, ob er auch ihn nicht essen würde. Hr. B. nahm darauf ein Brod und ein Stück Fleisch, und bedeutete ihm, daß dies die gewöhnliche Nahrung der Europäer sei; er ergriff den Arm des Knaben, führte ihn an seinen Mund, und stieß ihn, mit dem Ausdruck des Abscheus und des Ekels, wieder von sich. Der junge Afrikaner verstand ihn vollkommen; er stürzte sich zu seinen Füßen, und stand nur auf, um zu tanzen und zu singen, mit einer Ausgelassenheit und Fröhlichkeit, die Hr. B. ein besonderes Vergnügen hatte, zu beobachten.

Ich komme noch einmal, sagt der Verf. am Schluß, zu meinem Lieblingsgedanken zurück, nämlich für die Erneuerung und den Wachsthum der schwarzen Bevölkerung in den Colonien der Inseln und des Continents von Europa\*) Sorge zu tragen. Man müßte Neger, welche während zwanzig Jahre Beweise von Treue und Anhänglichkeit in den europäischen

---

\*) „Europa“ ist Sinn- oder Seher-Fehler für „Amerika“.

Niederlassungen gegeben haben, nach den Küsten von Afrika zurückzichen. Ich zweifle nicht, daß diese Emissarien ganze Völkerschaften, die ihnen freiwillig folgten, mitbringen würden: so erträglich ist der Zustand der Neger in Amerika im Vergleich mit dem Elend, dem sie unter der grimmigen Herrschaft ihrer einheimischen Despoten ausgesetzt sind.“

Es giebt damals kein Buch, das dermaßen in die Zeitungs-Oeffentlichkeit gedrungen wäre, wie das Werk Bolingbroke's. Alle europäischen, wie die deutschen Journale brachten Artikel. Ich habe zuletzt aufgehört, sie mir zu notiren. Aber sehr bedauere ich, daß das Buch weder in Berlin noch in Göttingen vorhanden, und unzugänglich ist. Neben dem Reiz der Darstellung, muß die Sicherheit, mit der ein sachkundiger Mann, wie Bolingbroke, die Lage der englischen Colonien und den Zustand der erwerbenden wie arbeitenden Bevölkerung, den landläufigen Anschauungen entgegen, als glänzend darthat, geradezu verblüfft haben. Die Blätter nahmen, je nach ihrer politischen Haltung, eine verschiedene Stellung zu dem Buche ein. Den französisch gesinnten war eine so blühende Schilderung britischer Zustände unbequem; die für Humanität und Freiheit schwärmenden Zeitungsschreiber konnten nicht begreifen, wie ein Mensch, selbst als Sklave gekauft und als Sklave arbeitend, in erträglicheren Verhältnissen leben solle, als ein völlig freier, mit neueuropäischem Segen beglückter Arbeiter.

Kleist ließ sich den Vortheil, den er für seine und seiner politischen Freunde Haltung aus dem Buche ersehen mußte, nicht entgehen. Die Vertheidigung der allgemein verrufenen amerikanischen Sklaververhältnisse bedeutete, ins Preussische übersetzt, die Vertheidigung althergebrachter, patriarchalischer Hörigkeit. Die Hörigkeit hatte man, in den damaligen Kämpfen, oft sogar der amerikanischen Sklaverei gleich gesetzt. Soeben waren, viel bemerkt, früher geschriebene Briefe Kraus'

an Hans von Auerswald hervorgetreten. Da (S. 226) exemplificirt Kraus, westpreussische Besiedelungsverhältnisse besprechend, auf die englischen Pflanzer in Westindien, die eine ähnliche Berechnung gelehrt habe, „daß es vortheilhafter sei, die Sklaven lieber nicht alt werden und sich nicht begatten zu lassen, sondern ihre Kräfte aufs stärkste und schnellste zu benutzen (wenn sie dann auch vor der Zeit hinstürben) und sie immer durch Ankauf von frischen Negern zu ersetzen, als sie zu schonen und sich vermehren zu lassen“; ebenso scharf äußert sich Kraus über die kaltherzig vorherberechnete Mortalität der Schwarzen auf ihrem Transporte nach Westindien hinüber. Durch Bolingbroke's Werk wurde nun die entgegengesetzte Beweisführung möglich gemacht; ich glaube, daß Kleist, gerade im Hinblick auf Kraus, die Auswahl aus dem Werke getroffen hat. Es wäre zu sonderbar, wenn hier ein bloßes Spiel des Zufalls gewaltet haben sollte. Nehmen wir hinzu, daß das Buch die Position Englands moralisch stärkte, die Napoleon's aber in den großen Wirthschafts-Kämpfen schwächte: so wird begreiflich, warum Kleist seinen Lesern den Aufsatz „über den Zustand der Schwarzen in Amerika“ vorlegte.

Und wie hat Kleist geschrieben! Vergleiche ich z. B. die beiden umfangreichen Aufsätze über Bolingbroke in *Archivholz'* *Minerva* (1810, Februar und November): welch' ein Unterschied zu Gunsten Kleist's! Der Nürnberger Korrespondent bespricht, in der letzten Nummer des Jahres 1810, das Buch ebenfalls: man vergleiche Stellen wie

Die Neger bewachen ihre Herren. Sie zünden bei Nacht große Feuer bei der Wohnung an, stellen ihre Posten aus, die sich regelmäßig ablösen. Die Hausthüren bleiben immer offen.

oder:

Wenn ein Neger krank wird, so wird er sehr gut gepflegt; vorzügliche Sorgfalt erhalten die schwarzen Wöchnerinnen. Man hält ihnen eine Wehemutter und eine Wächterin, und sie dürfen nicht eher arbeiten,

als bis sie ganz wieder hergestellt sind. Während des Regens dürfen die Neger nicht arbeiten. Der Mord eines Sklaven würde mit dem Tode bestraft.

mit den entsprechenden Sätzen Kleist's, um den Abstand der Berichte von einander zu empfinden.

Die Schreibart des Stückes läßt schon viele Eigenschaften des guten Kleist'schen Prosa'stiles erkennen. Einige Beispiele seien dafür beigebracht. Kleist treibt die Dinge oft bis zu einem Punkte vorwärts, wo er, unerwartet, das Gegentheil von dem einfallen läßt, worauf er das Gefühl des Lesers sorgsam hingewendet hat; er besitzt dafür bestimmte Formen, die wiederkehren. Z. B. „Aber wer beschreibt das Entsetzen (Erstaunen) der armen Frau 2c.“ (allein im Zweikampf 1811, S. 188, 214, 142 u. f.); im Kahlhaas aber (1810, S. 11) „Wie groß war aber sein Erstaunen“: genau so, wie Kleist, am Ende des ersten Absatzes, Bolingbroke „wie groß war mein Erstaunen 2c.“ sagen läßt. — Kleist baut häufig Perioden so, daß er in den Vorderatz eine kurze Frage, und in den Nachsatz eine kurze Antwort einschließt; z. B. in der Heiligen Cäcilie „Auf die erstaunte Frage der Nonnen: „wo sie herkomme?“ . . . antwortete sie: „gleichviel, Freundinnen, gleichviel! 2c.“; im Zweikampf aber (1811, S. 173) haben wir in dem Sakaufbau: „Auf die betroffene Frage des Ritters, ob . . . , antwortete der Graf: ja! 2c.“ die selbst bis auf das Lieblingswort „betroffen“ genau übereinstimmende Parallele zu der Ausdrucksweise des obigen zweiten Absatzes: „Auf meine betroffene Frage . . . , was 2c. . . , antwortete er mir 2c.“ — Dem im Zweikampf verwundeten Herrn Friedrich (1811, S. 208) hatte man Aerzte „zugeordnet“: so werden den Negerfrauen, oben, Hebammen und Wärterinnen „zugeordnet“. — „Anbruch des Tages“ ist der ständige, nur bisweilen mit „Einbruch“ wechselnde, Aus-

druck in den Erzählungen Kleist's. — Von dem Worte „auschweifen“ macht Kleist einen doppelten, im deutschen Wörterbuche nicht gebuchten Gebrauch: erstens in unsrem heutigen Sinne, z. B. zweimal im Zweikampf „trotz der freien und ausschweifenden Lebensweise des Grafen“ und „die Folgen ihres ausschweifenden Lebens“, dann aber in der Bedeutung einer extremen Steigerung einer an sich lobenswerthen Eigenschaft, wie z. B. „die Welt würde Kohlhaafens Andenken haben segnen müssen, wenn er in einer Tugend nicht ausgeschweift hätte“ (1810, S. 2), oder in der Heiligen Cäcilie (1811, S. 142) liegen die vier gottverdammten Brüder „an der Ausschweifung einer religiösen Idee“ krank. Genau so, heißt es oben, sprang und sang der Negerknabe „mit einer ausschweifenden Freude“. — Ich gehe diesen Beobachtungen, die sich auch auf die Orthographie erstrecken könnten, nicht weiter nach, mache aber auf die Wiederbelebung des Wortes „bezimmern“, das das deutsche Wörterbuch nur aus älterer Zeit in diesem Sinne belegt, und auf den Plural „Neger“ aufmerksam, dem in der Verlobung in St. Domingo die Nominativform „Negern“ gegenübersteht. Was die vorgebrachten Beispiele als Einzelmomente erhärten möchten, der Gesamteindruck des Aufsazes aber dem Leser unmittelbar bewähren wird, ist: daß der Stil dieses Artikels schon nahe an den Stil der letzten Prosaerzählungen Kleist's heranreicht.

## 22. Wassermänner und Sirenen.

Ein anonymes Aufsatz im 30. und 31. Abendblatt, vom 5. und 6. Februar 1811, den ich Kleist beilege: seinen Schriften fehlt er noch.

Gotthilf Heinrich Schubert erklärt in seiner 11ten Vorlesung: „Bemerkenswerth sind immer, und nicht ohne Weiteres

wegzuläugnen, jene merkwürdigen Seebewohnenden Wesen, welche durch ihre Menschenähnlichkeit nicht bloß vor Zeiten die Sage von Sirenen und Seemenschen veranlaßten; sondern diese Sage noch immer von Zeit zu Zeit auffrischen und erneuern . . . Der beim Felsen Diamant von einer ganzen Seemannschaft — die dies nachher eidlich aussagte — beobachtete, sogenannte Seemensch, war gewiß kein Lamantin, und der von dem wackren Naturforscher Steller so genau und lange betrachtete Seeaffe, konnte auch beweisen, daß sich im großen weiten Meere noch eine ganze kleine Welt von sehr vollkommen organisirten Wesen, dem menschlichen Auge zu entziehen weiß. Andere, gar nicht seltene Fälle, wo die Beobachter zwar keine berühmten Naturforscher, aber auch ehrliche Leute mit gesunden Augen waren, brauchen hier gar nicht in Anschlag zu kommen.“ Es ist, als habe Kleist auch hier, im Allgemeinen mit Schubert eines Sinnes, einzelne solcher Fälle dem Publicum der Abendblätter vorführen wollen.

Diese einzelnen Fälle sind aus Reisebeschreibungen gezogen. Der neapolitanische Nickel aber ließ sich nirgendß von mir in Gehler's physikalischem Lexikon antreffen: vielleicht hat Kleist sich in seiner Angabe geirrt. Mein eigentliches Interesse wandte sich der Frage zu, wie Kleist mit der Wiener Zeitung verfahren sei. Eine Abschrift \*) zeigt mir, daß Kleist wieder verstanden hat, die rechten Mittel anzuwenden, um einem ihm fremden Schriftstück das Gepräge seiner eigenen Autorschaft aufzudrücken.

---

\*) die ich der Direction der k. k. Universitäts-Bibliothek in Wien verdanke, gleichwie ich Herrn Director Dr. Glosy für die Herleiung Wiener Zeitungen verpflichtet bin.

Wassermänner und Sirenen.

Abendblätter.

In der Wiener Zeitung vom 30. Juli 1808 wird erzählt, daß die Fischereipächter des Königssees in Ungarn mehrmals schon, bei ihrem Geschäft, eine Art nackten, wie sie sagten, vierfüßigen Geschöpfes bemerkt hatten, ohne daß sie unterscheiden konnten, von welcher Gattung es sei, indem es schnell, sobald jemand sich zeigte, vom Ufer ins Wasser lief und verschwand. Die Fischer lauerten endlich so lange, bis sie das vermeintliche Thier, im Frühling des Jahrs 1776, mit ihren ausgelegten Netzen fiengen. Als sie nun desselben habhaft waren, sahen sie mit Erstaunen, daß es ein Mensch war. Sie schafften ihn sogleich nach Capuvar zu dem fürstlichen Verwalter. Dieser machte eine Anzeige davon an die fürstliche Direction, von welcher der Befehl ergieng, den Wassermann gut zu verwahren und ihn einem Trabanten zur Aufsicht zu übergeben. Derselbe mochte damals etwa 17 Jahr alt sein, seine Bildung war kräftig und wohlgestaltet, bloß die Hände und Füße waren krumm, weil er koch; zwischen den Zehen und Fingern befand sich ein zartes, entenartiges Häutchen, er konnte, wie jedes Wasserthier, schwimmen, und der größte Theil des Körpers war mit Schuppen bedeckt.

Man lehrte ihn gehen, und gab ihm Anfangs nur rohe Fische und Krebse zur Nahrung, die er mit dem größten Appetit verzehrte: auch füllte man einen

Wiener Zeitung.

Im Frühling 1776 hatten die Pächter der Fischerei in dem Königssee mehrmal eine Art nackten vierfüßigen Thieres bemerkt, ohne, weil es schnell von dem Ufer in das Wasser lief, und verschwand, unterscheiden zu können, was es sei? Die Fischer lauerten endlich so lange, bis sie mit ihren ausgelegten Netzen so glücklich waren, das vermeinte Ungeheuer zu fangen. Allein da sie dessen habhaft waren, sahen sie mit Erstaunen, daß es ein Mensch sei, und den die Fischer auch sogleich nach Kapuvar zu dem fürstl. Verwalter brachten. Dieser machte die Anzeige an die fürstl. Direction, von welcher der Befehl ergieng, den Wassermann gut zu verwahren und ihn einem Trabanten zur Aufsicht zu übergeben. Dieser Mensch, damals ein Knabe von beiläufig 17 Jahren, hatte alle menschliche ordentlich gebildete Gliedmaßen, nur die Hände und Füße waren krumm, weil er koch, zwischen den Fingern und Zehen befand sich zwar ein zartes entenartiges Häutchen, weil er schwamm, wie jedes Wasserthier, und der größte Theil des Körpers war mit Schuppen bedeckt.

Man lernte ihn gehen, und gab ihm Anfangs nur rohe Fische und Krebse zu seiner Nahrung, die er mit dem größten Appetit verzehrte; auch ward ein großer Vo-

großen Bottig mit Wasser an, in dem er sich mit großen Freudenbezeugungen badete. Die Kleider waren ihm öfters zur Last und er warf sie weg, bis er sich nach und nach daran gewöhnte. An gekochte, grüne, Mehl- und Fleischspeisen hat man ihn nie recht gewöhnen können, denn sein Magen vertrug sie nicht; er lernte auch reden und sprach schon viele Worte aus, arbeitete fleißig, war gehorsam und zahm. Mein nach einer Zeit von drei Vierteljahren, wo man ihn nicht mehr so streng beobachtete, gieng er aus dem Schlosse über die Brücke, sah den mit Wasser angefüllten Schloßgraben, sprang mit seinen Kleidern hinein und verschwand.

Man traf sogleich alle Anstalten, um ihn wieder zu fangen, allein alles Nachsuchen war vergebens, und ob man ihn schon nach der Zeit, besonders bei dem Bau des Kanals durch den Königssee, im Jahr 1803, wiedergesehen hat, so hat man seiner doch nie wieder habhaft werden können.

Dieser Vorfall wirft Licht über manche, bisher für fabelhaft gehaltene, See-Erscheinungen, die man Sirenen nannte. So sah der Entdecker Grönlands Hudson, auf seiner zweiten Reise, am 15. Juni 1608 eine solche Sirene und die ganze Schiffsmannschaft sah sie mit ihm. Sie schwamm zur Seite des Schiffs und sah die Schiffleute starr an. Vom Kopfe bis zum Unterleib glich sie vollkommen einem Weibe von gewöhnlicher Statur. Ihre Haut war weiß; sie hatte lange, schwarze um die Schultern flatternde Haare. Wenn die Sirene sich umkehrte, so sahen die Schiffleute ihren Fischschwanz, der mit dem eines Meerschweins viel Aehnlichkeit hatte, und wie ein Makrelenschwanz gefleckt war. — Nach einem wüthigen Sturm im Jahre 1740, der die holländischen Dämme von Westfriesland durchbrochen hatte, fand man auf den Wiesen

ding mit Wasser gefüllt, worin er mit ungemainer Freudenbezeugung sich badete; die Kleider waren ihm öfters zur Last und er warf sie weg, bis er sie nach und nach gewöhnte. An gekochte grüne Mehl- oder Fleischspeisen hat man ihn nie recht gewöhnen können, denn sein Magen vertrug sie nicht; er lernte auch reden und sprach schon viele Worte verständlich aus, arbeitete fleißig, ward gehorsam und zahm. Nach einer Zeit von dreiviertel Jahren, wo man ihn nicht mehr so streng beobachtete, gieng er aus dem Schloß über die Brücke, sah den mit Wasser gefüllten Schloßgraben, sprang mit sammt seinen Kleidern hinein und verschwand. Es wurden sogleich alle Anstalten getroffen, um ihn wieder zu fangen, allein es war vergebens; gesehen hat man ihn wohl nach einer Zeit, jedoch seiner habhaft werden konnte man nicht mehr, vielleicht glückt es jetzt bei Grabung des Canals, daß man diesen Wassermann wieder fängt.

eine sogenannte Sirene im Wasser. Man brachte sie nach Harlem, kleidete sie und lehrte sie spinnen. Sie nahm gewöhnliche Speise zu sich und lebte einige Jahre. Sprechen lernte sie nicht, ihre Töne glichen dem Aechzen eines Sterbenden. Immer zeigte sie den stärksten Trieb zum Wasser. — Im Jahr 1660 fiengen Fischer von der Insel Ceylan mehrere solcher Ungeheuer auf einmal im Netze. Dimas Vosquez von Valence, der sie untersuchte und einige, die gestorben waren, in Gegenwart mehrerer Missionaire anatomirte, fand alle inneren Theile mit dem menschlichen Körper sehr übereinstimmend. Sie hatten einen runden Kopf, große Augen, ein volles Gesicht, platte Wangen, eine aufgeworfene Nase, sehr weiße Zähne, gräuliche, manchmal bläuliche Haare, und einen langen grauen bis auf den Magen herabhängenden Bart. — Hierher gehört auch noch der sogenannte neapolitanische Fischnickel, von welchem man in Gehlers physikalischem Lexikon eine authentische Beschreibung findet.

Aber außer Schubert muß ich hier noch einen zweiten Freund Kleist's namhaft machen: Fouqué den Dichter der Undine. Die Undine erschien im Frühlingsheft der Jahreszeiten 1811. Durch sie führte Fouqué die Poesie des fließenden, rauschenden Wassers in die Romantik ein. Welcher von den Freunden, die den Winter 1810 auf 1811 in Berlin mit Fouqué und seiner Frau so oft zusammensaßen, wäre nicht über das Werden und das bevorstehende Erscheinen der Dichtung unterrichtet gewesen. Einem arbeitenden Menschen liegt, was seine Freunde thun und dichten, wie eigne Arbeit an dem Herzen; er fühlt sich zur Theilnahme in irgend einer Form gedrungen. Und so glaube ich, daß die Wassermänner und Sirenen, die schon längst bei Kleist sich eingefunden hatten, deswegen in den Abendblättern gerade jetzt sich zeigten, weil Undine sie, sich zur Gesellschaft, hervorgelockt hatte.

### 23. Geistererscheinung.

Im 63. bis 66. Abendblatte, vom 15. bis 19. März 1811. Anonym. Bisher nicht bekannt. Die allerletzte Erzählung, die Kleist für die Abendblätter geliefert hat. Sie lautet:

## Geistererscheinung.

Im Anfange des Herbstes 1809 verbreitete sich in der Gegend von Schlan (einem Städtchen 4 Meilen von Prag auf der Straße nach Sachsen) das Gerücht einer Geistererscheinung, die ein Bauerknabe aus Stredokluk (einem Dorfe auf dem halben Wege von Schlan nach Prag) gehabt habe. Dies Gerücht ward endlich so allgemein und so laut, daß endlich ein Hochlöbl. Kreis-Amt zu Schlan eine gerichtliche Untersuchung der ganzen Sache beschloß, und demzufolge eine eigene Commission ernannte, aus deren Akten zum Theil, und zum Theil aus mündlichen Berichten an Ort und Stelle, nachstehende Geschichte gezogen ist.

Ein Bauerknabe von ungefähr 11 Jahren aus Stredokluk, mit Namen Joseph, bekannt bei seiner Familie sowohl als im ganzen Dorfe für einen erzdummen Jungen, schlief für gewöhnlich mit einem alten Onkel und einigen seiner Geschwister, von seinen Eltern getrennt, in einer besondern Kammer. Eines Nachts wird er durch Schütteln geweckt, und wie er aus dem Schlafe aufschreckt, sieht er eine Gestalt sich langsam vom Fuße seines Bettes fortbewegen und im Dunkel verschwinden. Joseph, dem Schlafen über alles geht, nimmt es gewaltig übel, so muthwillig gestört zu werden, und in der Meinung, die Gestalt sei der Onkel gewesen, der ihn habe necken wollen, fängt er an, sich laut zu beklagen und sich dergleichen Scherze scheltend zu verbitten. Der Onkel, ein alter Invalide, wacht über den Lärm ebenfalls auf, fragt ziemlich barsch nach der Ursache, und da Joseph ihn zu Rede stellt, warum er ihn necke und nicht schlafen lasse, so ergrimmt der alte Soldat, und nach einigen Betheurungen und Fluchen, daß er von nichts wisse, die aber unserm Joseph nicht einleuchten wollen, steht er auf und, um seinen Gründen Gewicht zu geben, nimmt er den Stock und zerprügelt den ungläubigen Herrn Neffen. Joseph schreit fürchterlich, alle seine Geschwister werden wach und schreien mit, die Eltern eilen voll Angst herbei, sie besorgen Feuer oder Mord, beruhigen sich aber bald, da sie sehen, daß nur der dumme Joseph etwas geprügelt wird. Sie fragen nach dem Anlasse des Tumults; Joseph erzählt schluchzend seine Geschichte; der Onkel flucht laut über den Lügner; den Eltern ist der Fall zu spikig; zum Untersuchen ist nicht Zeit, und da Joseph von seinem Satz nicht abgeht, so vereinigen sie sich der Kürze halber mit dem Onkel, prügeln gemeinschaftlich auf den Aermsten und schicken ihn zu Bette. In der folgenden Nacht geht derselbe Spaß von neuem an, Joseph wird wieder geweckt, sieht eine Gestalt, hält sie wieder für den Onkel, und da er diesmal seiner Sache noch gewisser zu sein glaubt, als das erstemal, so beklagt er sich noch ungestümer; der alte Onkel erwacht, prügelt, die Eltern kommen herbei, prügeln auch, und Joseph flüchtet

sich, ein gutes Theil mürrer als die vergangene Nacht, in sein Bett. In der dritten Nacht dieselbe Erscheinung, aber nicht dieselben Prügel. In dem Kopfe des dummen Josephs entwickelt sich allmählig die Idee vom ewigen Unrechte des Schwächern, er schweigt demnach, und versucht es, mit einem äußerst verdrießlichen Gesicht, sobald wie möglich wieder einzuschlafen, was ihm denn auch gelingt. Den Tag darauf kommt Joseph Abends vom Felde nach Hause, und erzählt der Mutter, wie um die Mittagstunde ein fremder Herr zu ihm gekommen sei, in einem weißen Mantel und mit sehr bleichem Angesichte; wie dieser, als er sich anfangs vor ihm gefürchtet und davon laufen wollen, ihm freundlich zugeredet habe, er solle sich nicht fürchten, er meine es gut mit ihm und wolle ihn belohnen, wenn er hübsch folgsam wäre. Als er sich hierauf beruhigt, habe der fremde Herr mit tiefbetrübter Miene gesagt, daß er schon sehr lange, lange auf ihn gewartet habe, daß er ihm die drei vergangenen Nächte erschienen sei, und jetzt komme, um von ihm einen Dienst zu begehren, dessen Gewährleistung er nicht zu bereuen Ursach haben würde. Morgen nehmlich mit Sonnenaufgang solle er, mit einem Spaten versehen, aufs Feld hinausgehn und an einem Orte, den er ihm zeigen würde, nachgraben; er werde dort Menschen-Knochen finden, an denen fünf eiserne Ringe befestigt wären; dies wären seine Gebeine, über die sein Geist nun schon seit 500 Jahren ohne Ruhe und ohne Rast herumirre; habe er die Gebeine gefunden und herausgenommen, so solle er noch tiefer graben, wo er sodann auf fünf verschlossene irdene Truhen stoßen werde; was damit zu thun, würde er ihm später entdecken. Nachdem er ihm dies alles gesagt, sei der Herr plötzlich weggekommen, er wisse nicht wohin. Die Mutter hatte mit offenem Munde zugehört und voller Bewunderung ihren Joseph betrachtet, welcher, da er sonst in dummer Unbehülflichkeit kaum ein halb Duzend Worte an einander zu reihen wußte, jetzt mit fließender Rede, im reinsten Böhmißch seine Geschichte vortrug. So unheimlich ihr auch bei der Erzählung zu Ruthe sein mochte, so witterte sie doch als eine kluge Frau in den verheißenen Truhen so etwas von einem Schatze, und um des Schatzes willen beschloß sie, mit ihrem Joseph gemeinschaftlich das Abenteuer zu bestehn.

Den andern Morgen in aller Frühe machten Mutter und Sohn gehörig zum Graben gerüstet sich auf und gingen dem Felde zu, wo der Geist sich hatte sehn lassen; kaum waren sie vor das Dorf gekommen, als Joseph sagte: ei seht doch Mutter, da ist der Herr schon. Wo? rief die Mutter erblaffend und schlug ein Kreuz über ihren ganzen Leib. Hier dicht vor uns, antwortete Joseph, er hat mir aber gesagt, er komme, uns zu führen. Die Mutter sahe nichts; der Geist, nur dem

außergewählten Joseph sichtbar, zog still vor ihnen her. Die Reise ging querfeld ein, einer Heide zu, die an einem Feldwege hinlief; dort steht Joseph still und sagt zur Mutter: hier Mutter, hier sollen wir graben, spricht der Herr. Die Mutter, den Angstschweiß auf der Stirn, setzt den Spaten an, und gräbt hastig darauf los. Sie mochte ungefähr 2 Schuh tief gegraben haben, als sie auf Todtengebeine stößt; der Herr sehe dem Dinge sehr freundlich zu, versichert Joseph der Mutter, die für die Freundlichkeit des 500 jährigen Herrn wenig Sinn hat, und geistliche Lieder und Aves und Beschwörungs-Formeln bunt durch einander sich immer lauter in Gedanken zuschreit. Der Gebeine wurden immer mehrere, sie waren mit einem gewöhnlichen Schimmel überzogen und zerfielen an der Luft in Asche, um beiden Arm- und Beinröhren \*), dicht über den Hand- und Fußgelenken, lagen starke eiserne Bänder. Auf einmal ruft Joseph in die Mutter hinein: Mutter, der Herr will, daß ihr dort mehr rechts grabet; dort, wo er mit dem Degen hinzeigt, da liege sein Kopf, spricht er. Die Mutter gehorcht und nach einigen Spatenstichen hebt sie einen Todtenkopf heraus, dessen Stirn ein großer eiserner Ring umgiebt. Nun war's mit der Mutter am Ende; mit jedem Knochen, den sie herausgegraben, hatte die Angst und der innere Lärmen sich gemehrt; halb in Verzweiflung hatte sie nach dem Schädel gesucht, sein Anblick gab ihr den Rest, sie warf den Spaten hin, und floh laut schreiend dem Dorfe zu. Joseph begriff die Mutter nicht, ihm war nie so wohl in seiner Haut gewesen. Als er den fremden Herrn fragen wollte, was denn das bedeute, war dieser verschwunden; kopfschüttelnd nahm Joseph seine fünf Ringe um den Spaten, spielte noch ein wenig mit der Knochenasche, und ging dann jubelnd dem Dorfe zu. Die fünf Ringe wurden später bei den Gerichten deponirt, wo sie noch jetzt zu sehn sind.

Als die Commission die Untersuchung dieser Geschichte geendigt hatte, ohne die Sache selbst ins Reine gebracht zu haben, entschloß sich eine hohe Amts-Obrigkeit, durch die fünf Ringe aufgemuntert, den verheißenen fünf Truhen nachzuspüren; es ward von Amtswegen weiter nachgegraben. Im November 1809, wo Erzähler die Grube selbst gesehen, war man schon zu einer beträchtlichen Tiefe gelangt. Da die weitere Fortsetzung der Arbeit die Kräfte gewöhnlicher Tagelöhner überstieg, so ließ man, um nicht den Vorwurf halber Raabregeln auf sich zu laden, endlich gar Bergleute kommen. Diese erweiterten den Bau und trieben Gänge rechts und links; nicht lange, so wollte man es haben hohl klingen hören, man grub und grub; umsonst, die Truhen zeigten sich nicht; man kam auf Schutt, die Hoffnung wuchs; der Schutt

\*) „um beiden“ im Original.

ward durchwühlt, er verlohr sich, die Hoffnung sank. In der Verlegenheit worin man sich befand, fiel es einem geschiedten Kopfe ein, daß Schätze ihre Capricen haben, die respektirt sein wollen, daß sie nicht jeder rohen Faust in die Hände laufen sondern sich nur von sympathetischen Fingern berühren lassen, und that daher den Vorschlag, den Joseph kommen zu lassen, um künftig bei der Arbeit gegenwärtig zu sein.

Da man schon im December ziemlich weit vorgerückt war, so packte man den armen Jungen warm ein, gab ihm einen kleinen Spaten in die Hand, und hieß ihm hin und her ein Schaufelchen Erde heraus heben. Man versprach sich sehr viel von dieser List, doch es schien, als wäre es dem Geiste mehr um seine Knochen als um die Truhen zu thun gewesen, denn auch die Gegenwart unsers Josephs verfing nichts. Der zunehmende Frost machte endlich dem Suchen ein Ende; im Frühjahr, beschloß man, sollte die Arbeit fortgesetzt werden, hat es jedoch unterlassen. Uebrigens hat der Geist gegen Joseph nicht ganz undankbar gehandelt, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte; denn, wenn er ihm auch den gehofften Schatz, den er ihm übrigens nie versprach, entrückte, so hatte er doch wahrscheinlich veranstaltet, daß die Leute von nah und von fern herbei strömten, um den kleinen Geisterseher zu sehn und reichlich zu beschenken.

Ich erkläre mich kurz, aus welchen Gründen der Artikel Kleist's Feder zuzuweisen sei. Stil, Satzbildung und Periodisirung, zwar nicht bis zur Kunstfeinheit der Erzählungen der Buchausgabe durchgearbeitet, ist Kleistischer Natur. Inhaltlich, treten die Parallelen zum Bettelweib von Locarno hervor. Dreimal schildert Kleist, in leichter Variation der angewandten Sprachmittel, die nächtlichen Erscheinungen des Bettelweibes: dreimal, ebenso, die nächtlichen Erscheinungen des vornehmen Herrn in Schlan. Wie schließlich die Marquise, rennt die Mutter des dummen Joseph voller Verzweiflung davon. Der Unterschied zwischen den beiden Erzählungen ist wieder ebenso sorgsam angelegt und durchgeführt. Im „Bettelweib von Locarno“ läßt Kleist vornehme Leute, gleichsam adlige Standesgenossen von sich auftreten und standesgemäß handeln: die an der Geistererscheinung in Schlan Betheiligten schildert er mit derberem Humor. Weber ihm, als Autor, noch anscheinend

dem Bauernjungen thun die vielen Schläge weh: der Junge wird „zerprügelt“, wie Kohlhaasens Knecht auf der Tronkenburg „zerprügelt“ wird. Das „Bettelweib von Locarno“ stattete Kleist mit ernster poetischer Glaubwürdigkeit aus: der Schlaner Geistererscheinung und Knochengräberei ist ein komischer Anstrich gegeben worden. Darum dort der Ausgang tragisch, hier vergnüglich. Wie Ernst und Scherz stehen sich die beiden Erzählungen gegenüber.

Was über die Zeit der Schlaner Geistererscheinung und über die Quellen, denen die Darstellung entfloß, gesagt wird, fügt sich auch in Kleist's bekannte Lebensumstände ein. Kleist befand sich damals in Prag, also nahe dem Thortorte: „im November 1809“, als er von dort in seine Frankfurter Heimath reiste, und „im December 1809“, als er in das Oesterreichische wieder zurückging (an Ulrike S. 154), muß er Schlan, über das seine Straße führte, zweimal passirt haben. Warum sollte, da doch die Leute von nah und fern nach Schlan kamen, nicht auch Kleist sich die Grube angesehen und die Geschichte sich haben erzählen lassen? Wenn sich aber in österreichischen oder nicht österreichischen Zeitungen — was meinen Bemühungen unauffindbar gewesen ist — ein Bericht, ein Actenauszug, aufweisen lassen sollte, so bin ich dessen gewiß, daß Kleist dies Material mit der Freiheit, die er sich immer nahm, umgearbeitet hat. So, wie die Schlaner Geistererscheinung vorgetragen wird, schreibt kein gewöhnlicher Berichterstatter.

Ich lenke die Aufmerksamkeit noch auf ein Sentiment, das humoristisch in den dummen Bauernjungen hinein gelegt wird, ohne daß es in ihm selbst könnte aufgestiegen sein. Kleist verleiht ja, wie Schiller, seinen dramatischen Personen Sprache und Gedanken, die über ihren Wirklichkeitshorizont weit hinausgehen. „In dem Kopfe des dummen Josephs

(heißt es oben) entwickelt sich allmählig die Idee vom ewigen Unrechte des Schwächeren, er schweigt demnach, und versucht zc.“ Kleist läßt hier Etwas von seinem Eignen mit einfließen. Das war die Stimmung, die sich in ihm nach den ewigen Kämpfen mit Hardenberg und Angesichts des nahen Schlusses der Abendblätter festgesetzt hatte. In seinen Briefen aus dem Frühjahr 1811, als er seine Entschädigungsansprüche wegen der Zugrundrichtung der Abendblätter neu betrieb, ist sie deutlich ausgedrückt. So verbürgt auch dieser höchst individuelle Satz die Autorschaft Heinrich's von Kleist für die Geistererscheinung in Schlan.

### Schlußbemerkung.

Wenden wir jetzt, wo die Betrachtung der Berliner Abendblätter abgeschlossen ist, den Blick auf ihre Gesamterscheinung zurück. Ursprünglich um politischer Ziele willen begründet, traten sie auch für Erhöhung aller anderen Formen des Lebens ein. Was in ihnen für Religiosität, für Theater, Kunst und Volkserziehung geleistet worden ist, habe ich in besonderen Abschnitten darzulegen gesucht. Weiteren Capiteln sind die literarischen Bestrebungen der Abendblätter als Stoff und Inhalt zugefallen. Arbeitsam und energisch erscheint Heinrich von Kleist in der Mitte seiner Freunde. Alle Arten minderer und höherer Schriftstellerei werden von ihm beherrscht. Die Masse dessen, was seine Feder einst hervorbrachte, wächst vor unsern Augen. Wir unterscheiden in seinen Schriftstücken, je nachdem sie das Bedürfnis des Tages, oder die Idee seiner Persönlichkeit hervorrief, einen minderen und einen höheren Stil. Alltäglich und festtäglich geht es in den Abendblättern zu. Für die Erkenntniß Kleistischer Eigenart und Arbeitsweise sind sie wichtiger, als der Phöbus, dessen Haltung immer festlich

war. Den Phöbus hemmte die Theilnahmlosigkeit der gebildeten Leser, für welche er geschrieben wurde. Die Abendblätter, von der Gunst des Volkes getragen, gingen durch den beleidigten Willen des Staates zu Grunde. Es blieb, wie Kleist in seiner Schluß-Anzeige sagte (oben S. 164), eine Differenz zwischen dem übrig, was die Erscheinung leistete, und was sie sich befugt glaubte zu versprechen. Wie dem sei, das Geleistete ist ehrenvoll für Kleist, und es giebt uns eine Vorstellung dessen, was Kleist aus den Abendblättern hätte machen können, wenn ihr Wachsthum nicht vor der Zeit gebrochen worden wäre.

---

## Neuntes Capitel.

### Die letzten Kämpfe.

---

War die politisch unbequeme Kritik der Abendblätter durch Hardenberg erdrückt worden, so lebte die Opposition nichts desto weniger, ungeschrieben und ungedruckt, in den Kreisen Kleist's und seiner Freunde fort. An der Tafel der christlich-deutschen Tischgesellschaft nahm man kein Blatt vor den Mund. Sie galt den Machthabern als die erneute Vereinigung der mißvergnügten Elemente, gegen die sich, weil sie gesellschaftlich geschlossen war, mit staatlichen Mitteln nicht gut einschreiten ließ. Willkommen konnte der Staatskanzlei die Preßfehde sein, die gegen die christlich-deutsche Tischgesellschaft von denen, welche sie ausschloß, in Scene gesetzt wurde.

Der Hauptrufer in dem Streit war Saul Acher. Dieser antinational und kosmopolitisch-französisch gesinnte „Privatgelehrte“ hatte bis dahin auf das schmählichste gegen die preussische Regierung geschrieben und war — ich berichte auf Grund der Acten des Geheimen Staats-Archivs — im Sommer 1810 „wegen seiner bözartigen Schriftstellerei in auswärtigen Zeitungen“ verhaftet und zur Untersuchung gezogen worden. Er correspondirte hauptsächlich in zwei wichtige süß-

deutsche Journale, in das Stuttgarter Morgenblatt und in Heinrich Zschokke's Miscellen für die neueste Weltkunde; auch der rheinländische Nürnberger Korrespondent stand ihm offen. Das Morgenblatt war ein rationalistisches, die Miscellen ein kosmopolitisch-französisches Blatt. Zschokke und Moser kannten sich seit ihren Jugendjahren von Landsberg a. W. her; Zschokke erzählt in seiner Selbstschau (1,38), wie er dort von Moser in das eigenthümliche Leben jüdischer Haushaltungen, in Mo-  
saismus und Talmudismus eingeweiht worden sei. In jene Journale paßten die Aufsätze, die Saul Moser schrieb. Sowie Hardenberg die Geschäfte übernahm, schlug Moser mit feiner Bitterung für das zukünftig zu Erwartende um. Der Staatskanzler war klug genug, sich die Federn, die er brauchte, zu beschaffen. Er ließ sich mit Moser persönlich ein. Ende October 1810 durfte dieser bei ihm um Niederschlagung des Processes einkommen. Schon zu Anfang des Jahres 1811 war er so weit, daß er (12. Januar 1811) ein Seiner Excellenz gewidmetes Werk überreichen durfte, worauf er (3. Februar) aus der Staatskanzlei eine gewogene Antwort empfing \*).

In den von der christlich-deutschen Tischgesellschaft abgelehnten Kreisen wuchs das Mißbehagen und der Groll über den Bestand einer solchen Vereinigung. Denn allmählich

\*) Später wurde er wieder abgeschüttelt. Er sandte nämlich im Juli 1811 eine so gehässige Correspondenz über die Aufhebung des Grafen Finkenstein, Marwitz &c. wegen der Lebuser Eingabe in den Nürnberger Korrespondenten, daß sich die Staatskanzlei zu einer Berichtigung entschließen mußte: Darin heißt es: „Was das revolutionäre und verbrecherische Licht betrifft, welches der erwähnte Zeitungsartikel auf den ganzen Vorgang hat werfen wollen, so reicht es hin, zu bemerken, daß dieser Artikel von einem völlig ununterrichteten jüdischen Instructor, Namens Saul Moser, herrührt, der vor einem Jahre wegen ähnlicher, durch auswärtige Flugblätter verbreiteter Kalumnien, dem Stadtgefängnisse übergeben worden, und, wie sich zeigt, nur zu früh wieder daraus entlassen ist.“ (Oesterreichischer Beobachter 1811, Nr. 201.)

sicherte durch, was in ihr vorging. So scharf, wie in der Theorie, schieden sich im praktischen Leben die Gegensätze nicht. Es fanden hier und da Grenzberührungen Statt, die unvermeidlich waren. Rechnete man unter die „Philister“ auch die neuen Gesetzgeber in Preußen, die Staatskanzlei, ja Hardenberg selber: so konnte doch Niemand von ihnen der Regierung, so prall und pagig wie es Marwig wirklich that, den Rücken kehren. Der Adel unterhielt geschäftliche Verbindung mit den Juden, und besuchte, obwohl er ihre Gesinnung und Erwerbsgeschicklichkeit mißachtete, einzelne jüdische Salons der Hauptstadt. Die Juden wiederum strebten nach äußerem Verkehr mit dem Adel, dessen bloße Existenz doch für sie eine Hinderung ihrer Emancipation bedeutete, und suchten sich seine Lebensart und Formen anzueignen. Die mit Rachel Lewin zusammenhängenden Briefwechsel reden eine verständliche Sprache dem, der kein Interesse daran hat, die Dinge zu verschieben; und Barnhagen's Schriftstellerei zeigt, was sich aus unklaren Verhältnissen machen läßt.

### 1. Angriffe auf die christlich-deutsche Tischgesellschaft.

Die jüdischen Kreise waren über die christlich-deutsche Gesellschaft empört und suchten sie in Mißcredit zu setzen. Henriette Herz z. B. kam im Frühling 1811 nach Wien, und am 18. Mai schrieb Theodor Körner von da an seinen Vater (Wolf 4, 196), die Herz habe ihnen von einer altchristlichen Gesellschaft in Berlin erzählt, worin keine Juden geduldet würden, Arnim solle ein Mitglied sein. Zur journalistischen Befehdung aber schritt Saul Ascher.

Aus „Berlin im April“ erschien in den Miscellen 1811 Nr. 35 (1. Mai, S. 138) der „Ar.“ unterzeichnete Artikel:

„Da ich von Gesellschaften und Verbindungen spreche, muß ich noch einer erwähnen, die sich seit einiger Zeit unter dem Namen deutsche christliche Gesellschaft gebildet haben soll. Sie soll freilich keine politische Tendenz haben, wie ihr Name auch anzudeuten scheint. Indeß enthalten ihre Statuten einige Curiosa, die über den Geist der zeitigen deutschen Kultur einige Winke zu geben vermögen. Eins ihrer Statute setzt nämlich fest, daß kein Jude, kein getaufter Jude und kein Nachkommen eines getauften Juden sogar, als Mitglied aufgenommen werden soll. Weiter kann doch wahrlich die Reinheit nicht getrieben werden! Wöchentlich versammeln sich die Mitglieder in einem eigens dazu bestimmten Lokal. Unter ihnen nannte man vorzüglich den Professor Brentano, einen Hrn. von Arnim, wahrscheinlich die Herausgeber des Wunderhorn's. Bei den Zusammenkünften werden Abhandlungen vorgelesen, und man wird sich leicht von dem Geist derselben einen Begriff machen können, wenn, wie Ref. hinterbracht worden, Excerpte aus dem berühmten Eisenmenger von einem der Mitglieder der Gesellschaft zum besten gegeben worden. Es gehört doch gewiß einige Reckheit dazu, unter den Augen einer Regierung, die Europa das Muster der Toleranz und der Duldung gegeben, die eben begriffen ist, dem von ihr seit einem Jahrhundert gepflegten Keim der Duldung für alle Religionspartheien die Krone aufzusetzen, ein Institut solcher Art zu organisiren. Indeß was erlaubt sich die kindische Schwanzhaftigkeit einer faselnden Mystik nicht, der die Regierung Stillschweigen zu gebieten vielleicht unter ihrer Würde halten mag.“

Man erkennt, Saul Ascher hat, wenn auch aus gehöriger Entfernung, die Glocken läuten hören. Ob aus dem culturgeschichtlich doch äußerst wichtigen Werke des Heidelberger Pro-

fessors Johann Andreas Eisenmenger, das den Titel „Entdecktes Judenthum“ führt, vorgelesen worden ist, weiß ich nicht. Möglich ist es schon. Clemens Brentano hat Eisenmenger's Entdecktes Judenthum besessen, wie man aus dem Kataloge seiner und seines Bruders Christian Bibliothek, Köln 1853 S. 114, ersehen kann. Saul Ascher freilich hätte dieses Werk, das von ihm in einer eigenen Schrift befehdet worden war, am liebsten mit Stumpf und Stiel ausgerottet.

Die Verdächtigung der christlich-deutschen Tischgesellschaft wurde sogar in das Journal de l'Empire hineingespielt, aus dem es in die übrige Schaar abhängiger Zeitungen überging. Die aus „Berlin 2. mai 1811“ datirte Correspondenz erscheint in der Nummer vom 21. Mai im Journal de l'Empire und lautet: „Outre les associations secrètes que le gouvernement a supprimées dernièrement dès leur naissance, il vient de s'en former une qui auroit aussi le même sort, si son nom et sa nature ne prouvoient qu'elle n'a aucun rapport avec la politique; elle se donne le nom de Société chrétienne allemande. Un de ses statuts porte qu' aucun juif, quand même il seroit converti et baptisé, et qu' aucun descendant d'un juif baptisé ne peut en être membre. Elle se rassemble toutes les semaines dans un local à ce destiné. Parmi ses membres, on nomme un professeur Brentano, et un M. Arnim qui est vraisemblablement l'auteur d'un ouvrage intitulé Wunderhorn (corne merveilleuse).“ Die französische Notiz steht in offenkundiger Abhängigkeit von Ascher's Texte, dem die Ernennung Clemens Brentano's zum Professor zu verdanken ist. Da der deutsche Text jedoch erst in der Schweiz am 1. Mai herauskam, die französische Version aber vom 2. Mai aus Berlin datirt, so kann Niemand in Berlin aus den Miscellen übersetzt haben, sondern Saul Ascher

muß selber die Notiz in das Journal de l'Empire geliefert haben.

Ein Brief Ludolph Bedeborff's an Arnim (aus dessen Nachlaß durch Barnhagen auf die Königliche Bibliothek Berlin gekommen) äußert sich zu diesen Angriffen. Bedeborff schrieb seinem „lieben und verehrten Tischgenossen“ aus Ballenstädt am 9. October 1811. Er empfehle ihm als einen guten Preußen und Deutschen den Ueberbringer des Briefes: „Sollte seine Anwesenheit gerade mit einer Tischversammlung zusammentreffen, so laden Sie ihn gefälligst ein, ein deutscher Gast zu sein. Ich habe, dem Morgenblatte zum Troß, hier zu viel von unserm christlichen Vereine gesprochen, um nicht zu wünschen, daß ein Ballenstädter das Ding selbst mit ansähe. Empfehlen Sie mich dem Hufeisen angelegentlichst. Halten Sie sich nur brav und Streitbar, vor allen Dingen aber lassen Sie sich ja nicht in gedruckten Wortwechsel mit dem Judenvolke ein. Das Zeug muß am Ende das Maul halten, wenn man nicht auf seinen lächerlichen Groll Achtung giebt.“ Diese unverblünten Worte zeigen, wie weit man gegenseitig gekommen war. Bedeborff hatte den Artikelschreiber also auch erkannt. Es ist von der christlich-deutschen Tischgesellschaft in der That weder jetzt noch später erwibert worden. Denn noch toller schrieb Saul Ascher, als er von der Existenz der aus der Tischgesellschaft hervorgegangenen Philisterabhandlung Kenntniß erhielt.

## 2. Der Philister vor, in und nach der Geschichte.

Diese Abhandlung ist ein scherzhaft-ernstes Schriftstück Clemens Brentano's, das in der Märzszung 1811 an der Tafel der christlich-deutschen Tischgesellschaft vorgelesen wurde.

Es errang sich durch seinen Wit, durch das Spiel unaufhörlicher Anzüglichkeiten, die man leicht verstand, und durch die sprudelnde Masse immer neu erscheinender Gedankenblitze den froh gespendeten Beifall der Tischgesellschaft. Man begehrte diese Philisterabhandlung zu besitzen. Ein armer Schlucker, welcher für jede Abschrift einen Thaler Courant erhalten sollte, wurde beauftragt sie zu vervielfältigen. Schließlich aber ließ man 200 Exemplare bei Decker drucken und in der Wittig'schen Handlung, in der Jägerstraße, feil halten. So kamen, ungehindert, Exemplare in die Hände der Gegner.

Die Philisterabhandlung ist nicht ganz ein neues Berliner Product Brentano's. Aufzeichnungen Ludwig Tieck's verbürgen uns, daß Brentano schon 1799 im Schlegel-Tieck'schen Kreise zu Jena seine „Naturgeschichte des Philisters“ vorgelesen habe. Man würde, fehlte das Zeugniß, die Thatsache früherer Conception sogar erschließen können. Die Uebereinstimmung zwischen der Satire des von Brentano um 1800 verfaßten Romanes Gobwi und dem Philister von 1811 macht sich jedem, der beide Werke liest, bemerkbar. Ich zeichne beiseitshalber zwei Punkte aus: das Dictum über die Optik und den famosen Ausspruch, was eine ordentliche Frau am gesundesten erhalte. Natürlich war die Jenenser Naturgeschichte des Philisters eine Fortspinnung der Kämpfe, die Goethe's und Schiller's Xenien gegen Aufklärung und Unfähigkeit eröffnet hatten, und die, recht nach dem Herzen der jüngeren Talente, durch die ganze Romantik hindurch nachwirkten. Einzelne Gedanken aus der Naturgeschichte des Philisters verwerthete Brentano öffentlich zuerst in seiner und Görres' Heidelberger Satire vom Uhrmacher Bogß, 1806. Die Einsiedlerzeitung lief zuletzt gänzlich in ein Kampforgan gegen das „Philisterthum“ aus. In den Anfängen standen die Heidelberger Jahrbücher ebenso. Und wie die Berliner Romantik von Heidel-

berg her belebt worden war, so trat nun auch, 1811, der Jenaisch-Heidelbergische Philisterstoff in die politisch scharf anblasende Luft der Berliner Romantik hinüber. Die ehemalige „Naturgeschichte des Philisters“ wurde der Rückgrat der Berliner Philisterabhandlung, der die neuen politischen Zumuthen zu tragen hätte. Im Ganzen ist die „Naturgeschichte“ das, was wir jetzt in den drei Capiteln über den Philister vor, in, nach der Geschichte lesen. Ich versuche, die 1811 in Berlin angelegten Theile zu erkennen.

Neu ist jetzt alle Satire auf die Juden, die durch die exclusiven Satzungen der christlich-deutschen Tischgesellschaft gefordert wurde. Diese Satire sticht in jener Zeit nicht so grell wie heute hervor. Ich bin oft erstaunt gewesen zu bemerken, in welcher Masse in damaligen Zeitungen, Unterhaltungsblättern, Anekdotensammlungen zc. satirische Scherze über Juden hervortreten, und ganz unbefangen neben ernstlichen Erwägungen über die bürgerliche Lage der Juden, ja neben übertriebenen Forderungen für dieselbe stehen. Selbst in Karl's Hindernissen, an denen doch Varnhagen als Autor mitbetheiligt war, ja sogar im Rätzchen von Heilbronn kann man solche Späße finden. Im Durchschnitt war man nicht so sehr empfindlich darüber. Einzelne freilich mochten um so leidenschaftlicher empfinden. Brentano thut nun in der Philisterei einen neuen Schritt. Während bis dahin das Philisterthum ganz allgemein als der Gegensatz alles höheren geistigen Lebens galt, spaltet er es jetzt in seine zwei auseinander getriebenen Pole, die Juden und die Philister. Nun aber sei, in der Geschichte, das Judenthum der Hirt und Simson der Träger der hohen göttlichen Gedanken, die das Philisterthum bestreite. Daher trennt Brentano das ältere von dem neueren Judenthume ab, genau wie Adam Müller in den Elementen der Staatskunst diese Trennung vollzieht. Beide, Müller und

Brentano, lassen das jüdische Volk von der ehemals lebendigen „Idee“ seiner Mission zum erstarrten „Begriff“, zur Materie gleichsam, herabsinken, wofür der Fluch der Volks- und Staatslosigkeit es getroffen habe. Von den Juden, sagt Brentano, daß sie nur noch civiliter, von den Philistern, daß sie nur noch moraliter existirten. Der Ausdruck civiliter spielt auf die damals beginnende „bürgerliche“ Emancipation der Juden an, von der die Kreise der christlich-deutschen Tischgesellschaft nichts wissen wollten. Was Brentano scherzhaft den Juden aufmüßt, ihr Handel in den Kammern mit alten Kleidern, mit Theaterzetteln und ästhetischem Geschwätz an den Theetischen, mit Pfandbriefen auf der Börse, und überall mit Humanität und Aufklärung, hat allein Berliner, nicht Heidelberger oder Jenenser Farbe. Will man die gegenseitigen Verstimmungen, wie sie sich herausbildeten, ohne Verschleierung der Wahrheit historisch begreifen, so ist der Hauptaccent auf die Verspottung der jüdischen Salons zu legen. Brentano that hier ausgelassen dasselbe, wie Adam Müller und Kleist in den Abendblättern. Mit dem Geistigen ging das Gesellschaftliche Hand in Hand. Daraus entspringen auf der ganzen jüdischen Linie, am wenigsten bei Rachel, immer schärfer bei Barnhagen, Robert, Hitzig, Izig, Saul Ascher u. a. die Gegenbewegungen, die da am zerrüttendsten wirkten, wo doch gesellschaftliche Begegnungen nicht vermieden wurden.

Aber auch der echte alte Philister hat neuen Berliner Zuschnitt erhalten. Die Berliner Philistergesinnung, der sich die Kleistische Gruppe entgegenstemmte, wird in folgenden Sätzen dargestellt: „Sie unterhalten sich besonders gerne vom Vaterland und Patriotismus, wenn man sie aber genauer fragt, warum sie ihr Vaterland lieben, so fangen sie an sich selbst darüber zu wundern . . . Sie gehen ewig damit um,

alles, was ihr Vaterland zu einem bestimmten individuellen Lande macht, zu vernichten . . . Sie vernichten, wo sie können alle Sitten und Herkömmlichkeiten, sie brechen die Wappen und Schilder der Zeiten, und werfen sie denjenigen vor die Füße, denen sie die Geschichte gegeben (hat) . . . Alles, was kein Geschick, was der Tod selbst nicht raubet, die hieroglyphischen Fußstapfen, in welche die Geschlechter ihren Nachkommen, den Baum der Liebe und Treue zu dem Flecke des Landes, den sie bewohnen, vererben, wegen sie aus, damit bald kein Philister mehr wisse, wo er zu Hause ist.“ Wie blitzen da nicht die oppositionellen Vormürfe der Abendblätter-Parthei gegen Hardenberg hervor! Die Anspielungen wagen sich deutlich bis in seine gehakte Umgebung vor: z. B. die Anspielung auf Cölln's Feuerbrände, oder die auf Hoffmann's Quinenlotterie (die Philister „träumen überhaupt gar nicht, oder höchstens Lotterienummern, die nicht herauskommen“). Das Stärkste aber leistet der Satz: „überhaupt ist Staatsklugheit mit Niederträchtigkeit verbunden ein Hauptzug aller Philister“. Kein Hörer oder Leser war sich damals auch nur einen Augenblick im Zweifel darüber, welches Portrait hinter diesen dünnen Schleier gestellt sei.

Auf drei Gebieten führte Brentano die Polemik im Sinne der Abendblätter weiter: in der Frage des Purismus, des Theaters und der öffentlichen Sittlichkeit.

Es ist zufällig, daß die Abendblätter kein Wort gegen die damals aufkommende Sprachreinigung sagen: zufällig deswegen, weil der Dresdener Phöbus seine feste Stellung in der Frage eingenommen hatte. Denn im Märzheft des Jahres 1808 war, aus Adam Müller's Feder, der Wahn bekämpft worden, als entstünde Schönheit der Sprache aus dem Einmauern und Ausfegen eines gewissen Sprachbezirks: „Laßt doch (ruft Müller) die fremden Worte herein, wenn sie das lebendige

Schönheitsgesetz der deutschen Sprache annehmen.“ In Dresden saß damals ja C. G. Wolke, der schlimmste Sprach- und Schriftverbesserer. Eben wieder im Herbst 1810 hatte er im Gothaischen Reichsanzeiger (Nr. 179) einen die Kunde durch alle deutschen Zeitungen machenden Aufsatz geschrieben: „Wir können die Deutschschreibenden zehntausend Tare und fünf bis sechs Millionen Taler, die bis jetzt in jedem Tare verloren gehen, ersparen?“ Radlof's puristische Wunderlichkeiten hatte Brentano in Heidelberg zur Genüge gekostet, und jetzt sah er in Berlin, daß hier die Bewegung, genährt durch Leute wie Zeune, Jahn, Heinsius, bedenklich um sich griff. Er ließ also, ihnen zum Hohne, in seiner Abhandlung einen solchen Berliner „Sprach-Philister“ auftreten. „Mir ist (schreibt er) neulich einer in der Allee begegnet, und als ich ihn fragte, wo er hinspazierte, sagte er: „Ich lustwandle nicht, sondern gehe die Wandelbahn hinab, weil ich ein Stelldichlein mit einer gattentodten Frau hier habe, mit der ich in die Zustimmung gehe.“ Ich sagte zu ihm: „Sie wollen wohl die Wittwe durch das Concert in ihrer Melancholie trösten, durch Trompeten-, Violin- und Flöten-Getön?“ „Ja,“ erwiderte er, „ich sprach heute Morgen zu ihr die Worte Bosen's: „Reuch aus den Flausrock deiner Drangsal, und putze dich und eile flugs dorthin, wo bald den hellen Klangsaal durchströmt Erz und Darm und Bug.“ Hierauf fragte ich ihn, ob er musikalisch sei. „Ja,“ sagte er, „ich bin etwas kunstschallend.“ „Was spielen Sie für ein Instrument?“ — „Die Schallwerkzeuge, die ich spiele, sind viele: ich blase etwas auf dem Erzschallrohr, und zur Abwechslung auf dem Tiefknüppel, auch blase ich Hochholz und Hellholz, streiche auf der Hals- und Kniegeige, und schlage das Tasten-Hackebrett — das ist alles, was man verlangen kann von einem Dilettanten — ja, ich bin aber auch ein großer Vergnügling.“ Und so

weiter. Gewiß ist niemals eine lustigere Satire auf unhistorisches Neubilden von Wörtern geschrieben worden \*).

Gehaltvoll und würdig sind Brentano's Ausführungen über das Theater. Wir erinnern uns, daß in Folge des Skandals um die Schweizerfamilie den Berliner Abendblättern die Theaterkritik gesperrt wurde, und daß Arnim eine Gelegenheit wahrnahm, Iffland seine und seiner Freunde Wünsche vorzuhalten: ohne daß sich jedoch das Geringste geändert hätte. Brentano knüpfte also im Philister an der Stelle an, wo seine Freunde abgebrochen hatten. Nirgendwo trete die Philisterei der modernen Zeiten mehr zu Tage, als im Theater. Es trage allen Ekel, alle Krankheit, alle Schande, alle Armuth der Geschichte an sich. Kein Volk könne ein treffliches Theater haben, ohne selbst auf der schönsten Höhe seiner historischen Entwicklung zu stehen. Dann werde sich das Theater als freie Kunst entfalten. Das sei Philistergesinnung, mit dem gegenwärtigen kümmerlichen Zustande des Theaters vollkommen zufrieden zu sein. Wir empfinden, wie Brentano, absichtlich die Namen vermeidend, Iffland's Bühne und die Berliner Theaterkritik im Auge hat.

„Für die Schauspielkunst aber kann man viel thun durch das, was man Schule nennt“, erklärt Brentano, und nun stellt er Goethe als das einzige leuchtende Beispiel hin: „Die Nothwendigkeit der Schule, wo die Zeit an freier Kunst unfruchtbar geworden, hat Goethe wohl gefühlt, und wie viele Schauspieler und Schauspielerinnen verdanken seinem redlichen

---

\*) Die Worte Bossens, eine vierzeilige Strophe, entstammen der „Schwergereimten Ode“ (J. H. Voß Sämmtliche Gedichte 1802. 6,102). Dieselbe Stelle hatte Görres 1808 in seine Voß verspottende Satire „Des Dichters Krönung“ eingefügt. (Beilage zur Zeitung für Einsiedler Sp. 35.) Das bei Görres wie Brentano falsche „durchströmt“, anstatt des richtigen „durchtönet“, stört den Rhythmus.

Willen das Glück, daß sie, wo nicht als große Künstler, doch als anständige Menschen die Werke der Dichter, wo nicht emporheben, doch tragen, wo nicht opfern, doch kredenzen können, und der verständige Theil der Nation bringt ihm auch hierin seinen herzlichsten Dank, er hat hier auch, wie überall, ruhig, einsichtsvoll und redlich nach bestem Gewissen und Vermögen für seine Zeit gearbeitet.“ Man sieht, Brentano, in dessen Worte die bei seiner letzten Begegnung mit Goethe, 1809 in Jena, empfangenen Eindrücke die eigentliche Stimmung hineinragen, lobt Goethe's Theaterleitung nicht um jeden Preis, er macht sogar seine principiellen Vorbehalte. Aber indem er doch Goethe wieder als den Einzigen hinstellt, läßt er Iffland verschwinden, als ob er und seine Berliner Theaterleitung künstlerisch überhaupt nicht in Betracht zu kommen habe, und die ganze Wucht dieser vernichtenden Kritik fällt unausgesprochen auf Iffland nieder. Jedes Wort Brentano's ist mit der sorgsamsten Berechnung ausgewählt. Jeder Satz, positiv ein Lob Goethe's, wird, nur mit der Negation versehen, ein Tadel Iffland's. Iffland übte keine Schule, er erzog sich keine Schauspieler, er arbeitete nicht in dem großen, die Gegenwart in die Zukunft verknüpfenden Sinne Goethe's. So sprach Brentano, rein und scharf, das Urtheil seiner Freunde über das Berliner Theater aus.

Mit diesem Urtheil stelle ich das gleichzeitige Wilhelm Schlegel's in den Vorlesungen über dramatische Kunst zc. (1811. 2,420) zusammen. Die Schauspielergesellschaften, sagt Schlegel, sollten unter der Aufsicht von einsichtsvollen Kennern und Ausübern der dramatischen Kunst stehen, die nicht selbst Schauspieler wären. Unter Engel habe sich das Berliner Theater zu einer ungewöhnlichen Höhe erhoben: d. h. natürlich unter Iffland nicht. „Was Göthe durch seine Leitung des Weimariſchen Theaters in einer kleinen Stadt und mit geringen

Mitteln leistet, wissen alle Kenner . . er gewöhnt die Schauspieler an Ordnung und Schule . . und giebt dadurch seinen Vorstellungen oft eine Einheit und Harmonie, die man auf größeren Theatern vermisst, wo jeder spielt, wie es ihm eben einfällt.“ Unabhängig also Schlegel, wie Brentano in der Philisterabhandlung.

Die dritte, die Opposition der Abendblätter fortsetzende Stelle handelt von der öffentlichen Sittlichkeit. Will man sich von den Dingen, die hier zu sagen wären, eine Vorstellung machen, so muß man die mit burlesker Satire geschriebenen Schriften Julius von Bofß' lesen, namentlich die beiden Bände des 1810 erschienenen „Berlinischen Robinson, eines jüdischen Bastards abentheuerliche Selbstbiographie“. Die demoralisirende Wirkung öffentlicher Häuser tritt uns darin mit graufiger Deutlichkeit entgegen. Die neue Regierung, die mit kleinen Mitteln der öffentlichen Sittlichkeit aufzuhelfen suchte, indem sie den behördlichen Apparat spielen ließ, um in gegebenen Fällen gesetzmäßige Ehen zu stiften — worüber ich Verfügungen und Cabinets-Ordres genug gelesen habe — that nach der Meinung der Abendblatt-Parthei nicht den entscheidenden Schritt, nämlich die öffentlichen Häuser Berlins aufzuheben. Diesen Schritt forderte ein Artikel Arnim's, den in die Abendblätter aufzunehmen, Kleist jedoch von der Censur verhindert wurde. In Brentano's Philisterabhandlung aber wird, wo von Simson's Aufenthalt bei der Buhlerin in Gaza die Rede war, abschweifend fortgefahen: „sie scheint also eine anerkannte Dirne der Philister gewesen zu sein, bei der man mit schändlicher Bequemlichkeit der Liebe pflegen konnte, und ich nenne dergleichen Philisterei, weil der herrlichste Trieb im Menschen ohne Leidenschaft, ohne Heiligung durch den Priester, oder ohne Heiligung durch Kühnheit, Abentheuer und Gefahr ekelhaft und bequem befriedigt, eine Philisterei ist, und die Anerkennung,

der Schutz solcher Sünderinnen nur durch eine Philistergesinnung in einem Staate kann eingeführt werden; ja, ich halte selbst Verführung, bei welcher doch eine Thätigkeit und Nothzucht, bei welcher doch ein Sündengefühl und eine innere Rache erzeugt wird, für weniger in der Totalität der Folgen schrecklich, als diesen Huren-Indult der Philisterei.“ Es ist klar, daß alle diese „Philister“-Verbrämung, als dem ursprünglichen Artikel Arnim's fremd, erst von Brentano, zur Einfügung in seinen Philister, angebracht worden ist. Im übrigen aber haben wir echte Sätze und Gesinnung Arnim's, in der goldnen Reinheit, die er sich bewahrt hatte. Man lese, wie — zu gleicher Zeit — Cardenio in „Halle und Jerusalem“ (2. Aufzug) über die Liebe spricht. Und damit dieser allgemeinen Construction des Zusammenhanges von Kleist's Abendblättern und Brentano's Philister auch die äußere Beglaubigung nicht fehle, theile ich aus einem ungedruckten Briefe Arnim's an Jacob Grimm 14. Juli 1811) eine Stelle mit, die bezeugt: „daß die Aeußerungen gegen die Hurerei in der Philisterabhandlung aus einem Aufsatze von ihm entlehnt seien, dem die hiesige (Berliner) Censur den Abdruck untersagte, weil er Staats-einrichtungen angegriffen“.

Wenn ich vom Politischen zum Persönlichen noch zurücklenke: wir erkannten Müller'schen Stil und Arnim'sche Sätze in Brentano's Abhandlung. Dies war etwas Gewöhnliches unter den Freunden. Als Arnim und Brentano und Wilhelm Grimm 1809 in Berlin gemeinsam die Heidelbergische Voranzeige der Altdänischen Heldenlieder schrieben, war es ihr Nebenpaß gewesen, darin allerlei Stile lustig nachzuahmen. So ahmt Brentano jetzt auch Kleist nach. Ich bitte, sich Kleist's „Neujahrswunsch“ (oben S. 578) zu vergegenwärtigen und dann die folgenden recapitulirenden Sätze Brentano's zu vergleichen: „Die Philister als Volk habe ich nun in der

zweiten Periode . . nicht ohne selbst eigene Gefahr bis in die Festung Asbod auf einer musterhaften Retirade geführt, sie dort eine neun und zwanzigjährige Belagerung aushalten lassen, und dann das persönliche Gewehr strecken, die Fahnen der Namhaftigkeit ablegen und sie endlich auf dem Glacis, welches die Außenwerke der befestigten Innerlichkeit von dem Ocean der weiten Welt trennt, auseinander laufen lassen.“ So sehen wir denn die vier Freunde, nicht bloß leiblich an der Tafel der christlich-deutschen Tischgesellschaft, sondern auch geistig in der Philisterabhandlung, sich mit einander gütlich thun.

Es ist heute gar nicht mehr möglich, alle kleinen persönlichen Späße, auf denen die Wirkung der Abhandlung an der Tafel selbst mit beruhte, beweissicher zu erkennen und zur Darstellung zu bringen. Wahrscheinlich weicht auch unsre Druckgestalt von der mündlich=handschriftlichen ab. J. B. war es Brentano's Absicht (nach ungedruckter Quelle) Reichardt's „Caviarhistorie, Kniebrücken, Fassaustressen, Lichterpußen“ in die erste Niederschrift einzuarbeiten, Dinge die der Druckgestalt aber fehlen. Jedenfalls erntete Brentano, bei der Vorlesung, den ungemessenen Beifall der Tischgenossen. Die Pränumeranten und Subscribenten auf den Philister finde ich auf einem Nachlaßblatte verzeichnet, es sind: Pr. Radziwil, Pr. Lichnowski, Schönburg, Graf Arnim, v. Roeder I, v. Arnim, Beckedorff, Reimer, Eckard, Dr. Lichtenstein, v. Möllendorff, Dr. Flemming, Otto, Alberti, v. Bock, Hermensdorf, Reichardt, Grapengießer, Roeder II, v. Kaumer, Graf Jngenheim, Genelli, Beuth, Gr. Bombelles, v. Jshock, v. Gerlach, v. Clausewitz, v. Bock, Goeschen, v. d. Red, GhR. Wolf, Jffland, v. Gymmen, v. d. Kettenburg, Graf Chasot, Savigny, Major Tiedemann, Major Hedemann, Cap. Bardeleben, Cap. Horn, Prof. Schleiermacher, Buchh. Fink, v. Dewitz, Prof. Weiß, v. Pfuel, Dr. Meyer, v. Roenen, Siebmann, Grell, Wollant,

Graf v. Dohna, Schinkel, Bernhardi, Laroche, G. D. M. Rth. Kohlrausch, G. v. Quast, v. Hade, v. Dalwigk, Wolfart, Adam Müller, Pistor, v. Bülow, v. Eichhorn, Vogel, v. Perlitz, Fichte, Wismann, Staegemann, Schulz, L. A. v. Arnim, v. Rabbart.

Im ganzen also 70 Namen, deren zufällige Schreibung auf dem Blatte ich hier absichtlich beibehalte. Nur ganz Weniges sei zu den Namen bemerkt. Es fällt auf die Unterschrift Jffland's: ein Zeichen seiner persönlichen Schwäche. Raumer ist nicht Friedrich, sondern Karl von Raumer. Graf Bombelles von dem in Schlesien angefahrenen Adel. Es fehlt Kleist's Name: das Exemplar kostete einen Thaler!

### 3. Aufnahme der Philister-Abhandlung.

Der Philister machte, als er im Mai 1811 gedruckt erschien, privatim und öffentlich das lebhafteste Aufsehen. Man amüßte und ärgerte sich, je nach der Partheistellung, die man einnahm. Barnhagen's Wuth auf Brentano, wie sie sich schon 1811 und 1812 in seinen Prager Briefen an Rahel tummelt, schöpft aus dem Philister; er verräth es selber, indem er (2, 272) statt Brentano schlechthin nur „Philister“ sagt. Man drängte sich zu dem Büchlein. Frau Antonie Brentano in Wien bat sich (7. Jänner 1812, ungedruckt) von ihrem Schwager Clemens dringend den Philister aus: „Baron Quast, den ich im Bade kennen lernte, hat mir Wunder davon erzählt.“

Ebenso verhielt sich die öffentliche Presse. Das Morgenblatt stürzte sich mit zwei Artikeln, kurz hinter einander, auf den Philister. Der erste Artikel, eine Berliner Correspondenz vom 22. Mai 1811, in Nr. 143 des Morgenblattes, hat etwas unfähig-Gutmüthiges an sich. Der Verfasser möchte auch gern geistreich sein und bringt z. B. eine Leistung folgender Art

zu Stande: „eine scherzhafte — muß wohl heißen schmerz-  
hafte Abhandlung, denn es ist darin — um mich eines ähn-  
lichen Stils zu befeißigen — ein Ringen, Zwingen, Springen,  
Schwingen, Dringen und Schwingen nach Wigen und Spigen,  
die nicht bligen noch rigen, und das ewige Fechten und Fichten  
mit Worten ꝛ.“ Ich mache auf den Ausdruck „Fichten“ auf-  
merksam, weil Ununterrichtete wirklich Fichte für den Verfasser  
hielten. Mit biedrem Gerechtigkeitsfönn aber erkennt der ano-  
nyme Verfasser an, was über liederliche Anstalten und das  
Theater gesagt sei; auch dem wohlthätigen Zwecke giebt er  
seine Billigung, und er schließt mit dem Humor unfreiwilliger  
Selbsterkenntniß, „daß sein Tadel — dem Himmel sei Dank!  
— keinen Schaden thun werde, denn je mehr eine so profane  
Person als der Einsender zu rügen wisse, je mehr würden die  
rechtgläubigen Seelen die Schrift kaufen.“

Dieser „philiströse“ Correspondent des Morgenblattes  
war fixer gewesen, als der andere Berliner Correspondent  
Saul Ascher. Die Berliner Correspondenzen des Morgen-  
blattes wurden nämlich von zwei verschiedenen Federn geliefert,  
die man, nach Stil und Denkart der Schriftstücke, wohl zu  
unterscheiden hat. Die Schriften Julius von Voß' bieten  
den Schlüssel dazu. Von Saul Ascher war nun auch, un-  
gleich giftiger, ein Schreiben über den Philister unterwegs,  
das unter dem Titel „Fragmente aus Briefen über die Tendenz  
der wissenschaftlichen Bildung zu Berlin“ schon wieder in Nr.  
156 (vom 1. Juli 1811) aufgenommen wurde. Ich sagte  
von Saul Ascher. Unterzeichnet ist es: *Ασολαχεροσ*. Man setze  
die Buchstaben um und — Saul Ascher entpuppt sich. Vom  
„Auslachen“ aber ist wenig zu verspüren: im Gegentheil,  
Ascher kennt nur den einen Wunsch, in hassender Feindschaft  
den und die Gegner zu vernichten. Er verhütet äußerlich, daß  
er als Jude erkannt werde, und spielt sich als Deutschen auf.

Er befinde sich, sagt er, in Berlin, wo für Deutschland im vorigen Jahrhundert so mancher heilsame Strahl der Aufklärung und des Wissens ausgebrochen. Jetzt sei die Universität eröffnet. Aber die Theologie und Philosophie, die an ihr gelehrt werde, bewege sich nicht in den alten Berliner Bahnen, sondern bringe neue, dem berlinischen und preussischen Geiste fremde Ideen in Umlauf. Er bezeichnet Schleiermacher und Fichte, die natürlich seiner Anschauung als gemeinsame, gleichwerthige Feinde erscheinen mußten. Nie habe Berlin so viele Denker, Gläubige und Dichter nach der neuen Façon gezählt wie jetzt. Ihm sei nun unerwartet der Text zu der Predigt, die er halten wolle, in die Hände gespielt worden: Der Philister vor, in, und nach der Geschichte. Die christlich-deutsche Tischgesellschaft, aus der die Schrift hervorgegangen, bilde in dem humanen und toleranten Berlin ein eigenes Phänomen. Er macht dunkle Andeutungen über die Gesellschaft, berichtet den Inhalt der Schrift, und giebt Glossen folgender Art hinzu: „Vor allem aber muß man wissen, daß die Ton-Angeber in dieser Gesellschaft eingefleischte transcendente Idealisten und sozunennende Naturphilosophaster sind“ — „Ich habe an so mancher Figur, die ich von den Mitgliedern der christlich-deutschen Gesellschaft gesehen, so viel abzunehmen Gelegenheit gehabt, daß der Ton, den sie verrathen, eben nicht von dem, aus dem Juden und Philister bestehen, verschieden ist; es müßte denn sein, daß man sich durch ihre verzernte, verdrehte und verkrüppelte Denk- und Schreibart irre machen ließe“ — „Man vergesse nicht, daß es allgemein heißt: Hr. Brentano — credat Iudaeus Apella — sei der Hauptverfasser dieser elegant geschriebenen Diatribe“. Saul Ascher referirt die Stelle über das Theaterwesen: „Hier, Jffland und Schröder, könnt ihr und wir mit euch in die Schule gehen.“ Er erwartet, daß die preussische Regierung eingreifen werde: „Da jetzt

an der Spitze der Section für den Cultus ein Mann von geprüften und wahren Kenntnissen, der vormalige Kammer-Director von Schuckmann, steht". Schuckmann galt allgemein für einen Erzphilister! Ascher thut so, als ob man in den Universitätskreisen kopfscheu geworden sei. Er habe von Studirenden gehört: „Wenn man Fichte und Schleiermacher Brentano zur Seite setzte, so wäre das Kleeblatt des excentrischen Wissens und die wahre Dreieinigkeit aller speculativen Doctrin der neuern Schule in ihrer ganzen Glorie vollendet.“ Aber, erklärt er: „Der Geist der idealistischen Philosophie, der mystischen Theologie und der romantischen Poesie hat sich nie mit dem Berlinismus amalgamiren lassen.“ Ein wunderliches Schlußtableau: Saul Ascher, ohne Berliner zu sein, in der Maske eines echten Berliners! und Fichte, Schleiermacher, Brentano, die sich in Wahrheit persönlich nicht leiden mochten, Arm in Arm, als drei gleiche Brüder mit gleichen Kappen! Diesen Artikel Ascher's nahm die ganze rationalistisch und rheinbündisch gesinnte Presse auf und vermittelte ihn den großen französischen Zeitungen, ein Erfolg, der für die preussische Regierung, wenn von französischer Seite reclamirt wurde, recht unbequem werden konnte.

Innerhalb der preussischen Monarchie war in Breslau allmählich eine Bewegung gegen die Aufklärung in Fluß gekommen. Der schlesische, zum Theil katholische, Adel war mit dem Geiste des neuen Regime's unzufrieden, die Unruhen der durch die neuen Agrarmaßregeln verführten Landbevölkerung machten böses Blut, und die schlesischen Großen gingen, mit einer über die von Hardenberg protegirte jüngste Schrift Cölln's (oben S. 156) an den König gerichteten Vorstellung, direct gegen die Person des Staatskanzlers vor. Aehnlich wie in Berlin, thaten sich neben der alten privilegirten Breslauer Zeitung jetzt Preßunternehmungen auf, die in den neuen anti-

rationalistischen Kurs einschwenkten. So die schlesischen Provinzialblätter, in denen ein Aufsatz des Grafen Kalkreuth, ob ein Christ das Schauspiel — er meinte: das entsittlichende Schauspiel — besuchen dürfe, sich das öffentliche Mißfallen Saul Ascher's zuzog. Dann aber der Neue Breslauer Erzähler, der wöchentlich herauskam, und als dessen Herausgeber der Professor Menzel und der, damals 1811 auf der Berliner Bühne sogar aufführende, Dichter Carl Schall zeichneten. Kleist's Abendblätter wurden, sowie sie nach Breslau drangen, eine ergiebig ausgeschöpfte Quelle für den Breslauer Erzähler. Adam Müller's Schriften, Arnim's Halle und Jerusalem, worin gerade die jüdischen Scenen hervorgehoben wurden, kamen sehr gut fort (Nr. 5. 9. 41 von 1811). Und nun erschienen von Nr. 22 den 8. Juni 1811 an durch eine ganze Anzahl von Blättern wörtliche Bruchstücke aus der Philister-Abhandlung. In das Blatt Nr. 25 fiel das Bruchstück über die öffentliche Sittlichkeit.

Der Neue Breslauer Erzähler erregte der Berliner Censurbehörde im Ministerium des Innern schwere Bedenken. Man beanstandete darin gerade die Ausführungen über die öffentliche Sittlichkeit, und der Professor und Staatsrath Hoffmann berichtete, ohne eine Ahnung von der Herkunft der Stelle zu haben, unter dem 7. Juli 1811 an den Geheimen Staatsrath Sack: „Die nebenstehend im Auszuge gehorsamst vorgelegte Stelle ist aus einem durch mehrere Stücke des Breslauer Erzählers fortlaufenden, im Ganzen sehr gut geschriebenen Aufsatze genommen, worin die fade Alltäglichkeit, welche dennoch wichtig thun will, unter der Benennung Philisterei sehr treffend zur Schau gestellt wird. Nach meiner auch sonst officiell ausgesprochenen Ueberzeugung ist es ein Mißgriff, daß unser Allgemeines Landrecht die Anstellung von Bordellwirthschaften unter polizeilicher Aufsicht aus-

drücklich gestattet, und ich wünsche sehr, daß bei einer Revision dieses Gesetzbuchs, welche in so vieler Rücksicht nothwendig wird, auch dieser Fleck getilgt werde. Auch würde ich selbst kein Bedenken tragen, dies mit vollständiger Darlegung der Gründe für meine Ansicht öffentlich zu äußern, wenn ich jemals dazu Veranlassung hätte. Nach dieser Erklärung hoffe ich nicht mißverstanden zu werden, wenn ich dennoch glaube, es sei, solange die Concessionirung von Bordellen gesetzlich erlaubt ist, wider die den Gesetzen gebührende Achtung, in unserm Staate drücken zu lassen: „daß eine solche Duldung der Bordelle nur durch eine Philistergesinnung habe eingeführt werden können“, und es scheint mir nöthig, die Breslauer Censur auf eine vorsichtige, nicht Schüchternheit aufregende Weise zu mehrerer Achtsamkeit aufzufordern.“ Wäre eine solche Entscheidung in einem ähnlichen Falle früher ergangen und hätte sie Brentano gekannt: wie würde sie seiner Abhandlung als Zeichen echter Philister-Gesinnung eingefügt worden sein.

Sack indessen war besser unterrichtet, als sein Staatsrath Hoffmann. Er setzte unter die Eingabe am 13. Juli den Vermerk: „Da der Aufsatz qu. hier zuerst erschienen und in das Breslauer Blatt bloß übernommen seyn soll, so ist der Polizei-Präsident v. Schlechtendahl zu befragen, ob er die Censur bewirkt habe, und warum er die vorgedachte Stelle habe passiren lassen können.“ Schlechtendahl ließ recherchiren und berichtete zurück, daß seine Polizeiorgane nichts herausgebracht hätten. Worauf nun Sack ziemlich barsch an Schlechtendahl zurückschrieb: „Die Piece werde ja öffentlich bei dem Kunsthändler Wittig in der Jägerstraße verkauft, und rühre ohnehin aus der sogenannten deutschen Gesellschaft, deren Vorsteher der Professor Fichte sein solle, her.“ Wie man sieht: auch Sack stand den Personen und Dingen noch ziemlich fern.

Nun langte sich der Polizei-Präsident den Buchhändler

Wittig und den Censor für derartige Druckschriften — den Bibliothekar Biester. Der Letztere gab zu Protokoll (23. August 1811): „Es ist richtig, daß ich die Piece, betitelt ‚Der Philister‘ censirt und derselben das Imprimatur gegeben habe. Es war am Anfang des März d. J. Wer der Verfasser dieser Schrift ist, weiß ich nicht. Der Herr Achim von Arnim brachte mir das Manuscript, auf welchem ich nach vorgängiger Prüfung des Inhalts das Imprimatur vermerkte, und hat hiernächst der Herr von Arnim es wieder von mir abgeholt. Es hieß, daß diese Piece für eine geschlossene Tisch-Gesellschaft bestimmt sei, und daß dieselbe zum öffentlichen Debit nicht kommen solle.“ Noch desselbigen Tages berichtete der Polizei-Präsident seinem Chef: „Das Resultat seiner Nachforschung sei, daß der Wittig zwar keine Exemplare dieser Schrift zum Debit mehr in Händen habe, daß aber der Verfasser derselben der privatifirende Gelehrte Clemens Brentano (Mauerstraße 34) und der Druck der 200 Exemplare in der Deckerschen Dffizin, mit Censur des Herrn Bibliothekar Biester, geschehen sei.“ Sack fühlte, daß seine nachgeordneten Behörden sich in der ganzen Angelegenheit unzulänglich bewiesen hatten, und er verfügte (am 29. August 1811) an Schlechtendahl: „nach dem Berichteten sei, jedoch ohne besonderes Aufsehen, welches diese eigentlich schon vergessene Sache nicht verdiene, dem Kunsthändler Wittig der öffentliche Verkauf der noch übrigen Exemplare zu untersagen“. Das war wieder eine echte Philisterei: denn Sack hielt die amtliche Auskunft in Händen, daß von den 200 Exemplaren kein einziges mehr im Buchhandel vorhanden sei. Das Actenstück, dem ich folge, befindet sich auf dem Geheimen Staats-Archive zu Berlin.

Jahrzehnte ist nun vom Philister nicht mehr die Rede unter den Betheiligten. Erst als am Ende der zwanziger Jahre eine Ausgabe der Schriften Brentano's geplant wurde

(die nicht zu Stande kam), zog man wieder den Philister hervor. Aber Brentano empfand jetzt anders, als früher. Er wünschte nicht mehr Kampf und Abwehr, sondern Frieden. Was er einst „in gefelliger Vertraulichkeit ausgelassen“ niedergeschrieben hatte, schien ihm nicht mehr vor eine unbegrenzte Deffentlichkeit zu gehören. Er fürchtete jetzt, die Ironie der Abhandlung könne schwächere Gemüther verletzen und ein Aergerniß geben, das er vermeiden wollte. Er erklärte sich gegen den Abdruck. Diese späteren Bedenken Brentano's bezeugen uns auch die ursprüngliche Kampfesrichtung der Philisterabhandlung und der christlich-deutschen Tischgesellschaft.

#### 4. Angriffe auf Achim von Arnim.

Mehr noch, als Brentano, war Achim von Arnim, weil er neben dem Schriftsteller ein märkischer Junker war und seine Meinung frei heraus sagte, bei den Gegnern verhaßt. Ihm grollten diejenigen Elemente zu Berlin, von denen die bürgerliche Gleichstellung der Juden leidenschaftlich und partheigemäß betrieben wurde. Wie hätte man ihm da die gegen entartete Eigenschaften bei Juden gerichteten Stellen der Gräfin Dolores, oder die jüdischen Geldgeschäfts- und Familienscenen in Halle und Jerusalem vergeben können? Arnim, als Dichter, wahrte sich die Herrschaft über alle Erscheinungen, die sein Auge sah. Gegen sein Gefühl der Wahrheit schied er keinen Theil derselben aus. Er, der das Böse der Zeit in allen Schichten seines Volkes, den Abelsstand nicht ausgenommen, furchtlosen Kampfes zu überwinden trachtete: er hätte vor dem, was ihm bei Juden unerträglich erschien, die Waffe senken sollen? Heute erscheinen uns diese Stellen seiner Werke als culturhistorische Bilder, die wir nicht entbehren möchten.

Damals sind sie erregten Elementen Steine gewesen, an denen sie sich stießen, und wofür sie sich zu rächen suchten.

Nicht bloß, daß das Morgenblatt wüthend über Halle und Jerusalem, zugleich auch über Brentano, Görres und Jacob Grimm's Meistergesang herfiel: plötzlich tauchte auch, im Sommer 1811, ein vom Zaun gebrochener anonymes Angriff auf Arnim in der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung auf. Die Nummer 156, vom 10. Juli 1811, brachte eine Anzeige von Gilbert's Annalen der Physik, die „von zwei Recensenten“, gezeichnet e\*e et B, herrühren sollte. Arnim hatte anspruchlos, noch als Student und treuergebener Schüler Gilbert's, an den Annalen mitarbeiten dürfen, und aus der ungeheuren Masse der in der langen Reihe der Jahressbände aufgespeicherten Abhandlungen holten sich die Recensenten jetzt gerade einen Arnim'schen Aufsatz vom Jahre 1799 heraus und knüpften an ihn (S. 68) folgende Betrachtungen: „Im 8. Bande ist ein Aufsatz des Herrn Acher v. Arnim unter dem Titel: Ideen zu einer Theorie des Magneten, Rec. vorzüglich aufgefallen, da er, indem er ihn artistisch betrachtete, und von aller Subjectivität entkleidete, in ihm die Objectivität der mystischen Schule klar und rein dargestellt fand. . . Da die Sünde, nach dem Ausspruch dieser Schule, der größte Reiz für die Gottheit ist: so ist auch vielleicht die Unwissenheit etwas Gottwohlgefälliges; man muß dies wenigstens aus einigen Aeußerungen derselben schließen.“ Ohne diese Unwissenheit hätte Herr v. Arnim den ganzen Aufsatz nicht wohl schreiben können.

Ich habe nicht die geringste Ahnung, wer die Recensenten waren. Aber die Absicht, gedeckt durch Anonymität und durch die Autorität der Jenaischen Literaturzeitung, Arnim um anderer Dinge willen einen Tritt zu geben, drängt sich jedem Leser auf. Es scheint, daß Arnim wußte, wer sein Gegner

sei. Seine „Antikritik“, welche erst am 2. November im Intelligenzblatt der Jenaischen Literatur-Zeitung, Nr. 72, zum Abdruck kam, deutet das genugsam an. Er weist zuvörderst darauf hin, daß es sich um einen vor zwölf Jahren von ihm als Student geschriebenen Aufsatz handle: „Uebertreibung ist stets das Schicksal der Ausschreiber gewesen, und wie der Recensent mir meinen Vornamen jüdisch verstümmelt, so verdirbt er Herrn Gilbert's Untersuchung auf unchristliche Art, um mir in den Augen der alles und nichts glaubenden Welt zu schaden. . . Ich erkenne Gren und Hermstädter dankbar als Lehrer, von einer mystischen Schule, die Recensent nennt, ist mir nirgends etwas vorgekommen.“ Arnim war also überzeugt, daß er es mit einem jüdischen Recensenten zu thun habe; die „jüdische Verstümmelung seines Vornamens“ zu Acher deutet wohl auf Ascher hin.

##### 5. Ueberfall auf Achim von Arnim.

Die Jenaische Anfeindung würde belanglos sein, wäre sie nicht eine Begleit- oder Folgeerscheinung von Vorgängen, die im Sommer 1811 in Berlin sich abspielten und alle Welt eine Zeitlang unterhielten. Es handelt sich um den thätlichen Ueberfall Moritz Jzig's auf Arnim.

Bekanntlich hat Barnhagen, der, damals 1811 in Prag, keine eigene Kenntniß des Vorgefallenen hatte, den Dingen eine Darstellung gegeben, die derartig ist, daß er nicht wagte sie selbst zu veröffentlichen, aber Vorsorge zum Druck nach seinem Tode traf. Sie steht in Barnhagen's Ausgewählten Schriften (1875. 18, 112). Barnhagen verfügte über doppeltes Quellmaterial: erstens über die ihm von Bettina vertrauensfelig überlassenen Correspondenzen ihres Gatten und Bruders, zu denen er, unter Bruch des Vertrauens, in aller Stille die

Gegengewichte schaffen wollte, und zweitens über die Acten des in der Sache vor dem Kammergericht verhandelten Processes, die (nach Barnhagen's eigenem Eingeständniß) Eduard Hitzig, der einstige Verleger der Abendblätter, als er 1815 Kammergerichtsrath wurde, unter Verletzung seiner Dienstpflicht, Ludwig Robert mittheilte, von dem sie an seinen Schwager Barnhagen gelangten. Hitzig war ein Vetter von Moriz Hitzig. Das Verschwinden der Acten ist so gründlich bewirkt worden, daß ich vom Königl. Kammergericht, auf meine Anfrage, den amtlichen Bescheid erhielt, es sei beim Kammergericht im Jahre 1811 ein derartiger Proceß überhaupt nicht anhängig gewesen: dagegen habe im Jahre 1813 zwischen diesen beiden Partheien ein Geldproceß wegen 3913 Thlr. 19 Sgr. geschwebt. Einzelnes, sei es nun aus jenen Acten, oder aus Arnim's Nachlaß, ist trotzdem unter Barnhagen's Papieren erhalten, jedoch derartig von seiner Scheere zurechtgeschritten, daß nur das Ungünstige für Arnim und seine Freunde übrig bleiben sollte.

Doch Barnhagen's Verfahren aufzudecken, fand ich glücklicher Weise an einer Stelle, wo ich es kaum erwartet hätte, den objectiven Bericht eines hochgestellten Mannes, der persönlich auf eine sonderbare Art in die Dinge hineingezogen wurde. Ich entnehme einem ungedruckten Briefe Arnim's an Wilken in Heidelberg die folgende Stelle (16. April 1812): „Der Ueberbringer ist ein sehr braver, ausgezeichnete junger Mann, Hr. v. Röder, und sein junger Freund, den er zum Soldaten vorbereiten soll, Hr. v. Humboldt.“ Dieser Carl von Roeder, den Arnim so empfiehlt, hatte 1808 in der Familie von Laroche verkehrt, war im österreichischen Kriege 1809 gegen Napoleon mitgegangen und studirte in Frankfurt und Berlin. Nachdem er 1810 den jungen Humboldt nach Wien gebracht hatte, begleitete er ihn 1812 auf die Universität Heidelberg.

Carl von Roeder starb als Preussischer General-Lieutenant und General à la suite weiland S. M. König Friedrich Wilhelm's IV. Im Jahre 1861, also nach Barnhagen's Tode, erschienen Roeder's Erinnerungen aus seinem Leben, und in diesem Werke, S. 54, stieß ich, ohne daß die Namen der Betheiligten genannt wären, auf den Streitfall, der uns hier beschäftigt. Roeder erzählt für 1811:

„Ein junger Schriftsteller in Berlin hatte gegen die Juden, wie man sagte, etwas verlegend geschrieben, auch sich in einer sogenannten deutschen Tischgesellschaft, deren Mitglied er war, gegen sie geäußert. Ein junger gebildeter Jude, welchen die Lage seines Volkes niederbeugte, hatte diese Schrift gelesen und fand bei seiner Rückkunft von den Reisen den Verfasser bei seiner Tante, einer geistreichen Jüdin Levy, in Gesellschaft; er war davon aufgeregt, diesen Mann hier unter seinen Glaubensgenossen zu finden. Es kam zu Erklärungen hierüber zwischen Beiden, und der Jude hielt sich durch die Art derselben so verletzt, daß er glaubte, den Schriftsteller fordern zu müssen; der Verfasser aber erklärte ihm, daß er sich mit keinem Juden schlage.“

Worauf es ankommt, ist hier richtig ausgesprochen: daß die Affaire mit der christlich-deutschen Tischgesellschaft und mit der Philisterabhandlung, deren Verfasserschaft man Arnim fälschlich zuschrieb, in Zusammenhang steht. Ende Mai erst wurde der Philister durch den Druck allgemein zugänglich, Anfang Juni fand die Levi'sche Gesellschaft Statt. Es stimmt damit, was Arnim am 25. Juni 1811 an die Brüder Grimm schrieb: „ein junger Jude, Moritz Fzig, nahm die Gelegenheit eines Mißverständnisses, wodurch ich zu seiner Tante, Mad. Levi, gekommen war, indem ich glaubte eingeladen zu sein, es aber nicht gewesen bin, wahr mir zu schreiben, daß ich mit unritterlichen Waffen gegen seine Glaubensgenossen

fechten thäte, ich möchte mich ihm als Mann zeigen.“ Dies „Mißverständniß“ war dadurch hervorgerufen worden, daß Bettina zu dem Abend eine Einladung von der Frau Levi erhalten hatte, Arnim aber, in der Meinung mit eingeladen zu sein, seine junge Frau später von dort abholen wollte. Die, äußerlich betrachtet, ebenso befremdliche Einladung wie Annahme der Einladung erklärt sich daraus, daß Arnim lange Zeit früher im Levi'schen Hause (hinter dem neuen Backhose, an der Stelle der heutigen Nationalgallerie) gewohnt und dort auch, 1804, den Besuch Clemens Brentano's empfangen hatte. Diese Beziehungen Arnim's waren also, bis 1811, nicht zerrissen worden, und Niemand hat mehr als Madame Levi selber die fatale Geschichte bedauert und beizulegen gesucht.

Als Jzig am folgenden Tage an Arnim schrieb, befand er sich in doppeltem Unrecht. Wegen des „Mißverständnisses“ hätte allein der Frau des Hauses, nicht ihm, eine Correctur, wofern sie nöthig war, zugestanden. Sodann war Arnim nicht der Verfasser des Philisters, und über das, was er sonst that und schrieb, hatte er, der ältere Mann, der märkische Edelmann, einem jungen Menschen, der noch nichts bedeutete, keine Rechenschaft abzulegen. Arnim wies ihn zurecht. Worauf Jzig in unziemlichem Tone antwortete.

Es ist sonderbar, daß gerade Jzig's Schreiben sowohl in Barchnagen's Nachlasse wie in dem Arnim's fehlen. Ich zweifle nicht, daß Barchnagen die Papiere absichtlich beseitigt hat; wie mit diesen Dingen auch seine Vernichtung der Brentano'schen Briefstellen über Mad. Levi (Arnim und Brentano S. 122. 295) zusammenhängt. Gerade aber Jzig's Schreiben haben die adeligen Kreise, als sie ihnen bekannt wurden, wegen ihres Tones aufgebracht. Man fing an, die Sache principiell und schroff von oben herab zu behandeln. Es ist

der Foliobogen vorhanden, auf dem Major von Möllendorff, von Roeder I (des genannten Carl von Roeder Bruder), von Hedemann (Humboldt's Schwiegersohn), Graf Chasot, von Barnekow, v. Bardeleben, Graf Arnim sich über den „groben Schlingel“ und den von ihm „erlassenen Brief“ in sehr drastischen Aeußerungen ergehen. All dies wäre gar nicht verständlich, wenn sich die Angelegenheit nicht zum principiellen Austrage der Gegensätze ausgewachsen hätte. Arnim schickte das „Circular“ seiner Standesgenossen an Moriz Fzig, mit dem Bemerkten, daß er ihn fordern würde, wenn seine Familie es nicht für zu schimpflich hielte, daß er sich mit einem Juden schlitze. Damit schien die Sache vor der Hand abgethan zu sein.

In diesem ersten Stadium traf es sich, daß Carl von Roeder die Bekanntschaft Moriz Fzig's machte. Beide hörten Fichte's Vorlesungen in der Universität. Neben Roeder saß öfter ein junger jüdischer Mann, der ihn durch einen edlen, melancholischen Ausdruck anzog: „Eines Tages sagte er mir nach der Stunde, er habe so viel Vertrauen zu mir gewonnen, daß es ihm wichtig sei, über etwas meine Ansicht zu wissen, um so mehr, da ihm bekannt sei, daß ich Edelmann und früher Offizier gewesen sei; er frug mich, was ich thun würde, wenn mich ein Jude forderte; ich erwiderte ihm, daß ich wohl nicht in die Lage kommen würde zc. Er sagte mir hierauf, er sei der Mann, welcher den Schriftsteller gefordert habe. Mit großer Tiefe und Wärme sprach er seine Gefühle über die Lage seines Volkes aus und die Art, wie der Schriftsteller gegen dasselbe und gegen ihn sich benommen habe, wobei ich ihm darin Recht geben mußte, daß derselbe sich überhaupt gegen sein Volk nicht hätte so äußern sollen, besonders aber nicht, wenn er in geselligem Verkehr mit Juden gestanden habe. Er forderte auf eine zutrauliche Weise meinen

Rath; ich konnte ihm nach seiner Darstellung nur sagen, daß nach meiner Ueberzeugung er mit Recht eine genügende Erklärung zu fordern habe, und daß mein Rath dahin gehe, daß er sich hierin an seine Verwandten, welche mit dem Schriftsteller bekannt wären, zu wenden habe, welche diese herbeizuführen suchen müßten. Das Duell sei doch nur ein nothwendiges Uebel, unter allen Umständen von Gebildeten möglichst zu vermeiden; in diesem Falle sei von keiner Seite eine solche Aeußerung gefallen, daß es dadurch nach den strengsten Begriffen der Ehre nothwendig werde; er möge erst diesen Weg einschlagen und mir nachher Nachricht geben, wo ich gern ihm weiter meine Ansicht sagen wolle. Ich ging nun aber ohne Wissen des Juden zu dem Schriftsteller, sagte ihm meine Ansicht, daß ich glaube, es sei Pflicht von ihm, dem Juden eine genügende Erklärung zu geben, und daß, da der Jude Student sei und sich an mich gewendet habe, ich seine Sache sonst glaube vertreten zu müssen. — Nach einigen Tagen erzählte mir der Jude, daß der Schriftsteller ihm vor seinen Verwandten eine genügende Erklärung gegeben habe. Der Jude blieb bei Groß-Görschen, hat aber nie erfahren, daß ich zu dem Schriftsteller gegangen war.“

Bemerkenswerth erscheint, daß Roeder nach Jzig's Darstellung seine Meinung formulirte; daß er Frau Levi als diejenige, die einzutreten hätte, bezeichnete; daß er ein Duell widerrieth; und daß — was wirklich den Thatsachen entspricht — Frau Levi befriedigt worden war. Im Princip hat Roeder auch darin Recht, daß niemand an einer Stelle verkehren sollte, wohin er aus irgendwelchen Gründen nicht gehört: die Erfahrung des Lebens aber lehrt, wie schwer und bisweilen ungerecht die Durchführung dieses Grundsatzes wäre.

Moritz Jzig hat Roeder's besänftigenden Rath nicht befolgt. Darin irrt Roeder. Jzig überfiel am 16. Juli Arnim

hinterwärts im Badehause. Arnim gab darüber folgende Erklärung ab: „Ich wurde an dem genannten Orte sitzend, beim Lesen einer Zeitung, von einem mir persönlich unbekanntem Menschen, der mit einem Stocke bewaffnet eingetreten war, rasch angefallen; eine glückliche Fügung wollte, daß ich meinen Stock nicht aus der Hand gelegt hatte, sondern damit seinen Hieb sitzend ausparirte; es geschah, daß ein schneller Nachhieb von mir, als ich aufgesprungen, ihn taumelnd gegen die Wand warf, wo ich ihn bis zur Ankunft der Bedientener in Unthätigkeit erhielt, denen ich ihn, in der Meinung er sei wahnwitzig, überließ. Nachdem er seinen Namen genannt und ich erfahren hatte, daß er ein Jude aus einer bekannten Familie sei, die ich aus Achtung verschweige, der sich durch eine mit mir geführte Correspondenz beleidigt glaubte, so eilte ich der Königlichen Polizei den Vorfall anzuzeigen, mit deren Erlaubniß ich heute (18. Juli) anzeigen darf, daß die Verwundung des Juden, ungeachtet des starken Blutverlustes, der die Bewohner des Badeschiffes erschreckt hatte, ohne alle Lebensgefahr sei.“ Als Arnim Grimm's ganz kurz die Sache meldete, sagte er richtig voraus, sie werde vielleicht bald in öffentlichen Blättern prangen. So kam es. Eine, von offenbar interessirter Seite ausgehende, Correspondenz im Morgenblatte (1811, Nr. 209) suchte den Vorfall zu Gunsten Jzig's abzuschwächen und erfand für den schlimmen Ausgang die folgende Formulirung: „der junge wahrhaft beleidigte Israelit nahm seine Rache so, daß die Sache zur Entscheidung des Kammergerichts gebracht werden mußte, dessen Urtheil nun erwartet wird.“ Der Proceß hat dann Statt gefunden; die Acten sind fort. Moriz Jzig ist wegen des Ueberfalls verurtheilt worden. Die Geschichte trat aus den deutschen in die französischen Blätter über.

Ich bin der Meinung, daß diese quellenmäßige Darstellung

des Vorgefallenen die Kritik des Barnhagen'schen Schriftstückes schon in sich trägt. Das Widerwärtige desselben besteht darin, daß auf jede verläumberische Beschuldigung Arnim's und seiner Kreise scheingerecht etwas wie eine von Großmuth eingegebene Entschuldigung folgt: das Gift, so angemacht, geht eben leichter ein. Alles, was Barnhagen, z. B. mit Hinweis auf Gneisenau, über ein vermindertes Ansehen Arnim's sagt, ist natürlich wahrheitswidrig. Gerade die jüngst, 1900, hervorgetretene Publication aus Gneisenau's Nachlaß zeigt uns Arnim im fortgesetzten Verkehre mit diesem preussischen Patrioten; Gneisenau übernahm die Pathenstelle bei einem der Söhne Arnim's; und wie häufige Briefe sind zwischen Gneisenau und Clemens und Bettina noch gewechselt worden! Die Empfehlung nach Heidelberg zeigt auch Roeder in gutem Einvernehmen mit Arnim. Daß Major von Möllendorff vor Barnhagen, als jungem Menschen, gezittert haben sollte, ist eine von Barnhagen's Schwächen, zu denen seine Schlaubeit sich durch unfägliche Eitelkeit verführen ließ. Wenn, wie Barnhagen angiebt, Robert an seine Schwester Rahel schrieb: „Jetzt habe ich die Acten . . . ich excerpire sie jetzt und will diese Geschichte in der Wahrheit mit allen ihren Documenten aufschreiben, denn sie soll gedruckt werden, mit allen Namen und Titeln; das ist meines Amtes und da lasse ich den Fürwitz nicht“ — nun, so ist ihm durch Barnhagen's dazu vortrefflich geeignete Feder dieses Amt abgenommen worden.

## 6. Die Macht der Verhältnisse.

Von Robert waren die Vorgänge bereits anders verwerthet worden: er hatte sie nämlich 1811 zu seinem bürgerlichen Trauerspiel „Die Macht der Verhältnisse“ verarbeitet,

und fast wäre ihm gelungen, das Stück damals auf die Berliner Bühne zu bringen.

Die Handlung dieses Stückes, das durch keine künstlerische Kraft zusammengehalten wird, bewegt doch nur eine Einzige Triebfeder: die Verweigerung eines Duells aus Standesrücksichten. In dem Augenblicke, wo der durch die Macht der Verhältnisse sich beeinträchtigt führende Theil zur Selbststrafe, zum Morde, greift, ist eigentlich das Leben des Stückes zu Ende. Auf welche Weise der Verbrecher den Lohn für seine That erhält, kann uns, poetisch, gleichgültig sein. In Robert's Hand erschöpfte sich der Duell-Stoff schon mit dem dritten Acte. Da sein Trauerspiel aber fünf Acte haben sollte, so setzte er, unorganisch, noch ein Bastard-Verhältniß an, dessen ganzer Effect nur ist, daß dem Verbrecher, anstatt öffentlicher Hinrichtung, die Selbst-Vergiftung im Gefängniß ermöglicht wird. Die beiden Stoffe schicken sich nicht in einander, am Ende merkte Robert selbst, daß hier der Fehler seines Stückes liege.

August Weiß, der Schriftsteller, und Graf von Falkenau, der Oberst eines Regimentes, sind in der „Macht der Verhältnisse“ die Personen, zu denen Robert Moritz Ibig und Achim von Arnim umgebildet hat. Aber er läßt Weiß nicht als Juden, sondern als Christlichen, wenn auch religiös ziemlich indifferenten, Predigerssohn auf die Bühne treten; der entsprechende Altersunterschied ist zwischen Weiß und Falkenau jedoch beibehalten worden. Robert verengert also mit Absicht die gesellschaftliche Kluft zwischen dem studirten Schriftsteller aus guter Familie und dem gräflichen Oberst. Zwischen Beider Familien spielen häusliche Beziehungen hin und her. Um eine weibliche Person entspinnt sich auch im Stücke — hier um Weiß' Schwester — der Streit. Weiß fordert den Obersten. Dieser, in Erwägung dessen, was er seinem adeligen und seinem

militärischen Stande schulde, legt das ihn fordernde Schriftstück Weiß' den Offizieren seines Regimentes vor, die sich einstimmig gegen die Annahme der Forderung erklären: alles wie bei Arnim. Der Schriftsteller lockt den Obersten auf seine Stube und schießt ihn nieder: wie Jzig, der Arnim im Badeschiffe überfiel.

Robert ließ sein Trauerspiel, nachdem es bereits aufgeführt worden war, erst 1819 drucken. Das Stück, besagt eine Notiz auf dem Titel, spiele in einer deutschen Hauptstadt in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts, und an anderer Stelle (S. 143) wird die „wülste Zeit“ des Stückes auf das Jahr 1792 fixirt. Damals wäre Robert dreizehn Jahre alt und außer Stande gewesen, eine derartige Macht der Verhältnisse, durch Selbsterlebnis, zu begreifen: denn wer Robert's Vor- und Schluß-Bemerkungen über sein Drama in scharfe Betrachtung zieht, fühlt durch, daß im Wesentlichen selbst-erlebte Dinge „aus seiner nächsten Umgebung“ den Grund des Stückes bilden. Robert aber, 1811 in Berlin, sah die Geschichte wirklich „aus seiner nächsten Umgebung“ mit an; auch in Rahel's Briefen an Varnhagen ist davon die Rede. 1811 wurde das Trauerspiel, nach Robert's eigener Angabe (S. 148), fertig und Jffland eingereicht. Jffland habe die Aufführung zugesagt und eine Rolle selbst übernehmen wollen. Betreffs einer Abänderung, die er verlangte, sei Einigung erzielt worden. Trotzdem: „Mannigfache Rücksichten verhinderten damals, 1811, die Aufführung“. Brauchen wir jetzt noch zu fragen: welche Rücksichten? Es wäre denn doch über das Zulässige hinaus gegangen, wenn Jffland den preussischen Adel, zu einer Zeit wo man schon schwer genug mit ihm fertig wurde, offen auf der Berliner Hofbühne brüskirt hätte. So wenigstens würde es der Adel und das Militär angesehen haben. Nach den Freiheitskriegen lag die Sache anders. Alle

Verhältnisse waren umgestülpt, und wer hatte damals Interesse für die alte Geschichte mit Moriz Jzig. Jetzt konnte das Stück auf die Bühne kommen, und so ist es von Ende 1815 bis 1828 dreizehnmal in Berlin gegeben worden.

Man hat gefragt, welche Tendenz Robert verfolge: ob er das Duell verwerfe, oder es verlange? Niemand, selbst der Autor nicht, hat sichere Auskunft geben können. Diese ungelöste Dissonanz birgt schon der Urstoff in sich. Das Duell ist ein Standes-Vorrecht oder, anders angesehen, ein Standes-Vorurtheil. Wer, wie Moriz Jzig, als der freiwillige Vorkämpfer der sich damals bürgerlich emancipirenden Judenschaft, die Standes-Vorrechte Anderer, die ihn hindern, beseitigen will, darf nicht dieselben für sich in Anspruch nehmen, sowie sie ihm in irgendeiner Rücksicht vortheilhaft erscheinen. Hatte Arnim gegen die Juden geschrieben, so mochte Jzig gegen die Christen oder gegen Arnim schreiben. Hatte Arnim ihn beleidigt, so mochte er den Schutz der Gerichte anrufen. Keine Macht der Verhältnisse hätte ihn 1811 daran gehindert. Er that es aber nicht, er bestand auf einem noch nicht besessenen Vorrecht, und beging ein Verbrechen. Ja, hätte ihm, oder Weiß im Stücke, das Gesetz den Schutz versagt, dann würde die That der Selbsthülfe unser Mitgefühl erwecken können. So stellt Kleist seinen Michael Kohlhaas dar! Kohlhaas hat, durch die bössartige Tücke des Junkers, seine Ehre, sein Hab und Gut, sein Weib, sein Alles verloren: das greift uns an das Herz! Aber Jzig und sein Abbild Weiß? Niemand kann zugeben, daß deren Phantom von Ehre, die ursprünglich weder durch Arnim's Auftreten noch durch des Obersten nicht schuldige Liebelei mit Weiß' Schwester gekränkt worden ist, der Durchbrechung und Zertrümmerung der gewordenen Ordnung werth sei! Robert war innerlich für seinen Helden, also auch für dessen That. Im bürgerlichen Sinne handelte Moriz

Ihig widerspruchsvoll, Weiß aber als Held einer Tragödie scheint mir eine poetische Unmöglichkeit.

### 7. Angriffe auf Heinrich von Kleist.

Auch gegen Heinrich von Kleist wurde die litterarische Bekämpfung Seitens der Gegenparthei systematisch betrieben.

Das Nächste, was seit dem Phöbus von ihm gedruckt in die Hände des Publicums gelangte, waren zur Michaelismesse 1810 das Rätthchen von Heilbronn und der erste Theil der Erzählungen, welcher den Koblhaas, die Marquise von D . . und das Erdbeben in Chili enthielt. Das Erscheinen beider Werke fiel also in eine Zeit, wo Kleist durch seine Abendblätter mehr und mehr die Stellung eines politischen Partheimannes einnahm, den die antirömantische Gegnerschaft um so muthiger bekämpfte, je sicherer sie war, den Dank der preussischen Staatskanzlei sich zu verdienen. Die officiösen Federn verbreiteten über die Abendblätter nur üble Nachrichten. Saul Ascher bediente das Morgenblatt und Zschokke's Miscellen, mit dem Unterschiede nur, daß im Morgenblatte Kleist's Name vogelfrei geworden war, Zschokke gegenüber aber der lebende Kleist seit der früheren Schweizer Bekanntschaft schonend behandelt werden mußte. Sowie Kleist die ersten Schwierigkeiten mit der Staatskanzlei hatte, die nach außen gar nicht hervortraten, correspondirte der sehr gut instruirte Ascher unter dem 13. November 1810 dem Morgenblatte (Nr. 291), die Abendblätter würden, seitdem die Polizeiberichte von ganz gewöhnlichen Dingen, nicht mehr von Mord und Brand sprächen, nicht mehr begierig gelesen; sie müßten einschlafen, wenn die Herausgeber nicht den Volkston fänden. Die Witze mit dem Worte Abendblätter sind fortan ständig; bemerkenswerth das unfreiwillige Zugeständniß, daß sie bis dahin „begierig gelesen“

wurden. Vom 29. December 1810 im Morgenblatt (1811 Nr. 17): die Abendblätter erschienen jetzt im Kunst- und Industrie-Comptoir, der erste Verleger Hixig habe sie aufgegeben aus Mangel an Theilnahme von Seiten des Publikums. Und schadenfroh prophezeiend im neuen Jahre 1811 (S. 107), es würde später noch irgend eine Todesanzeige der hiesigen Zeitschriften bekannt werden; bis Saul Ascher am 10. April 1811 (Nr. 105) höhrend melden konnte: „Das Abendblatt hat den Abend seines Lebens erreicht, und dadurch sich und die etwaigen übergebulbigen Leser in den Ruhestand versetzt.“ Daß Saul Ascher hier als Officiosus fungirte, erhellt auch aus den Hamburger Nordischen Miscellen. Diese Zeitschrift, erst Kleist und den Abendblättern durchaus günstig gesinnt (oben S. 182), war von der Staatskanzlei gewonnen worden, um in dem französisch gewordenen Hamburg ein gefügiges Organ zu besitzen. Da heißt es (Extrablatt zu Nr. 51) aus Berlin, 20. December 1810, die Berliner journalistische Literatur erhalte auch mit Anfang des künftigen Jahres eine andere Constellation: „Die vor einigen Monaten begonnenen Abendblätter sowohl, als auch der Preussische Hausfreund, vollenden mit diesem Jahr ihr Ziel“; um dann Anfang Januar 1811 (Extrablatt zu Nr. 2) widerwillig zu melden: die schon ihrem Schicksal überlassen gewesenen Abendblätter hätten einen hülfreichen Lotfen an dem Redacteur des Freimüthigen gefunden, der sie wieder flott machen dürfte. Das stimmt mit Ascher's Instructionen; Cöln könnte der geheime Instructeur gewesen sein (oben S. 486). Es lag System darin. Darnach ermittelt man erst, welche Widerstände Kleist niederzwang, um seine Zeitung in das zweite Quartal hinüber zu leiten.

Nicht anders geberdeten sich die Kritiker des Morgenblattes gegen das Rätthchen von Heilbronn. Schamlos wurden Kleist's poetische Werke heruntergerissen. Auf eine kurze

Vornotiz in Mächer's Correspondenz vom 13. November 1810 (Nr. 291), erschienen sei das Räthchen von Heilbronn, Schauspiel von Hrn. von Kleist, unterhaltend für alle, die mit der Vernunft fertig geworden seien — folgte dann in einer Litteratur-Uebersicht zu Nr. 302, kurz vor Weihnachten, die eigentliche Ergießung. Bei Lesung der ersten Blätter habe der Recensent geglaubt, eine Parodie auf den romantischen Schicksalsschmack der Zeit zu finden. Bald aber sei er dessen gewiß geworden, daß es Herrn von Kleist baarer, brennender Ernst sei. Der Stoff möchte noch ergiebig genug sein. Die ganze Anlage aber und besonders der Ausdruck: nein, etwas Tolleres sei ihm seit des im Frieden entschlafenen Cramer's Haspa a Spada nicht wieder vorgekommen. Als Beispiel dafür könne gelten, was Theobald von Räthchen sage, welche, halb wahnfinnig, dem Grafen Wetter über dick und dünn nachlaufe (1, 1): „Seit jenem Tage folgt sie ihm nun, gleich einer Meze zc.“ Nicht minder drollig prophetisch laute der Monolog des Grafen Wetter (2, 1). Einige Stellen aber, wie die Rede Theobald's vor dem Kaiser (5, 1), deuteten auf wahre Geisteszerrüttung. Es ist derselbe Ton, in welchem Saul Mächer über die Penthesilea und die Schriftsteller der christlich-deutschen Tischgesellschaft überhaupt sich äußern durfte.

Die Anzeige des Räthchens erscheint als die Leistung eines partheibethörten Menschen. Die der Erzählungen aber, in der Litteratur-Uebersicht zu Nr. 311 des Morgenblatts, wirkt durch das Lob, das sie spendet, geradezu widerwärtig. Der Recensent freue sich, den Erzählungen des Herrn v. Kleist ein weit besseres Zeugniß sprechen zu können, als seinem Räthchen von Heilbronn. Besonders anziehend sei ihm die erste, Michael Kohlhaas, gewesen. Der Versicherung des Verfassers und auch dem Anscheine nach aus einer alten Chronik gezogen: ein so eigenthümlich geprägter Charakter gehe auch nicht aus der

Phantasie hervor. Auch die Markifinn von D\*\* vereinige mit dem Sonderbaren der Situation die Kunst lebhafter und schöner Darstellung. Die dritte habe etwas Empörendes, und sei auch zu skizzenhaft behandelt. Man empfindet sofort, was für die erste Novelle einnahm: nämlich die Auflehnung des Kofkamm's gegen den Junker. Unsäglich trivial sind die Ausführungen über den Charakter Kohlhaasens und über die dichterische Phantasie überhaupt.

Nirgends begegnet damals eine freie, edle Würdigung der Dichtungen Kleist's. Kein aufmunterndes Wort ist seinem Streben und Ringen von einer maßgebenden Stelle aus zu Theil geworden. Wie wurde Arnim in dem Kampfe um das Wunderhorn durch Goethe's öffentliche Empfehlung gestärkt. Die großen Recensiranstalten jener Tage, die Jenaische, die Hallische, die Leipziger, die Göttingische, selbst die Heidelbergsche gingen achtlos an Kleist's Dichtungen vorüber. In den üblichen Mesübersichten der gewöhnlichen Zeitungen fand ich Kleist's Namen selten erwähnt, und wo es geschah, meist mit einem häßlichen Nebenaccent. Seine journalistischen Productionen dagegen wurden von der Tagespresse bepflicht, meist immer ohne die Angabe, was ihm oder seiner Zeitung entnommen sei. Das Alles, wie nach einem verabredeten System arbeitend, lastete auf dem Absatz, auf dem Verleger, und am letzten Ende auf Kleist selbst. Von außen her betrachtet, ein niederdrückendes Resultat, dem Kleist nichts als das eigne Bewußtsein und die eigne Energie entgegen zu setzen hatte. Niemals aber ist einer seiner Gegner, am wenigsten Saul Ascher, einer Zeile von Kleist gewürdigt worden. Kleist ging wohl auf Goethe oder Hardenberg los, wenn es sein mußte; aber auf Saul Ascher — der stand zu tief für ihn. Die paar gutmüthig-wirkungslosen Anzeigen aber in der Dresdener Zeitung für die elegante Welt konnten nicht gut

machen, was Morgenblatt und ähnliche Journale an Kleist verbrachten.

Ich weiß nur Zwei, die gegen die Schmähungen Kleist's öffentlich etwas unternahmen: Wilhelm Grimm und Johannes Falck in Weimar. Grimm wollte seinen Widerspruch in einer Anzeige des zweiten Bandes der Erzählungen erheben, die aber die Redaction der Heidelberger Jahrbücher unter den Tisch fallen ließ (oben S. 451). Falck's Widerspruch ist gedruckt, jedoch nur anmerkungsweise, an ganz verflechter Stelle. Falck kannte Kleist von seinem Aufenthalt in Weimar her. Er hielt den antikleistischen Weimaranern die Stange. Ein großes Ingenium war Falck nicht, aber es verdient doch Anerkennung, daß er 1808 im Prometheus (Anzeiger S. 14) über den zerbrochenen Krug, als er in Weimar durchgefallen war, etwas Freundliches sagte, der „doch voll genialer und glücklicher Züge sei, und eine Hand verathe, die, des Zeichnens nicht ungewohnt, noch festere und glücklichere Produkte für die Zukunft verspreche“. Wir dürfen hier Wieland'sche Sympathie für Kleist verspüren, die Goethe gutgelaunt im Gespräche mit Falck gelten ließ; auch das Rätchen von Heilbronn suchte Falck bei Goethe einzuführen. Gerade deswegen nahm er 1811 die Gelegenheit, die ihm ein Aufsatz über Frau Hendel-Schütz in sein Taschenbuch für Damen, die Urania auf 1812, gewährte, dazu wahr, in einer Anmerkung (S. XXXII) gegen die Behandlung Kleist's im Morgenblatte zu protestiren. Goethe habe im Tasso gesagt: „Der Lorbeerkranz ist, wo er Dir erscheint, Ein Zeichen mehr des Leidens, als des Glücks.“ Ein neues Beispiel dafür sei der Empfang, den kürzlich ein kühner, junger, feuriger Genius, Heinrich von Kleist, gefunden habe. Hätte dieser reichbegabte, herrliche Kopf weiter nichts geschrieben, als seinen zerbrochenen Krug, oder sein Rätchen von

Heilbronn: so verdienen seine Verjuche Aufmerksamkeit, seine Talente Hochachtung. Dagegen, wie verkehrt, wie kalt, wie wenig fördernd, wie lieblos sei fast Alles, was dieser junge Dichter, bis jetzt, über seine Producte öffentlich erfahren habe. Gerade auch die Sprache Kleist's nimmt Falck in Schutz. „Wieviel Köpfe (fragt er vorwurfsvoll) sind denn dermalen in Deutschland noch übrig, die auch nur eine Seite — was Seite? — die auch nur eine Periode, mit dieser Anmuth, mit dieser Originalität, mit dieser Neuheit, mit diesem Feuer im Ausdruck, mit dieser zugleich zarten und ungestümen Gluth eines echten Shakespear'schen Pinsels, wie Kleist im Rätchen von Heilbronn zu schreiben im Stande sind?“ Saul Ncher's Leistung im Morgenblatt war damit, ohne genannt zu sein, deutlich genug bezeichnet, und daß dieser selbst es so empfand, beweist sein mit dem Namen Johannes wigelnder Ausfall auf Falck im Morgenblatte (unten S. 673). Geschrieben hat Falck die Vertheidigung Kleist's noch bei dessen Lebzeiten: wahrscheinlich ist sie Kleist nicht mehr zugekommen. Den Freunden erschien sie wie ein Lichtblick in all der trüben Zeit, und Fouqué war „recht erquickt durch die kräftigen, sinnvollen Worte“, die Falck in der Urania gesprochen hatte (Mittheilungen aus dem Litteraturarchive 1, 112).

---

## Zehntes Capitel.

### Auflösung der Patriotengruppe und Kleist's Tod.

---

Der Sommer 1811 brachte die allmähliche Auflösung der Berliner Patriotengruppe. Die Reformen waren mit des Königs Willen nunmehr in den Grundzügen durchgesetzt. Selbst ein organisirter Widerstand hätte daran nichts ändern können. Dem zu trotzigen Widerspruche Einzelner begegnete Hardenberg mit der energischen Anwendung staatlicher Machtmittel. Es kam dem Reformwerke zu Statten, daß die auswärtigen Angelegenheiten immer mehr die Sorge der Preussischen Patrioten, namentlich der Offiziere, auf sich zogen. Diejenigen Mitglieder, die dem Grundbesitzenden Adel angehörten, gingen zum Sommer auf ihre Güter fort. Die Uebrigbleibenden waren keine politische Macht mehr, mit der ernstlich gerechnet werden mußte. Die Tischgesellschaft ist zwar später wieder zusammengetreten: aber ihre Bedeutung für das politische Leben war dahin.

Hardenberg vergaß die früheren Kämpfe aber nicht. Er behandelte seine Gegner anders als die treuergebenen Anhänger. Namentlich hielt er an dem Grundsatz fest, keinen seiner politischen Gegner in die Verwaltung hineinzulassen. Diese Erfahrung mußten die Freunde von den Abendblättern,

einer nach dem andern, machen. Ich lasse die Acten des Staatskanzlers sprechen. Berlin 5. 12. 1810 der Dr. Bedeborff bittet um die Protection Sr. Excellenz zu seinem künftigen Fortkommen: Zu den Acten 6. 1. 1811. — 6. 1. 1811 der Dr. Bedeborff in Betreff seiner Anstellung: Zu den Acten 3. 2. 1811. — 24. 3. 1811 Bedeborff wegen Bestimmung der äußeren Verhältnisse seiner Wiederanstellung: Zu den Acten bis auf weitere Anregungen. Die Folge war, daß Bedeborff Ende Juni 1811 Berlin verließ. Der Marquis de Bom belles überreicht im December 1810 die Abschrift eines Entschädigungsgesuches: ad acta. Berlin 14. 12. 1810 der p. von Bartenkow bittet um einen Vorschuß von 250 Thalern: ad acta. Berlin 20. 12. 1810 der p. von Rappard in Betreff der Zurückforderung von Bankpapieren: unerledigt. Berlin 27. 8. 1810 bewirbt sich Adam Müller um Anstellung: Antwort 31. 8. 1810, die Finanz-Commission sei bereits angewiesen, ihm das Wartegeld von 1200 Thalern in den gewöhnlichen Raten zu zahlen — damals versah man sich von ihm noch einer Unterstützung der staatskanzlerischen Politik. Im September wieder „Schreiben des Hofraths Müller wegen gewünscht werdender Anstellung“: kein Erledigungsvermerk. — 28. 11. 1810 Adam Müller wegen der Stelle eines Kanzlers auf der Universität Frankfurt: nach gutachtlicher Aeußerung Schuckmann's 16. 1. 1811 abschläglich beschieden. Ueber die officiële Vereitelung der Staats-Anzeigen oben S. 153; die Folge war, daß Adam Müller im Mai 1811 Berlin verließ\*).

\*) Auf dem Geh. Staatsarchiv befindet sich ein Briefwechsel zwischen Genz und Hardenberg, über welchen ich in der Deutschen Literatur-Zeitung 1901 Nr. 4 berichtet habe. Genz fragt aus Wien, den 26. Juni 1811, bei Hardenberg an, ob Adam Müller zur Anstellung in Preußen noch Aussicht habe; es geht aus dem Schreiben hervor, daß Müller vom Staatskanzler geheimen Auftrag an Genz hatte. Hardenberg antwortet, 24. August 1811, auf die Frage mit Ja, drückt aber

von Arnim stand dermaßen schlecht angeschrieben, daß man ihn, von einer Civilanstellung ganz zu schweigen, 1813 nicht einmal bei der Landwehr haben wollte. Heinrich von Kleist theilte mit seinen Freunden das gleiche Loos.

### 1. Heinrich von Kleist's Lage 1811.

Kleist hat in dem halben Jahre, das ihm nach der aufreibenden Thätigkeit für die Abendblätter und der Zugrundrichtung derselben noch verblieb, mit fast übermenschlicher Energie gearbeitet. Einsam war er fast täglich von Morgen bis zum Abend zu Hause, ohne Menschen zu sehen die ihm sagten, wie es draußen in der Welt bestellt sei. So eigenkräftig schuf er sich seine Welt. Es ist staunenswerth, was er geleistet hat. Er brachte zunächst, durch Neubearbeitung, den zweiten Band der Erzählungen zu Stande. Ebenso bei Reimer den zerbrochenen Krug. Den Prinzen von Homburg schrieb er ab, was gewiß nicht als mechanische Thätigkeit aufgefaßt werden darf, um ihn druckfertig zu machen. Er steckte tief in der Arbeit an einem auf zwei Bände wachsenden Romane, der der Vollendung nahe rückte. Was würde dieses Werk enthalten haben? Der Roman eines wahren Dichters ist stets im höheren Sinne selbstbiographisch: der Werther, der Meister, die Epigonen lehren das. Woher auch, als aus der Erfahrung des eigenen Lebens, aus der Gestaltungskraft der eignen Phantasie, könnte der Dichter seine Gebilde nehmen? Die Erfahrungen der letzten Berliner Zeit, denke ich mir, würde

---

seine Bewunderung darüber aus, daß Müller seit seinem Fortgange von Berlin nichts habe von sich hören lassen. Müller blieb thatsächlich noch, wie er es selbst ausgesprochen hat, im Zusammenhange mit Hardenberg, der ihn in Oesterreich brauchen konnte.

Kleist, höhere Zusammenhänge construierend, so ausgesprochen haben. Eben deswegen konnte er den im frischen Verdruß gefaßten Plan, die Geschichte seiner Abendblätter selbst zu schreiben und im Ausland zu veröffentlichen, hinterher wohl fallen lassen. Aber alles Eigene, das er vor der Vollendung abbrach, alles Material, das er aufgesammelt hatte, ist von ihm vernichtet worden. Von der großen und wichtigen Hälfte der Correspondenz, die in seinen Händen, allein der Abendblätter wegen, muß verblieben sein, scheint nicht ein einziges Blatt gerettet.

Ich verfüge über zwei noch ungedruckte Briefe Kleist's an Reimer. In dem einen erklärt er sich für das Rätthchen mit 80, ja mit 60 Thalern Honorar zufrieden: Reimer, der zu rechnen verstand und dazu auch verpflichtet war, wird ihm schwerlich die höhere Summe gezahlt haben. Für die Erzählungen waren ihm ebenfalls nicht glänzende Bedingungen gemacht worden. In dem anderen Briefe, aus dem December 1810, bittet sich Kleist, Angesichts der schlimmen Lage der Abendblätter, das ihm für den zweiten Band der Erzählungen zugedachte Honorar im Voraus aus. Er hat also das ganze Jahr 1811 hindurch für seine größeren litterarischen Arbeiten nur Einnahmen aus dem zerbrochenen Krug gehabt, der ihm gewiß nicht mehr als das Rätthchen brachte. Wovon lebte Kleist also 1811? Von den Erträgen kleinerer Tages-thätigkeit für Zeitungen, glaube ich. Seiner Familie, die tüchtig und ehrenhaft doch äußere Erfolge sehen wollte, um an seinen inneren Fond zu glauben, mußte er als ein Mitglied erscheinen, das aus der Art geschlagen sei.

Kleist sah ein, daß Dichten und Schreiben allein ihn nicht ernähren werde, und suchte sich sicheren Boden unter die Füße zu schaffen. Er wandte sich an Hardenberg, und nochmals an den König, um Wiederanstellung im Civildienst,

wenigstens um Aussetzung eines Wartegeldes, eine Bitte, die nach Ausweis Hardenbergischer Acten Vielen damals gewährt worden ist, und die daher auch für Kleist nichts Ungewöhnliches haben kann. Ja, er bat Hardenberg durch Raumer um Uebertragung der Redaction des kurmärkischen Amtsblattes. Alles aber vergebens. Der Staatskanzler wollte principiell nicht.

Aber dennoch müssen sich viele einflußreiche Leute bei Hofe für Kleist verwandt, und da im Civil keine Aussicht war, wieder auf das Militär zurückgegriffen haben. Die Zeitumstände lagen für eine Reaktivirung Kleist's günstig. Der König brauchte, Angesichts der Rüstungen Napoleon's zu dem russischen Felbzuge, Soldaten und Offiziere. Der möglichen Wege, auf denen Kleist's Sache betrieben wurde, lassen sich einige noch erkennen. Im Königlichen Schlosse wohnte Kleist's zuverlässiger Freund, der Major von Bülow, in der wichtigen Stellung eines Gouverneurs des Prinzen Friedrich von Hessen. Ueber Clausewitz und Graf Chasot, mit denen Kleist an der Tafel der christlich-deutschen Tischgesellschaft gefessen hatte, führte der Weg leicht zu Gneisenau. 1810 ist Kleist mit Gneisenau, der Berlin vermeidend nur bis in einen Vorort kam, nicht zusammengetroffen. Wohl aber im Sommer 1811. Im Sinne der Kriegsparthei war Gneisenau in einer vom König eingesetzten Commission für den Bruch mit Napoleon und den Anschluß an die militärische Hülfe Englands in Berlin thätig. Während man, im August oder September 1811, auf Napoleon's eignes Erscheinen in Berlin gefaßt war, und die Patrioten mit banger Sorge der Entscheidung entgegensehen, gewann Kleist den persönlichen Anschluß an Gneisenau, diesen „herrlichen Mann“, bei dem er, wie er berichtet, einen Abend in freier Entfaltung des Gesprächs zubringen durfte: „Ich bin gewiß, daß, wenn er den Platz

fände, für den er sich geschaffen und bestimmt fühlt, ich irgend wo in seiner Umringung den meinigen gefunden haben würde“ — d. h. im Zusammenhange: es wäre so gut, als hätte ich meinen Platz bereits gefunden. Zu supponiren ist für die Briefstelle die herrschende Anschauung der Patrioten, Gneisenau, der damals den Titel eines civilen Staatsrathes führte, gehöre eigentlich als Commandeur an die Spitze eines kämpfenden preussischen Armeecorps. Was heißt aber: in seiner „Umringung“? Kleist war zu dem Zwecke zu Gneisenau gekommen, um ihm „ein paar“ politische Aufsätze, die er ausgearbeitet hatte, zu überreichen: es war mir eine schmerzliche Erkenntniß, daß Pic's jüngste Publication aus Gneisenau's Nachlaß kein Blatt davon zu produciren vermochte. Sind die Aufsätze in den damaligen Zeitungen gedruckt? wurden sie nicht gedruckt? Gegenüber der unconstruirbaren Lückenhaftigkeit dieses Materials helfe ich mir mit einer Vermuthung, die sich aus den Umständen ergab. Ich denke mir, daß Kleist in Gneisenau's Gefolge, wenn es zum ersehnten Kampfe gegen Napoleon kommen werde, nicht bloß mit dem Degen in der Hand, sondern auch mit Wort und Schrift für das Vaterland kämpfen sollte. Gneisenau war entschlossen, nach dem spanischen Vorbild ganz Preußen zu revolutioniren, und dazu brauchte er auch Federn, die ihr Geschäft verstanden. Wer, als Kleist, war geeigneter dazu? Ich glaube, daß Gneisenau für Kleist die erfolgreichen Schritte that, wogegen Hardenberg gewiß keine Einwendungen erhob, weil er auf diese Weise Kleist endlich los wurde. Wie Gneisenau ritterlich zwischen Marwitz und Hardenberg trat, so konnte er auch zwischen Kleist und Hardenberg treten.

Ich bin in der Lage, zum ersten Male die Königliche Cabinets-Ordre mitzutheilen, die an Kleist erging:

Berlin, den 11. September 1811.

Ich erkenne mit Wohlgefallen den guten Willen, der Ihrem Dienstanerbieten zum Grunde liegt; noch ist zwar nicht abzusehen, ob der Fall, für den Sie dies Anerbieten machen, wirklich eintreten wird, sollte solches aber geschehen, dann werde Ich auch gern Ihrer in der gewünschten Art eingedenk sein, und gebe Ich Ihnen dies auf Ihr Schreiben vom 7<sup>ten</sup> d. M. hiermit in Antwort zu erkennen.

Friedrich Wilhelm.

An den Heinrich v. Kleist  
zu Berlin,  
Mauerstraße Nr. 53.

Die Cabinets-Ordre schlägt einen so gnädigen Ton für Kleist an, wie jede früher an ihn oder in seinen Angelegenheiten erlassene ungnädig gewesen war. Es hatten eben andre Leute, wie Hardenberg, Kleist's Sache in die Hand genommen, ja sie so vorbereitet und gefördert, daß in der kurzen Zeit vom 7. bis zum 11. September 1811 schon des Königs Zustimmung erwirkt werden konnte.

Leider ist Kleist's Schreiben an den König vom 7. September 1811 nicht mehr vorhanden. Wir würden aus demselben kaum etwas Näheres über die Art des „Dienstanerbietens“ und des vorgesehenen „Falles“ erfahren. Wahrscheinlich wird das Schreiben auch in diesen beiden Punkten absichtlich allgemein, wie die Cabinets-Ordre, gehalten gewesen sein. Neben den amtlichen Formalitäten liefen, als das eigentlich Entscheidende, mündliche Besprechungen her. An seine Schwester schrieb Kleist, er werde entweder unmittelbar beim König Adjutant werden, oder eine Compagnie erhalten. Es war doch also in erster Linie eine allgemeinere Verwendung für Kleist ins Auge gefaßt worden. Persönlicher Adjutant des Königs konnte er, bei seinem Alter und seiner Charge, natür-

lich nicht werden; nur also seine Zuertheilung zum Königlichem Hauptquartier kann gemeint sein. In dieser Eigenschaft aber wäre seine Commandirung zur Dienstleistung bei Gneisenau jeden Augenblick möglich gewesen, die jetzt, im Frieden, formell unthunlich war, da Gneisenau als civiler Staatsrath in keinem Militärverhältnisse stand. Eine einzige äußere Spur giebt es für Gneisenau's Befastgewesensein mit der Gestaltung des künftigen Geschickes Kleist's. Während, als alles vorbei war, die Behörden nur von dem früheren „Lieutenant“ Kleist sprechen, weiß Gneisenau allein seiner Gemahlin von der Katastrophe des ehemaligen „Gardehauptmanns“ Kleist zu berichten.

Im Besitze des allerhöchsten Schreibens, bat Kleist sofort den Staatskanzler um einen Vorschuß von zwanzig Louisd'or zur Equipirung, ein — wie ich aus Hardenberg's Eingangsjournal ersehe — damals nicht ungewöhnliches Ansuchen, auf das aber, weil eben Kleist es stellte, keine Antwort erfolgte. Man denke, der König antwortete in vier Tagen! der Staatskanzler in zwei Monaten nicht! Kleist mußte das Ausbleiben einer Antwort als eine Ablehnung empfinden, auf die er aber wohl nicht unvorbereitet war.

Ein Versuch, bei den Seinigen in Frankfurt sich Geld zu verschaffen, scheiterte auch. Die Einberufung ließ auf sich warten. Was lag ihm vielleicht auch noch an Wiederanstellung, nachdem die Hoffnungen, mit denen er sie aufgenommen hatte, zu zerrinnen begannen. Im October schwenkte die preussische Politik in das der Kriegsparthei verhaßte Bündniß mit Napoleon ein. Und wie Gneisenau, zwar leidenschaftlich, aber doch reservirt, an Hardenberg 29. October 1811 schrieb: „Nun sind wir so weit gekommen, daß die höchste Gefahr für die Freunde der guten Sache entsteht“ — so bekannte Kleist seiner Cousine ohne Umschweif am 10. No-

vember: „Was soll man doch, wenn der König diese Allianz abschließt, länger bei ihm machen? Die Zeit ist ja vor der Thür, wo man wegen der Treue gegen ihn, der Aufopferung und Standhaftigkeit und aller andern bürgerlichen Tugenden, von ihm selbst gerichtet, an den Galgen kommen kann.“ Kleist hatte also in der Hoffnung, gegen Napoleon zu kämpfen, den Degen wieder ergreifen wollen, und jetzt stand er, durch eine wunderbare Verschiebung der Dinge, vor der Aussicht, ihn für Napoleon zu ziehen!

Die neue militärische Charge, die er trotzdem nicht wieder abstreifen konnte, verschärfte aber noch den schweren Conflict, mit dem seine Seele damals rang.

## 2. Heinrich von Kleist und Henriette Vogel.

Es trat in Kleist's Leben, als eine Macht die ihn überwältigte, die Hinneigung zu Frau Henriette Vogel ein. Beide standen ungefähr in gleichem Alter. Sie war die Gattin des Rendanten Louis Vogel, die Tochter eines dem Kaufmannsstande angehörigen Berliner Bürgers. Rendant ist ein subalternen Titel, der eigentlich nicht in die Sphäre hineinzu reichen pflegt, in welcher Heinrich von Kleist zu Hause war. Wie dem sei, wir treffen Vogel unter den Mitgliedern der christlich-deutschen Tischgesellschaft, ein Vorzug, den ihm ebenso seine gesellschaftlichen Qualitäten, wie seine erneuerte Jugendfreundschaft mit Adam Müller eingetragen haben wird. Die Freundschaft übertrug sich auf die Frauen beider Männer bis zu dem Grade der Intimität, daß Frau Vogel ihre letzten Zeilen noch an Frau Sophie Müller richtete. In diesen Familienverkehr wurden alle Freunde Adam Müller's, auch Heinrich von Kleist, mit hineingezogen. Es ist nicht richtig, daß die Bekanntschaft mit Henriette Vogel in Kleist's letzte Zeiten fiel.

Daß sich Frau Vogel gewandt und leicht in die geistigen und geselligen Ansprüche bei Adam Müller fand, läßt uns auf das Vorhandensein ausgezeichneter Eigenschaften schließen. Durch Reize der äußeren Gestalt wurden sie nicht gehoben. Solche über eine wunderbare Anpassungsfähigkeit gebietende Frauen waren damals in Deutschland eine nicht seltene Erscheinung. Wir dürfen ahnen, daß Kleist bei stillerem Verkehre mit Frau Vogel Etwas in ihr fand, das seinem Wesen sich als nahe und verwandt erschloß.

Gleiche Stimmung in musikalischen Dingen wird uns, als bei beiden vorhanden gewesen, glaubhaft von gemeinsamen Bekannten berichtet. Eduard von Bülow hat auch 1848, in Heinrich von Kleist's Leben und Briefen, einzelne hinterlassene Gedanken der Frau Vogel abgedruckt. Wie ging mir, als ich sie überdachte, das Gefühl auf, daß sie ihrem Wesen und ihrer Diction nach ganz und gar von Kleist abhängig seien: und zwar von dem Kleist, der ihr in den Erzählungen, in dem Rätthchen und in den Abendblättern zuerst und allein entgegen getreten war! der Dichter und Schriftsteller Kleist also von Michaelis 1810! Gleich das erste Stück, wie ein junger Knabe, das zärtlichste unter den Geschwistern, dem sehnsüchtig erwarteten Vater weit entgegen geht und sich freut, ihm unterdessen angekommene Briefe so viel früher in die Hände zu geben, die Briefe aber unterwegs verloren hat — ahmt mit der herben Entgegensetzung: „Aber wer vermag sein Entsetzen zu schildern, da er in allen Taschen vergebens danach sucht“, die wirksame Contrastirung des Kleistischen Novellenstiles nach (oben S. 594). Eine andere Niederschrift setze ich ganz hierher:

Wie unnennbar glücklich fühle ich mich, und wie dankbar will ich dafür sein, daß du, großer Gott! mich mit so vielem Sinn für Musik und Kunst geschaffen hast. Froh und heiter lege ich mich schlafen, jetzt, nachdem ich den Abend zwar allein, aber im herrlichsten Genuß verlebt

habe. Aber auch du, mein herrlicher Vater! sollst in dem Gefühl glücklich sein, daß du dein Kind, durch deinen Ernst und Vertrauen, aus dem trägen Schlummer, in den es tief versenkt lag, geweckt und zu ferneren Fortschritten ermuntert hast. Der Allgütige sei dir dafür gnädig und lohne so dir, wie meiner innigst geliebten vortrefflichen Mutter, was ich nie vergelten kann —

und ich frage, indem ich oben Seite 48 aufzuschlagen bitte, ob für dies Gebet nicht Kleist's Gebet des Zoroaster Gedanken, Stimmung und Form geliehen habe?

In der „Gegenwart“ 1873 ist zuerst eine Art schriftlichen Wettspieles zwischen Kleist und Henriette Vogel veröffentlicht worden. Wer es unternähme, uns zu deuten, welche Bewandniß es damit habe, müßte den Anlaß aufweisen, unter dem die Blätter entstanden sind. Der Herausgeber hat dies nicht als seine Pflicht erkannt. Wie wäre es auch möglich bei Jemand, der, S. 117, den Namen Hixig's zu „Gizig“ verlas und drucken ließ. Leider hat man aber dessen Satz, daß „dieser Briefwechsel zwischen Kleist und Henrietten (der in Wahrheit gar kein Briefwechsel ist!) aus den letzten Tagen ihres Lebens stammen muß“, wie eine ausgemachte Wahrheit aufgenommen, und die Meinung des ersten Herausgebers, daß er eigentlich zum Ressort des Psychiaters gehöre, in irgend einer Milancirung nachgesprochen. Dem gegenüber muß betont werden, daß für Beides auch nicht der Schimmer eines Beweises beigebracht worden ist. Der Anlaß kann ein ganz zufälliger, harmloser sein: wir wissen es nicht. Soviel aber sehe ich doch, daß ein gemeinsames Lesen, Besprechen, Genießen von Dichtwerken, die Kleist's mit eingeschlossen, voraus gegangen ist. Menchen von Tharau kommt mir in den Sinn. Stelle ich die Rosenamen, die Simon Dach, aus der Seele ihres Bräutigams, auf Anna schmückend häuft, zusammen, so erhalte ich ungefähr das Folgende: „Menchen von Tharau ist mein Leben, mein Gut und mein

Geld . . mein Reichthum, mein Gut, meine Seele, mein Fleisch und mein Blut . . mein Licht, meine Sonne . . mein Täubchen, mein Schäfchen, mein Huhn . .“ Als Graf Wetter vom Strahl von den Häschern aus der Behmhöhle herausgeführt ist und sein gewaltsam zurückgepreßtes Gefühl für Käthchen sich in Seufzer befreit, da läßt Kleist ihn sagen (2, 1): „Ich will meine Muttersprache durchblättern, und das ganze reiche Capitel, das diese Ueberschrift führt: Empfindung — dergestalt plündern, daß kein Reimschmidt mehr auf eine neue Art soll sagen können: ich bin betrübt.“ Und doch, wie er sein Käthchen mit tausend Namen verherrlichen will, da stoßen ihm, als reichte nichts an ihre Pracht heran, die Worte und stammelnd wirft er nur hervor: „O du — — wie nenn' ich dich?“ Hier liegt, meinem Gefühl nach, der Reim für das, was Kleist an Henriette geschrieben hat. Ich könnte mir denken, daß er bei der Lectüre des Käthchens neckend von der Freundin aufgefordert worden sei, er möchte doch einmal wirklich seine Muttersprache durchblättern und das ganze reiche Capitel plündern. Und er schreibt, sich an sie selber wendend: „Mein Zettchen, mein Herzchen, mein Liebes, mein Täubchen, mein Leben, mein liebes, süßes Leben, mein Lebenslicht, mein Alles, mein Hab und Gut, meine Schlösser, Acker, Wiesen und Weinberge, Sonne meines Lebens, Sonne, Mond und Sterne, Himmel und Erde, meine Vergangenheit und Zukunft, meine Braut, mein Mädchen, meine liebe Freundin, mein Innerstes, mein Herzblut, meine Eingeweide, mein Augenstern, o, Liebste, wie nenn' ich Dich?“ Das Wort „Mädchen“ wieder auf die Poesie desselben Auftrittes in dem wiederholt die Armuth der Sprache zu spiegeln bestimmten Ausrufe „Käthchen, Mädchen, Käthchen!“ unsweisend. Und abermals anhebend, bringt Kleist einen zweiten, gleichgebauten Reichthum neuer Schmeichelnamen auf, bis zu

dem Cherubim und Seraph, wie sie uns auch im Rätchen und im Prinzen von Homburg erscheinen: „wie lieb ich Dich!“ Henriette verstand, auf dieses Spiel einzugehen. Sie schafft aber keine neue Form, sie lehnt sich an die von Kleist gegebene an. Darum der Anfang „Mein Heinrich“ und der Schluß „wie . . . lieb ich dich“. Ihr Ehrgeiz, obgleich sie 80 Schmeichelnamen den 50 Kleist's entgegensetzt, ist sichtlich der, kein einziges Wort wieder zu gebrauchen, das Kleist vorher verwendet hatte. Während Kleist's Schmeichelreihe unmittelbar, poetisch empfunden wirkt: ist in dem Gegenspiel Henriettens nur etwas mittelbar Reflectirendes thätig. Es mußte, da Kleist die einfacheren Worte vorweggenommen hatte, nothwendig phantastischer, gesuchter, ungewöhnlicher in der Wortwahl ausfallen. Gerade aber durch das Reflectirte verräth uns Frau Vogel den entscheidenden Inhalt ihres Verkehrs mit Kleist. Ich setze ein paar charakteristische Bezeichnungen her; sie sagt: „. . . mein theurer Sünder . . . meine Himmelsleiter, mein Johannes, mein Tasso, mein Ritter, mein Graf Wetter, mein zarter Page, mein Erzdichter . . . meine Träume, mein liebstes Sternbild . . . mein Werther . . . mein lieblicher Träumer . . .“ Daraus tritt uns zuerst die Bibel entgegen, in der frommen Mythe von Jacob's Himmelsleiter und der Offenbarung St. Johannes, in die sich, wie seiner Freunde, auch Heinrich von Kleist's Lectüre versenkte (oben S. 265). Aus dem Tasso und Werther weht uns Goethe-Liebe an. Und dann, in reicheren Farben, fällt auf Kleist, ihren Erzdichter, ein Abglanz seiner eigenen Poesie zurück. Nicht bloß der Ritter, der Graf Wetter, nein auch die Träume, das Sternbild, der theure Sünder weisen auf das Rätchen von Heilbrunn hin; „der theure Sünder“, wie Graf Wetter, das schlafende Rätchen unter dem Hollunderbusch fragend, seine Bedenken verschleucht (4, 2): „Thue ich Sünde, so mag sie

mir Gott verzeihen". Den Prinzen von Homburg, empfinden wir, meint Frau Vogel, wenn sie Kleist einen lieblichen Träumer nennt. Für die Erkenntniß des richtigen Verhältnisses wird wichtig ein anderer Ausdruck, nämlich der „mein Lehrer und Schüler“. Wem fielen nicht auf Gleichheit, und doch wieder Ungleichheit gegründete Lehr- und Lernbündnisse zwischen bedeutenden Männern und Frauen ein! Kein Hauch von sinnlicher Leidenschaft läßt sich irgend in Henriettens Schriftstück verspüren. Alles nur auf das abstract Geistige gestellt. Sogar die Unterzeichnung Henriettens: „Meine Seele sollst Du haben“, ist dem Schatzgräber Goethe's entliehen. Eher könnte man den Worten Kleist's ein wärmeres Gefühl nachempfinden, das uns aber wie abgeschwächt erscheinen muß gegen die Accente, mit denen der Dichter des Rätchens die reizendsten Scenen keuscher Liebe geschmückt hat. Nicht einmal das poetisch erforderliche „Du“ braucht die Anrede zu sein, die Kleist und Henriette in Wirklichkeit auf sich angewendet haben. Das schöngeistig-litterarische Wettspiel kam also, seit das Rätchen, um Michaelis 1810, in aller Händen war, jeden Tag veranlaßt worden sein. Bülow sagt (S. 73) mit zu großer Reserve, als daß man nicht dahinter reale Thatsachen vermuthen sollte: „Manche vertraute Briefe Kleist's aus früherer Zeit sollen sogar den Beweis führen, daß er eher das Gegentheil als Zärtlichkeit für Henrietten gefühlt habe“, eine Aussage, die durch die allerletzten Briefe Beider mit feltfamer Deutlichkeit bestätigt wird.

Nach Bülow also hat es Briefe Kleist's an Henriette gegeben. Warum auch nicht? sind ja Billets an Reimer, über zwei Straßen nur hinweg, oder an Arnim in derselben Straße von Kleist geschrieben worden. Und zwar aus „früherer“, d. h. der Katastrophe weiter vorausliegender Zeit. Wo sind sie geblieben? Hat Tiedt sie gekannt? oder sie vielleicht benutzt? Ich halte bislang für möglich, daß die leidenschaftslos

mittheilsamen Briefe, aus denen Tiedt ausgewählte Stellen als an eine nahe Freundin gerichtet veröffentlichte, an Henriette Vogel geschrieben worden sind. Man hat die Cousine Marie von Kleist als Empfängerin vermuthet und doch z. Th. einsehen müssen, daß die Vermuthung sich nicht halten ließ. An Marie von Kleist schrieb er „Du“, nicht „Sie“. Wir wissen auch nicht, daß Marie von Kleist Berlin im Sommer 1811 verlassen hätte. Gegen Marie von Kleist spricht gleich der Anfang des ersten Brieffragmentes: „Das Leben, das ich führe, ist seit Ihrer und A. Müller's Abreise gar zu öde und traurig“. Adam Müller und Marie von Kleist standen so nicht zu einander, daß Kleist sie beide in Einem Zuge neben einander hätte nennen sollen. Aber Adam Müller und Frau Vogel — das waren in der That die beiden vertrautesten, auch unter sich befreundeten Genossen Kleist's. Zu Henriette Vogel konnte er, wie in den Brieffragmenten geschieht, natürlich und unbefangen vom Studium und Werthe der Musik sprechen. Da Adam Müller im Mai 1811 Berlin verließ, und nach dem Sinn der Briefe schon gute Zeit seitdem verstrichen war: so hätten wir vielleicht zu folgern, daß die kränkelnde Frau Vogel im Sommer zur Erholung fortgegangen sei. Aus den Sommermonaten stammen die Briefauszüge; der Termin, bis zu dem sie nicht heranreichen, ist Kleist's Reaktivirung im September, deren vorbereitende Schritte, noch nicht aber der wichtige Bescheid selbst, berichtet werden. Erst im Herbst wäre demnach die Freundin zurückgekehrt, und nun, während der letzten zwei Monate des neuen Verkehrs, bahnte sich das an, was zuletzt geschah.

Dieser neue Verkehr mußte um so ausschließlicher sich gestalten, je weniger von dem Freundeskreise der Abendblätter und der christlich-deutschen Tischgesellschaft übrig war. Kleist saß fast ohne Freunde in Berlin. Adam Müller, wie gesagt, war fort nach Wien. Zwar wurden noch freundschaftliche

Mittheilungen zwischen Beiden ausgetauscht — ein Autograph Kleist's, die Wiener Wohnung Müller's angehend, bewahrt das Stammbuch Arnim's, der wohl um die Adresse gebeten hatte — doch schien der ferne Freund dem einsamen Kleist wie todt und abgestorben für die eigne Arbeit. Bedeborff ging zu Ende Juni fort. Brentano reiste mit Schinkel nach Böhmen ab und kam nicht wieder. Arnim, seit dem Frühjahr mit Bettina verheirathet, suchte abwechselnd Wiepersdorf auf und trat mit seiner jungen Frau im August, über Weimar, die Reise in die Frankfurter Heimath an, ohne Kleist in diesem Leben wiederzusehen. Die höhere Beamtenchaft, und was beim Militair abkömmlich war, suchte das Land oder die Bäder auf. Arnim's Bruder z. B. und von Dalwigk stecften Mitte September noch in Dresden. Fouqué verblieb mit seiner Gemahlin, wie die Datirung ihrer Briefe zeigt, diesen Herbst und Winter in Nennhausen. So kam es, daß Kleist fast nur noch mit der Freundin verkehrte.

Dieser Verkehr war kein Geheimniß vor dem Gatten Henriettens, auch kein Geheimniß vor Adam und Sophie Müller gewesen. Ja, es fand zwischen Kleist und Vogel eine ruhige Aussprache Statt, und Vogel, vielleicht anfänglich in der Meinung es handle sich um ein Liebesbündniß, war bereit, seinerseits seine Frau frei zu geben, d. h. in eine Scheidung zu willigen. Wir haben Kleist's eigenes Zeugniß dafür. Die Fälle leider, daß Ehegatten sich friedlich trennten und wohl auch neue Verbindungen eingingen, waren in den geistig führenden Schichten damals an der Tagesordnung. Diese Erscheinung muß historisch hingenommen werden. Man sehe in das Leben der Schlegel, Schelling's, Stägemann's, Brentano's, Bernhardi's, selbst Wilhelm von Humboldt's und Ernst Moriz Arndt's hinein, um zu bemerken, wie sich da ganz frei auf geistiger Gemeinschaft begründete Verhältnisse

bildeten, die zur Ehe führen konnten, doch nicht immer führten. Selbst Frau Sophie Müller hatte, um Adam Müller die Hand zu reichen, sich von ihrem ersten Gatten, dem Landrath von Haza, friedlich getrennt, eine Angelegenheit, in der auch Kleist vermittelnd thätig gewesen war. Ging Kleist auf den Verzicht des Gatten ein, dann entstand freilich für ihn als Ehrenmann die Verpflichtung, Henriette zu seiner Frau zu machen. Hier aber treffen wir auf den Punct, wo für Kleist die Unmöglichkeit begann.

Kleist, ursprünglich von Hause mit einem Vermögen ausgestattet, das ihn über eine mäßige Vorbereitungszeit zum Staatsdienst hinweggebracht hätte, war im Laufe der Jahre mittellos geworden und mußte einsehen, daß er in bürgerlicher Existenz als Schriftsteller sich nicht ernähren könne. Darum kehrte er ja, halb wider seinen Willen, in den Militärdienst zurück. Nun war er, wenn auch noch nicht einberufen, thatsächlich wieder Offizier geworden. Der König kannte ihn persönlich, wie jeden Offizier, der in seinem Potsdamer Bataillon Garde, dem heutigen Ersten Garde-Regiment zu Fuß, gestanden hatte. Die Ungnade des Königs und der schlechte Abschied wäre ihm sicher gewesen, würde er als Hauptmann eine eben geschiedene Frau geheirathet haben. Die Frau, die er, der blutarme Hauptmann bei der Garde, hätte heirathen können, hätte von Adel und von Vermögen sein müssen. Seine ehrenwerthe Familie, fest in ihren Anschauungen, würde die gewesene Frau Vogel nicht als eine der Ihrigen aufgenommen haben. Das war eben die Macht der Verhältnisse, in denen er wurzelte. Graf Wetter vom Strahl, obwohl seine ganze Seele dem holdseligen Rädchen gehört, bringt seinen Ahnen, die auf ihn blicken, doch das Opfer, die bürgerliche Jungfrau nicht zur Ehe zu begehren.

Und dann, durfte sich Kleist selbst von seinem Gefühle

für die Frau unwandelbare Dauer versprechen? Kleist trug als Poet eine Welt widerstrebender Empfindungen in sich und kannte schmerzlich den Widerspruch in seiner eigenen Brust. Von sich und den Gestalten, die er schuf, sagt er wohl, das „Herz sei ihnen gespalten“. Als er sich eng und enger an die bürgerliche Freundin schloß, lebte das Bild seiner Cousine Marie von Kleist noch herrschend in seinem Herzen. Schwankend kehrten seine Gedanken zu ihr zurück. Kleist's Werke zeigen, wie er mit kaltblütiger Strenge die Entwicklung seiner Gestalten voraussieht und danach bestimmt. Wo, als in der Erfahrung seines eigenen Lebens, hätte er sich diesen Blick geschult? Er sah zu scharf, daß er bisher keiner Freundschaft, keiner Liebe zu Frauen unwandelbar treu geblieben war. Hatte er jetzt für die herzliche Neigung zu Marie von Kleist die Freundschaft Henriettens eingetauscht — ja, würde er der neuen Freundin wirklich „treu“ sein können? Seine strenge Antwort lautete: Nein! Früher, in jungen Jahren, war ein Zurücktreten, als es ihm nöthig dünkte, leicht gewesen; jetzt schien ihm kein Zurück, aber auch kein Vorwärts mehr offen zu sein. Immer hatte der Gedanke bei ihm gewohnt, man dürfe nach Römerart sein Leben hinwerfen, wenn es unerträglich geworden sei. Wie frohlockt er, 1803, von der Nordküste Frankreichs nach England hinüberschauend, bei der Aussicht auf das unendlich prächtige Grab, in das er sich stürzen werde. Jetzt, wo ihn die Freundin auch in diesen Gedanken versteht und sich gleich ihm herausfehnt aus den Fesseln die sie halten, bereit den ungeheuren Schritt wie er zu thun, nimmt er rasch, kühl, bestimmt seine Entschliebung. Wochenlang trägt er sie mit sich herum. Er gewöhnt sich an die That, wie wenn sie das natürliche Mittel seiner Rettung wäre. Er verliert den Blick für das Unnatürliche, für das Unerlaubte seines Beginmens. Keines Freundes frischer Zuspruch, keine Wendung

seiner Lage, keine Antwort aus der Staatskanzlei reißt ihn aus dem trübe schleichenden Ströme seiner Gedanken heraus. Wer weiß, was den 21. November zum Tag der That bestimmte. Kaltblütig wie vor dem Feinde und standesgemäß correct ist jede seiner Maßnahmen, bis zu dem Augenblicke, der über sein und seiner Freundin Leben entschied.

Nun schrieb der Staatskanzler auch des Todten Gesuch um zwanzig Louisd'or wirklich: „Zu den Acten!“

### 3. Nach Kleist's Tode.

Die That am Wannsee setzte Berlin, Preußen, Deutschland, man kann sagen: die ganze damalige Culturwelt in Erregung. In die einheimischen und auswärtigen, in die deutschen, französischen und englischen Zeitungen flogen die seltsamsten Nachrichten hinaus, die doch zuletzt auf Nachfrage an Ort und Stelle, auf Auskünfte von Hausleuten des Gasthofes, in dem Kleist und Frau Vogel die letzten Stunden zubrachten, zurückgehen müssen. Ich habe sie, wo ich sie antraf, mir gesammelt und muß sagen, daß sie uns, alle zusammengenommen, keine zuverlässige Vorstellung zu geben vermögen. Wir pflegen uns heute auf die Bekundung des Gastwirthes von Wannsee zu vereinigen, ohne zu bedenken, daß auch er von den Dingen, die in der Bekundung stehen, kein unmittelbarer Zeuge war, sondern in der Hauptsache nur von untergeordneten Dienstpersonen Berichtetes zu Papiere gab: und nicht einmal er selbst, sondern ein gänzlich Unbetheiligter hat das Schriftstück in Form gebracht. Es geht in der Wissenschaft nicht anders wie im Leben her. Unter scheinbarer Berücksichtigung des Materials bilden sich feste Darstellungen von Dingen, die Niemand ihrer Natur nach wissen kann. Solche legendenhaften Darstellungen schieben

wie durch eigenes Schwergewicht sich vorwärts. Ich komme, nach Vergleichung aller Gerüchte und Berichte, auf das hinaus, was das Journal de l'Empire, am 9. décembre 1811, auf Grund einer Berliner Correspondenz vom 29. November so ausdrückt: „La vérité est qu'un nuage épais règne encore sur cette mort tragique.“

Den Freunden allen kam die That so unerwartet, wie ein Schlag, der lähmend niederfährt. Niemand, selbst der Gatte Henriettens nicht, hatte die Möglichkeit dieses Ausganges vorgeesehen. Wieviel Tact gehörte nicht im Augenblicke des ersten Schreckens dazu, für das, was öffentlich geschehen mußte, die rechte Form zu finden. Und gerade diese allerzarteste Aufgabe fiel durch eine Verkettung zufälliger Umstände in die Hände eines dazu gänzlich ungeeigneten Mannes: in die des Kriegsraths Peguilhen.

Peguilhen war bekannt oder befreundet mit dem Rentanten Vogel. Ihm gab Henriette, in einem Schreiben vom Wannsee aus, den Auftrag, ihre letzten Bestellungen an den Gatten zu vermitteln. Auch Kleist nahm, auf demselben Blatte, die Gelegenheit wahr, Peguilhen's Gefälligkeit für ein paar äußerliche Besorgungen anzurufen. Von Intimität mit ihm, von einem Eingeweihtsein in ihre Motive, kann gar keine Rede sein. Wie wenig Kleist mit ihm in Verkehr gestanden haben muß, ergiebt sich daraus, daß er ihm für eine Besorgung Namen, Straße und Hausnummer seines Quartierwirthes glaubte hinschreiben zu müssen, was überflüssig gewesen wäre, wenn Peguilhen alle Tage bei ihm auf der Stube gefessen hätte. Arnim war überhaupt nicht gut auf Peguilhen zu sprechen. Er genoß nicht das gesellschaftliche Ansehen, daß er, wie Vogel, an die Tafel der christlich-deutschen Tischgesellschaft gezogen worden wäre. Er hatte also am wenigsten Beruf dazu, über die That und ihre Motive eine autorita-

tive Auskunft zu geben, wie er sie höchst tactlos in den beiden Berliner Zeitungen, hinter der Todesanzeige des Gatten her, zu geben versprach. Zudem er sich hier „als Vollstrecker des letzten Willens der beiden Verewigten“ unterschrieb, maekte er sich den Todten gegenüber eine Vertrauensstellung an, die er in Wahrheit niemals eingenommen hatte, und die ihm auch zuletzt von Beiden nicht übertragen worden war.

Das Schriftstück, das Peguilhen zu Stande brachte, war das Schlimmste, was dem Andenken Kleist's geschehen konnte. Denn die thörichte Glorification der That, als einer, die nicht alle Jahrhunderte gesehen hätten, forderte, anstatt die öffentliche Erörterung zu dämpfen, vielmehr die ernstlichste Correctur heraus. Der König mit seiner geraden, einfachen Auffassung der Dinge, den doch Erdenleid und Erdenschmerz wie keinen seiner Unterthanen angefaßt hatte, fühlte sich auf das peinlichste berührt, als er Peguilhen's Schreiben in der Zeitung las. Er erließ folgende Cabinets-Ordre an Hardenberg, die ich hier zum ersten Mal mittheile:

Ich habe mit großem Mißfallen in dem gestrigen Blatte der Bosphischen Zeitung die öffentliche Anpreisung eines in der vorigen Woche begangenen vereinten Mordes und Selbstmordes gelesen. Wenn es jedem, dessen sittliches Gefühl erstorben ist, frey stehen soll, seine verkehrten Ansichten in Blättern, die in jedermanns Hände kommen, laut und mit anmaßender Verachtung Beßerdenkender zu predigen; so werden alle Bemühungen, Religiosität und Sittlichkeit im Volke neu zu beleben, vergebens seyn, indem der Glaube an das einstimmige Zeugniß jedes unverborenen Herzens verdächtig gemacht, das moralische Urtheil verwirrt und die Kraft des Volkes im innersten Lebenskeime vergiftet wird. Ein solches Unternehmen ist desto gefährlicher und empörender, wenn es sich einer unter Genehmigung der

Obrigkeit und unter öffentlicher Censur erscheinenden Zeitung bedient; und Ich trage Ihnen deshalb auf, diese Meine Gesinnung gehörigen Orts zu eröffnen und außs nachdrücklichste einzuschärfen, damit überhaupt bei der Aufsicht auf die öffentlichen Blätter, der Mißbrauch derselben zur Verbreitung der Immoralität außs sorgfältigste verhütet werde; auch will Ich daß der Censor einen ernstlichen Verweis empfangen und daß die in jener Ankündigung dem Publikum versprochene Schrift nicht zum Druck verstattet werde.

Berlin, den 27 sten November 1811.

Friedrich Wilhelm.

An den Staatskanzler Freyherrn von Hardenberg.

Nochmals kommt des Königs Unwille in einer Cabinetsordre aus Potsdam den 2. December 1811 zum Ausdruck, in der Hardenberg angewiesen wird, der Censurbehörde wegen einer neuen Verfehlung einen desto schärferen Verweis zu geben, je mehr der König mit der genannten Behörde wegen der neuerlichen Inserate über die zwiefache Mordthat unzufrieden zu sein Ursache habe. Des Königs empörtes Gefühl läßt sich wohl begreifen. Seine Rätthe, mochte er empfinden, hatten also doch Recht gehabt, daß mit Kleist nichts anzufangen gewesen sei; seine königliche Gnade war an den unrecten Mann verschwendet worden!

Die amtliche Folge war die, daß zunächst Gruner, der in der Staatskanzlei die Censurangelegenheiten bearbeitete, am 3. December 1811 dem Polizei-Präsidenten von Schlechtendahl eröffnete, „des Königs Majestät hätte mittelst Cabinets-Ordre vom 27. November Ihr Allerhöchstes Mißfallen über die zuerst in die Bossische Zeitung aufgenommene Anpreisung des am 21ten vorgefallenen vereinten Mordes und Selbstmordes zu erkennen gegeben“; Gruner „fordert ihn auf, den Druck der angekündigten Schrift zu inhibiren und wie solches

geschehen, furdersamst anzuzeigen". Schlechtendahl berichtete an den Staatskanzler (6. December), daß „er dem Kriegs-Rath Peguilhen die Willensmeinung Sr. Majestät des Königs in Absicht der von ihm angekündigten Schrift über den Mord und den Selbstmord des von Kleist bekannt gemacht, und den sämmtlichen hiesigen Buchdruckern durch ein Circular die Annahme dieser Schrift zum Druck bei nachdrücklicher Strafe untersagt habe". Inzwischen hatte Peguilhen, am 2. December bereits, in einem geradezu erbärmlichen Schreiben an Hardenberg Abbitte geleistet, das Versprechen die Schrift werde nicht erscheinen gegeben, und — sich zu wohlgeneigter Berücksichtigung empfohlen. Hardenberg wußte, wie man derlei Leute zu fassen habe; unter dem 31. 12. 1811 findet sich der Vermerk „Der p. Peguilhen dankt für den ihm bewilligten Gehaltsrückstand" in Hardenberg's Eingangsjournal. Trotzdem trieb Peguilhen nach außen hin sein unberufenes Spiel weiter, gab den Verwandten Kleist's Auskünfte, correspondirte mit Fouqué über die Schrift wie wenn sie erscheinen würde, ja legte ihm Theile derselben zur Beurtheilung vor, die selbst ein so gutmüthiger Herr, wie Fouqué, mit umschreibenden Worten als albern bezeichnete. Was aus den erhaltenen Theilen veröffentlicht worden ist, läßt uns gewiß nicht anders urtheilen. Ein Mensch wie Peguilhen kann nicht der Freund Kleist's gewesen sein. Ein „Pflichtwort über die öffentlichen Anzeigen der neulichen Selbstentleibung", zu dem sich auch die Vossische Zeitung, um von der Geschichte loszukommen, freiwillig erbot, ist gleichfalls ein sehr mäßiges, höchst seltsames Elaborat (ich theile es, ob es gleich noch ungedruckt ist, hier nicht mit). An den Kopf des Schriftstückes hat Gruner geschrieben: „ad acta, da die Betrachtung zu spät ist". Wie wunderbar ist doch Gruner privatim und amtlich mit den Geschicken Kleist's befaßt gewesen!

Es würde unbillig sein, von den principiellen Gegnern der Kleist-Gruppe zu verlangen, sie hätten sich den neuen Vorfall, den Niemand vertheidigen konnte, in ihrem Interesse entgehen lassen sollen. Die jüdischen Kreise, die den Mittelpunkt des gesellschaftlichen und politischen Widerstandes gegen ihre Emancipationsbestrebungen erschüttert sahen, gingen ohne Schonung vor. Sie hatten nach Prag und Wien viele Verbindungen hin. Noch vor Henriettens letztem Briefe hatte Adam Müller in Wien, wie er schreibt (Dorow 2, 140), „diese Nachricht unter vielen andern Berlinischen Klatschereien aus Juden Händen erhalten“. Ein Widerhall aus den gleichen Wiener Circeln, in denen damals Madame Herz aus Berlin erschienen war, ist Theodor Körner's Wort dem Vater gegenüber: „In der ganzen Geschichte erkenne er das überspannte, flache Wesen der Preußen deutlich ausgedrückt.“ Hitzig lieferte der Frau von Staël, die 1796 in dem Essai sur le bonheur des individus et des nations den Selbstmord in gewissen Lebenslagen als ein Hülfsmittel der Starken entschuldigt hatte, jetzt aber gegen den Selbstmord schrieb, eine Darstellung über Kleist und Henriette Vogel als Material dazu (Chamisso 5, 321); und Einiges in ihren Réflexions sur le suicide (Oeuvres 3, 305), wo sie das événement récemment arrivé à Berlin erzählt, scheint wirklich noch auf andere Quellen, als die damaligen Zeitungsartikel, zurückzugehen. Saul Wiser aber tobte, vor Rachsucht seiner kaum noch mächtig, im Morgenblatte los; er hatte nur den einen Gedanken noch, der verhassten Gegnerschaft den Stoß ins Leben zu versetzen.

„Oeffentliche Seligsprechung und Vergötterung des Mords und Selbstmords in Deutschland“ lautet der ruchlose Titel des Aufsatzes, der im Anfang December 1811 geschrieben, am 27. December 1811 (Nr. 310) im Morgenblatte zum Abdruck kam und, die Autorschaft verhüllend und lüstend zu-

gleich, mit — j — gezeichnet ist: was Ufcher bedeutet. „Armes Deutschland! (beginnt er) Wenn deine wahnsinnigen Schriftsteller ihre Tollheit bis zum Morde treiben, welche Nation wird der Mörder mehr zählen, als du? .. Heinrich von Kleist, einer der berühmtesten Jünger der romantisch-mystischen Schule hat im vorigen Monat seine .. Freundin .. und sich selbst durch einen Pistolenschuß ermordet. Man kannte diesen Heinrich von Kleist, der als Schriftsteller einen den Deutschen ewig heiligen Namen mit großer Unehre führt, als den Verfasser einiger poetischer Producte, durch welche sich zwar erst kürzlich der Herausgeber eines gewissen für Damen geschriebenen Taschenbuchs zu einer seinen eigenen Verstand sehr in Anspruch nehmenden Verzückung, und die Schule charakterisirenden göttlichen Grobheiten, gegen andre Schriftsteller und gegen das Publikum hingerissen fühlte, in welchen aber vernünftige Leute, trotz jenem heiligen Johannes und profanen Hans\*) beinahe nichts als Symptome der entschiedensten Querköpfigkeit wahrnahmen. Mit einem Worte, der Verfasser des Rätchens von Heilbronn war ein unheilbarer Kranker, der durch die Schauer erregende That, mit welcher er den Schauplatz des Lebens verließ, weniger Abscheu, als Mitleid einflößt ..“

Nachdem Ufcher ähnlich sich mit Henriette Vogel abgefunden hat, stürzt er sich auf Peguilhen, schreibt sein Schriftstück aus der Bossischen Zeitung ab und lärmt weiter: „Leben wir in Deutschland, oder dem finstersten, von wilden Scythen oder einer noch barbarischen Horde bewohnten Winkel der Erde? Gelten weder göttliche, noch menschliche Gesetze mehr unter uns, und darf man ihnen mit verruchter Zunge und mit verruchter Hand öffentlich Hohn sprechen? Ein Mörder, ein

\*) Wikelei auf Johannes Fald's Vertheidigung Kleist's in dem Almanach für Damen (oben S. 648).

Steig, S. v. Kleist's Berliner Kämpfe.

vorsäglicher Mörder gehört aufs Rad, und selbst dem durch Wahnsinn entschuldigtem Selbstmörder gebührt wenigstens keine Ehre nach dem Tode.“ Und nun denunziert Saul Ascher: „Hoffentlich werden die Obrigkeiten, durch diesen Vorfall erweckt, endlich einmal einsehen, welche Befenner die Religion, und welche Bürger der Staat an gewissen Menschen hat,“ — um zum Beschlusse, als das unbefangene und redliche Gemüth, als welches er sich hinstellt, noch einige Bemerkungen folgender Qualität anzubringen:

„Unsere Litteratur ist ein verpesteter Sumpf, der beinahe nichts als Basilisken ausbrütet. Eine Rotte unwissender, selbstsüchtiger und wahnsinniger Knaben, mit und ohne Bart, predigt öffentlich und in allen möglichen Formen den Aberglauben der finstersten Zeiten, und wer nicht mitrast, oder gar gegen das einreißende Verderben eine warnende Stimme erhebt, darf sich auf Pasquille, auf den Namen eines Plattisten und wie die Modeschimpfwörter des Rabengefindels ferner heißen, und auf alle ersinnlichen Nichtswürdigkeiten gefaßt halten, und wird sogar von Leuten angefeindet, welche die Miene annehmen, als ob die Veredelung der Menschheit ihr einziges Streben wäre.“ Und dieser edle Vorkämpfer für Deutschland, wen führt er als Vorbild an, dem nachzuhandeln wäre? Natürlich die „weisere und bessere Nation“ der — Franzosen!

Das war die Sprache, welche ein Saul Ascher gegen Kleist und die Berliner Patriotengruppe führte, und dieser vernichtungsfüchtige Haß pflanzte sich durch alle seine Schriften fort. Noch 1818 im „Falken“ (S. 68. 166) beklagt er die Berliner Geisteswanderung von dem goldenen Zeitalter Friedrich's des Großen zu dem Mysticismus und Pietismus des letzten Jahrzehnts und zu den barocken und excentrischen Ideen über Religion, Volksthum, Wissen-

schafftlichkeit, deren Wiege die neue Universität durch Lehrer wie Fichte, Savigny, Schleiermacher, Gufeland, Wolfart sei; und die durch die in der christlich-deutschen Gesellschaft sich signalisirenden Historiker verbreitet würden, denen allen die Energie fehle, sich der Vernunftthätigkeit förmlich anzuschließen.

Aber Ascher konnte sich darauf berufen, einen Genossen zu haben, der die Dinge beurtheilte, wie er selber: „Gewiß (sagt er) ist keinem Leser des Morgenblattes der Aufsatz entgangen, welchen man über das literarische gelbe Fieber erst neuerlich in den Miscellen für die neueste Weltkunde gelesen hat. Möchte der edle und ächt-patriotische, leider ungenannte Verfasser desselben, möchte wenigstens er kein Prediger in der Wüste sein!“ Welch ein frommer Wunsch! Das aber ist der Humor davon, daß dieser anonyme „edle und ächt-patriotische“ Verfasser auch — Saul Ascher war! Der Bschokke gelieferte Aufsatz heißt „über den Unfug vieler deutschen Schriftsteller unserer Zeit und über die Richtung, welche sie der Nation geben wollen“, und steht in den Miscellen vom 4. bis zum 7. December 1810. Aufsätze von Berlin brauchten bis zum Erscheinen in den Schweizer Miscellen — man kann das genau immer nach dem Abgangsdatum der Correspondenzen berechnen — drei Wochen Zeit, bis zum Erscheinen im Stuttgarter Morgenblatt meist noch eine längere Frist. Als Ascher unter dem frischen Eindruck der Peguilhen'schen Erklärung sein Gift in das Morgenblatt lancirte, konnte er noch gar nicht die Miscellen-Nummer vom 7. December, die von Arau bis Berlin an vierzehn Tage unterwegs war, in Händen haben: er citirte sich also selbst, ehe er sich gedruckt sah! Bschokke hat vielleicht redactionell die Ueberschrift Ascher's abgeändert. Jedenfalls war, als Ascher den Artikel für Bschokke schrieb (um Mitte November), Kleist's That noch

nicht geschehen, und darum werden nur Adam Müller, Görres' Mythengeschichte, Wagner's Theodicee, Fichte, Schelling, Schlegel u. durchgehelt! Erst „Ende November 1811“ correspondirte Mscher auch den „Selbstmord des Dichters Heinrich von Kleist“ in die Miscellen, abgedruckt in der Nummer vom 14. December und „Nr.“ gezeichnet. So waren die beiden verbreitetsten Unterhaltungsblätter, die es damals gab, in der Kleist-Angelegenheit von dem unversöhnlichsten Feinde des Dichters bedient worden.

#### 4. Das Eintreten der Freunde für Kleist.

Die Schändung des todtten Kleist rührte doch die Freunde auf. Erst hatten sie geschwiegen, weil sie öffentlich nichts über eine That sagen konnten, die sie nicht billigten. Sie saßen alle fern von Berlin und außer Verbindung mit einander. Erschrocken fragte Reichardt aus Siebichenstein, der den letzten Winter in Berlin zugebracht hatte, bei Frau Elisabeth Stagemann an (Erinnerungen 2, 238): „Heute giebt mir eine beunruhigende Nachricht in den Berliner Zeitungen die Feder in die Hand. Sie haben den braven Heinrich von Kleist geschägt wie ich, und an seinen geistvollen Schriften Vergnügen gefunden; sagen Sie mir doch, wie ist die Nachricht von seinem sonderbaren Ende zu verstehen, und wer ist die Person, mit der er gemeinschaftlich sein Leben freiwillig geendet haben soll? Oder ist es vielleicht ein anderer als der Dichter jener interessanten Erzählungen, deren angenehme Lectüre ich Ihnen verdanke, und mit dem ich selbst so manchen frohen Abend in Ihrem Hause zubrachte? Sie verbinden mich sehr, wenn Sie mir darüber mit der nächsten Sonnabend-Post ein beruhigendes oder wenigstens belehrendes Wort sagen (10. December 1811).“ Brentano in Prag erhielt die erste

Nachricht von Savigny, und was wir bei Barnhagen lesen, der Brentano's Mittheilung an Rahel schrieb (2, 192), wird ungefähr dem Wenigen entsprechen, was in Savigny's Briefe gestanden hatte: Rahel, die „Abliche oft, den Adel nie liebte“ (2, 10), war immer für Kleist und billigte sogar die That. Fouqué und Jung-Stilling kamen in brieflichem Gedankenaustausche darin überein, daß Kleist, hätte er den rechten christlichen Glauben besessen, vor dem Verderben bewahrt geblieben wäre. Aehnlich empfand Adam Müller, seinem Briefe an Friedrich Schulz zufolge, und deswegen nannte er die Art des letzten Briefes an seine Frau ein „frevelhaftes“ Spiel, im übrigen von der schmerzlichsten Theilnahme für Kleist erfüllt. Was Müller jedoch vertraulich zu einem Freunde sagte, gehörte nicht vor fremde Leute. Diesen gegenüber trat er für Kleist ein. Caroline Bichler berichtet in ihren Denkwürdigkeiten (2, 236), wie Adam Müller in einer Gesellschaft die Geschichte des Vorfalls auf eine Weise erzählt habe, welche genugsam zu zeigen schien, daß ihm das Verkehrte desselben vor dem Grandiosen der Gesinnung verschwunden sei.

Kleist's Freunde sahen ein, daß sie doch das Wort ergreifen mußten. Sie entschlossen sich, für Kleist, so gut es ginge, öffentlich einzutreten: Arnim, Fouqué, Adam Müller. Nun aber machten sie die Erfahrung, daß ihr Einfluß nicht so weit reichte, wie ihr Wille. Nur eigentlich Adam Müller ist die Vertheidigung Kleist's gelungen, weil in Wien eine gesinnungsverwandte Zeitung ihm ihre Spalten öffnete.

In Wien war damals, neben Pilat, Friedrich Schlegel an der Herausgabe des Oesterreichischen Beobachters mitbetheiligt. Mit Schlegel, an den auch Kleist brieflich Anschluß gesucht, und den er in den Abendblättern ehrenvoll erwähnt hatte, knüpfte Adam Müller 1811 in Wien persönlich an. Aus Müller's Feder, gezeichnet A. M., trat im Oesterreichi-

sehen Beobachter Nr. 264, vom 28. September 1811, eine tiefe Würdigung der Dichtungen H. J. von Collin's hervor, dessen frühen und plötzlichen Tod die Freunde beklagten. Von Adam Müller rührt nun auch, unerkannt bisher, der anonyme Artikel über Heinrich von Kleist her, den der Oesterreichische Beobachter brachte.

Die Wiener Zeitung, auch der Wiener Sammler und andre Blätter gaben ihren Lesern die Sensationsnachrichten über Kleist's Tod zum Besten. Der Oesterreichische Beobachter allein schwieg, weil Friedrich Schlegel dieses Treiben nicht mitmachen wollte. Erst am 24. December 1811, in Nr. 351, gab Schlegel eine zusammenfassende Darstellung, die er mit folgendem Vorwort einleitete: „Die traurige Begebenheit, welche sich vor ungefähr vier Wochen in der Nähe von Berlin ereignete, beschäftigt seit einiger Zeit die Aufmerksamkeit des Publikums. Dem Grundsatz treu, unseren Lesern mit der strengsten Gewissenhaftigkeit und Wahrheitsliebe, alle Thatfachen zur Geschichte der Zeit zu liefern, schwiegen wir bisher über diesen Vorfall, wartend, bis wir aus ächten Quellen eine durchaus wahre, unverfälschte Darstellung eines Ereignisses mitzutheilen im Stande wären, welches neuerdings beweist, auf welche Verirrungen und Abwege der Mensch durch Vergessenheit und Hintansetzung alles höheren Glaubens gerathen könne! — Nachstehendes ist ein Auszug aus dem Schreiben eines der vertrautesten Freunde der Verstorbenen, der alle hier angeregten Verhältnisse auf das genaueste kannte.“

Dieser so gekennzeichnete vertraute Freund war Adam Müller, dem, nach Stil und Inhalt, die nun folgenden Ausführungen angehören:

„Die Nachricht von dem tragischen Ereigniß, welches sich am 21. November in der Gegend von Potsdam zugetragen,

ist, da bis jetzt nur einerseits mit unziemlichem Enthusiasmus, andererseits mit empörender Entstellung der Thatsachen\*), öffentlich davon gesprochen worden, so unvollkommen zur Kenntniß des auswärtigen Publikums gekommen, daß eine kurze und wahre Darstellung der Sache den Lesern Ihres Blattes gewiß nicht unwillkommen seyn wird.

„Heinrich von Kleist, durch großartige und originelle Versuche im Felde der tragischen Dichtkunst in Deutschland bekannt, und durch eine wahre Schönheit der Seele, wie durch aufopferndes Hingeben an alles Gute, Große und Gerechte, seinen wenigen Freunden unvergeßlich, hatte längst eine Art von Unbehaglichkeit unter den Umständen seiner Zeit empfunden. Seine teutschen Zeitgenossen waren ihres eignen Urtheils vielleicht nie weniger mächtig gewesen, als da seine Werke erschienen: man strebte nach Ruhe, nach gewissen bequemen Empfindungen, nach leichten schmeichelnden Berührungen des Herzens. Wie konnte ein Dichter gefallen, der selbst keines oberflächlichen Gefühls fähig, die Zukunft zu ergreifen, die Nation für den Schmerz zu erziehen, und für großmüthiges Hingeben an das Vaterland und an die Freunde zu begeistern, also alle Wunden noch tiefer aufzureißen, mit jugendlicher Ueberschwenglichkeit unternommen hatte. Sein Publikum ließ das gut seyn, der Dichter ward an die Seite gestellt, und, wie alles Unbequeme, leicht vergessen. Dieß hat ihm das Herz gebrochen, seine Kraft gelähmt, ihn getödtet lange vorher, ehe er den verbrecherischen Entschluß faßte, den er zuletzt, nicht ohne Widerstreben seiner besseren Natur ausführte. —

„Er hatte in den letzten Tagen seines Lebens eine Frau kennen gelernt, die, mit vielen glücklichen Gaben des Geistes

---

\*) Adam Müller meint Reguilhen und Ascher.

und mit Anlagen zu jeder Tugend ausgeschmückt, zugleich musterhafte Hausfrau und ihrem rechtschaffenen Ehemanne auf Tod und Leben ergeben war. Ihr einziger Fehler war ein tiefes Mißtrauen in sich selbst, eine Unbefriedigung mit ihrem eigenen Thun und Lassen, ein geheimer Widerstreit gegen die Verhältnisse dieser Erde, so wie sie selbige kennen gelernt. Alle ihre äußeren Verhältnisse waren die möglichst glücklichen, welches sie auch empfand, mit Dankbarkeit, obwohl nicht recht wissend, wem sie dafür verpflichtet sei. Eine absolut unheilbare körperliche Krankheit kündigte sich bei ihr an, und, da ihr zerrissener Gemüthszustand es ihr schon längst zweifelhaft gemacht, ob sie eigentlich für diese Welt bestimmt sei, und ob sie ihre Familie so beglücken könnte, wie sie es wünschte, so schien ihr nun das Räthsel gelöst. Sie hatte sich schon mit dem Leben abgefunden, als sie dem unglücklichen Freunde begegnete, der wie sie, über die Ansprüche des Lebens getäuscht, der wie sie, wenn ich mich so ausdrücken darf, lange Zeit her den Todesgedanken als eine bloße Würze des geschmacklosen Lebens betrachtete; der so vieles um sich her und alle Arbeiten seines thätigen Lebens, fruchtlos hatte untergehen sehen, und, in der Gegenwart zu sehr befangen, obwohl ohne unheilbare, körperliche Krankheit, gleichfalls das Ende seines Daseyns und der Dinge, die ihn gereizt hatten, deutlich herankommen sah. Ueber die Tröstungen einer kurzen Leidenschaft, waren beide so weit erhaben, daß ich sie, um mich der Welt verständlich zu machen, kalt gegen einander nennen muß. Es gab keine Gemeinschaft zwischen ihnen, als die der herrlichsten Anlagen, der Unwissenheit über ihre höhere, göttliche Bestimmung, also der Verzweiflung und — in den leyten Stunden ihres Lebens — eines gewissen tragischen Interesses aneinander.“

Es folgen einige thatsächliche Angaben über die näheren Umstände des Todes; dann heißt es weiter:

„Wie zwei der ausgezeichnetsten Naturen, auf diese Weise alle göttlichen und menschlichen Gesetze verachtend bei Seite setzen, und in frevelhafter Gemeinschaft die Thüre erbrechen konnten, welche zu eröffnen der Himmel sich selbst vorbehält, bedarf keiner weiteren Erklärung. Wenn sie auch die größte Charakterstärke bewiesen hätten, so ist das neben dem Gesetze, welches sie verlegt, eine Kleinigkeit. Weit davon entfernt, sie zu rechtfertigen, oder auch nur zu entschuldigen, klagen die hinterbliebenen Freunde zuerst sie aufs stärkste an. Dann aber ist es ihnen auch erlaubt zu sagen, daß das Leben beider übrigens so rein und fleckenlos war, als es ohne den höheren Glauben, den sie durch ihr Ende verläugneten, überhaupt seyn konnte; ferner, daß Kleist wahr, ohne Falsch und ohne Ziererei irgend einer Art gewesen, und daß also seine That wenigstens durchaus frei von dem theatralischen Lichte war, welches falsche Emphase einerseits und Unverstand andererseits darauf hat werfen wollen. Wie er es als tragischer Dichter gemeint hat, und was er geleistet, und was also Deutschland an ihm verloren hat, wird, wie in solchen Fällen gewöhnlich, erst die Zukunft zu würdigen wissen.“

Adam Müller gab freilich preis, was er nicht gut heißen durfte. Aber im übrigen bekennt er sich zur todtten Freundin und zum todtten Freunde, an dessen Genius er unerschüttelt glaubt, wie damals zuerst, als er den Amphitryon Kleist's ins Publicum hinausfandte. Er breitet einen Hauch von Reinheit über Kleist's und seiner Freundin Leben, darin einverstanden mit dem Gewährsmann der Times, vom 28. December 1811, der nachdrücklich dem Gerüchte widersprach, that love was in any respect the cause of this infortunate affair.

Achim von Arnim war in Frankfurt, als Kleist aus dem Leben schied. Er hatte mit Bettinen eine Reise an den Rhein

unternommen, auf der sie bei Winkel das Grab der Gunderode besuchten. An Wilhelm Grimm schrieb er den 6. December 1811: „Sage mir doch, aus welchem Gefange der Edda ist folgende Stelle, die sich die verstorbene Gunderode auf ihr Grab setzen ließ und die jetzt schon vom Regen verlöschet ist; Schloffer sagte mir, sie wäre aus der Edda: „Erde, du meine Mutter zc.“\*). Die Stelle klang mir in diesen Tagen wieder an, wo ich von Savigny — Du kennst seine Briefkürze, die immer das Beste vergißt um das Nothwendigste zu sagen — die traurige Nachricht erhielt, daß sich Kleist, nachdem er eine Frau Vogel, die ziemlich alt und häßlich, mit ihrem Willen erschossen, sich selbst mit der Pistole umgebracht hat. Der arme Kerl, so wenig Freude mir seine störrische Eigenthümlichkeit gemacht hat, er thut mir doch leid, er meinte es mit seiner Arbeit so ehrlich wie wenige. Seine Erzählungen sind gewiß sehr brav und seinem dramatischen Talente fehlte eigentlich nur ein Theater, das er geachtet hätte, indem es sich für ihn interessirte. Goethe's unglückliche Wahl des Zerbrochenen Kruges zur Aufführung, als er aus Deutschland abwesend, der schlechte Erfolg dieser Aufführung hatten etwas Herbes in ihm zurückgelassen: ebenso der schlechte Erfolg des Phöbus, der sich doch offenbar vor den meisten Journalen auszeichnete: zuletzt wie ihm das Abendblatt durch den Minister, der es fürchtete, vernichtet wurde: Mangel mag auch mitgewirkt haben. Genug ursprünglich hat vielleicht keine Natur so weit gehabt, soviel Stufen bis zu dieser Gewaltigkeit übersteigen müssen. Im letzten Bande seiner Erzählungen soll eine ähnliche Geschichte stehen wie sein Tod, es ist ein Tod wie Wolfsdieterich, als ihn die Gerippe aller derer todtzuschlagen,

\*) Die Stelle ist, wie Wilhelm Grimm sofort erkannte, nicht aus der Edda: sie ist vielmehr Herder nachgebildet. Der Wortlaut folgt unten S. 692.

die er einst umgebracht hatte.“ Es ist von den Erzählungen die Verlobung in St. Domingo gemeint, wo der französische Offizier erst Toni erschießt, und dann sich mit dem zweiten Pistol die Kugel durch das Hirn jagt.

Als nun das Morgenblatt Saul Ascher's schändlichen Artikel nach Frankfurt brachte, erkannte es auch Arnim als seine Pflicht, etwas dagegen zu thun. Er wandte sich unmittelbar an einen der Redacteurs des Morgenblattes. Wahrscheinlich an Georg Reinbeck, einen Berliner von Geburt. Mit diesem aber stand Arnim nicht auf gutem Fuße, weil er, zur Bossischen Parthei gehörig, von den Heidelberger Romantikern verspottet worden war und sich seinerseits dafür gerächt hatte. Arnim konnte nicht die Gefälligkeit Reinbeck's, sondern nur das Gerechtigkeitsgefühl desselben anrufen. Er wisse, daß der unfägliche Schimpf, der im Morgenblatte über den armen Heinrich von Kleist ausgesprochen, nicht von ihm, sondern wahrscheinlich — aus einer jüdischen Feder komme, die schon oft das Morgenblatt gemißbraucht habe. Peguilhen's Anzeige sei nicht zu billigen; indessen würde er, ungeachtet er mit ihm verfeindet sei, glimpflicher gegen ihn verfahren sein. Betreffs des Selbstmords hege er mit Kleist nicht gleiche Ueberzeugung, wie die Geschichte der Gräfin Dolores beweise, in der er sich bestrebt habe, diese Art der Verzweiflung zu bekämpfen und in ihrer Leerheit zu vernichten\*). Nach diesen Erklärungen fordere er ihn als braven

---

\*) Arnim meint die Stelle, wo Graf Karl, in Verzweiflung über sein ihm vernichtetes Leben, auf dem Schützenfeste die Gräfin Dolores neckend veranlaßt, ein Gewehr, das er ihr als ungeladen in die Hände giebt, auf ihn abzubrüden. Der Graf erholt sich aus schwerer Krankheit, und nun weist Arnim im Roman die Wege, auf denen sein Held die Verzweiflung überwinden und den Frieden der Seele sich erringen könne.

Mann, wie er ihm von vielen seiner Bekannten gerühmt sei, auf, die folgenden Zeugnisse für den verstorbenen Kleist („meinen verstorbenen Kleist“, sagt Arnim) nicht als Aeußerungen von Partheigeist, Schule oder freundschaftlicher Verblendung von sich zu weisen:

„Kleist hat in seinen früheren Jahren die Achtung und Liebe seiner Regimentscameraden genossen, ebenso hat er in späterer Zeit, wo er einige Zeit unter dem nachmaligen Minister von Altenstein in Civilgeschäften diente, das Lob und den Beifall desselben erworben. Aus beiden Verhältnissen hat ihn nur der eigne Wunsch, seinen Dichtungen leben zu können, entfernt. Wenige Dichter mögen sich eines gleichen Ernstes, einer ähnlichen Strenge in ihren Arbeiten rühmen dürfen wie der Verstorbene. Statt ihm vorzuwerfen, daß er der neueren Schule angehangen, wozu wohl kein Mensch so wenig Veranlassung gegeben wie Kleist, hätte man eher bedauern müssen, daß er keine Schule anerkannt, das heißt, nur in seltenen Fällen dem Hergebrachten und dem Urtheile seiner Kunstfreunde nachgab, vielmehr seinem Eigensinne sich in dem Zufälligen ergab, was oft das Schöne und Tiefe seiner Empfindungen entstellt. Die Festigkeit mit der er das Schicksal seines Lebens lenkte, erklärt diesen Eigensinn sehr leicht, der sich in den Widerwärtigkeiten seines Lebens durch das Gefühl der innern Kraft, mit der er sie ertrug, vermehrte.“\*)

Das Morgenblatt hat aber von Arnim's Schreiben, zu

\*) Das Original fehlt bis jetzt. Im Cotta-Archive ist es, laut gütiger Auskunft des Herrn Dr. Kröner, nicht vorhanden, ein Beweis, daß es nicht an Cotta selbst gerichtet war. Arnim pflegte aber von wichtigeren Briefen, die er schrieb, die Hauptstellen in einer Copie zurückzubehalten. Die Copie des obigen Schreibens ist von Barnhagen aus der Arnim'schen Nachlassenschaft herausgenommen worden, und befindet sich jetzt auf der Königlichen Bibliothek zu Berlin.

Gunsten Kleist's, nicht Notiz genommen: ebenso wenig wie es Fouqué's Eintreten für Kleist beachtete.

Ich entnehme die Thatsache, daß auch Fouqué sich gegen das Morgenblatt gerührt hat, einem seiner Briefe aus dem Frühjahr 1812 (Mittheilungen aus dem Litteraturarchive in Berlin 2, 96), wo es heißt: „Das Morgenblatt scheint meine Aufforderung wegen des darin abgedruckten Schmähangriffs auf den edlen Todten nicht bekannt machen zu wollen.“ Weber Fouqué's Brief noch seine Vertheidigung Kleist's ist im Original bisher aufgetaucht: aber irre ich nicht, so ist dieselbe uns doch nicht ganz verloren gegangen. In der Zeitung für die elegante Welt 1821 (Nr. 249 bis 253, 10. bis 28. December) veröffentlichte Fouqué einen Aufsatz über „die drei Kleiste“: Ewald, Franz, Heinrich von Kleist. Was er hier, wie unabsichtlich in diesem Zusammenhange, über Heinrich sagt, macht mir den Eindruck, als sei es im Wesentlichen jener Aufsatz von 1812: wenigstens könnte damals Fouqué kaum anders geschrieben haben.

„Heinrich von Kleist,“ lesen wir da, „hatte als Jüngling den Kriegsdienst ergriffen, und Gott bescheerte ihm das Glück, sich gleich in den ersten frischen Jugendjahren dem Feind gegenüber als Soldat zu versuchen. Die preussische Fußgarde, worin Heinrich von Kleist im Jahre 1794 diente, hatte vorzüglich bei Trippstadt einen recht ernstern und unversehnen Angriff des kühnen Feindes zu bestehen, den sie mit echt preussischer Entschlossenheit zurückwies. Zu großen Hauptschlachten blühte der Kampf dieses Jahres nicht auf; doch immer fanden die Kriegsleute Gelegenheit, vor sich und Andern ihre freudige Todesverachtung darzuthun, und geehrt und geliebt von seinen Waffenbrüdern zog nach geschlossenem Frieden der Jüngling Heinrich in seine Garnison Potsdam ein. Anfänglich tändelte er heiter, wie es seinen

Jahren und seiner Lebhaftigkeit angemessen war, mit den blumenbestreuten Wellen des Lebens; aber auch da schon ließ sich das Gold und wundersame Gestein in seiner verborgenen Tiefe ahnen, und ward von edleren Geistern freudig anerkannt. Der Jüngling kam — das Wie ist mir unbewußt — in Verhältnisse zu Wieland, der ihn ermunterte, seine poetische Bahn fürder zu schreiten, wodurch natürlicher Weise Heinrich in eine polemische, beinahe feindselige Stellung gegen Alles gerieth, was der damals sogenannten neuen Schule angehörte, oder von ihr zu Tage gefördert ward. Was irgend Heinrich erfaßte, erfaßte er mit gewaltiger Liebe und Kraft, aber eben deshalb auch mit einer gewissen Ausschließlichkeit, die ihn oftmals verhinderte, das Gute und Schöne auf den Bahnen Anderer zu bemerken, oder doch gehörig zu würdigen. Aber wo hat man je einen Jüngling gefunden, der ohne diese liebende Einseitigkeit zu irgend einem Berufe tüchtig geworden wäre? — Folgerecht in diesem Sinne verließ er daher auch, als er die feste Bestimmung zum Dichter in sich erfaßt hatte, den Kriegsdienst, um gar nichts mehr anders, als Dichter zu seyn. Er bereiste die Schweiz, Frankreich und einen Theil von Oberitalien, immer das Ziel des poetischen Vorbeers vor allem Andern im Auge. Doch rückgekehrt in das Vaterland, einen bedeutenden Theil seines nicht großen Vermögens jenen Bestrebungen geopfert habend, bewegten ihn sehr edle Rücksichten, eine Anstellung im preussischen Civildienst zu suchen. Er bereitete sich mit aller Kraft seines Geistes und aller Gewissenhaftigkeit seines Charakters auf die neue Laufbahn vor, und jener oben gepriesenen und gerügten Einseitigkeit treu, meinte er, nun sey es mit dem Dichten für ihn aus, und verbrannte seine poetischen Papiere. Nicht einmal ein Trauerspiel verschonte er, von welchem ihm Wieland geschrieben hatte, das müsse er vollenden, und ob

Berge auf ihm lägen!\*) — Ja wohl mochten jetzt Berge auf ihm liegen, dem glühenden Dichter, welcher in die Werkeltage des bürgerlichen Lebens hineingetreten war, sich keinen poetischen Sonntag mehr vergönnd! — Das unglückliche Kriegsjahr 1806 schmetterte ihn aus seinen selbstgeschmiedeten Fesseln hinaus, aber nur indem es Alles mitzertrümmerte, was ihm von Jugend auf als lieb und ehrwürdig im äußeren Leben erschienen war. — In stiller Abgeschlossenheit brachte ihm die Muse Trost, und ganz ausschließlich dachte er nun wieder, nur ihr zu leben. Da erfaßte ihn eine neue Strömung der verwilderten Zeit. Mit noch zwei anderen ehemaligen preussischen Offizieren ward er ohne allen Grund dem französischen Gouvernement zwischen der Elbe und Oder verdächtig, und man schleppte die drei Unglücksgegnossen als Staatsgefangene nach einem alten Schlosse an der Schweizergränze Frankreichs. Daß der edle, aber in seiner Tiefe immer etwas melancholische Geist diese Abgeschlossenheit nicht zum trüben Hinbrüten mißbrauchte, sondern sich und die Welt in sich selbst rüstig verarbeitete, zeigte sein nachheriges Wiederauftreten; doch mochte auch mit aus diesem Lebensumstande die ehrne, an Eigensinn gränzende Strenge in Behauptung seiner Eigenthümlichkeit hervorgehen, die ihn späterhin dem größern Publikum oft unverständlich, ja auch bisweilen dem tiefer eindringenden Leser anstößig machte, und ihn zuletzt in den Abgrund eines frühen, selbstverschuldeten Todes hineinriß. — Einstweilen machte sein sinn- und liebevoller Freund, Adam Müller,

\*) Ein sicherer Anklang an Wieland's Brief aus dem Sommer 1803 (an Ulrike S. 88), von dem wir eine Conceptstelle besitzen (bei Bülow S. 37), wo der Satz lautet: „Sie müssen Ihren Guisard vollenden, und wenn der ganze Kaukasus und Alles auf Sie drückte.“ Da das Concept zuerst 1824 in einer Zeitschrift hervortrat, so muß Fouqué noch, durch Kleist selbst, Einsicht in den Originalbrief Wieland's erhalten haben.

den edlen Gefangenen bekannt \*) im Vaterlande durch Herausgabe seines Schauspiels Amphitryon nach Moliere, einer der merkwürdigsten und anziehendsten Kampfsübungen des germanischen Genius mit dem neufranzösischen. Wie dem Komiker des Louis XIV. der Sosie die Hauptperson des Ganzen ist, und er sich vorzüglich bemüht hat, ihn aus der Antike herüber recht lebendig zu nationalisiren, — allerdings mit ausgezeichnetem Erfolg, — so hat ihm der deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts mit heiterer Anerkennung den Sieg hierin ohne Weiteres überlassen, und begnügt sich in diesem Bezuge nur als Uebersetzer aufzutreten. Wo es aber den Hauptgegenstand der Dichtung gilt, welchen Moliere als eine frivole Galanterie leichtthin und dennoch in moderner Förmlichkeit vor uns vorüberführt, daß man dabei an die mythologischen Tapetenfiguren seiner Zeit denken muß, — Himmel, welch' eine reiche Tiefe von Ahnungen ist da dem deutschen Dichter aufgegangen, und in welch' edlen Zauberzungen spricht er sich aus! — Die Dichtung ward durch eine eben so glänzende als gründliche Recension angekündigt in einem allgemein anerkannten Blatt, — aber die Deutschen, in ihr damaliges Unglück, und überhaupt in die Politik wohl etwas mehr noch als billig, versunken, nahmen von der poetischen Erscheinung des dritten Kleist wenig Notiz. Dennoch, als nun der Friede die Bande des Dichters gelöst hatte, und er in Verbindung mit seinem Freunde Adam Müller die Zeitschrift Phöbus herausgab, zeigten sich viele Gemüther von seinem etwas schroffen, aber unaussprechlich genialen Auftreten ergriffen. In dem schönen Dresden, von vielen edlen und begabten Freunden umgeben,

---

\*) Schon früher hatte Heinrich sein eben so ungestümes als zärtliches Trauerspiel: Die Familie Schroffenstein, drucken lassen, aber anonym; auch war es leider wenig bekannt geworden. (Anmerkung Fouqué's.)

goß er den reichen Strom seiner Urne kühn und mannigfach dahin. Ach wohl seiner Urne! Denn eine tiefe Todessehnsucht, eine lebenverzehrende Glut drang bedrohlich aus allen seinen Dichtungen hervor. Der sonst so kraftvolle Mann war seiner Muse gegenüber eine zarte Semele, sie ihm ein lodernder Zeus, und nicht der hohe kindliche Glaube des Christen vermochte den von den Philosophemen seiner Zeit umstrickten Dichter zu stärken und zu mildern. Dazu nagte eine tiefe Schwermuth über sein von den Fremden unterdrücktes Vaterland an seinem edlen Herzen. Er strömte diese und die kurze Rettungshoffnung, durch den österreichischen Krieg von 1809 in ihm entzündet, in einigen herrlichen Liedern aus, die natürlicher Weise damals nur in Manuscript umhergehn konnten. Als nun jenes herrliche Licht zwar ruhmvoll, aber doch für den Augenblick noch erfolglos wieder unter sank, nagte der Geier nur immer schmerzlicher an dem Innern unsres dichterischen Prometheus. Zwar erhob er sich in Berlin, wo er späterhin seinen Wohnsitz nahm, zu noch manch herrlichem Fluge — zwar schloß er neue Freundschaften und Verbrüderungen mit Dichtern und andern Schriftstellern — auch mit solchen, von denen ihn früherhin sein einseitiges Lieben entfernt hatte, aber die Todessehnsucht besiegte alle Freuden des Lebens. Wie er im selbstgewählten Untergang für diese Welt verschwand, weiß Jeder. Einen Schleier über dieses schmerzliche Verschwinden, welchen nur der sichere Hoffnungstern durchleuchtet: er starb nicht als ein Frechverzweifelnder! Er starb als ein irrgelitetes, aber liebendes und sehndes Kind.“

Aus einer allgemeinen Schlußbetrachtung verdient noch beachtet zu werden, daß Fouqué seinen Freund als einen „kräftigen, aber nur im treuherzigen Lächeln seiner Augen anmuthigen“ Mann bezeichnet. Nimmt man die Schilderungen der übrigen Freunde, Brentano's, Arnim's hinzu, so drängt

sich die Ueberzeugung auf, daß das gewöhnlich als das Portrait Kleist's ausgegebene Bild (welches nach einem originalen Jugendbildniß unter Nachhülfe Barnhagen's, der den Dichter beinahe nie gesehen und gekannt hat, zu Stande gekommen ist) Kleist's Wesen bis zur Unbedeutendheit verflacht hat.

Die noch frische Bezugnahme auf den Wielandbrief, die 1821 fast nicht möglich war; die ausführlichere Darstellung der Jugendjahre, mit Uebergehung des Rätchens, der Erzählungen, des Prinzen von Homburg, was 1812, nicht 1821, geschehen durfte; die persönlich-intime Behandlung Adam Müller's, die wiederum für die Zeit von 1812, nicht für die von 1821 paßt; die polemische Schärfung der Worte über Kleist's Tod — dies alles verbürgt mir für die Hauptzüge des Fouqué'schen Artikels die frühe Abfassung, als Erwiderung auf Saul Ascher's Aufsatz im Morgenblatte. Natürlich wird Einiges 1821 für den neuen Zweck um- und ausgestaltet worden sein. Wie trifft Fouqué aber in den wesentlichen Dingen mit Arnim, auch mit Müller, zusammen! Sie drei sprachen aus, was an Wissen über Kleist in dem ehemaligen Freundeskreise der Abendblätter vorhanden gewesen war.

Wenn auch Arnim's und Fouqué's Zuschriften im Morgenblatte nicht veröffentlicht wurden, so haben sie doch wohl mitgewirkt, daß der Herausgeber seinem Mitarbeiter einen fühlbaren Wink zum Einlenken gab. Inzwischen regte sich auch von persönlich Unbetheiligten in öffentlichen Blättern gegen das Morgenblatt der Widerspruch. Unter blinder Kanonade gegen den Angriff eines Hallischen Journals, zog sich Saul Ascher (im Morgenblatt 1812 Nr. 47), wie Fouqué es ausdrückte, „mit trotziger Scheu zurück, auf eine ebenso gemeine Weise, als er den Anfall begonnen hatte“.

Fouqué hat fortgesetzt das Andenken Kleist's lebendig gehalten, indem er nachgelassene Blätter, in deren Besitz er

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

Wer nichts gelesen, hat doch Uebersicht  
 Von all' und jedem möglichen Gedicht,  
 Und schwätzt von Mystik, neuer Schul, Sonetten,  
 Das hängt dem Narren an dem Kleid wie Ketten.  
 O könnt' ich nur ein Tröpflein Mystik finden  
 Im krit'schen Meer voll Nüchternheit und Sünden!

Und wieder an die Brüder Grimm, als an die Instanz, wo  
 Wahrheit sei, sich wendend:

Ihre Freunde wißt, daß ich von keiner Schule,  
 Daß ich um keines Menschen Beifall buhle;  
 Ihr wißt, daß wir uns oft um Wahrheit stritten,  
 Und keinen Irrthum an einander litten.

In der gleichen Art, wie sich Arnim hier über Freund  
 und Feinde damals äußert, hat er auch seine Kleist getreuen  
 Gedanken in sein Buch hineingewebt. Ein Band umschlingt  
 die vier Novellen, daß sie wie zu Einer Kunstwirkung geschrieben  
 scheinen. Seine Reise mit Bettinen den Rhein hinab leihet  
 Fäden und Farben zu dem Bande. Ihr Rachen gleitet zu  
 der Stelle, wo nicht viel Jahre zuvor ihre Freundin Caroline  
 von Günderode ein edles, musenheiliges Leben in schulblosem  
 Wahne endete. Nun entsteht unter Arnim's Händen die echte  
 antike Amphibolie. Was er anscheinend von der Günderode  
 sagt, gilt in Wahrheit, je ehrfurchtsvollere Worte ihm ent-  
 quillen, seinem verstorbenen Freund Kleist; ich verwandle nur  
 allein die Anrede in die masculine Form:

„Armer Sänger, können die Deutschen unsrer Zeit nichts,  
 als das Schöne verschweigen, das Ausgezeichnete vergessen,  
 und den Ernst entheiligen? Wo sind deine Freunde? Keiner  
 hat der Nachwelt die Spuren Deines Lebens und Deiner  
 Begeisterung gesammelt, die Furcht vor dem Tadel der Heil-  
 losen hat sie alle gelähmt. Nun erst verstehe ich die Schrift  
 auf Deinem Grabe, die von den Thränen des Himmels jetzt

fast ausgelöscht ist, nun weiß ich, warum Du die Deinen alle nennst, nur die Menschen nicht! — Und wir gedachten mit Rührung dieser Inschrift, und einer sagte sie dem andern, der sie vergessen hatte: „Erde, du meine Mutter, und du mein Ernährer, der Lusthauch, heiliges Feuer, mir Freund, und du o Bruder, der Bergstrom, und mein Vater, der Aether, ich sage euch allen mit Ehrfurcht freundlichen Dank, mit euch hab' ich hienieden gelebet und ich gehe zur andern Welt, euch gern verlassend, lebt wohl denn, Bruder und Freund, Vater und Mutter lebt wohl!“

---

## Abchluss.

---

### Kleist's menschliche Unsterblichkeit.

Ueber die menschliche Unsterblichkeit hat Herder einst seine Gedanken ausgesprochen. Die Unsterblichkeit des Namens und Nachruhms, mit welcher das Alterthum seine großen Männer beschenkte, habe freilich die Gegenwart nicht mehr zu vergeben. Friedrich der Große, dem die Götter selbst in seine Gesichtszüge das Gepräge der Unsterblichkeit drückten, könne schwerlich je so classisch=berühmt werden, wie Cäsar und Alexander. Jetzt gelte es, ein anderes Ziel ins Auge zu fassen. Unser Streben müsse auf das rein=Wahre, Gute und Schöne gerichtet sein: was seiner Natur nach fortbauere, auch unterbrückt immer wiederkomme, und durch die fortgesetzte, vermehrte Thätigkeit der Menschen immer mehr Umfang, Haltung und Wirksamkeit erlange: woraus eine edle Fortwirkung auf Welt und Nachwelt hervorgehe. Diese menschliche Unsterblichkeit, in Herder's Sinne, ist Heinrich von Kleist zu Theil geworden.

So angesehen, erscheint uns Kleist's Tod als der Anfang eines neuen, höheren Lebens, das, der Antheilnahme seines Volkes gewiß, ungezählten Tagen entgegen geht. Frisch und glänzend tauchten zuerst seine Dichtungen aus der trägen Masse

des Durchschnittlichen wieder empor. Und was von ihnen einstmals nicht gedruckt werden durfte, fand jetzt, wie es zuerst hervortrat, ein Publicum, das für Genuß und Würdigung des neu Dargebotenen empfänglich war. Ludwig Tieck, als die Autorität in dem ästhetisch-geistigen Deutschland damals, hatte die Sammlung und Herausgabe der poetischen Schriften in die Hand genommen. Er ließ mit Fleiß bei Seite, was seinen Zweck, Kleist als Dichter hinzustellen, nicht gefördert hätte. Niemand fühlte sich neu gereizt. Die wunderbare Kraft, die von der Totalwirkung der vereinigten Dichtungen ausging, überwand die alten Gegnerschaften. Man ergriff die Gelegenheit, mit Kleist seinen Frieden zu machen. Goethe bezeichnete, abwägend und rechtfertigend, den Punct, worin seine aufrichtige Theilnahme für „jenen talentvollen Mann“ zuletzt mit Tieck's Pietät gegen ihn übereinkomme; wiewgleich ihm noch ein unmuthiges Wort über den Kleist'schen Unfug und alles verwandte Unheil entschlüpfte. Ludwig Robert, dem das Verständniß eines Charakters, wie des Thuschens, niemals aufgehen wollte, neigte sich doch vor der Kleist's Schriften gewidmeten Arbeit Tieck's. Heinrich Bichofke trug in seiner Selbstschau dafür Sorge, daß seine frühe Bekanntschaft mit Kleist unbesleckt darin hervortrete. Diese drei Männer allein stelle ich als die Vertreter der einst Kleist feindlichen Richtungen hin.

Nun gewann Kleist auch die Bühne. Graf Brühl holte in Berlin nach, was unter Iffland's Direction nicht zu erreichen gewesen war. Welches Theater gäbe es seitdem in Deutschland, von dessen Bühne herab Kleist nicht zu seinem Volke spräche. Kleist's vaterländische Richtung ist von nach ihm kommenden Dichtern, bis in die jüngsten Zeiten, fortgeführt worden: Niemand hat sein herrliches Rätchen (wenn es nur recht gespielt würde), Niemand seinen Prinzen von

Homburg übertroffen. Hinter Goethe und Schiller in der Schätzung ſeines Volkes der dritte zu ſein, iſt wahrlich menſchliche Unſterblichkeit für Kleiſt.

Tauſende von Exemplaren ſeiner Werke ſind ins Volk gedrungen, neue Tauſende werden nöthig ſein. Das Verlangen nach Kleiſt's Dichtungen wächst von Jahr zu Jahr. Wer mißt die ſtille Wirkung, die ſie üben? Noch ſteht Kleiſt wie mildelebend unter uns und beſchenkt ſein Volk mit dem, was in ſeiner und ſeiner Freunde Weltanſchauung ſchön und unvergänglich iſt.

---

## Register.

### A.

- Adel:** politische Bedeutung [4](#), [11](#), [28](#); Opposition gegen den Staatskanzler [112](#); Verhältniß zur Presse [395](#); Adel und Juden [609](#), [634](#).
- Alberti, Staats-Rath:** an der Liedertafel [17](#); Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [23](#), [39](#), [622](#).
- Altenstein, Minister von:** Kleist's und Adam Müller's Gönner [13](#), [62](#), [684](#); an Zelter's Liedertafel [17](#).
- Archenholz:** gegen die Abendblätter [311](#).
- Arndt, C. M.:** in Berlin [466](#); an der Liedertafel [18](#); Verhältniß zu Kleist [462](#), zu Arnim [466](#); Geist der Zeit [463](#); Brief über Gripsholm [467](#).
- Arnim (=Voitzenburg), Graf:** Berliner Patriot [14](#); Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [22](#), [622](#); für Achim von Arnim [636](#).
- Arnim, Carl von:** Schriftsteller und Theaterintendant [24](#); im Cirkel der Gräfin Voss [14](#); Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [23](#), [39](#), [623](#).
- Arnim, Ludwig Achim von:** märkischer Edelmann [8](#), [429](#); Märkisches bei ihm [214](#), [428](#); Protestant [424](#); Wunderhorn [5](#), [16](#), [19](#), [213](#), [392](#), [466](#); Einsiedlerzeitung [392](#); Wintergarten [327](#), [538](#); bei der Gräfin Voss [14](#); an der Liedertafel [18](#), [20](#), [419](#), Gedichte für sie [19](#); Nachtfeier [30](#), [226](#); Stifter der christlich-deutschen Tischgesellschaft [22](#), [39](#), [622](#), Stiftungslied [27](#), Circular [38](#), Sitzungsberichte [32](#), Appelmänner [32](#), [37](#), Herrliche deutsche Treue [34](#), [37](#); Dolores [7](#), [470](#), [512](#), [517](#), [523](#), [525](#), [630](#), [683](#); Halle und Jerusalem [240](#), [504](#), [621](#), [627](#), [630](#); Novellen [244](#), [691](#); politische Richtung [60](#), [101](#), [429](#), [651](#); über Kraus [59](#), [61](#), [64](#); in Thaer's Annalen [60](#); Neue Religion [101](#); Austern und Butterbrode [102](#); Schlachtens spielen [201](#); Sonderbares Verfehn [212](#); Sieben kleine Kinder [213](#); Verlegene Magistrat [351](#); Muthwille des Himmels [362](#); Epigramm [381](#); Theaterkabale [232](#), [242](#); Räthsel [260](#); Kunstausstellung [276](#); Der Studenten erstes Lebehoch [308](#); Weibliche Jägerei (Goethe's Schneidercourage) [417](#); Jubelfeier [420](#); Deutscher Seeheld [426](#); Ueber Fernow (mit Sonett) [428](#); in Brentano's Philister [616](#), [620](#), [628](#); von der Censur betroffen [103](#), [240](#), [429](#), [621](#); gegen Pestalozzi [327](#), [329](#); Verhältniß zu den Brüdern Friedrich und Karl von Raumer [80](#), [81](#), [327](#); Angriffe und Ueberfall auf Arnim [630](#), [632](#); tritt für Adam Müller [52](#), [59](#), [63](#), für Kleist [241](#), [242](#), [681](#), [691](#) ein.

- Afcher, Saul:** Ischoffe's Bekannter [608](#); schreibt gegen die preußische Regierung [606](#); Proceß [608](#); für Hardenberg [66](#); gegen Kleist und seine Freunde [89](#), [609](#), [624](#), [647](#); beschimpft den todten Kleist [672](#); gezeichnet von Fald [647](#), Fouqué [690](#), Adam Müller [679](#), Arnim [683](#), Bededorff [612](#).
- B.**
- Bach:** in Kleist's Anekdote [379](#).  
**Baechler:** bearbeitet Froissard [539](#), [542](#).  
**Bardeleben, Capitain von:** Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [24](#), [39](#), [622](#).  
**Bärensprung, von:** Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [26](#), [39](#).  
**Barnekow, von:** für Arnim [636](#); von Hardenberg abgewiesen [650](#).  
**Basewow:** Elementar-Werk [96](#).  
**Bed, Schauspielerin** [224](#).  
**Bededorff, Ludolph:** Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [22](#), [39](#), [612](#), [622](#); Promemoria über den Adel [148](#); Ständische Commission [149](#), [156](#); Kunstausstellung [254](#), [439](#); Königin Luise [507](#); über Erziehung [508](#); unter Hardenberg unmöglich [650](#).  
**Benzel-Sternau, Graf:** bekämpft in den Abendblättern [391](#).  
**Berg, Frau von:** Gönnerin Kleist's [14](#), [181](#).  
**Bernhardi:** mit Brentano zusammen [442](#); Pränumerant auf den Philister [623](#).  
**Bethmann, Friederike:** von der Patriotengruppe begünstigt [175](#), [202](#); Cendrillon [208](#).  
**Beuth:** Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [622](#).  
**Biener, juristischer Decan** [321](#).  
**Biester:** Censor [43](#), [150](#), [629](#).  
**Boeckh, August:** in der christlich-deutschen Tischgesellschaft [39](#); constructive Arbeit [538](#).
- Bombelles, Graf:** an der christlich-deutschen Tischgesellschaft [622](#); von Hardenberg abgewiesen [650](#).  
**Bornemann:** Mitglied der Liedertafel [19](#); über Kleist [20](#).  
**Brentano, Clemens:** in Berlin [6](#); an der Liedertafel [19](#), [471](#), Gedichte für sie [19](#); Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [22](#), [39](#), führt die Sitzungsberichte [30](#); Festkantate [299](#); als Uebersetzer [539](#); Friedrich's Seelandschaft [262](#); Otto Runge [285](#); Vom großen Kurfürsten [433](#); Anspielungen auf die Abendblätter [437](#); Philisterabhandlung [612](#), [622](#), [623](#), [634](#); ahmt Müller und Kleist nach [615](#), [621](#); Angriffe auf ihn [623](#); die Berliner Polizei und der Philister [627](#).  
**Brentano, Bettina:** über Zelter [16](#); an der Liedertafel [20](#); Verlobung und Heirath [421](#); Composition für Kleist [430](#).  
**Breslau:** neue Bewegung gegen die Aufklärung [626](#).  
**Brizzi:** Sänger in Paer's Achilles [205](#).  
**Brühl, Graf:** an der Liedertafel [17](#); Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [23](#); Neugestaltung des Schauspielwesens [186](#).  
**Buchholz, Friedrich:** gegen ihn Müller [53](#), [104](#); begünstigt von Hardenberg [154](#).  
**Bülow, Major von:** Erzieher des Prinzen Friedrich von Hessen [24](#); Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [22](#), [623](#); Kleist's Freund [653](#).  
**Burke, Edmund:** die Berliner Patrioten für ihn [8](#), [53](#), [291](#).  
**Burn, Maler Fritz:** Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [23](#), [39](#); Portraits [255](#), [277](#).
- C.**
- Carpfanger:** deutscher Seeheld [427](#).  
**Carstens:** Umriss im Phobus [250](#); „Leben“ von Fernow [428](#).

**Catel, Samuel Heinrich:** Theaterreferent der Voss'schen Zeitung 188; Kleist gegen ihn 218.  
**Chamisso:** bei Frau von Staël 498; Briefstelle in den Abendblättern 498.  
**Chasot, Graf von:** Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft 39, 622; für Arnim 636.  
**Christenthum:** als Grundlage aller Lehre und Wissenschaft gefordert 9, 176, 293, 299; Christi Persönlichkeit 299, 423; christliche Frömmigkeit 420; Kirchen 425; Sonntagsruhe 479; Prediger 420, 482.  
**Censur:** Bestimmungen von 1788, Napoleonische, 1809 Neuordnung 43, 44; 1811 neue Censurbestimmungen 151; Oberrechte der Staatskanzlei 151; Censurfreiheit für die Universität 294.  
**Clausewitz, von:** bei der Gräfin Voss 14; Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft 24, 39, 622. — Frau von Clausewitz, geb. Gräfin Brühl 14.  
**Collin, Heinrich von:** Bianca della Porta 176; Verhältniß zu Kleist 178; Nachruf von Adam Müller 678.  
**Cölln, Kriegsath von:** Verf. der „Feuerbrände“ 54, 58, 61, 64, 616; von Hardenberg rehabilitirt 61, und begünstigt 156, 626; gegen die Religiosität der Abendblätter 486.  
**Contessa:** führt in Berlin auf 242, 243.  
**Curth's, Fortsetzer von Schiller's Abfall der Niederlande:** Versuch einer Berliner Zeitungsgründung 45.

D.

**Dalwigk, von:** Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft 22, 623.  
**Dewitz, von:** Pränumerant auf den Philister 622.  
**Dohna, Minister Graf:** 43, 390.  
**Dohna, Graf:** Mitglied der christ-

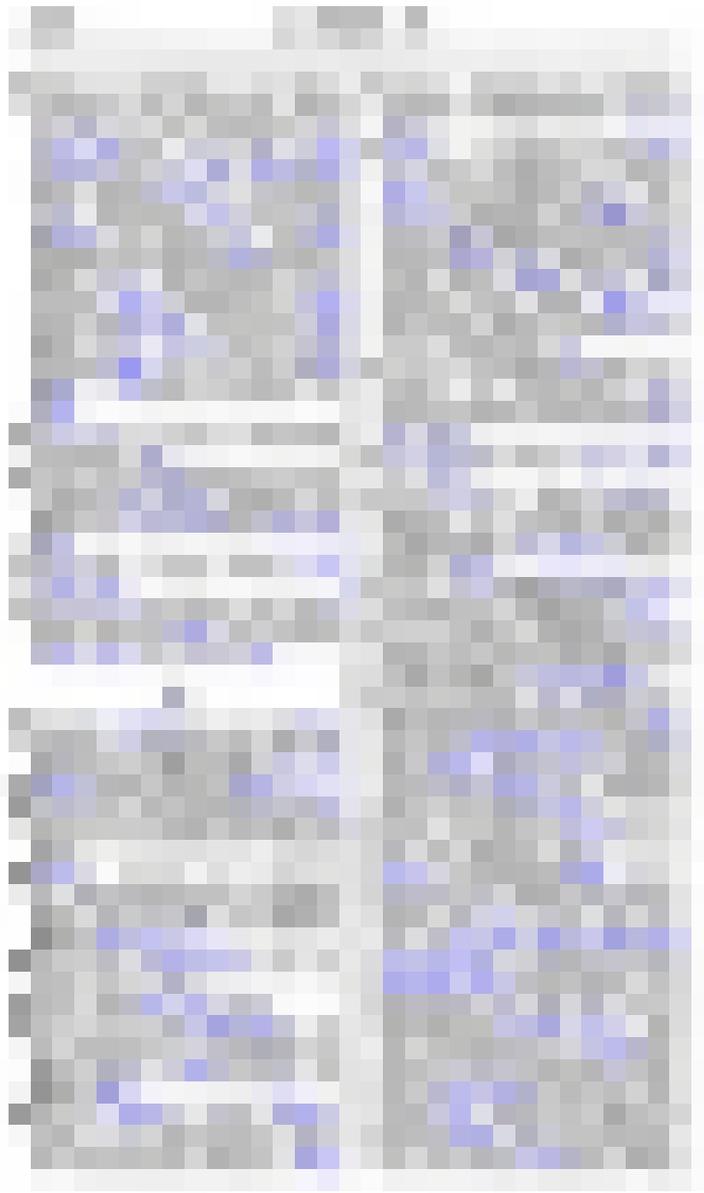
lich-deutschen Tischgesellschaft 39, 623.  
**Dorow:** über Zeller 328.  
**Dutens:** Mémoires 92, Toscin 93.

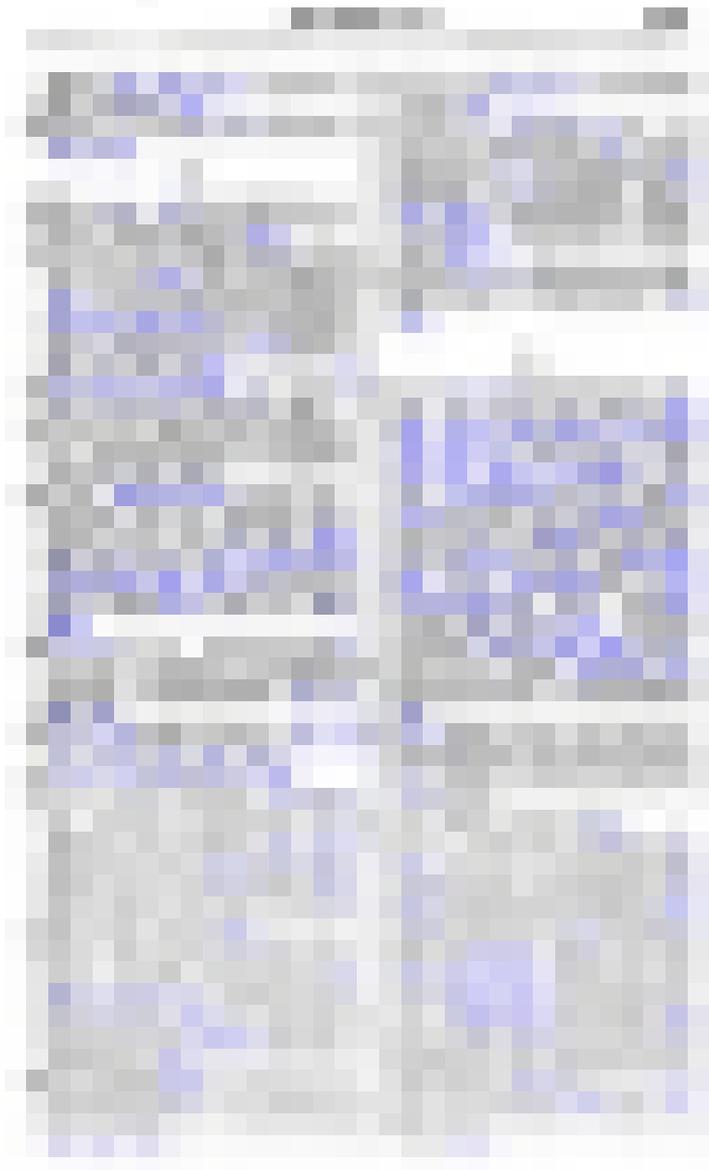
E.

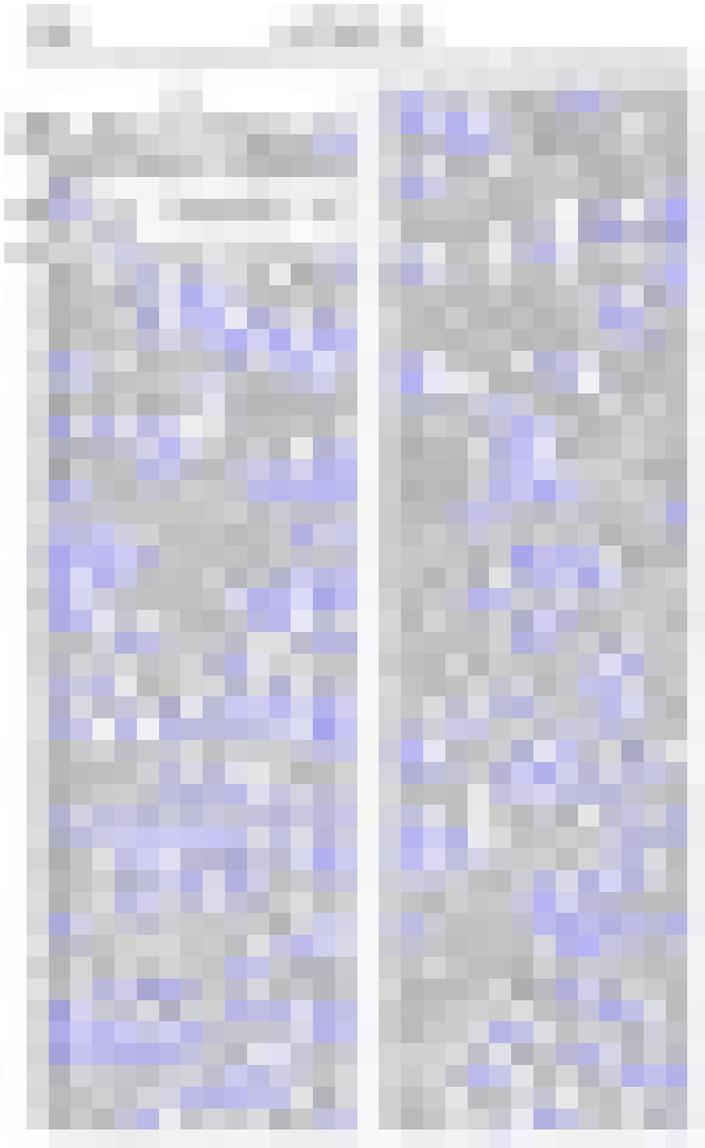
**Eckard:** Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft 622, 466.  
**Eichendorff, Joseph von:** in Berlin 490; Ahnung und Gegenwart 498.  
**Eichhorn, Joh. Albr. Friedrich:** Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft 23, 39, 623, 466.  
**Eisenmenger, Professor in Heidelberg:** Entdecktes Judenthum 610, 611.  
**Eylert, Bischof:** Die weise Benutzung des Unglücks 483; Luise-Denkmal 485; Predigten 485.

F.

**Fald, Johannes:** für Kleist 647, 673.  
**Fernow, Karl Ludwig:** sein Leben von Johanna Schopenhauer 428.  
**Fersen, Graf:** in Stockholm ermordet 403, 409; Brief seiner Schwester 404.  
**Fichte:** Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft 23, 623, 628; liebt an der Universität 293, 307, 310, 636; Verhältniß zu Wolf und Schleiermacher 307; zu Pestalozzi 325; gegen die Naturphilosophie 307, 312; im Streite mit der Polizei 318; Anweisung zum seligen Leben 480.  
**Fink, Buchhändler:** Pränumerant auf den Philister 622.  
**Fleß, Schauspieler** 175.  
**Flemming:** Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft 622.  
**Flitner, Med. Assessor:** Brief an ihn in den Abendblättern 564.  
**Fontane:** als Märker in Kleist's Tradition 215; Vor dem Sturm 470.







Wissen, Schaffen, Zerstören, Erhalten [556](#), [565](#); Geograph. Nachricht von Helgoland [571](#); Uralte Reichstagsfeierlichkeit [574](#); Von der Ueberlegung [578](#); Neujahrswunsch [578](#), [621](#); General Westermann [580](#); Unwahrscheinliche Wahrscheinlichkeiten [581](#); Nordbrennerei [583](#); Merkwürdige Prophezeihung [585](#); Mutterliebe [587](#); Beitrag zur Naturgeschichte des Menschen [588](#); Zustand der Schwarzen in Amerika [589](#); Wassermänner und Sirenen [595](#); Geistererscheinung [599](#). — Brief der Gräfin Piper [404](#); Mutterliebe bei einem wilden Thiere [410](#); Aus Italien [412](#). — Fouqué's Grab der Väter und die Heilung [487](#), [488](#); Loeben's furchtbare Einladung [496](#).

Knobloch, Geh. Ober-Finanzrath [60](#).

Kohlrausch, Geh. Med.-Rath: in Kleist's Anekdoten [364](#); an der christlich-deutschen Tischgesellschaft [623](#).

Koenen, von: Pränumerant auf den Philister [622](#).

Körner, Theodor: bei Brentano [198](#); benützt den Einzeldruck der Verlobung von Kleist [551](#); über die Berliner Patrioten [609](#).

Kohehue: gegen ihn der Phöbus [174](#); Pächter Feldkummel [191](#), [214](#), [222](#); Die Sonnenjungfrau [199](#); Die beiden Klingsberge [214](#), [224](#); Pächter Feldkummels Hochzeit [215](#); Das zugemauerte Fenster [224](#).

Kraus, Christian Jakob: Anhänger Adam Smith' [54](#); Kraus-Fehde in den Abendblättern [55](#); über Hörigkeit [592](#).

Kügelgen: Umriffe im Phöbus [250](#); Freund des Landschaftmalers Friedrich [252](#); stellt in Berlin aus [263](#), [278](#).

Kuhn, August: übernimmt den Verlag der Abendblätter [125](#); Kleist's Novelle Die Verlobung im Freimüthigen [163](#); Abendblätter und Freimüthiger [414](#).

Küster, Geh. Staats-Rath [43](#), [71](#), [107](#), [137](#).

L.

Lang, Ritter von: über Hardenberg und Jffland [167](#).

Larisch, Graf von: Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [39](#); von Hardenberg berufen [142](#); schreibt für Müller's Staatsanzeigen [155](#).

La Roche, Carl von: Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [22](#), [623](#).

Lichnowski, Prinz: Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [23](#), [39](#), [622](#).

Lichtenstein, Professor: Mitglied der Liedertafel und der christlich-deutschen Tischgesellschaft [18](#), [27](#), [39](#), [622](#); Freund Carl Maria von Weber's [187](#).

Loeben, Graf Otto Heinrich: Guido [491](#); Verhältniß zu den Berlinern [490](#), zu Kleist [491](#), in Arnim's Stammbuch [492](#), zu Fouqué [493](#), [502](#); Gedichte [493](#); Die furchtbare Einladung [495](#).

Ludewig, Johann Carl Andreas: jung gestorbener Berliner Maler [261](#).

Luiſe, Königin: Kleist in ihrer Huld [14](#); Luise-Berehrung [28](#), [29](#), [30](#), [277](#), [519](#); Arnim's Nachtfeier [30](#); Luisebilder [250](#), [256](#), [277](#); Schinkel's Entwurf einer Begräbniskapelle [280](#), [425](#); Eylert's Luise-Deutmal [485](#).

M.

Marwitz, Friedrich August von: reicht Müller's Denkschrift ein [113](#); nimmt an seinen Staatsanzeigen Theil [156](#); Freund Gneisenau's [654](#).

Meyer, Dr. Heinrich: Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [23](#), [39](#), [622](#).

Möllendorff, Major von: Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [23](#), [622](#); Theaterartikel in den Abendblättern [188](#), [192](#).

- 204; Theaterfabale gegen die Herbst  
229; Untersuchung gegen ihn 232;  
für Arnim 636.
- Müchler, Carl: Anekdoten-Almanach  
340, 370.
- Müller, Adam: Mitglied der christ-  
lich deutschen Tischgesellschaft 22,  
29, 623; Elemente der Staats-  
kunst 8, 52, 393; Mitarbeit am  
Pantheon 7; Vorlesungen über  
Friedrich II. 11, 311; für die  
Königin Luise 29; Vorschläge für  
eine officielle preussische Zeitung  
42, 45; über Kraus 56, 63, 87;  
Fragmente (gegen das Finanz-  
edict) 73; Vom Nationalcredit 74,  
112; Mißcredit der österreichischen  
Banken 87; von der Censur be-  
troffen 88, 103; Wortführer des  
Adels 113, 115; Schreiben aus  
Berlin 111, 112, 115; über die  
Eingabe des Stolpischen Kreises  
145; Staatsanzeigen 153; über  
Landschaftsmalerei 251; „Kunst-  
kritik“ 253; Freimüthige Gedanken  
über die Universität 292; Wissen-  
schaftliche Deputationen 297; über  
Fichte 307; Stael 497; Villers  
499; Caroline Fouqué 502; Denk-  
würdigkeiten der Prinzessin von  
Bayreuth 503; Halle und Jeru-  
salem 504; das Bettelweib von  
Locarno 528; unter Hardenberg  
unmöglich 650; für den todtten  
Kleist 677.
- N.
- Napoleon: gegen ihn 102, 198,  
375, 394, 427, 456, 462, 469,  
569, 570, 571, 573, 653; für  
ihn 97, 392.
- Nesselrode, Graf von: Mitglied  
der christlich-deutschen Tischgesell-  
schaft 39.
- Nicolovius, Geh. Staats-Rath:  
Nachfolger Humboldt's 291; an der  
Liedertafel 17; Kraus' Anhänger  
55; für Kraus in den Abendblättern  
58; die Universität 298, 307,  
die Volksschule 325 betreffend.
- Niebuhr, Geh. Staats-Rath: an  
der Liedertafel 18; liest an der  
Universität 293; Haß gegen Har-  
denberg 55; Vorlesung über römische  
Geschichte 333.
- Nostiz, Adjutant des Prinzen Louis  
Ferdinand: Verspottung Jffland's  
171; Bravour vor dem Feinde  
172.
- O.
- Ompeda, Oberstlieutenant von:  
Theilnahme an den Abendblättern  
91, 93, 94, 95, 96, 98; über ein-  
zelne Artikel derselben 116, 150;  
England-freundliche Anekdoten 350;  
Fehlurtheil 506; mit Kleist aus  
einander 507.
- Otto, Kriminalrath: Mitglied der  
christlich-deutschen Tischgesellschaft  
23, 39, 622.
- P.
- Paer: Aufführung der Oper Achilles  
203.
- Pauli, Geh. Comm.-Rath: in Kleist's  
Anekdoten 363, 366.
- Peguthen: unberufenes Eintreten  
für Kleist 668; leichtfertige Nach-  
rede über Frau Henriette Schütz  
459.
- Perlich, von: Mitglied der christ-  
lich-deutschen Tischgesellschaft 623.
- Perthes, Friedrich: Begründer  
des Vaterländischen Museums  
467.
- Pestalozzi: sein System 324; in  
Karl von Raumer's Schilderung  
327; die Berliner Patrioten gegen  
ihn 330.
- Pfuel, Ernst von: Mitglied der  
christlich-deutschen Tischgesellschaft  
23, 39, 622.
- Pistor, Geh. Postrath: Mitglied  
der christlich-deutschen Tischgesell-  
schaft 22, 623; vermittelt zwischen  
Kleist und Raumer 162. — Lotte,  
seine Frau 266.

Proben, Prediger der Kleist taufte: in der Anekdote „Muthwille des Himmels“ [360](#).  
 Purismus: in der Philisterabhandlung verspottet [616](#).

**Q.**

Quast, Baron von: Pränumerant auf den Philister [623](#).

**R.**

Radzivil, Fürst Anton: Gönner Kleist's und Arnim's [13](#); an der Liedertafel [17](#); Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [23](#), [39](#), [622](#); führt Kleist's Prinzen von Homburg auf [13](#), [179](#); als Director des National-Theaters gewünscht [186](#); Portrait [257](#); in den Abendblättern [258](#).

Ramdohr, Kammerherr von: gegen den Maler Friedrich [252](#).

Rappart, von: Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [623](#); von Hardenberg abgewiesen [650](#).

Raumer, Friedrich von: Rath in der Staatskanzlei [77](#); System der Britischen Besteuerung [78](#), [155](#); Verhältniß zu Kleist [79](#), [82](#), [160](#); zu Müller [79](#); zu Arnim [80](#), [140](#); officiële Beeinflussung der Abendblätter [82](#), [84](#); wahrscheinliche Mitarbeit an den Abendblättern [84](#), [110](#), [119](#); verfaßt officiöse Artikel [137](#).

Raumer, Karl von: Freundschaft mit Arnim [81](#), [328](#); bei Pestalozzi [327](#); Pränumerant auf den Philister [622](#).

Red, von der: Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [26](#), [39](#), [622](#).

Reichardt, Johann Friedrich: Einstudirung seiner Oper der Taucher [25](#); an der Liedertafel [18](#); Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [23](#), [39](#), [622](#); über die Schweizerfamilie [226](#); Vertraute Briefe über Wien [328](#),

[380](#); plant ein Leben Gluck's [380](#); Theilnahme an Kleist [676](#).

Reil, Professor: liest an der Universität [293](#); für Naturphilosophie [308](#); Eröffnung des Klinikums [311](#).

Reimer, Georg Andreas: Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [23](#), [39](#), [622](#); die Patrioten bei ihm [466](#); ihr Verleger.

Reilstab, J. R. F.: Musikreferent der Vossischen Zeitung [188](#); Kleist gegen ihn [219](#).

Righini, Kapellmeister: [185](#), [204](#).

Robert, Ludwig: Bruder Rahel Levin's [639](#); führt in Berlin auf [242](#), [243](#); angeblicher Mittelsmann zwischen Fouqué und Kleist [473](#), [476](#); in der Jzig-Affaire [639](#); die Nacht der Verhältnisse [639](#).

Rochus Bumpnickel, Singspiel [191](#), [214](#), [222](#).

Rochstroh, Herausgeber eines Kunstjournals: [124](#).

Röder, Ferdinand und Wilhelm von: Mitglieder der christlich-deutschen Tischgesellschaft [22](#), [23](#), [622](#).

Röder, Carl von: mit Arnim bekannt [633](#); über Arnim's Streitfall mit Jzig [634](#).

Römer, Hofrath: plant ein Theaterjournal [182](#); Verhandlung wegen Kleist's Räthchen [182](#), wegen des Verlags der Abendblätter [124](#).

Rousseau: Ompteda in den Abendblättern gegen ihn [96](#); Einfluß auf Pestalozzi [324](#), [327](#), [329](#).

Rudolphi, Adam: gegen die Romantiker [312](#).

Runge, Philipp Otto, Maler und Farbentheoretiker [285](#); Umschläge des Vaterländischen Museums [467](#).

Rühle von Lilienstern, Kleist's Freund: Freund Friedrich's [251](#), [252](#); ungenannt in Kleist's Abendblättern [346](#); Müller an ihn [528](#).

Rühß, Professor in Berlin: gegen die Brüder Grimm bei Fouqué [472](#).

- S.**
- Sack, Geh. Staats-Rath:** an der Liedertafel [17](#); mit den Abendblättern befaßt [43](#), [75](#), [110](#), mit dem Philister [627](#); im Conflict zwischen Universität und Polizei [317](#).
- Savigny, Karl Friedrich von:** nach Berlin berufen [291](#); liest an der Universität [293](#); an der Liedertafel [18](#); Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [22](#), [622](#); von radicaler Seite bekämpft [675](#); über Kleist's Tod [677](#), [682](#).
- Shadow, Gottfried:** an der Liedertafel [17](#); der alte Dessauer im Lustgarten [435](#).
- Shadow, Wilhelm:** Portrait der Königin Luise [255](#), [256](#), [277](#), des Fürsten Adzivil [257](#).
- Scheffner, Johann George:** Kraus' Freund [54](#); kennt Kleist und Arnim [62](#); vertheidigt Kraus in den Abendblättern [61](#), [84](#); schreibt ins Vaterländische Museum [467](#); für Pestalozzi [325](#); Selbstbiographie [62](#).
- Schenk, Major von:** Vermittler zwischen Kleist und Pfland [181](#).
- Schill, Major von:** im Cirkel der Gräfin Bofß [14](#); in Graf Benzels Jason geschmährt [393](#). — „Schill-Knaster“ [438](#).
- Schiller:** in Berlin aufgeführt [168](#); Jungfrau [199](#), [224](#); Lob Schiller's [553](#).
- Schinkel:** an der Liedertafel [18](#); an der christlich-deutschen Tischgesellschaft [623](#); Entwurf einer Begräbniskapelle für die verewigte Königin [279](#), [426](#); mit Brentano nach Böhmen [664](#).
- Schlechtendahl, von:** Stadtgerichtsdirector [232](#); Polizei-Präsident [151](#); Philister [628](#); Kleist's Tod [670](#).
- Schlegel, Friedrich:** Satire bei Julius von Bofß [183](#); im Oesterreichischen Beobachter für Kleist [677](#).
- Schlegel, Wilhelm:** Shakespeare-Uebersetzung [378](#), [500](#); Poetische Werke [461](#); Vorlesungen [619](#).
- Schleiermacher:** an der Liedertafel [17](#); an der christlich-deutschen Tischgesellschaft [622](#); für Steffens und die Naturphilosophie [309](#); von radicaler Seite bekämpft [625](#), [675](#); „Gelegentliche Gedanken“ [308](#), [310](#), [312](#); als theologischer Decan [321](#).
- Schlözer, August Ludwig:** Lehrer Adam Müller's [153](#); Herausgeber der Staatsanzeigen [153](#).
- Schmalz, Professor:** an der Liedertafel [17](#); über Naturrecht [307](#); Rector der Universität [314](#); Erklärung in die Abendblätter [318](#); Schreiben an Kleist [322](#).
- Schmalz, Auguste, Berliner Sängerin:** Ausbildung [226](#); in Arnim's „Nachtfeier“ [226](#); die Abendblätter für sie [204](#), [211](#), [227](#); Epigramm [225](#), [386](#).
- Schmid, Prediger an der Waisenhaukirche:** Jubelfeier [420](#); Schenkung an die Königliche Bibliothek [422](#); traut Arnim und Bettina [421](#).
- Schön, Theodor von:** Anhänger Kraus' [55](#), [59](#).
- Schönburg, Graf:** an der christlich-deutschen Tischgesellschaft [622](#), [196](#).
- Schubert, Gotthilf Heinrich:** Freund des Malers Friedrich [251](#), Kleist's [309](#); in den Berliner Abendblättern [310](#); Ansichten von der Nachtseite der Natur [265](#), [686](#), [595](#).
- Schumann, Geh. Staats-Rath von:** sein Programm [306](#); gegen Naturphilosophie [308](#), [313](#); von radicaler Seite angerufen [626](#).
- Schulz, Friedrich:** Freund Stagemann's [25](#); Mitglied der christlich-deutschen Tischgesellschaft [23](#), [39](#), [623](#); Theater-Artikel in den Abendblättern [188](#), [192](#), [223](#); Epigramm [390](#); Kleist's Tod [677](#).
- Schück, Henriette:** Schauspielerin in Berlin [224](#); Beitrag zu den Abendblättern [452](#); Freundschaft mit Kleist [453](#). — Ihr Gatte, Professor Schück [453](#).

Schwink, Königsberger Bankier: an der chriftlich-deutschen Tifchgefelfchaft 23, 25.

Shakespeare: König Lear 99; Julius Cäfar 200; Viel Lärm um nichts (Duaigeifter) 223; Richard III 378; Was ihr wollt 379; Shakespeare's Eigenschaft 344; Duellen 553; Anekdote 378.

Siebmänn (von Grunenthal): Mitglied der chriftlich-deutschen Tifchgefelfchaft 23, 29, 622; fchriftftellerifch thätig 26.

Smith, Adam: preußifche Anhänger und Gegner 9, 53, 194, 291.

Solger: gegen Adam Müller 88; für Kleift 89.

Sömmering, Akademiker in München: elektrifcher Telegraph 68.

Spanifch-portugiefifcher Kampf: 39, 70, 107.

Spence, William: Britain independent of Commerce 98; deutsche Ueberfetzung 99.

Spenerfche Zeitung: Privilegirung 45; patriotifche Haltung 91; Theater 228; Aeronautik 562; mit der Boffifchen Zeitung gegen Kleift 126, 134.

Spieß: Aufführung feines „General Schlenfheim“ 199.

Stäel, Frau von: lettres de l'Allemagne 399, 497; sur le suicide 672.

Stägemann, Geh. Staats-Rath: Freund Müller's und Kleift's 13, 390; an der Liebertafel 17; Mitglied der chriftlich-deutschen Tifchgefelfchaft 23, 39, 623; Gedichte für fie 40; in den Abendblättern 390. — Seine Frau Elisabeth, befreundet mit Arnim 25, mit Kleift 676.

Steffens, Heinrich: in den Abendblättern 309, 311.

Stein, Freiherr vom: 53, 59, 86.

Stolberg, Graf Friedrich Leopold: Mitarbeiter am Vaterländifchen Mufeum 467, 556.

T.

Tied, Ludwig: gegen die Berliner Aufklärung 3; Arnim für Tied's dramatifches Talent 241; einzige Erwähnung in den Abendblättern 287; Sorge für Kleift's Schriften 695.

Tiedemann, Hauptmann von: Mitglied der chriftlich-deutschen Tifchgefelfchaft 24, 39, 622.

Thorwaldfen: auf der Berliner Kunst-Ausftellung 280.

Thümen, von, Oberft und Commandant von Spandau 230. — Sein Sohn in die Theaterfabale hineingezogen 230, 232.

U.

Unger, Helene: der Mondkaiser 207.

Universität Berlin: Gründung 289; erstes Lectionöverzeichniß 292; „Proclamation“ 298, 301, 561; Brentano's Cantate 299; Studenten 314; Polizei-Conflict 318.

Unzelmann, Schaufpieler: in Ifland's Selbstbeherrichung 192; in den Klingsbergen 224; fein Improvisiren 377.

V.

Varnhagen: frühes Urtheil über ihn 7; an Versuchen und Hinderniffen Karl's betheilt 5, 614; Nachahmer Kleift's 530; gegen Brentano 326; gegen Arnim 632.

Villers, Charles de: litterarifche Thätigkeit 467, 499, 500; Spannung mit Adam Müller und den Berliner Patrioten 53, 500.

Vogel, Rendant Louis: Freund Adam Müller's und Kleift's 26, 657; Mitglied der chriftlich-deutschen Tifchgefelfchaft 23, 623. — Seine Frau Henriette Vogel 657.

Vof, Graf W. von: Mitglied der chriftlich-deutschen Tifchgefelfchaft 22, 622. Seine Gemahlin

Vof, Gräfin, geb. von Berg, patriotifche Zufammenkünfte bei ihr 14; Portrait von Büry 258.

- W o ß, Johann Heinrich:** Luise [393](#);  
 Gedichte [617](#); Homer [555](#).  
**W o ß, Julius von:** als Berliner  
 Schriftsteller [333](#), [624](#); „Jüdischer  
 Bastard“ [183](#), [620](#); Ton des Tages  
 189.  
**W o s s i s c h e Zeitung:** Franzosenzeit  
[41](#), [45](#); Theater [205](#), [217](#); Kleist's  
 Angriffe auf sie [192](#), [217](#), [243](#),  
[244](#); Eingabe gegen Kleist [126](#),  
[134](#), [219](#); Kleist's Tod [669](#), [671](#).
- W.**
- W e b e r, Carl Maria von:** an der  
 Liedertafel [18](#); unter Jffland un-  
 möglich, vom Grafen Brühl be-  
 günstigt [187](#).  
**W e b e r, A., Musikdirector:** Jffland's  
 Anhänger [185](#), [187](#).  
**W e i g l, Kapellmeister:** Singpiel  
 Die Schweizerfamilie [223](#), [225](#),  
[230](#), [242](#), [244](#).  
**W e i ß, Professor, Christian Samuel:**  
 Mitglied der christlich-deutschen  
 Tischgesellschaft [22](#), [39](#), [622](#).  
**W e i t s c h, Maler („Pascha-Weitsch“)**  
[271](#).  
**W e i t s c h, Hofmaler, Akademie-Rector**  
 in Berlin [269](#).  
**W e r n e r, Zacharias:** Luther [171](#),  
[176](#), [247](#); Attila [176](#), [247](#), [393](#);  
[24](#). Februar [201](#).  
**W i ß m a n n, Regierungspräsident,**  
 Schwiegerohn Schwink's: an der  
 christlich-deutschen Tischgesellschaft  
[23](#), [623](#).
- W o l f, Friedrich August:** an der  
 Liedertafel [16](#), [20](#); in den Abend-  
 blättern [293](#); über ein Wort  
 Friedrich's II. von deutscher Vers-  
 kunst [555](#); Pränumerant auf den  
 Philister [622](#).  
**W o l f a r t, Karl, Arzt und Professor:**  
 an der Liedertafel [18](#); Mitglied  
 der christlich-deutschen Tischgesell-  
 schaft [26](#), [39](#), [623](#); Dichter der  
 „Guntha“, der Katakomben, des  
 „German“ [198](#); Mitarbeiter an  
 den Abendblättern [197](#), [389](#); von  
 radicaler Seite bekämpft [675](#).  
**W o l l a n k:** Mitglied der Liedertafel  
 und der christlich-deutschen Tisch-  
 gesellschaft [23](#), [39](#); schriftstellerisch  
 thätig [26](#), [622](#).  
**W o l t m a n n, Karl von:** Uebersetzer  
 des Tacitus [389](#).
- 3.**
- Z e l l e r:** Pestalozzi'sches Normal-  
 institut in Königsberg [325](#), [328](#),  
[335](#).  
**Z e l t e r:** Meister der Liedertafel [15](#);  
 Mitglied der christlich-deutschen  
 Tischgesellschaft [23](#), [419](#); Sing-  
 akademie [424](#).  
**Z i c h o c k, Finanzrath von:** Mitglied  
 der christlich-deutschen Tischgesell-  
 schaft [23](#), [25](#), [622](#).  
**Z i c h o c k e:** Herausgeber der Mis-  
 cellen für die neueste Weltkunde  
[608](#); Verhältniß zu Kleist [695](#).



185-7-

UNIV. OF MICH.  
AUG 17 1906  
RECEIVED

83<sub>11</sub>

